

### Jugendforschung in der frühen Bundesrepublik: Diskurse und Umfragen

Janssen, Philip Jost

Veröffentlichungsversion / Published Version

Themenheft / topical issue

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Janssen, P. J. (2010). Jugendforschung in der frühen Bundesrepublik: Diskurse und Umfragen. *Historical Social Research, Supplement*, 22, 1-368. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-285862>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

# Historical Social Research

## Historische Sozialforschung

Supplement No. 22

Philip Jost Janssen

### **Jugendforschung in der frühen Bundesrepublik**

Diskurse und Umfragen

Köln:  
Zentrum für Historische Sozialforschung  
2010

HSR Supplement 22 (2010)

## The Journal: Scope, Submission & Subscription

«Formalization means a variety of procedures that match descriptions of events, structures, and processes with explicit models of those events, structures, and processes. Formal methods do not necessarily involve quantification or computing; analyses of linguistic, spatial, or temporal structure, for example, often proceed quite formally without computers and without any direct intervention of mathematics.»  
(Charles Tilly †, 1987)

«Historical Social Research – Historische Sozialforschung» (HSR) is a peer-reviewed international journal for the application of formal methods to history. Formal methods can be defined as all methods which are sufficiently intersubjective to be realized as an information science algorithm. The applications of formal methods to history extend from quantitative and computer-assisted qualitative social research, historical sociology and social scientific history up to cliometrical research and historical information science. In a broader sense the field of *Historical Social Research* can be described as an inter-/ transdisciplinary paradigm.

HSR is a bilingual journal (English and German), but substantial articles should be in English language to foster international communication. HSR is accepting manuscripts for peer-reviewing and publication only under the condition that the manuscripts are not submitted to other journals simultaneously. The manuscripts should be submitted in machine-readable form (e-mail: [hsr@gesis.org](mailto:hsr@gesis.org)). Please read the comprehensive information on preparing your article files for submission and on the options for submitting your article in our *Guidelines for authors* (available via <http://www.hsr-retro.de>).

The annual fees are: EURO 30 for individuals, EURO 50 for libraries and institutions. Members of QUANTUM receive the journal for their membership dues. Institutional members can choose between an invoice for membership or an invoice for the subscription to the journal depending on local conditions in administrative regulation or budgeting. All membership applications / subscriptions should be directed to: QUANTUM e.V., Liliencronstr. 6, 50931 Köln, Germany; e-mail: [zhsf@gesis.org](mailto:zhsf@gesis.org).

«HSR-Supplement» is a printed scripts series including lecture notes, scientific papers, readers or data documentations. QUANTUM-membership or HSR-subscription include the supplement issues (usually one issue / year).

«HSR-Transition» (HSR-TRANS) is an online supplement series containing lecture notes, scientific papers, readers or data documentations / data pools (open access, available via <http://www.hsr-trans.de>).

«HSR-Retrospective» (HSR-RETRO) contains the searchable online-database of all HSR-abstracts (since 1976/78) and the HSR-online-archive including HSR-Articles from back issues (at least two years old) for downloading (open access, available via <http://www.hsr-retro.de>).

## CONTENTS

VORWORT	5
1. KONZEPTIONELLER RAHMEN	9
1.1 Entdeckungszusammenhang	9
1.2 Fragestellung – Schwerpunkte – Anfangshypothesen	14
1.3 Disziplinäre Verortung – Quellenbasis – Methode	23
1.4 Zum Begriff der Jugend	28
1.5 Zum Begriff der frühen Bundesrepublik	39
1.6 Zum Begriff der Generation	47
1.7 Wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund: Die Umfrageforschung nach 1945	58
2. DISKURSE DER INTERDISZIPLINÄREN JUGENDFORSCHUNG	75
2.1 Der Komplex Wissenschaft und Öffentlichkeit	75
2.2 Pädagogik	77
2.2.1 Rettet das Moratorium! (Flitner)	81
2.2.2 Alles im Erziehungsfeld (Roeßler, Wenke)	85
2.3 Psychologie	89
2.3.1 Rettet die Reifezeit! (Muchow)	89
2.3.2 Das ewige Vorbildproblem (Thomae)	93
2.4 Soziologie	96
2.4.1 Skeptische Gesellschaft und nivellierte Generationen (Schelsky)	99
2.4.2 Die Entdeckung der Teilkultur (Tenbruck)	111
2.4.3 Die unbefangene Jugendforschung (Blücher)	114
2.5 Stellvertreterdiskurse: „Jugend und ...“	117
2.5.1 Jugend und Moderne	118
2.5.2 Jugend und Masse	122
2.5.3 Jugend und Konsum	126
2.6 Jugendfiguren in der Freizeitkultur	131
2.6.1 Die Figur des Halbstarcken	133
2.6.2 Die Figur des Teenagers	144
2.7 Zusammenfassung	148

3. JUGEND UND JUGENDBILDER IN DEN UMFragen	155
3.1 Quellenwert und Quellenkritik	155
3.1.1 Übersicht über das wichtigste Datenmaterial	155
3.1.2 Pretests und Konzeptualisierungsphase	166
3.1.3 Aufbau, inhaltliche Schwerpunkte und Frageformulierung	170
3.1.4 Fragesituation und Interviewerprofil	182
3.1.5 Von der Datenaufbereitung zum Tabellenband	189
3.1.6 Zum Einsatz der Quelle	192
3.2 Fragen an die „skeptische Generation“	194
3.2.1 Politisches Interesse / Demokratiepotenzial	194
3.2.2 Vorbilder / Werte	206
3.2.3 Arbeitseinstellung / Aufstiegsorientierung	213
3.2.4 Kulturelle Normen / Werte im Wandel?	219
3.3 Fragen an eine mögliche Jugendkultur	226
3.3.1 Freizeit zwischen Häuslichkeit und „Kulturindustrie“	227
3.3.2 Mediennutzung	236
3.3.3 „Gesellung“	255
3.3.4 Liebe / Partnerschaft	261
3.3.5 Heterogenitäten: Soziale Disposition, Bildungshintergrund, Geschlecht	267
3.3.6 Die 41er	277
3.4 Ein Ausblick in die frühen 60er Jahre	287
3.4.1 Politische Kultur	288
3.4.2 Ökonomische Kultur	297
3.4.3 Freizeitkultur	300
3.5 Zusammenfassung	304
4. SCHLUSSBETRACHTUNG: JUGENDFORSCHUNG ALS GESAMTGESELLSCHAFTLICHE FUTUROLOGIE	313
5. APPENDIX	335
5.1 References	335
5.2 Synopse: Jugendumfragen	361
5.3 Tabellen- und Abbildungsverzeichnis	364

## Vorwort \*

Bei diesem HSR-Supplementheft handelt es sich um eine überarbeitete und verdichtete Fassung meiner Dissertation „Jugend und Jugendbilder in der frühen Bundesrepublik“, die im Wintersemester 2009/2010 von der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln angenommen wurde. Das Original ist als Dissertationsdruck in der Universitätsbibliothek Köln erschienen und kann ebendort bestellt werden, eine digitale Version wurde für das Online-Portal HSR-Transition ([www.hsr-trans.de/](http://www.hsr-trans.de/)) aufbereitet.

Im Vergleich zur ursprünglichen Fassung fokussiert das Supplementheft stärker auf die wissenschaftsgeschichtlich relevanten Ergebnisse, die eine Analyse der interdisziplinären Jugendforschung ergeben hatte. Außerdem wird ein besonderer Schwerpunkt auf die Re-Analyse der historischen Umfragedaten gelegt – inklusive der notwendigen Quellenkritik dieser, für die Geschichtswissenschaften immer noch nicht ganz alltäglichen Quelle. Demgegenüber wurde um Bereiche reduziert, die sich stärker mit den Rahmenbedingungen jugendlichen Aufwachsens in den 50er Jahren auseinander gesetzt hatten: Neben Entwicklungen in Jugendpolitik und Jugendschutz waren dies v.a. soziodemografische Fakten, die Kontexte Ausbildungs- und Arbeitsverhältnisse sowie die zeitliche und finanzielle Evaluierung von „Freizeit-Räumen“. Wie in der Supplementreihe üblich, wurde zugunsten einer besseren Lesbarkeit auf einen umfangreichen Anmerkungsapparat verzichtet.

Der Forschungskontext ist hier die Historische Sozialforschung, die innerhalb der GESIS seit langem die adäquaten theoretischen und methodischen Zugänge zu sozialwissenschaftlichen Quellenbeständen untersucht und Modelle zu ihrer historischen Kontextualisierung bereitstellt. Insofern steht das vorliegende Heft in der Tradition der schon klassischen Studien, die in den letzten Jahrzehnten innerhalb und im Umfeld des ZHSF entstanden sind. Sie versucht aber gleichzeitig, neue Wege für die Methode einer Historischen Kontextanalyse zu beschreiten. Während die ältere Diskussion über den grundsätzlichen wissenschaftlichen Stellenwert der Historischen Sozialforschung (Leitthemen: „Konvergenz von Geschichte und Soziologie“; „Historische Sozialforschung als diachrone Sozialwissenschaft“ etc.) in den 1990er Jahren – ähnlich wie bei der „Historischen Sozialwissenschaft“ – verebbte, ist in den letzten Jahren eine lebendige Renaissance der Theorie- und Methodendiskussion seitens an historischen Fragestellungen interessierten jüngeren Sozialwissenschaftlern zu beobachten. Diese Studie versteht sich als Pendant: nämlich als Beitrag eines an

---

\* Address all communications to: Philip Jost Janssen, GESIS – Leibniz Institute for the Social Sciences, Data Archive for the Social Sciences (DAS), Liliencronstr. 6, 50931 Cologne, Germany; e-mail: [philip.janssen@gesis.org](mailto:philip.janssen@gesis.org).

sozialwissenschaftlichen Fragestellungen interessierten Historikers zum laufenden Diskurs.

Diese Studie ist „100% GESIS“ – da sie von der Ursprungsidee bis hin zum Schlusssatz entstanden ist im institutionellen Rahmen der GESIS – dem Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften und dort im Zentralarchiv für empirische Sozialforschung / Datenarchiv für Sozialwissenschaften. Ein besonderer Dank gilt deshalb der materiellen und ideellen Doktorandenförderung durch die GESIS. Der interdisziplinäre Austausch während der ZHSF-Methodenseminare hat sich sehr produktiv auf den Schreibprozess ausgewirkt, das PhD-Netzwerk, das sich 2009 im Datenarchiv für Sozialwissenschaften konstituiert hat, gab der Dissertation auf den letzten Metern noch entscheidende Impulse.

Besonderer Dank gebührt meinem Doktorvater, dem Leiter des Zentrums für Historische Sozialforschung (in GESIS/DAS), Prof. Dr. Wilhelm Heinz Schröder, der sich in allen Phasen des Forschungsprozesses als Förderer, Berater und Kritiker – nicht zuletzt aber auch als Motivator engagiert hat. Er weckte in mir das Interesse für das Thema Jugend und sorgte mit aufmerksamer Betreuung und hilfreichen Impulsen dafür, dass das Feuer für das wissenschaftliche Forschen und Schreiben niemals ausging. Als Zweitgutachterin stand mir mit Prof. Dr. Margit Szöllösi-Janze vom Historischen Seminar der Universität zu Köln (jetzt LMU München) eine ausgewiesene Kennerin der westdeutschen Sozialgeschichte zur Seite. Ihren zahlreichen und detaillierten Anmerkungen zur Arbeit ist es auch zu danken, dass diese überarbeitete Version zwar an Umfang verliert, jedoch an Gewicht gewinnt. Darüber hinaus ist dem Deutschen Jugendinstitut für die ausgiebige Unterstützung während der Recherche-phase zu danken, namentlich Herrn Helmut Schneider, außerdem Herrn Dr. Hans-Ulrich Wagner vom Hans-Bredow-Institut in Hamburg sowie der Association for History and Computing und dem Deutschen Historikerverband für die Möglichkeit, mein Thema frühzeitig auf der AHC-Conference bzw. dem Historikertag präsentieren zu dürfen. Außerhalb der institutionellen Einbindung ist ganz besonders das kritische Engagement von Dr. Jan Engelke, Dr. Marian Krawietz, Dr. Guido Lauen und Dominik Schon bei der Diskussion meiner Manuskripte hervorzuheben.

Köln, im Oktober 2010

Philip Jost Janssen

## **Supplement No. 22**

### **1. KONZEPTIONELLER RAHMEN**

**HSR Supplement 22 (2010)**



# 1. Konzeptioneller Rahmen

## 1.1 Entdeckungszusammenhang

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.“ Dieses alte, besonders stark im 20. Jahrhundert verwendete und mittlerweile reichlich abgenutzt wirkende Diktum gilt bis heute. Die nachwachsende Generation unterliegt der Fürsorge und dem Schutz, sie wird als Vorreiter neuer Entwicklungen gefeiert oder aufgrund von abweichendem Verhalten problematisiert oder gar kriminalisiert. Vor allen Maßnahmen wird Jugend aber zunächst von den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen mit den unterschiedlichsten Methoden beobachtet, erforscht und beschrieben – eine Entwicklung, die nicht erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einsetzt, sich aber dort immer weiter intensiviert und ausdifferenziert – sodass man heute vor einer schier unüberschaubaren Vielfalt divergierender wissenschaftlicher Herangehensweisen und Forschungsinteressen steht.

Als einfache Faustregel für Jugendbeobachtung gilt: Diese hat vor allem dann Konjunktur, wenn eine Gesellschaft als Ganzes an vorherige Wertetraditionen nur unsicher anknüpfen kann – sei es durch den äußerlich sichtbaren Grund eines Systemumbruchs, Krieges oder aufgrund von Migration, sei es durch weniger sichtbare und allmähliche Entwicklungen wie der Legitimitätsverlust traditioneller Eliten, deren vorbildliche Normen und Werte von einer wachsenden Anzahl an (meist jungen) Menschen plötzlich als unbrauchbar für aktuelle oder zukünftige Lebensbewältigung angesehen werden. Umso akuter wird der Blick auf die Jugend als apostrophierter Blick in die Zukunft, wenn moralische Grundwerte tief erschüttert sind und zudem noch unsicher ist, wer denn eigentlich die Agenda mit gesellschaftlichen Zukunftskonzepten bestimmen wird.

Für die ersten Jahre der Bundesrepublik sollte dies in ganz besonderem Maße zutreffen. Denn hier handelte es sich um eine Gesellschaft, die auf der Suche nach der eigenen Zukunft und sich selbst war, in ihren Grundfesten tief erschüttert, manche Zeitgenossen sagten sogar: durch die Erfahrungen im Nationalsozialismus und Krieg „gelähmt“, die sich selbst im Taumel des Wiederaufbaus mit Arbeit betäubte und die in der Folge in einem als maßlos wahrgenommenen Konsumstreben von der Verarbeitung der eigentlich moralischen Katastrophe ablenkte. Angesichts kollektiver biografischer Zäsuren durch den Krieg und dessen Folgen – Tod und ökonomisches Elend, Zerstörung und Verlust von Heimat, Flucht und Vertreibung, Hunger, soziale Destrukturierung und Deprivation – zudem als Nation geteilt, von den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges besetzt und als politischer Akteur zunächst mit wenig Einfluss, könnte man fragen: Wer, wenn nicht eine solche Gesellschaft, hätte eigentlich

mehr Grund, einen teils besorgten, teils hoffnungsvollen Blick auf die nachwachsende Generation zu werfen?

Und tatsächlich ist das Thema Jugend eines der wesentlichen Verhandlungsobjekte, mit denen sich nach 1945 nicht nur die traditionell Zuständigen der wissenschaftlichen Bereiche Pädagogik und Entwicklungspsychologie sowie der „anwendungsbezogenen“ Bereiche wie Jugendvereine und öffentliche Wohlfahrt, sondern nun auch vermehrt die Sozialwissenschaften und auch wieder die Politik beschäftigten. Für das in mehrerlei Hinsicht unsouveräne Westdeutschland der 50er Jahre war der exogene Einfluss der Besatzungsmächte, vor allem der Amerikaner, auf die Jugendforschung und deren Empirisierung von katalysatorischer Bedeutung. Dass das primäre Interesse in der unmittelbaren Nachkriegszeit dabei auf die politische Orientierung der ehemaligen Staatsjugend gerichtet war, überrascht nicht, handelte es sich doch um die Altersgruppe, die durch die systematische nationalsozialistische Indoktrinierung am stärksten betroffen – und scheinbar auch am schlimmsten traumatisiert war. Ursprungsmotivation aller, zunächst von den Alliierten initiierten Jugendforschung war deshalb die Frage nach den Restbeständen nationalsozialistischer Ideologie. Der (teil-)staatliche Neuanfang warf auch Fragen nach verbindlichen kulturellen und moralischen Grundwerten auf, sodass die öffentliche Beschäftigung mit dem Thema Jugend mehr als alles andere eine gesellschaftliche Selbstbespiegelung und ein Durchspielen von Zukunftskonzepten war.

Sorge um soziale Integration und Hoffnung auf gelingenden Kultur- und Wertetransfer sind konstante Merkmale von Jugendforschung bis heute. Die Beschäftigung mit dem sensiblen Thema Jugend erhält für den Untersuchungszeitraum eine zusätzliche Brisanz durch die zeitliche Nähe zu Nationalsozialismus und Krieg. Auf die jüngere Generation wurden nun Erwartungen, Hoffnungen und Ängste projiziert. Gerade angesichts einer als bedrohlich empfundenen Systemkonkurrenz in der neuen bipolaren Welt des Kalten Krieges wurde die Frage nach Integration in ökonomischer, politischer und kultureller Hinsicht bei gleichzeitiger Angst vor einem Wertevakuum zum zentralen Ausgangspunkt westdeutscher Jugendforschung: Die totale moralische Katastrophe in unmittelbarer Vergangenheit, sah sich die Wirtschaftswundergesellschaft im Osten dem Sowjetsystem und Kollektivismus, und im Westen einem fundamentalen Zivilisations-, aber nicht ernst genommenen Kulturimport gegenüber. Gerade die neuen Angebote einer internationalen Pop-Kultur eröffneten für die westdeutschen Jugendlichen schließlich einen „neuartigen Zugang“. Alles in allem: besondere Zeiten sowohl auf Beobachtungsobjekt- als auch auf der Beobachterebene.

Umso erstaunlicher ist deshalb die Tatsache, dass sich bisher weder die Geschichts- noch die Sozialwissenschaften in besonderem Maße für die retrospektive Betrachtung dieser von prognostischen Versprechen durchtränkten Jugendforschung und ihrer Diskurskontexte interessiert haben. Historiografische Untersuchungen zum Thema „Aufwachsen in den 50ern“ gibt es, wenn auch nicht

allzu viele. Forschungen aus dem Bereich der Soziologie bzw. Historischen Soziologie zum gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umgang mit diesem sozialen Phänomen speziell für die frühe Bundesrepublik sind rar. Und konvergente Studien dessen, wie sich das Zusammenspiel von Jugenderleben in historischen Kontexten mit wissenschaftlich-medialen Jugenddiskursen und den Outputs einer sich rasant wandelnden und zunehmend umfragebasierten Jugendforschung gestaltet, liegen – soweit man dies heute (2010) überblicken kann – überhaupt nicht vor.

Der Untersuchungsgegenstand birgt vorab eine Reihe an Herausforderungen in sich. Nicht allein deshalb, weil ja erst einmal gezeigt werden müsste, dass es einen historisch abgrenzbaren Raum wie die „frühe Bundesrepublik“ überhaupt gibt. Sondern vor allem, weil der zentrale Verhandlungsgegenstand „Jugend“ als schwieriger Containerbegriff bekannt ist, der definitorisch nicht ganz leicht zu fassen ist. Zudem bleibt Jugend als wissenschaftliches Untersuchungsobjekt – und das ist das Heikle und gleichzeitig Relevante am Allerweltsbegriff Jugend – nie ausschließlich wissenschaftsimmanent. Jugendforschung wird vom öffentlich-publizistischen oder politischen Diskurs ebenso geprägt und teilweise auch mit angestoßen, wie umgekehrt die Ergebnisse von Jugendforschung, freilich meist in abgewandelter Form, öffentlich rezipiert werden. Da das Reden über Jugend also in ein Rückkoppelungssystem mit Wissenschaft, Politik und Medien eingebunden ist, ist ihr erstens ein konstruktiver Charakter immanent und zweitens kann vermutet werden, dass Jugend immer, aber besonders in der frühen, „jungen“ Bundesrepublik auch als Projektionsfläche für völlig anderes steht, das mit realem Jugendleben weniger zu tun hat. Es geht immer auch um Selbstbilder *von einer* und *für eine* Gesellschaft als Ganze. Es ist davon auszugehen, dass das eben angedeutete interdisziplinäre Forschen und Reden über Jugend selbst zum historischen Substrat geworden ist, dessen Analyse mit bestimmten Fragestellungen womöglich noch Aufschlussreiches zur mentalen Disposition, aber auch zu wissenschaftsgeschichtlichen Konstellationen in der frühen Bundesrepublik beitragen kann.

*Erstes Ziel* dieser Arbeit ist es also, Jugend in der Tradition des Historischen Soziologen als Objekt der Wissenschaften und öffentlich-medialer Verhandlung zu erforschen und die dort konstruierten Jugendbilder im historischen Kontext zu ordnen und zu analysieren. Dabei handelt es sich doch immer auch um *Jugendbilder*, die Politik, Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien in einem Interaktionsprozess konstruieren. Bilder, die nicht selten beladen sind mit ideologischem Gepäck, eingepasst in die eigenen Forschungsschwerpunkte oder politischen Programme oder mit dem Zweck verknüpft, zielgerichtet mediale Aufmerksamkeit zu provozieren. Das Kernproblem beim Versuch einer möglichst objektiven Beschreibung von „Wirklichkeit“ ist aber – besonders bei diesem Thema – die stets unlösbare Verknüpfung von disziplinär unterschiedlicher Wissenschaftsorientierung mit konkreten, in diesem Fall jugendpolitischen oder erziehungspraktischen Handlungsstrukturen, die außerhalb objektiver

Analyse liegen. Erschwerend kommt hinzu, dass die Jugendforschung immer schon höhere öffentliche Aufmerksamkeitswerte hatte als vergleichbare Forschungsfelder. Und je mehr öffentliche Aufmerksamkeit vorhanden ist, desto undurchdringlicher wird der Dschungel aus Fakten, Meinungen, Forschungsversatzstücken, analytischen Interpretationen und illustrativen Behauptungen. Dazu kommt, dass diese über ihren eigenen Gegenstandsbereich hinaus auch, weil Theorie von Jugend immer auch eingebettet ist in eine Theorie von Gesellschaft, gesamtgesellschaftliche Analysen mitliefern oder eigene, globalere Theoriekomplexe oder Schlagwortfelder zu bestätigen suchen.

Ein prominentes Beispiel: Es erscheint offenkundig, wie Helmut Schelsky zur Untermauerung seiner These von der Nivellierten Mittelstandsgesellschaft eine Jugendsoziologie konturierte, die im Ergebnis die Wesensgleichheit von erwachsenen und jugendlichen Einstellungen und Verhaltensweisen behauptete. Dies ist auch das zentrale Missverständnis bei der Analyse seines Klassikers „Die skeptische Generation“: Schelsky schaffte – trotz des Buchtitels und der gleichzeitigen Renaissance des Generationenkonzepts in den 50er Jahren – die Vorstellung einer eigenständigen Jugendphase vollständig ab. Im Kontrast dazu beschrieb Friedrich Tenbruck die Entwicklung einer jugendlichen „Teilkultur“ und vertrat sogar die These einer „Juvenalisierung“ der Gesamtgesellschaft. Beide, Schelsky und Tenbruck, beriefen sich aber auf das gleiche empirische Material. Solche Jugenddebatten fanden eben auch vor dem Hintergrund von Machtverschiebungen im wissenschaftlichen Feld statt. Sie stehen für interdisziplinäre Konkurrenz um die besseren Methoden und Theorien – und gleichzeitig für den Kampf um Diskursführerschaft. Hier ist wissenschaftsgeschichtlich bedeutsam, wie die in sich selbst bereits heterogene Soziologie in einen originären Zuständigkeitsbereich der Pädagogik und Entwicklungspsychologie eintritt, wobei die jeweiligen unumstößlichen Grundkonzepte vom fachstrategischen Eigeninteresse bisweilen schwer zu trennen sind. Im Ergebnis jedoch wird die interdisziplinäre Jugendforschung innerhalb kürzester Zeit fundamental empirisiert, genauer: quantifiziert.

Auch ist plausibel, dass der situationale, institutionelle und soziale Kontext einerseits den Diskurs formt und prägt, andererseits wirkt der Diskurs auf die soziale und gesellschaftliche Wirklichkeit zurück, kurz gesagt: Der Diskurs ist sowohl sozial konstitutiv als auch sozial bestimmt. Dieser inhärente dialektische Charakter evoziert die Vermutung, dass Jugendforschung und öffentlich geführter Jugenddiskurs die Jugend zumindest mitkonstruieren, die sie zu analysieren vorgeben. Der anvisierte Beobachtungszeitraum enthält gleichzeitig auch besonders einschneidende Veränderungen, was die Theorien, die Methoden und den Interpretationshabitus in der Jugendforschung betrifft. Dabei erscheint der Bedeutungszuwachs der empirischen Sozialforschung, insbesondere der Umfrageforschung, als das für die folgenden Jahrzehnte wirkmächtigste Phänomen, nicht nur, aber auch im Bereich der interdisziplinären Jugendforschung. Mit der neuen, als „westlich“ wahrgenommenen Methode der Umfra-

geforschung schien nämlich der „Wirklichkeitswissenschaft“ Soziologie seit Beginn der 50er Jahre ein geeignetes Instrument zur Verfügung zu stehen, die „tatsächlichen“ Einstellungen und Verhaltensweisen von Bevölkerung und Bevölkerungsgruppen objektiv zu erheben. Zudem verhiess „Repräsentativität“ die zeitgemäße Entsprechung zur Demokratie zu sein. In der genauen Beobachtung der Jugend als gefährdetes und gefährliches „Mutationspotential der Gesellschaft“ (Karl Mannheim) – so die zeitgenössische Hoffnung – lassen sich kulturell-moralische Kontinuität oder Bruch seismografisch lesen. Titel wie „Jugend von heute – Gesellschaft von morgen“ sind Indizien für den Anspruch empirischer Jugendforschung, quasi als mittelfristige Futurologie der Wiederaufbaugesellschaft dezidiert anwendungsbezogene Forschung zu betreiben.

*Zweites Ziel* dieser Arbeit ist es also – jetzt in der Tradition des Historischen Sozialforschers – zu analysieren, inwieweit jene, mittlerweile historisch gewordenen Umfragedaten aus der Pionierphase westdeutscher Demoskopie, die nachweislich den Diskurs v.a. via Schelsky stark geprägt haben, für eine jugendhistorische Untersuchung fünfzig Jahre später tauglich sind. Die Hoffnung dahinter: Wenn man die Kontexte und die gleichzeitig davon abhebenden und darauf einwirkenden Diskurse kennt, könnten Umfragedaten besser „gelesen“ und vielleicht noch Genaueres zum Begriffspaar „Jugend und Jugendbilder“ gesagt werden. Zu erwarten sind zahlreiche Interdependenzen und Inkongruenzen, außerdem steht zu vermuten, dass beispielsweise die diskursive Verhandlung sich als ein wesentlicher Teil von Kontext herausstellt oder Umfragedaten diskursiv vorgeprägt sind.

Dass bei der Beantwortung zeithistorischer Forschungsfragen sozialwissenschaftliche Quellen von großem Nutzen sind, ist heute zwar unbestritten. Gerade die Datensätze der frühen Umfrageforschung aber, deren methodische Undifferenziertheit nicht selten zu ausufernden und auch ideologisch gefärbten Interpretationen einladen, werden häufig zitiert – selten jedoch analysiert. Die Möglichkeit, eben jene Daten im Verbund mit ihren verfügbaren Metainformationen und den zeitgenössischen Forschungsergebnissen selbst als historische Quellen zu begreifen und sie einer eigenen Re-Analyse zu unterziehen, wird – zumal von Zeithistorikern – immer noch kaum wahrgenommen.

Die vorliegende Arbeit soll also neben wissenschaftsgeschichtlichen Teilen ein Beitrag zur Geschichtsschreibung über die Jugend sein; gleichzeitig aber auch eine Studie über Selbst-, Ideal- und Alptraumbilder der Gesellschaft der jungen Bundesrepublik insgesamt, die in ihren Diskursen über die Jugend (gerade in Verbindung mit Freizeit) eine aussagekräftige Projektionsfläche ihrer selbst gefunden hatte. Denn das Reden über Jugend ist zu allen Zeiten, besonders aber in der frühen – „jungen“ – Bundesrepublik nicht nur „Sorge um Integration“, sondern auch ein Stellvertretergefecht, dessen Analyse lohnt, weil es die Suche nach dem Selbstverständnis und dem Wertehorizont der Gesellschaft freilegt. Da wird zum Beispiel in Richtung Jugend argumentiert, dass

der Umgang der Menschen in diesen Bereichen immer gefühls- und affektärmer [wird], er wird abstrakt und prinzipiell, reglement- und zweckgesteuert. Die dadurch freigesetzten Gefühls- und Affektbedürfnisse werden in dieser Gesellschaft sozusagen gesondert organisiert und abgesättigt, vor allem im privaten Bereich, aber auch im Sport, Kino und sonstigen Vergnügungsbetrieb, damit sie nicht als Ressentiment frei flottieren und als Sand in das Sachgetriebe der modernen Beziehungen eindringen.<sup>1</sup>

Dies ist kein Ausschnitt aus der aktuellen Shell-Jugendstudie – die Einschätzung stammt aus dem Jahr 1957. Helmut Schelsky beschrieb hier die deutsche Nachkriegsjugend als eine „skeptische Generation“. Mit dem Begriff „skeptisch“ war damals allerdings keine philosophische Grundhaltung gemeint, sondern er bezog sich auf die den damaligen Jugendlichen zugeschriebenen Eigenschaften wie angepasst, nüchtern und aufstiegsorientiert. Die Darstellung der Jugend als skeptische Generation ist unbestritten *die* gängige Interpretation jener Zeit und auch Dreh- und Angelpunkt für fast alle historischen Untersuchungen, die direkt oder auch nur am Rande mit der Jugend der frühen Bundesrepublik zu tun haben. Gleichzeitig existieren aber auch andere Konturierungen: etwa die des traumatisierten Kriegskindes, die des rebellischen Halbstarcken, die des konsumorientierten Teenagers oder die des prärevolutionären Studenten. Die Bilder, die von der Jugend der frühen Bundesrepublik gezeichnet wurden und werden, erweisen sich also als äußerst widersprüchlich. Es ist zu fragen, ob sie die sich wandelnden Erwartungen widerspiegeln, die die Gesellschaft an die nachwachsende Generation stellt, oder ob die Vielzahl der Einschätzungen lediglich für die Pluralität von Jugend insgesamt steht, für die Tatsache, dass Jugend sich nun einmal nie auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt, oder ob diese Charakterisierungen Resultate von jeweils unterschiedlichem disziplinären Zugriff sind. Es scheint also nicht ganz einfach zu sein, das Begriffspaar „Jugend“ und „Jugendbilder“ sauber voneinander zu trennen. Dazu im Folgenden zunächst eine Einführung in die Fragestellungen, die im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen – verbunden mit ersten Hypothesen.

## 1.2 Fragestellung – Schwerpunkte – Anfangshypothesen

Vier zentrale Fokussierungen sollen als Matrizen der Untersuchung dienen. Jeweils inhärent sind hier (1) die jugendhistorische Komponente, die zu kategorisieren versucht, (2) die zeithistorische Komponente, die nach Periodisierungen fragt, (3) die übergreifende Relevanz-Komponente, die Metaebenen vermutet, und schließlich (4) die wissenschaftsgeschichtliche Komponente, die methodologische Akzente setzt:

- 1) Jugendleben in der frühen Bundesrepublik ist nicht widersprüchlich, sondern buchstäblich „vielschichtig“.

---

<sup>1</sup> Schelsky, *Generation*, S. 36-37.

- 2) Der Untersuchungszeitraum „frühe Bundesrepublik“ ist breiter als er scheint. Jugend und Jugendbilder ändern sich innerhalb weniger Jahre fundamental.
- 3) „Jugend“ ist eine Schlüsselkategorie für das Selbstverständnis der frühen Bundesrepublik. Und der Diskurs über sie ist auch als Stellvertreterdiskurs zu lesen.
- 4) Die quantifizierend-empirische Jugendforschung generiert Umfragedaten als wertvolle zeithistorische Quelle.

*Ad 1) Jugendleben in der frühen Bundesrepublik ist nicht widersprüchlich, sondern buchstäblich „vielschichtig“.*

Die Annahme eines vielschichtigen „jugendlichen Reallebens“ scheint auf den ersten Blick eine inhaltliche Banalität zu sein. Bei genauerer Durchsicht der relevanten Literatur erweist sich dies jedoch als nicht unbedingt selbstverständlich. Es fällt auch auf, dass der Singular hier eine längere Lebensdauer hat als bei anderen sozialen Kollektiven: *Das* Bürgertum oder *die* Arbeiterklasse werden längst differenzierter besprochen. Wie stark Pluralität aber überhaupt nachweisbar ist oder ob dies einfach nur eine Frage der Quellenauswahl ist, beziehungsweise mit ihrer Gewichtung zusammenhängt, gilt es zu überprüfen. So erscheint es plausibel, dass, je weniger Quellen bei einer historischen Jugendforschung eingesetzt werden, desto einheitlicher auch das Jugendbild sein muss. Außerdem ist die Kohärenz des Jugendbildes abhängig davon, welche Quellen und Methoden man heranzieht. So werden qualitative Interviews naturgemäß immer eine größere Vielschichtigkeit erzeugen als repräsentative Umfragen.

Die größten Differenzen werden in den Variablen Geschlecht und Bildungshintergrund vermutet, was keine Überraschung ist: Die meisten Jugendforscher nehmen diese Differenzierungen vor – häufig jedoch, ohne dabei oder anschließend den bürgerlich-männlich geprägten Jugendbegriff anzupassen. „Die Jugend gibt es nicht“<sup>2</sup> – Erwin K. Scheuch war einer der ersten, der die Jugendforschung regelmäßig zur Berücksichtigung der internen Differenziertheit der Jugend nach dem Krieg aufforderte – der jedoch auf weitestgehend homogene Jugendvorstellungen traf. Doch die Pluralität von Jugend beginnt nicht erst in den 70er Jahren. Ein wesentliches Ziel der Re-Analyse muss es daher sein, möglichst differenzierte Jugendprofile zu erstellen. Pluralität im Kontext von Individualisierungsprozessen: Ein besonderer Schwerpunkt soll hier auf dem Freizeitbereich liegen, als das bevorzugte Emanzipations- und Probierfeld für die Jugendlichen in einer vermuteten jugendkulturellen Inkubationsphase der späten 50er Jahre. Eine explorative Auswertung der EMNID-Studien von 1953, 1954 und 1955 hat ergeben, dass die Jugendlichen in diesem Beobachtungszeitraum in völlig unterschiedlichen Welten leben. Dies erstaunt vor dem Hinter-

---

<sup>2</sup> Scheuch, *Jugend gibt es nicht*, S. 54-78.

grund des Diskurses über Nivellierung und angesichts der Tatsache, dass die mittelwertfixierte Statistik gesellschaftliche Wirklichkeit automatisch „einebnen“ und minoritäre, aber öffentlichkeitswirksame generationelle Trägergruppen in der repräsentativen Umfrage unauffällig werden. Die drei Hauptdifferenzierungen, die von der Re-Analyse aufgegriffen werden müssten, sind demnach:

*a. Gender.* Es ist in der frühen Bundesrepublik nach wie vor der männliche Jugendliche, auf den das Forschungsinteresse hauptsächlich abzielt. Dieser steht oft in der Tradition der pädagogisch bedeutsamen und literarisch aufgeladenen Figur des „Jünglings“, was nicht zuletzt an der vielfach jugendbewegten Biografie der Forscher selbst liegt. Weibliches Jugendleben und die zahlreichen Unterschiede, beispielsweise die sehr viel stärkeren Reglementierungsstrategien durch elterliche, kirchliche und staatliche Autoritäten, finden hingegen selten eine eigene Erwähnung.

*b. Altersbinnendifferenzierung.* Die Probleme bei der Entwicklung einer exakten transdisziplinären Jugenddefinition und bei der Festlegung von Anfang und Ende der Jugendzeit sind nie endgültig zu lösen. Die damals üblichste Setzung in den Jugendumfragen, nämlich die der Altersspanne 15-24, schließt aber einerseits alle diejenigen aus, die zum Zeitpunkt der Befragung in der Volk- und Mittelschule waren – andererseits aber den 23-jährigen Facharbeiter und die 22-jährige verheiratete Hausfrau mit ein. Doch für die Mehrheit der damals Befragten scheint die Jugendphase – wenn es sie denn überhaupt gab – viel kürzer gewesen zu sein als für die kleine Gruppe der Oberschüler und Studenten, die den zeitgenössischen Forschern ganz offensichtlich als Prototyp vor-schwebte. Schon eine einfache Aufschlüsselung der Geburtsjahrgänge lässt bereits erahnen, welche unterschiedliche Kollektiverfahrungen die untersuchten Kohorten hatten. Im erweiterten Beobachtungszeitraum reicht die Spanne der Befragten vom Kriegsteilnehmer bis zum Wirtschaftswunderkind. Trotz der vermuteten methodischen Schwierigkeiten, v.a. was die Vergleichbarkeit von Stichproben sowie Frageformulierung und Itemkompatibilität betrifft, kann man von einer punktuellen Längsschnittanalyse Aufschlüsse über signifikante Veränderungen im Jugenderleben erwarten. Eventuell lassen sich sogar Einordnungen in die bekannten langfristigen Prozesse vornehmen: Wertewandel und Individualisierung, die These einer Entwicklung von Jugendlichkeit als kultureller Norm oder die Überprüfung der Hypothese, dass die zweite Hälfte der 50er Jahre die Inkubationszeit für die spätere jugendkulturelle Segregation ist.

*c. Soziale Herkunft/Bildungshintergrund.* Bedeutsam für die im Fokus stehende Zeit der frühen Bundesrepublik scheinen in jedem Fall die rhetorischen Einebnungsstrategien von gesellschaftlichen Unterschieden zu sein. So werden reale soziale Ungleichheit und deren Einfluss auf Bildungschancen in der frühen Bundesrepublik durch „gefühlte Gleichheit“ verdrängt und in Schelskys „Nivellierter Mittelstandsgesellschaft“ gewissermaßen wissenschaftlich bestä-



tigt. Sieht man genauer hin und zieht man weitere Umfragedaten aus Landjugenduntersuchungen, Arbeiterbefragungen sowie allgemeine Daten hinzu, sollte aber deutlich werden, dass die soziale Disposition mehr als nur „feine Unterschiede“ nach sich zog.

„Klassische“ Fragen von Jugendsurveys sind die nach den Vorbildern, den demokratischen Überzeugungen oder der „Gesellung“. Bei einem explorativen Vergleich der Fragebögen fällt auf, wie stark sich die inhaltliche Schwerpunktsetzung zwischen 1953 und 1965 in Richtung Bildung und Freizeit verschiebt. Dies mag auch mit den persönlichen Forschungsinteressen der federführenden Soziologen zusammenhängen, ist aber gleichzeitig auch eingebettet in gesamtgesellschaftliche Analysen, wie sie sich zentral in Georg Pichts Bildungskatastrophe oder in der deutschen Rezeption von David Riesmans „The Lonely Crowd“ manifestieren. Auch in der vorliegenden Untersuchung wird das Thema Freizeit zu einem zentralen Analysefeld. Dies trägt zum einen der gesellschaftlichen Entwicklung Rechnung, dass der Freizeit quantitativ und qualitativ eine immer größere Bedeutung zukam. Zum anderen ist Freizeit ein aufs Engste mit dem Thema „Jugend“ verknüpft und in den 50er Jahren zentrales Untersuchungsthema, das im Argumentationszusammenhang industrielle Massengesellschaft – Modernisierung – Konsumorientierung oft kulturkritisch diskutiert wurde. Die Prognose von Schelsky, Blücher und anderen konservativen Intellektuellen, die Bundesrepublik sei bald eine „Freizeitgesellschaft“, war durchaus nicht nur polemisch gemeint. Wenn in den Jugendstudien also ein besonderes Augenmerk auf das Freizeitverhalten gelegt wurde, dann auch um einen augenhaften Blick in die Zukunft der westdeutschen Gesellschaft zu werfen oder um kulturelle Standards zu definieren.

*Ad 2) Der Untersuchungszeitraum ist breiter als er scheint. Jugend und Jugendbilder ändern sich innerhalb weniger Jahre fundamental.*

Die Tatsache, dass eine historische Arbeit darauf verzichtet, in ihrem Titel eine genaue Zeiteingrenzung vorzunehmen, mag im ersten Augenblick irritieren. Weit verbreitet ist nach wie vor, seine Untersuchungsperiode in klassischer Dezenniumsform auszuwählen und die „frühe Bundesrepublik“ als eine der 50er Jahre zu definieren. Andere Gründe könnten dafür sprechen, genauer, nämlich mit der Staatsgründung 1949 zu beginnen, und zeithistorisch plausibler, nämlich aufgrund wirtschaftlicher Zäsuren, politisch neuer Konstellationen, vor allem aber wohl: gesellschaftlicher Umbruchszeiten den nächsten Schnitt erst Mitte der 60er Jahre anzusetzen.

Ein Untersuchungszeitraum mit einer Zeitspanne von dann 16 Jahren böte allerdings den Vorteil einer Konsistenzprüfung für eventuell nur zufällig auftretende Ergebnisse und die Möglichkeit, mittels Längsschnittvergleich zu untersuchen, ob sich markante Veränderungen ergeben haben, und ob man die frühe Bundesrepublik im Kontext der Forschungsfragen noch einmal in sich unterteilen kann. Vermutet wird, darin wirtschafts- und kulturgeschichtlichen

Forschungsergebnissen folgend, ein Einschnitt etwa in der Mitte des Untersuchungszeitraums, innerhalb des letzten Drittels der 50er Jahre. Und deshalb auch der pragmatische Kompromiss: Die Zeit bis Ende der 50er Jahre soll hier als Hauptfokus der Untersuchung dienen, die Zeit bis 1965 wird als kontrastiver Ausblick punktuell miteinbezogen.

Nicht nur die Lage des vorhandenen Quellenmaterials lässt eine weitere Binnenzäsur um 1955 plausibel erscheinen, denn hier erfolgt bis 1962 die letzte größere bundesweite repräsentative Jugendbefragung. Es folgt auch der üblichen Periodisierung westdeutscher Sozialgeschichtsschreibung, die von weiten Teilen der Forschung aufgrund ökonomischer und sozialstruktureller Umbrüche vorgenommen wird. Vieles spricht für eine solche gesellschaftsgeschichtliche Periodisierung: die drastische Senkung der Arbeitslosigkeit, die beginnende Arbeitszeitverkürzung mit dem „langen Wochenende“, die umfangreiche Ausstattung der privaten Haushalte mit technischen Konsumgütern. Auch eine politische Zäsur ist eben hier zu ziehen: Die Bundesrepublik erhält ihre volle staatliche Souveränität, es erfolgen NATO-Beitritt und Wiederbewaffnung. Erst danach beginnt die Phase, die sehr exklusiv das heutige Bild der frühen Bundesrepublik prägt. Für den Freizeitbereich entstehen durch die Einkommenszuwächse und nicht zuletzt durch die Durchsetzung der 5-Tage-Woche völlig neue Voraussetzungen. Eben hier sind auch ein entscheidender Schub zur Massenmotorisierung und die starke Zunahme an Urlaubsreisen zu verzeichnen. Wenn schließlich die Ausprägung einer spezifischen, selbst bestimmten Jugendkultur (Halbstarke, Teenager usw.) erst auf die zweite Hälfte der 50er Jahre terminiert wird, dann ist zu prüfen, ob dies für die erste Phase eine generelle Ununterscheidbarkeit zum Freizeitverhalten der Erwachsenen bedeutet.

Freizeit wird hier verstanden als Moratoriums-, Sozialisations-, Konsum-, Distinktions- und Identifikationsraum – und als neuralgischer Punkt für die pädagogische Frage nach Sozialisation und Kontrolle. Wann und wie konstituieren sich jugendkulturelle Eigenwelten? Und wie lassen sich für den Untersuchungszeitraum Binnendifferenzierungen vornehmen? Ändert sich der professionelle Blick auf die Jugend? Und wenn ja: Wann und warum? Mit dem Ausblick bis ins Jahr 1965, als die dritte Shellstudie als fünfte EMNID-Jugendstudie unter dem Titel „Jugend, Bildung und Freizeit“ erscheint, soll punktuell eruiert werden, ob es anhand der Daten möglich ist, wichtige Veränderungen im Selbst- und Fremdbild der Jugendlichen zu beobachten, zu welchen Zeitpunkten und unter welchen Voraussetzungen diese Veränderungen geschehen. Was wird aus dem durch Geschichtsphilosophie, Pädagogik und Kulturkritik aufgeladenen Mythos Jugend und dem Konzept der Generation nach dem Zweiten Weltkrieg: Zerfall, Revitalisierung, Verwissenschaftlichung, Politisierung, Soziologisierung? Schließlich zeichneten sich mit Arbeitsmarktkrise und Bildungsdebatte ab Mitte der 1960er Jahre ein tiefer Einschnitt, eine pädagogisch-politische Wende und ein Markstein gesellschaftlicher Erneue-

rung ab, der heute unter der „Chiffre und Zäsur“ 1968 firmiert. Die Studentenbewegung kommt auch für die empirische Sozialforschung und ihre Diagnosen von einer „Unbefangenen Generation“ äußerst überraschend und stellt die Prognosefähigkeit ihres Hauptinstruments Umfrage in Frage. Was das Typische einer Generation bzw. einer Epoche ist, lässt sich wahrscheinlich erst historisch rekonstruieren und verweist erneut auf die Relevanz einer genuin historischen Jugendforschung.

Im Hintergrund steht auch die in der Geschichtswissenschaft viel diskutierte Frage nach Kontinuitäten und Brüchen ab 1945 sowie die Kontroverse über den historischen Ort der 50er Jahre zwischen den Argumentationspolen Restauration und Modernisierung. Heutige Stereotype über die Gesellschaft der frühen BRD als „gleichförmig“ und „angepasst“ gilt es im Fokus auf die Jugend zu hinterfragen. Wie gestaltet sich diese Lebensphase in einer Gesellschaft, der man heute nachsagt, nicht nur politisch „Keine Experimente!“ als obersten Leitspruch erkoren zu haben? Die so genannte Adenauer-Ära scheint in der deutschen Historiografie jedenfalls vielfach als Kontrastfolie zum gesellschaftlich-kulturellen Aufbruch seit den späten 60er Jahren funktionalisiert worden zu sein. Zu vermuten ist für die Gesellschaft und hier speziell für die Jugend der frühen Bundesrepublik eine weitaus größere Vielschichtigkeit in ihren Einstellungen und Verhaltensweisen als dies in der Nivellierungsthese zeitgenössischer Diagnosen und historiografischer Abhandlungen suggeriert wird.

Die Aufmerksamkeit in der empirischen Jugendforschung galt besonders der Frage, was übrig geblieben war von der ideologischen Überhöhung der Jugend durch die Nationalsozialisten, die u.a. mit aggressivem Aufwiegeln der Jungen gegen die Alten, und sogar gegen die eigenen Eltern verbunden war – wodurch jugendliches „Gefährdungspotenzial“ nachhaltig erwiesen schien. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen muss man auch die Themensetzung der 50er-Jahre-Jugendforschung verstehen. Die Feststellung, die westdeutsche Jugend sei apolitisch und ohne Ideologie, mochte dem Idealbild von politisch und sozial Engagierten zwar nicht entsprochen haben und dies würde auch heute noch als defizitär beurteilt. Für viele Beobachter muss es aber durchaus beruhigend geklungen haben, dass diejenigen, die einige Jahre zuvor noch „Mit uns zieht die neue Zeit“ gesungen hatten, sich offenbar exklusiv für das persönliche Vorwärtskommen interessierten und von dieser Seite kein Generationenkonflikt, sondern eine harmonische Integration in die Gesamtgesellschaft zu erwarten war. Insofern herrschte womöglich die Hoffnung, dass es zumindest hier eine „Stunde Null“ gegeben haben könnte. Und deshalb wurden alle widersprechenden Erscheinungen auch aufgeregt verfolgt.

*Ad 3) „Jugend“ ist eine Schlüsselkategorie für das Selbstverständnis der frühen Bundesrepublik. Und der Diskurs über sie ist auch als Stellvertreterdiskurs zu lesen.*

Das 20. Jahrhundert wird oft als das „Jahrhundert der Jugend“<sup>3</sup> bezeichnet, in dem der Begriff, vereinfachend gesagt, den Weg von einer ideellen Aufladung über eine Verwissenschaftlichung bis hin zu einer „Entzauberung“ und zunehmenden Skepsis gegenüber dem fassbaren Phänomen ging. Als Dieter Baacke 1970 von einer „Weltmacht Jugend“ sprach, dann markierte dies den Höhepunkt, den das Thema nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem: nach den 60er Jahren innehatte.<sup>4</sup> Wann aber beginnt sich das in den letzten Jahrzehnten zweifellos dominant gewordene Ideal von „Jugendlichkeit“ als eine positiv gedeutete Form von Sportivität, einer Unverbrauchtheit mit frischen Ideen und hedonistischen Elementen zu entwickeln? Zunächst sollte man meinen, dass Seniorität und Erfahrung den Orientierungsmaßstab für kulturelle und politische Werte darstellen. Die prägenden Politikerfiguren Adenauer und Heuss, die man eher als Großvater-, denn als Vaterfiguren bezeichnen kann, legen darüber fast schon ikonografisch Zeugnis ab.

Nicht ignoriert werden darf aber die fulminante Bedeutungsverschiebung, die Jugend durch den Nationalsozialismus erfahren hatte. Dabei scheint sich die Besprechung im Sinne „Jugend unterm Hakenkreuz“ mit der gängigen Selbsteinschätzung wie sie aus neueren Forschungen, gerade im Bereich der Oral History hervorgeht, keineswegs zu decken: Demnach waren es ja gerade die Kinder und Jugendlichen, die, unter politischen und rasseideologischen Bedingungen, im Zentrum der Aufmerksamkeit, Aufhetzung und Aufwertung standen. Dies ist immer mit zu bedenken, wenn es darum geht, den erwachsenen Blick auf die Jugend nach 1945 zu analysieren. Die enorme Stellung, die das nationalsozialistische System den Jungen zugewiesen hatte, war unausgesprochen eine wesentliche Kontrastfolie für die Behandlung von Jugend in der frühen Bundesrepublik, primär auch in der Zielrichtung ihrer Unterordnung unter die Kulturwerte und Prinzipien der bürgerlichen Erwachsenenengesellschaft, die man unter der Rubrik „Jugendschutz“ subsumieren könnte.

Das Thema Jugend war im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs – wie andere Themen auch – ständigen Konjunkturschwankungen unterlegen. Die Zeit der frühen Bundesrepublik ist sicher eine der Hochphasen von Jugendbeobachtung und -analyse. Offenbar ist die Vergewisserung der eigenen gesamtgesellschaftlichen Zukunft über die Jugendbeobachtung für Gesellschaften in intensiver Selbstfindungsphase bedeutender als für andere. Denn als weitere Hochphasen sind zum einen die Zeit Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre zu nennen, in der neue, vor allem von jungen Menschen geprägte soziale Bewegungen sowie eine auffällige Ausdifferenzierung von Jugendkultur inte-

---

<sup>3</sup> Ferchhoff, Jugend, S. 63.

<sup>4</sup> Baacke, Beat, S. 13.

ressierten, und zum anderen die Zeit nach 1990, als die Ost/West-Vergleiche sowie neuer Rechtsextremismus auf der Agenda standen.

In den Diskursen über die Gesellschaft der 50er Jahre spielte das Thema Jugend eine zentrale Rolle. Der Jugenddiskurs ist dabei eingebettet in Manteldiskurse über die moderne Medien-, Konsum- und Massengesellschaft. Und diese weisen erhebliche Ebenenunterschiede auf, ging es doch unter anderem darum, wie die Gesellschaft, der Staat oder die Familie die Heranwachsenden vor den Gefahren der Moderne schützen sollten, wie rebellisch oder angepasst Jugend im neuen Staat war, ob die Familie neue integrative Kraft erlangt hatte oder ob diese in der Kriegs- und Nachkriegs-Unordnung erodiert war. Es wurde geforscht und diskutiert, wie viel Geld die Jugendlichen zur Verfügung haben sollten, wie es um ihre Arbeitseinstellung stand, ob sie Lehrer und Eltern als Autoritäten akzeptierten und was sie von der freiheitlich-demokratischen Grundordnung hielten.

Die zentrale Hypothese in dieser Arbeit lautet daher: *Das Reden über Jugend ist immer, besonders aber in Phasen nach großen Umbrüchen, ein chiffriertes Reden über das gesellschaftliche Selbstverständnis, das zum Zeitpunkt der Diskussion alles andere als selbstverständlich ist.* Denn Jugend eignet sich zur Projektionsfläche für das, was die Gesellschaft an Werten und Leitbildern definieren möchte, wie keine andere Gruppe sonst, scheint doch hier „im Kleinen“ (unausgewachsen, somit noch veränderbar) bereits das vorhanden, was die Gesamtgesellschaft morgen ausmachen wird. Dabei eignen sich auch Themen, die ohne den Umweg über die Verbindung zur Jugend mit weniger Nachdruck diskutierbar, zum Teil sogar tabuisiert sind.

Worüber wird sonst noch geredet, wenn man sich in jener Zeit zu Jugendthemen äußert?

- Es geht um das Taschengeld und das Konsumverhalten – aber auch um die Frage nach Materialismus in der Gesellschaft, die Marktwirtschaft und ihre Elemente.
- Es geht um Comics und Kino – aber auch um die Frage nach kulturellen Leitbildern und den Folgen der vermuteten Amerikanisierung.
- Es geht um Berufspläne – aber eben auch um die Frage, wie viel Wert man Arbeit und dem Statusbewusstsein via Karriere einräumen sollte.
- Es geht um Vorbilder – aber eben auch um die Frage nach dem Fortbestand alter Werte, u.a. der Konstanz patriarchaler Familienstrukturen.
- Es geht um Aufstiegsorientierung und Bildungsbeflissenheit – aber auch um die Akzeptanz oder Ablehnung sozialer Ungleichheit.
- Es geht um die Einstellung der Jugend zu Staat und Familie – aber auch um die Diskussion, wie demokratisch soll, wie autoritär darf die Gesellschaft verfasst sein?

Kurzum: Zu vermuten ist eine ganze Reihe von Metadiskursen innerhalb des Redens und Rechnens über Jugend. Hartmut M. Griese spricht bereits 1983 von „Schablonen, Schlagworten und ideologischen Problemreduktionen“, die in

Form eines gesellschaftlich produzierten „Bildes von Jugend“ als soziale Tatsache wirksam werden, auf das die Jugend im Zeitalter wachsender Medialisierung und öffentlicher Diskussion dann wiederum reagiere.<sup>5</sup> Im Hintergrund steht hier also auch die komplexe Frage, was Jugendforschung eigentlich mit der Jugend selbst macht und ob Jugendsdiskurse auch eine Rolle in der Produktion von Jugendbildern und schließlich jugendlichem Verhalten spielen können.

*Ad 4) Die Versozialwissenschaftlichung von Jugendforschung generiert Umfragedaten als wertvolle zeithistorische Quelle.*

Ein wichtiger Schwerpunkt der Studie ist wissenschaftsgeschichtlicher, zugleich methodologischer Art. Ausgehend von der Beobachtung, dass sich in der Jugendforschung in den letzten 50 Jahren eine signifikante Methodenpluralität entwickelt hat, soll hier nach den Anfängen dieser Pluralität in den Methoden und Disziplinen, aber auch nach ihrer Konkurrenzsituation gefragt werden. Ursprünglich sind es Wissenschaftler pädagogischer oder psychologischer Provenienz gewesen, die die Interpretationshoheit in der Jugendforschung innehatten und diese mit ihren methodischen Instrumenten und theoretischen Vorannahmen geprägt haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber pluralisierte sich die wissenschaftliche Beschäftigung zusehends: Mit dem Bedeutungszuwachs sozialwissenschaftlicher Forschungen, insbesondere durch deren repräsentative Umfragen, sah sich die konventionelle, hermeneutisch orientierte Jugendforschung nach 1945 vor große Herausforderungen gestellt. Wie sich Tonalität und Methode in diesem Bereich veränderten, soll in Kapitel 2 anhand ausgewählter Protagonisten der 50er und frühen 60er Jahre untersucht werden. Ein interessanter Nebenaspekt in der Geschichte der empirischen Sozialforschung ist, wie die (re-)importierten Methoden der „opinion polls“ von der einen Seite als amerikanisch-oberflächlich abgelehnt, von der anderen Seite aber ob ihres „demokratischen Potenzials“<sup>6</sup> zunächst freudig begrüßt wurden.

Es ist nun keine bahnbrechende Vermutung, dass Quellen sozialwissenschaftlichen Ursprungs für die historische Forschung von großem Nutzen sein können. Doch wie ergiebig ist für die spezielle Fragestellung ein Einbezug von Umfragedaten tatsächlich? Und wenn dieser sich als sinnvoll erweist: Wie hat man als Historiker mit dieser Quelle umzugehen? Taugen solche Daten zur Rekonstruktion von „Realhistorie“, die sich früher unter den Anspruch gestellt hätte, ein Beitrag zur „Geschichte der Jugend“ zu sein? Oder sind solcherlei Quellen nicht viel eher für eine Metageschichte interessant – im Sinne eines kleinen Mosaiksteins in der Genese der Jugendforschung? Für die Generierung von Jugendbildern scheinen die Umfragen jedenfalls eine zentrale Rolle gespielt zu haben. Integration in tradierte Werte, Kulturtechniken, Hierarchie-

---

<sup>5</sup> Griese, Probleme, S. 2-3.

<sup>6</sup> Adorno, Stellung, S. 28.

Systeme – darum geht es aus der analytischen Beobachterperspektive auch in den Jugendumfragen. Umso wichtiger erscheint es, diese für den Historiker eher ungewöhnliche Quelle auch heranzuziehen, wenn es um die retrospektive Analyse geht; auf methodologischer Ebene soll hier gefragt werden, wie heuristisch sinnvoll retrospektive Umfrageforschung in der Zeitgeschichtsforschung überhaupt sein könnte.

### 1.3 Disziplinäre Verortung – Quellenbasis – Methode

Schon seit langer Zeit wird darauf hingewiesen, dass eine eindeutige disziplinäre Zuständigkeit oder auch nur ein exklusiver Zuständigkeitsanspruch für das Thema Jugend nicht existiert und de facto auch noch nie existiert hat. Dies mündet forschungspraktisch seit über zwanzig Jahren in die Forderung, „dass immer parallel soziologisch die strukturellen Ursachen, psychologisch die subjektiven Verarbeitungsformen, historisch die Entstehungsprozesse, pädagogisch die möglichen und verantwortbaren Unterstützungsleistungen analysiert werden“ sollen.<sup>7</sup> Jugendforschung ist in ihrer immer schon da gewesenen Multidisziplinarität für eine retrospektive Betrachtungsweise die Verpflichtung zu einem transdisziplinären Vorgehen – eine Aufgabe, die sich die Historische Sozialforschung in ihrem Selbstverständnis als „transdisziplinäres Feld auf der immerwährenden Suche nach Identität“ schon früh auf die Fahnen geschrieben hat. Eines ihrer Ziele, zu einer „Rehistorisierung einer enthistorisierten Soziologie“ beizutragen, entsprang auch einem wahrgenommenen Defizit: In den Sozialwissenschaften hat das Interesse an der eigenen Geschichte nicht erste Priorität. Dort geht es immer stärker um die Gegenwartsanalyse und Zukunftsprognose als um die geschichtliche (Retro-)Perspektive – und vergleichsweise wenig um die historisch implementierten Ursachen für gesellschaftliche Prozesse und Strukturen. Doch je mehr die Sozialwissenschaften „wissenschaftlich in die Jahre kommen“, umso mehr sind sie künftig auf das wissenschaftliche Gedächtnis der historisch gewordenen Sozialforschung, das von der Historischen Sozialforschung bewahrt und analysiert wird, angewiesen. Und diese weist schon seit langem darauf hin, dass „sich die Ergebnisse der empirischen Sozialforschung ständig in Daten der Sozialgeschichte“ verwandeln.<sup>8</sup>

Parallel dazu ist eine interdisziplinär aufgeschlossene Zeitgeschichtsforschung längst damit beschäftigt, die engen Mauern traditioneller historiografischer Quellenauswahl zu sprengen. Die Erweiterung des eigenen Quellen- und Methodenbegriffs, soviel kann man mit Blick auf die Entwicklung der letzten dreißig Jahre sagen, ist in den Geschichtswissenschaften keine Modeerscheinung, sondern mühsam errungene Horizonsweiterung – gegen anfänglich starke Vorbehalte der traditionellen Geschichtsschreibung. Zum „Werkzeug des Historikers“ gehört heute einiges mehr als noch vor dreißig Jahren, seitdem

---

<sup>7</sup> Baacke/Heitmeyer, Widersprüche, S. 23.

<sup>8</sup> Best, Sozialforschung, S. 2.

amtliche Statistiken genauso wie Kinofilme, Leserbriefe, Passfotos, Stellenanzeigen oder Schlagertexte Eingang in geschichtswissenschaftliche Untersuchungen der jüngeren Historikergeneration gefunden haben.

Jugend bzw. Jugendbilder, wie sie die zeitgenössische Jugendforschung sah, manifestieren sich in disparaten, weil interdisziplinären sowie wissenschaftlichen und teilwissenschaftlichen Diskursen, die als Monografien und Aufsätze selbst Teil der Geschichte von Jugend geworden sind. Auf diesen Diskurskontext richtet diese Studie ein ganz besonderes Augenmerk. Darin ist übrigens neben dem erweiterten Quellenbegriff ein weiterer wichtiger Trend in den Geschichtswissenschaften der letzten Jahre zu sehen: Die Systematisierung dessen, was man auch schon früher gemacht hat, aber nicht Diskursanalyse nannte – nur im Anschluss an Foucault heute eben sehr viel feiner, mit dem kritischen Blick auf die inhärenten Machtdispositive und in dem Bewusstsein, dass Diskurse soziale Wirklichkeit als Konstruktion hervorbringen können. Dies – und hier wird die Verbindung von Jugend und Jugendbildern wieder ganz eng – soll auch für die zeitgenössischen Jugenddiskurse der 50er Jahre angenommen werden.<sup>9</sup> Und noch ein weiterer Quellenschwerpunkt ergibt sich aus dem bisher Gesagten: Wer Jugend in der frühen Bundesrepublik untersucht, sollte sich in der retrospektiven Betrachtung auch auf die sozialwissenschaftlich generierten Quellen der Jugendumfragen stützen. Da die Chancen zur Nutzung einer solchen Quelle groß, deren Gefahren aber nicht klein sind, sei hier vorab auf einige methodische Grundüberzeugungen hingewiesen, die den quellenkritischen Umgang mit einer solchen Quellengattung betreffen. Das übliche Argument, das man vorzugsweise gegen eine theorieorientierte quantitative Geschichtswissenschaft richtet, ist der Hinweis auf Defekte und Überlieferungsstörungen historischer Daten. Doch historische Daten sind immer vorgefundene; sie sind unter anderen Voraussetzungen, mit anderer Zielrichtung, mit anderen Qualitätsstandards entstanden. Selbst in dem Fall, in dem die zeitgenössische Datenproduktion unter strengsten wissenschaftlichen Gesichtspunkten erfolgte, geschah dies sicher nicht im Hinblick auf das potenzielle Forschungsinteresse späterer Generationen. Und auch eine gegenwartsbezogene Soziologie verwendet heute zunehmend Daten, auf deren Entstehung sie keine oder nur sehr begrenzte Kontrolle ausüben kann, zum Beispiel die sogenannten „prozessproduzierten Daten“, sie benötigt also selbst eine sozialwissenschaftliche Datenkunde.

Die Sekundäranalyse gilt schon lange als probates Mittel für sozialwissenschaftliche Analysen, wenn es darum geht, mit geringen Forschungskapazitäten

---

<sup>9</sup> Hier wird „Diskurs“ verstanden als Redezusammenhänge mit Aussage- und Wahrheitsregeln, die historisch situiert sind, als eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem angehören – das wäre der Teilbereich Jugendforschung – die sich über Relationen zueinander bestimmen und mithin sozial geteilte Wissensformationen oder Problematisierungsweisen in der gesellschaftlichen Ordnung sind, die eine bestimmte Machtwirkung entfalten. Man könnte in diesem Fall auch von Interdiskurs sprechen. Vgl. Schalk, Diskurs, S. 56-104. Zentral ist Sarasin, Geschichtswissenschaft.



empirisch zu arbeiten. Nur kann man es sich bei den historisch gewordenen Daten nicht ganz so einfach machen, Primärmaterial heute unter einer variierten Fragestellung einer computergestützten Re-Analyse zu unterziehen. Schon allein deshalb nicht, weil bei den meisten Studienüberresten von „computerunterstützt“ keine Rede sein kann. Nicht die einfache Übernahme, sondern die kritische Verarbeitung und historische Kontextualisierung stehen im Mittelpunkt einer neuerlichen Beschäftigung mit Umfragedaten. Für den Geschichtswissenschaftler, der mit älteren Umfragedaten arbeitet, steht vor allem im Vordergrund, den historischen Überrest so gut wie möglich zu erschließen und mit den zeithistorischen Fragestellungen zu verknüpfen. Der Vorteil besteht nachvollziehbar darin, die Daten in ihrer Zeitgebundenheit zu sehen, sie aus ihrer konkreten Zweckgebundenheit zu untersuchen, und sie – falls notwendig – in ihrer Aussagekraft in Bezug auf die konkrete Fragestellung neu zu evaluieren. In diesem doppelten Blick – mit introspektiven und retrospektiven Fragestellungen plus Kontextwissen – wird ein besonderer heuristischer Gewinn vermutet.

Gleichzeitig ergeben sich für den Zeithistoriker noch weitere Probleme – Probleme aber, die er aus anderen Quellenzusammenhängen kennt, ist er doch hinlänglich geschult in einem generellen Misstrauen gegenüber dem Aussagewert von Tradition und Überrest und deren Verzerrung von dem „wie es wirklich gewesen ist“. Mehr noch als der nicht-historische Sozialforscher analysiert er den Zustand der Quellen, evaluiert deren Aussagewert und prüft deren potenzielle Kombinierbarkeit mit anderen Quellentypen. Quellenkritik – und der Versuch der Einordnung und des Verständnisses aus der Zeit heraus funktioniert ähnlich wie bei der Begriffsgeschichte – ist auch bei einer Re-Analyse historischer gewordener Daten selbstverständlich. Die von historischer Seite zu leistende Konstitutionsleistung geht dabei über die Rekapitulation der sozialwissenschaftlichen Quellen deutlich hinaus. Lutz Raphael, Paul Erker und andere haben darauf hingewiesen, dass mit einer „detaillierten Aufzählung vom Verbrauch einzelner Dosenfrüchte und Milchprodukte in den fünfziger Jahren“ noch keine Sozialgeschichte des Konsums entsteht, genauso, wie „mit dem Nachbeten der Allensbacher Umfragen noch keine Mentalitätsgeschichte entsteht.“<sup>10</sup> Der Gefahr, durch methodische Naivität eine „harmlose Nacherzählung bereits bekannter und akzeptierter Konstruktionen sozialer Zustände“<sup>11</sup> zu leisten, lässt sich nur durch eine kritische Prüfung der Ergebnisse empirischer Sozialforschung entgehen. Es gilt, bei der Auswertung des Datenmaterials immer auch dessen Entstehungs-, aber auch dessen Verwendungszusammenhang mit herauszuarbeiten, was Fragen evoziert: Von wem wird in dieser Zeit und in welcher Absicht Jugendforschung betrieben oder in Auftrag gegeben? Welche verschiedenen Konzepte von Jugend stehen jeweils dahinter und sich gegenüber? Wer konzipiert die Studien mit welchen methodischen und inhaltlichen

---

<sup>10</sup> Erker, *Zeitgeschichte*, S. 212.

<sup>11</sup> Raphael, *Verwissenschaftlichung*, S. 189.

Prämissen? Wie wird das empirische Material ausgewertet? Schließlich: Welche Jugendbilder werden durch die Umfrageforschung vorgezeichnet und sind diese Kooperationskonstrukte von Wissenschaft, Medien, Öffentlichkeit und Politik vielleicht sogar Metaphern und Analogien für etwas ganz anderes? Sorgfältige historische Quellenkritik muss sich, soweit rekonstruierbar, die Frage nach Validität der Studien und ihrer Metaquellen stellen und sich mit der Fragebogenkonstruktion, Frageformulierung, Stichprobenauswahl und Interviewpraxis der beteiligten Meinungsforschungsinstitute beschäftigen. Dafür ist in interdisziplinärer Perspektive ein komplexer Übersetzungsvorgang notwendig, wie Nina Baur in ihrem Vergleich soziologischer und geschichtswissenschaftlicher Vorgehensweisen andeutet: Historiker, so Baur, machen in ihren Methodenkapiteln die Schwächen der Nachvollziehbarkeit des Daten- bzw. Quellenerhebungsprozesses ihrer Arbeiten explizit, während sich Soziologen meist auf wenige methodische Hinweise beschränken – Hinweise, die in der weiteren Verwendung der Daten nicht mitgenommen werden.<sup>12</sup>

Nur durch umfangreiche Kontextualisierung, so die Hoffnung, lässt sich das Erkenntnispotenzial der Umfragedaten steigern, lässt sich andersherum das Reden über Jugend empirisch rückkoppeln und lässt sich schließlich etwas über dieses vermutete diskursiv-empirische „Rückkoppelungs-System“ selbst sagen. Die Auswahl der Quellenkombination freilich ist – wie auch die Auswahl der untersuchten Diskursbeiträge – eine Setzung, die nach Vorstudien über das zeithistorische Setting und die Wissenschaftslandschaft a priori erfolgt und sich auf bereits vorhandene Ergebnisse aus der Historischen Jugendforschung und benachbarter Gebiete stützt. Mit Hilfe von historischen Daten/Quellen versucht der Forscher zu rekonstruieren, wie Menschen damals gedacht oder gehandelt haben. Er kann diese Daten aber erst verstehen, wenn er schon ausreichend über diese Gesellschaft weiß.

Durch den schlechten Überlieferungszustand, in den meisten Fällen: durch die Vernichtung der Originaldaten, sind einer „regulären“ Sekundäranalyse naturgemäß engere Grenzen gesetzt, als dies bei den computergestützten, allerdings fast nie historisch orientierten Re-Analysen mit dem Material der 70er oder 80er Jahre möglich ist. Wenn aber nur die Ergebnisberichte überliefert sind, „muß sich der Historiker damit begnügen, was damals für mitteilenswert gehalten wurde“.<sup>13</sup> Er kann aber das Ausgewählte daraufhin befragen, warum es ausgewählt wurde, um dann den Output mit anderen Quellentypen zu kreuzen. Das ist keine „historische Faktenhuberei“, wie man es anfangs einigen Studien aus dem Bereich der Historischen Sozialforschung vorgeworfen hat, sondern Triangulation in Bezug auf Daten, Theorien und Methoden, die darauf setzt, die Schwächen der einen durch die Stärken der jeweils anderen Quelle zu kompensieren. Quellen- und Methodenpluralismus ist Grundlage, qualitativ

---

<sup>12</sup> Baur, Soziologie, S. 226.

<sup>13</sup> Meyen, Quelle, S. 41. Meyen meint hier die „Überreste“ der OMGUS-Reports aus den amerikanischen Umfragen 1945-1949.

und quantitativ wird dabei nicht als Gegensatz, sondern als komplementär gesehen: Häufig beinhalten quantitative gleichzeitig qualitative Metainformationen genauso, wie qualitative Daten eine quantitative Komponente haben oder quantifizierbar sind. Bedeutsam, so Günther Albrecht, kann eine Historisierung der soziologischen Forschung in dreierlei Hinsicht sein. Erstens kann die historische Forschung eine Überprüfung der jeweiligen Randbedingungsannahmen, unter denen Hypothesen entstanden sind, erlauben. Zweitens ist, zum Beispiel durch Erfassung langer Zeitreihen, die genauere Darstellung von Prozessen sozialen Wandels möglich („Dynamisierung soziologischer Theorien“). Und drittens kann die Historisierung die zeitliche Konstanz von nomologischen Sätzen überprüfen. In anderer Richtung formuliert dies Thomas Mergel, der das fruchtbare Verhältnis zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft darin sieht, das Soziale zu historisieren und die Beschränktheit sozialwissenschaftlicher Erkenntnis zu akzeptieren: „Wenn wir nicht die Realität an sich erforschen, sondern die *kommunizierte* Realität, dann muß jede Geschichte sich bewußt sein, daß sie immer auch eine Geschichte der Wahrnehmungen ist, und muß dies ausweisen.“<sup>14</sup>

Seit Beginn der 70er Jahre erscheinen die traditionell unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Ansätze überholt, als sich die Sozialgeschichte, die Historische Sozialwissenschaft und die Historische Sozialforschung empirisch-analytischen Vorgehensweisen zumindest zeitweise geöffnet haben. Auch die erbitterten Kämpfe um eine Glaubensfrage der 70er bis 90er Jahre, Qualifizierung vs. Quantifizierung, sind mittlerweile ebenso Vergangenheit, wie es in letzter Zeit zu immer häufigeren „Wiederbegegnungen“ von Soziologie und Geschichte gekommen ist – eine Ur-Hoffnung der Historischen Sozialforschung genauso wie von prominenten Kulturosoziologen. Erinnerung sei hier an Bourdieus Bonmot aus einem späten Interview, in dem er rückblickend bekannte, dass er Zeit seines Lebens für eine „vereinigte Sozialwissenschaft“ gekämpft habe, „wobei Geschichte eine historische Soziologie der Vergangenheit und die Soziologie eine Sozialgeschichte der Gegenwart wäre“.<sup>15</sup> Bei aller gebotenen Demut – einen kleinen Beitrag zu einer solchen Konvergenz strebt auch diese Arbeit an. Hier geht es um die Verklammerung von drei distinktiven Forschungsrichtungen: der empirischen Sozialwissenschaft, der Zeitgeschichtsschreibung und der diskurs- und mentalitätsgeschichtlich geschulten, folglich eher kritischen Historiografie.

In einem ersten Schritt sollen zunächst zentrale Kategorien diskutiert und im Hinblick auf die Fragestellung definiert werden. Das ist nicht zuletzt deshalb notwendig, weil, wie bereits angedeutet, es sich beim Untersuchungsthema Jugend wie auch bei der Epochensetzung frühe Bundesrepublik um nicht ganz unproblematische, weil hoch frequentierte und auch umkämpfte Begriffe handelt, hinter denen bereits Konzepte, z.T. sogar vollständige Theorien stehen.

---

<sup>14</sup> Mergel, *Geschichte*, S. 646 (Hervorhebung im Original).

<sup>15</sup> So Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael, in: Bourdieu, *Interdisziplinarität*, S.104.

Zusätzlich soll ein Begriff diskutiert werden, der zwar nicht im Titel der Arbeit vorkommt, aber doch immer besonders eng mit dem Jugendthema verknüpft ist: Generation. Als wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund und als „Brücke“ zum Diskurskapitel ist im Anfangsteil auch auf die Genese der empirischen Sozialforschung, besonders der Umfrageforschung in Westdeutschland hinzuweisen.

Als wichtigste Untersuchungsebene werden dann die Diskurse der interdisziplinären Jugendforschung der ersten 10-15 Jahre der Bundesrepublik nachgezeichnet. Ihre Analyse steht hier ganz besonders im Vordergrund, in der Hoffnung, die Jugendbilder der Gesellschaft freizulegen. Genauer: die Jugendbilder derjenigen, die sich auf wissenschaftlicher Basis mit Jugend beschäftigten. Neben vermuteten Manteldiskursen zu „Moderne“, „Masse“ und „Konsum“ sollen dann auch zwei medial stark vermittelte Jugendfiguren konturiert und diskutiert werden: die Halbstarke und die Teenager.

Es ergibt sich in den 50er Jahren offensichtlich wissenschaftsimmanent eine neue Situation, die für die Konzepte von Jugend entscheidende Folgen hat: die Empirisierung der Jugendforschung. Bevor man sich dazu entschließt, diese Daten auf ihren zeithistorischen Erklärungsgehalt hin zu befragen, soll zunächst ein kritisches Profil zu ihrem Quellenpotenzial erstellt werden. Eine Quellenkritik hat hier die Aufgabe, das Wichtigste zur Validität dieser Daten zusammenzustellen und zu evaluieren. Schließlich ist die Frage zu stellen, ob es überhaupt vertretbar ist, sie für eine historische Arbeit zu verwenden. Im stärker empirisch orientierten Teil der Arbeit werden schließlich die historisch gewordenen Umfragedaten einer erneuten Analyse unterzogen. Im Kern wird es um die ersten Shell-Jugendstudien gehen, die 1953-55 erhoben wurden. Darüber hinaus ist bekannt, dass es noch zahlreiche Spezialuntersuchungen gibt, z.B. zur Arbeiter- oder Landjugend, die die zentralen Panorama-Ergebnisse womöglich bestätigen, korrigieren oder ergänzen können. Schließlich wird ein Blick in den erweiterten Beobachtungszeitraum der ersten Hälfte der 60er Jahre geworfen, um punktuell zu prüfen, ob es signifikante Entwicklungen im Längsschnitt gibt. Der Bezug auf die Zahlen erfolgt dabei nicht pauschal, sondern ist auf die herausgearbeiteten Schwerpunkte und Fragestellungen begrenzt, in die herausgearbeiteten Kontexte eingebettet und steht in enger Beziehung zu den nachgezeichneten Jugendbildern der zeitgenössischen interdisziplinären Jugendforschung und ihrer Rezipienten.

#### 1.4 Zum Begriff der Jugend

Die Suche nach einer Definition für „Jugend“ führt zunächst zu einem Klassiker: Mit August Hollingshead könnte man als soziologische Ur-Definition zunächst sagen, dass Jugend nicht durch einen besonderen Zeitpunkt bestimmt wird, etwa die körperliche Pubertät (als Konzept von Biologie/Medizin) oder die geistige Reife (im Adoleszenz-Konzept der Psychologie), sondern nach

Form, Inhalt und Dauer ein Abschnitt im Lebenslauf ist, der von verschiedenen Kulturen und Gesellschaften je unterschiedlich eingegrenzt wird und demnach

die Periode im Leben eines Menschen, in welcher die Gesellschaft, in der er lebt, ihn (...) nicht mehr als Kind ansieht, ihm aber den vollen Status, die Rollen und Funktionen des Erwachsenen noch nicht zuerkennt. Hinsichtlich des Verhaltens ist sie definiert durch die Rollen, die der junge Mensch kraft seines Status in der Gesellschaft spielen soll und darf, zu spielen genötigt oder verhindert ist.<sup>16</sup>

Die am häufigsten zitierte zeitgenössische Definition baut den Jugendbegriff ebenfalls per Ausschlussverfahren auf und nimmt Bezug auf die damals relativ neue soziologische Kategorie der „Rolle“ im Sinne des gerade dominant werdenden Strukturfunktionalismus. Jugend ist nach Helmut Schelsky die Verhaltensphase im Leben eines Menschen, in der er nicht mehr die Rolle des Kindes spielt (sozial wesentlich in der Familie verwurzelt oder von Institutionen wie Heime, Kindergärten, Schule gehalten) und in der er noch nicht die Rolle des Erwachsenen als vollgültiger Träger der sozialen Institutionen Familie und politische Ordnung, Rechts- und Wirtschaftsordnung übernommen hat – schon hier erscheint also „Sozialisation“ als zentrale Kategorie.<sup>17</sup> Ähnlich definiert ein weiterer wirkmächtiger Protagonist soziologischer Jugendforschung für die frühe Bundesrepublik, Friedrich H. Tenbruck, demzufolge Jugend ein „Durchgangsstadium, eine Vorbereitung auf die Erwachsenenrollen, eine Einführung in die Kultur“ ist – verbunden mit dem Verweis auf das traditionelle Konzept der „Enkulturation“.<sup>18</sup> Wohlgemerkt: Hier geht es bereits um eine wichtige Unterscheidung zu anderen Theorien, wenn von einer Verhaltensphase statt eines Sozialstandes die Rede ist, bei gleichzeitiger Nutzung der Kategorie der Rolle, wobei sich Jugend gerade dadurch auszeichnet, ein „Übergang“ zwischen zwei sozialen Rollen, demnach normativ unselbstständig zu sein.<sup>19</sup>

Von dieser Grundeinstellung einer nicht-statischen, weil von gesellschaftlichen (somit auch historischen) Rahmenbedingungen abhängigen Definition, ist Jugend also erstens eine soziale Altersgruppe als Teilpopulation einer Bevölkerung, zum Teil juristisch definiert und zweitens eine Entwicklungsphase im Lebenslauf eines Menschen. Und insofern ist auf den „doppelten Doppeleffekt“ von Jugendforschung hinzuweisen, wie von Griese und Mansel formuliert: Jugend ist makrotheoretisch als ein historisch-gesellschaftliches Phänomen zu sehen, entstanden mit dem Komplexitätszuwachs und der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung seit der Industrialisierung, und mikrotheoretisch als eine eigenständige Sozialisationsphase, die sich durch die verlängerten Ausbildungszeiten zwischen Kindheit und Erwachsenenalter geschoben hat. Es bietet sich in der Folge eine erweiterte Beschreibung nach Rosenmayr an, die implizit

---

<sup>16</sup> Hollingshead, Elmtown's, S. 19.

<sup>17</sup> Schelsky, Generation, S. 16.

<sup>18</sup> Tenbruck, Jugend, S. 12.

<sup>19</sup> Schelsky, Generation, S. 18.

genauer auf die Abhängigkeit von den jeweiligen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Verhältnissen aufmerksam macht. Demnach ist Jugend

ein von der sozialen Produktion und Arbeitsteilung (und den davon einerseits abhängigen, andererseits darauf einwirkenden Ausbildungssystemen) bedingtes Phänomen der Verzögerung voller und unmittelbarer Aktivität, in dem sich, verschieden nach Zielsetzung, Art und Ausmaß der Verzögerung, wie sie sich die Gesellschaft jeweils ökonomisch leisten kann und politisch leisten will, durch Ausnützung von Solidarisierungspotentialen Prozesse der Reproduktion mit solchen der gesellschaftlichen Transformation, gesteuert von Werten, Symbolen und Ideologien, durchmischen.<sup>20</sup>

Wichtig bleibt die heute unbestrittene Einschränkung, dass Jugend keine anthropologische Konstante ist, sondern eine Lebensspanne zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus, die immer von konkreten Gesellschaften definiert und mit bestimmten Erwartungen versehen wird. Sie ist also in ihrer Form und Dauer ein Konstrukt der Erwachsenenwelt, oder besser gesagt: ein Konstrukt v.a. der Institutionen Familie, Schule, Kirche und der Autoritäten in Arbeitswelt und Staat, wobei Jugend nicht nur als eine wenige Jahre umfassende Phase intensiver Sozialisation, sondern auch als Phase angestrebter Disziplinierung und Disziplinierungsversuche gesehen werden muss.

Nach Helmut Fogt findet die (politische) Sozialisation in der Phase zwischen dem 17./18. und dem 25. Lebensjahr statt, also vorwiegend im Erfahrungsraum der altershomogenen peer group – in einer Zeit von entscheidenden lebensgeschichtlichen Umbrüchen: Dort befinden sich – historisch wie sozial äußerst wandelbar – Berufseinmündung, Partnerwahl und Familiengründung, aktive politische Partizipation, „im ganzen: reale Selbstverantwortlichkeit und unabweisbare Positionsformulierung“.<sup>21</sup> Die so erworbene Grundstruktur von symbolischen Orientierungen, kognitiven Wahrnehmungsstrukturen (cognitive maps) und Verhaltensweisen sei dann dauerhaft persistent.<sup>22</sup> Historisch in der Bedeutung zugenommen und heute common sense: Auch eine oft an musik- und medienvermittelte Jugendkultur gekoppelte Gleichaltrigengruppe kann man als eine „konkrete Manifestation von Jugend“ begreifen.<sup>23</sup>

Für die Prämissen innerhalb der Jugendforschung erscheint zentral, grob zwischen zwei Grundkonzeptionen zu unterscheiden: 1. Die des „Moratoriums“ als „gesellschaftlicher Auszeit“ mit einem größeren Fokus auf Autonomie und 2. die der „Transition“ als kurzer Übergang im linearen Verlauf vom Kind zum Erwachsenen.<sup>24</sup> Hurrelmann räumt selbst ein, dass sich diese beiden Konzepte keineswegs ausschließen, wie auch Heinz Reinders systematisch gezeigt hat: Je nach Stärke der Transitionsorientierung tendieren die Jugendlichen zu Assimilation oder Marginalisierung, je nach Stärke der Moratoriums-

---

<sup>20</sup> Rosenmayr, Jugend, S. XII.

<sup>21</sup> Hermann, Konzept, S. 109.

<sup>22</sup> Fogt, Generationen, S. 73.

<sup>23</sup> Neumann-Braun, Jugendliche, S. 16.

<sup>24</sup> Hurrelmann, Lebensphase, S. 42-44.

orientierung zu Integration oder Segregation.<sup>25</sup> Der feste Glaube an jugendliche Selbstgestaltung, an die jugendliche Akteursperspektive ist bei solchen Konzepten selbstredend basal und Ausdruck des „emanzipatorischen“ Paradigmenwechsels in der Jugendforschung seit den 70er Jahren in der Folge des wieder entdeckten George H. Mead und anderer aus dem Kreis des symbolischen Interaktionismus.

Noch etwas handfester zu fassen wäre Jugend durch von außen festgelegte und doch selten kollektiv gleichzeitig erreichte zeitliche Unter- und Obergrenzen, wobei es bei Obergrenzen deutlich mehr Indikatoren dafür gibt, was von gesellschaftlicher Seite unter „Jugend“ fällt. Verschiedene rechtliche Aspekte und gesellschaftliche Statusfunktionen grenzen Jugend ein. Da sind in erster Linie die Volljährigkeit zu nennen und andere von Seiten des Staates, historisch unterschiedlich festgelegte Verleihungen von Rechten, z.B. politische Partizipation oder Geschäftsfähigkeit, umgekehrt die Einforderung von Pflichten, z.B. Militärdienst, und die schriftlich festgelegten Konzepte von Mündigkeit im Zivil- und Strafrecht. Dann gibt es eine festgelegte „Berufsreife“, prädisponiert durch die historisch wandelbare obligatorische Schulpflicht, die sich in Schüben verlängerte und Jugendalter ausdifferenzierte bzw. für Teile der Jugend wirtschaftliche Selbstständigkeit hinauszögerte. Eine traditionell wichtige Kategorie zur Erlangung des Erwachsenenstatus ist die der „Ehereife“, was zumindest kirchlich-offiziell mit dem Beginn sexueller Aktivität zusammenfallen sollte. Damit erfolgen häufig gleichzeitig der Auszug aus der Herkunftsfamilie und die Gründung eines eigenen Hausstandes. Die Berufstätigkeit wird aber gesellschaftlich in der Regel als Voraussetzung für die Eheschließung gesehen, wie auch das bekanntermaßen deutlich höhere Heiratsalter bei Akademikern (wegen langer Ausbildungszeiten) und bei Landwirten (wegen später Hofübergabe) zeigen. Die Eheschließung scheint die traditionellste Abschlusszäsur der Jugend überhaupt zu sein, sie ist v.a. für die Landjugend der entscheidende Statuserwerb. Doch selbst wenn man solchen Kategorien für das „Ende von Jugend“ folgt, bleibt das empirische Problem, dass diese fast immer ungleichzeitig erreicht werden und sich Kategorien wie Eheschließung und Berufstätigkeit zum Teil gegenseitig bedingen, andere Zäsuren für bestimmte Gruppen nicht erreichbar sind oder sich fast automatisch Statusdiskrepanzen ergeben, was die Gruppenzugehörigkeit unscharf macht. Zwei der genannten Hauptkriterien – Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit und eigene Familiengründung – sind zudem geschlechtsspezifisch äußerst unterschiedlich. So steht ökonomische Selbstständigkeit, die als Begriff der „Berufsfindung“ vorzuziehen wäre, zeitweise für zahlreiche junge Frauen nicht zur Diskussion.

Die präzisen, weil nach Altersjahren gesetzten Definitionen von außen werden also von rechtlich-staatlicher Seite definiert, über Minderjährigkeit und Mündigkeitsschwellen, die Verleihung des aktiven und passiven Wahlrechts,

---

<sup>25</sup> Vgl. Reinders, Jugendtypen.

Verordnungen und Gesetze im Bereich des Jugendarbeitsrechts und des Jugendschutzes. Auch die „Jugend des Rechts“ verläuft asynchron, lässt aber gleichwohl Rückschlüsse auf den Schwerpunktbereich einer von oben definierten Jugend zu:

- Es gibt die Volljährigkeitsgrenze, die in der Bundesrepublik bei 21 Jahren lag und erst 1975 auf 18 Jahre herabgesetzt wird.
- Eindeutig wird im Jugendgerichtsgesetz von 1953, §1, 2, die Gruppe der „Nicht-Volljährigen“ definiert: „Jugendlicher ist, wer zur Zeit der Tat vierzehn, aber noch nicht achtzehn, Heranwachsender, wer zur Zeit der Tat achtzehn, aber noch nicht einundzwanzig Jahre ist.“ Dies zeigt bereits die Ambivalenz, wie mit der „Zwischen-Altersgruppe“ jenseits der im Grunde unbestrittenen Kerngruppe der 14-18-Jährigen umgegangen wird: Strafmündigkeit begann mit 14 (§19 StGB), das Jugendstrafrecht galt für 14-18-Jährige, die 18-21-jährigen Heranwachsenden konnten aber noch in den Bereich des Gesetzes nach §105 JGG einbezogen werden, soweit sie nach Reifezeitpunkten noch nicht die nötige Einsichts- und Verantwortungsfähigkeit aufwiesen. Es gibt also ein rechtliches Jugendalter im engeren und eines im weiteren Sinne. Diese Zweiteilung deckt sich auch mit den Definitionen, wie man sie im Jugendarbeitsschutzgesetz und beispielsweise im Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften findet (JASCHG §§2; 53; GJS).
- Die gesetzliche Schulpflicht ist meist schon mit 14 vollständig erfüllt. Dies würde den Schüleranteil an der Gruppe der Jugendlichen enorm reduzieren, wenn man sie rechtlich (und auch, was die Befragtengruppe in den Jugendumfragen betrifft) erst in dieser Altersstufe beginnen lässt. Hier ist ein starker Verschiebungsvorgang durch die Einführung eines obligatorischen 9. Schuljahres ab den 60er und eines 10. Schuljahres ab den 70er Jahren zu verzeichnen. Damit verknüpft und ebenfalls historisch wandelbar: das Mindestalter für den Berufseintritt, das ab 1960 bei 14, ab 1975 bei 15 Jahren lag.
- Es gibt außerdem verschiedene Schwellen von Konsummündigkeit, die abhängig vom Produkt sind: Filme je nach FSK-Freigabe, „Kein Alkohol an Jugendliche“, Nikotin erst ab 16, der Führerschein ab 17.
- Das Wehrpflichtgesetz von 1956 (§1) definierte männliche Personen ab 18 Jahren als alt genug, um zum Wehrdienst verpflichtet zu werden.
- Das aktive Wahlrecht erhielt man mit 21, das passive aber erst mit 25 Jahren – und erst mit diesem spätesten Punkt wäre man in der frühen Bundesrepublik Träger sämtlicher staatsbürgerlicher Rechte und Pflichten.

Als Untergrenzen von Jugend galten damals wie heute dann aber vor allem einschneidende physiologische Veränderungen, wie sie Konzepte der Biologie und Medizin beschreiben. „Pubertät“, markiert durch sexuelle Reifung und verbunden mit dem „puberalen Wachstumsschub“, beginnt bei Jugendlichen im Durchschnitt mit ca. 13 Jahren, bei Mädchen etwas früher, und sie endet mit ca. 17/18 Jahren. „Pubertät“ wird vom Lexikon der Medizin definiert als



Geschlechtsreife, die durch hypophysäre Gonadotropine ausgelöst, bezügl. Zeitpunkt u. Dauer stark variierende (Akzeleration) Zeit vom Erstauftreten sekundärer Geschlechtsmerkmale bis zur Menarche bzw. Spermatozoenreife, normal zwischen 9. und 17. bzw. (männl.) 12. u. 17. Lebensjahr (Gestaltwandel u. geistig-seel. Reifung gehen bis zum Ende der Adoleszenz weiter). Neben körperl. (...) auch psych. Veränderungen (disharmonische Motorik, vergrößerte Mimik, labile Stimmung, wachsende Selbstkritik bis zu Minderwertigkeitskomplexen, Geltungs-Macht-Trieb etc.), mit deren Verschwinden ein neues Ich-Bewußtsein gefunden wird.<sup>26</sup>

Nun wäre man mit der sexuellen Reife theoretisch in der Lage, selbst Nachkommen zu zeugen, was in vielen Kulturen als Ende der eigenen Kindheit wahrgenommen und zelebriert wurde und wird. Jugendlicher, so könnte man daher feststellen, ist auch eine nicht in allen Kulturen nachweisbare „altersphasenspezifische Marginalsituation“<sup>27</sup>, weil man mit der Pubertät die biologische Geschlechtsreife erlangt hat, ohne dass von der Gesellschaft die soziale Reife vollständig zugeteilt bekommen hat. Parallel zu physischen Entwicklungen generierte die psychologische Jugendforschung Definitionen und Konzepte, die auf die geistige Entwicklung abzielten. „Adoleszenz“ ist dabei der Zentralbegriff, der nicht die körperlichen Entwicklungsschübe meint, sondern die (längere) Phase der psychischen Verarbeitung derselben und das, was man mit Charlotte Bühler lange Zeit als „sehndes Suchen“ begriffen hat. Schließlich ist auf das Konzept der stufenweisen kognitiven Entwicklung (Piaget) und der Identitätsbildung hinzuweisen. Nach Eriksons Modell wäre Adoleszenz als fünfte Entwicklungsstufe geprägt durch die Möglichkeit, Identität als gelungene, konstante Einheit aller in der Kindheit gesammelten Ich-Werte herzustellen, was bei Nichtgelingen Identitätsdiffusion als psychosoziale Krise im Jugendalter nach sich zieht.<sup>28</sup> Dauerhaft wirkmächtig wird das Konzept von Robert James Havighurst mit dem Katalog an Entwicklungsaufgaben im Jugendalter, die man bewältigen muss, um in einer konkreten Gesellschaft den Erwachsenenstatus zuerkannt zu bekommen. Teile dieser Aufgaben sind konstant, andere Teile kulturabhängig. So wären Jugendliche nach „moderner“ Vorstellung erst als erwachsen zu klassifizieren, wenn sie sich sozio-emotional von den Eltern gelöst, einen eigenen Hausstand gegründet und eine berufliche Tätigkeit aufgenommen haben, eine reife Beziehung zu Peers und ein ausgewogenes Selbstbild sowie ein gefestigtes Wertesystem besitzen. Mit Havighurst gesprochen: Das konstante Merkmal der Adoleszenz ist der Übergang von einer alters- zu einer statusgeschichteten Gesellschaft. Sie ist demnach eine Periode, die erst ihren Abschluss findet, wenn das Individuum aus der Altersschicht in einen Status überwechselt, der sich über Beruf, Einkommen etc. definiert.<sup>29</sup>

---

<sup>26</sup> Roche Lexikon der Medizin, S. 1535.

<sup>27</sup> Vgl. Kreutz, Soziologie.

<sup>28</sup> Vgl. Erikson, Identität.

<sup>29</sup> Havighurst, Schule, S. 80-90.

Die Versuche, jugendliche Entwicklungsaufgaben zu konkretisieren, sind zahlreich, wobei entwicklungspsychologische Neuformulierungen immer sehr aufschlussreich über veränderte Erwartungen an die Jugendphase, letztlich über soziale Normen Auskunft geben. So lauten die Entwicklungsaufgaben bei Oertler: 1. Akzeptieren der eigenen körperlichen Erscheinung und effektive Nutzung des Körpers, 2. Erwerb der männlichen bzw. weiblichen Rolle, 3. Erwerb neuer und reiferer Beziehungen zu Altersgenossen, 4. Gewinnung emotionaler Unabhängigkeit von den Eltern und Erwachsenen, 5. Vorbereitung auf berufliche Karriere, 6. Vorbereitung auf Heirat und Familienleben, 7. Gewinnung eines sozial verantwortungsvollen Verhaltens, 8. Aufbau eines Wertesystems.<sup>30</sup> Mit Talcott Parsons gesagt, endet Adoleszenz mit der Allokation der Gesellschaft, und anstatt der traditionellen *Zuweisung* durch Riten oder Zeremonien/Initiation erfolgt der *Erwerb* der Erwachsenengesellschaft in langwierigen und in modernen Gesellschaften wegen des Auseinanderklaffens von primärer und sekundärer Sozialisation in komplexer werdenden Lernprozessen.<sup>31</sup> Diese komplexen Prozesse sind dabei auch im Sinne sozialer Disziplinierung und Kontrolle im Kontext moderner Rationalisierung zu verstehen.

Jugend ist also eine Transitionsphase mit einer langjährigen, sukzessiven Statuspassage der Verleihung von gesellschaftlich relevanten Rechten und Pflichten, die es, wie die strikte Unterscheidung einer Kindheits- und Erwachsenenphase in den vorindustriellen Gesellschaften zeigt, so nicht immer gegeben hat. Auch ist bekannt, dass in allen Kulturen Vorstellungen existierten und existieren, nach denen spezielle Bedürfnisse, Aufgaben und Rollen in der jeweiligen Gesellschaft altersbedingt zugeordnet werden können und es dabei auch geordnete Übergänge von einer Lebensphase in die nächste geben muss, die der Gesellschaft als Ganzes eine harmonische Tektonik geben, erinnert sei an Lebensalter-Darstellungen aus der Frühen Neuzeit. Ethnologische Studien zeigen, dass in vielen Ländern der von Initiationsriten begleitete Übergang von der Kindheit als unreifer Status zum vollwertigen erwachsenen Mitglied der Gesellschaft recht abrupt ist und dabei auch grob mit der biologischen Reife zusammenfällt. Gleichwohl weisen Ethnologen darauf hin, dass es Kulturen gibt, bei denen der Übergang vom Kind zum Erwachsenen weniger abrupt ist und Übergangsphasen eingefügt sind. In einer Phase ohne institutionelle Zäsuren, ohne feste Grenzen zu leben, darin sahen Soziologen ja die Ursache für Verhaltensunsicherheit der Jugendlichen: Jugend – faktisch eine Residualkategorie – findet sich widersprüchlichen Normensystemen ausgesetzt: dem, das für die Kinder verbindlich ist und jenem, das für die Erwachsenen Gültigkeit hat.<sup>32</sup> Häufig nach Geschlechtern getrennt, findet die Initiation über Mutproben und/oder durch eine besondere Kennzeichnung (Beschneidung, Tätowierung) statt – eine Art Renaissance des Kindes in der Erwachsenenrolle. In Mitteleuropa

---

<sup>30</sup> Oertler, Das Jugendalter, S. 276.

<sup>31</sup> Vgl. Griese, Jugendtheorien, S. 107-108.

<sup>32</sup> Vgl. König, Interview, S. 30.

gab es zweierlei: zunächst eine „vormoderne“ Jugend, die aus der Erwachsenenperspektive keinen Selbstwert hatte, sondern der Vorbereitung zum Erwachsenenstatus diente, sodass auch sämtliche Gruppierungen von Jugend eine sozial integrative Funktion hatten, und andererseits eine „moderne Jugend“ als Massenphänomen, die, umrahmt von emanzipatorischen Eigeninteressen oder Zuschreibungen von Selbstfindung und „Reifung“ sowie größer werdenden Möglichkeits- und Schutzräumen (Moratorium), gesellschaftsverändernde Ambitionen haben kann (aber nicht muss) – was dann zu Generationenkonflikten führen kann. Diese moderne Jugend entfernt sich seit Ende des 18. Jahrhunderts von der exklusiven bürgerlichen Lebenswelt und wird nach und nach einer immer größer werdenden Anzahl an Jugendlichen möglich.

Heute scheint es, dass das biologische Alter seine Ordnungsfunktion für die Biografie zunehmend einbüßt. Dies hängt mit der Tatsache zusammen, dass Ausbildung, Beruf und Familiengründung nicht mehr so stark mit bestimmten Lebensphasen verbunden sind. Im Resultat vollziehen sich eine kapitale Veränderung des lebenszeitlichen Rhythmus und ein Auseinanderfallen von biologischer und sozialer Reife. Doch als vorhandene „Rites de passage“ wären da immer noch zu nennen: die wichtige religiöse Initiation durch Kommunion, Firmung und Konfirmation, das Erlernen der erwachsenen Umgangsformen sowie Selbst- und Sozialdisziplinierung, die sukzessive Erlangung der Erwachsenenrechte im Konsumbereich. Konstant gilt die Schulentlassung als wichtige Zäsur – kaum eine Abschlussrede, die ohne den Verweis, nun beginne der „Ernst des Lebens“, auskommt; schließlich, wenn auch weniger für die hier untersuchte Phase, der Kriegsdienst, der den Jungen zum Mann machen sollte.

Historisch übergreifende Definitionen sind also unmöglich. Und der Einwand, Jugendforschung sei „im Kern eine an öffentlicher Nachfrage orientierte Forschung ohne angemessene theoretische Fundierung“, ist in Anbetracht der unüberschaubaren „ad-hoc-Forschungsliteratur“ nicht ganz von der Hand zu weisen.<sup>33</sup> Schon begriffsgeschichtlich ließe sich nachzeichnen, wie im Rechtsdiskurs der „Jugendliche“ erst Ende des 19. Jahrhunderts den „Jüngling“ verdrängte und semantisch zunächst mit „kriminell“ belegt wurde, während der psychologische Diskurs weiter nur den (bürgerlichen) Jüngling kannte. Der Jugendliche markierte demgegenüber im Ursprung ein negatives Element, das die öffentliche (städtische) Ordnung störte, allgemein mit Verwahrlosung und abweichendem Verhalten konnotiert war.<sup>34</sup> Jugend in ihrer eingegrenzten Bedeutung (nämlich als freies Element, das für eine „Erneuerung von Lebensgewissheit“ in einer materialistischen Welt steht) konnte dennoch seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem bürgerlichen Mythos, zu einem „Motor der Geschichte“ werden, was in der Jugendforschung lange nachwirkte.

Wenn man die Erkenntnis, dass Jugend nichts naturhaft Vorgegebenes, sondern ein von professionell Zuständigen definiertes Element ist, konsequent

---

<sup>33</sup> Vgl. Mansel/Griese/Scherr, Theoriedefizite.

<sup>34</sup> Vgl. Roth, Jüngling, S. 96-114; von Trotha, Entstehung, S. 254-277; Breyvogel, Stadt.

weiterdenkt, führt dies wie bei Lutz Roth, aber auch schon bei Gillis und Trotha in der jugendtheoretischen Diskussion seit den 80er Jahren dazu, eine einheitliche „Lebenslage Jugend“ überhaupt in Frage zu stellen. Wenn man davon ausgeht, dass die „Erfindung des Jugendlichen“ im Kontext einer radikalen Transformation der sozialen Kontrolle und Sozialdisziplinierung im 19. Jahrhundert steht, die in dieser Form ab den 70er Jahren nicht mehr gegeben sind, erscheint dies durchaus plausibel. Nur ist dies stark im Sinne einer emanzipatorischen Bewegung, weg von einer von oben konstruierten Kontrollgruppe „Jugend“ her gedacht, was die durchaus freiheitlichen Selbstgruppierungen von Jugend ignoriert. Die Lösung in der Jugendforschung war demgegenüber, nicht einem „Ende der Jugend“ das Wort zu reden, sondern der zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung auch einer zeitlichen „Entgrenzung“ der Institution Jugend in den letzten Jahrzehnten Rechnung zu tragen.

Wenn man schließlich auf die klassische und wirkmächtige Jugendkonzeption von Rousseau verweist, wie Jürgen Zinnecker dies getan hat, und dabei feststellt, dass Jugend 1. ein gesellschaftlicher Wert ist, 2. eine pädagogische Provinz, 3. ein Moratorium und 4. eine produktive Entwicklungsphase, die eine Krise und deren Bewältigung einschließt, dann könnte man tatsächlich die These aufstellen, dass die 1950er Jahre das „Ende eines Missverständnisses bürgerlicher Pädagogik und erziehungswissenschaftlich-psychologischer Forschung“ sind.<sup>35</sup> Die erwähnten zentralen Definitionen aus der Zeit heraus erklären Jugend als die Zwischenphase, laut Schelsky als Verhaltensphase des Menschen, in der er

nicht mehr die Rolle des Kindes spielt, dessen Leben sozial wesentlich innerhalb der Familie wurzelt oder von Institutionen gehalten wird, die, wie Heime, Kindergarten, Elementarschule, Spielplatz usw. primär Familienersatz oder institutionell ausgeweiteter Familienraum sind, und in der er noch nicht in die Rolle des Erwachsenen als vollgültigen Trägers der sozialen Institutionen, also z.B. der Familie, der Öffentlichkeit und politischen Ordnung, der Rechts- und Wirtschaftsordnung usw. übernommen hat.<sup>36</sup>

Zu vermuten ist, dass die Entstrukturierung der kollektiven Statuspassage Jugend, wie sie Thomas Olk mit Blick auf die widersprüchlichen Ergebnisse von Jugendforschung Anfang der 80er Jahre konstatierte, auch schon für die frühe Bundesrepublik in Ansätzen zutrifft.<sup>37</sup> Dass nämlich Jugendphasen für sozial unterschiedliche Gruppen untereinander unvergleichbar sind, weil schon die Statusübergänge destandardisiert sind und die Lebensphase im Prozess gesellschaftlicher Differenzierung zerfasert, sich der „standardisierte Ablauf des Lebenslaufregimes“ verlangsamt hat. Anschaulich wird dies durch die immer deutlicher werdende zeitliche Streuung bei den zentralen Übergängen zwischen den Lebensphasen (Ausweitung der Schulzeit, Krise auf dem Arbeitsmarkt,

---

<sup>35</sup> Dudek, Jugend, S. 14.

<sup>36</sup> Schelsky, Generation, S. 15-16.

<sup>37</sup> Olk, Jugend, S. 293.

unterschiedliches Heiratsverhalten) bei gleichzeitiger Auflockerung verbindlicher Verhaltensnormen und einer früheren Beteiligung an Erfahrungsbereichen wie Konsum, Medien oder Sexualität. Die Entstrukturierung als Flexibilisierung und Individualisierung erfolgt gerade auf Basis einer erfolgreichen Standardisierung, sodass die einheitliche kollektive Statuspassage Jugend zerfällt und „auf diese Weise in eine Vielzahl subsystemspezifischer Übergangphasen mit je eigenen Erscheinungsformen und Zeitstrukturen zerlegt wird“.<sup>38</sup>

Wie aus rechtlicher Perspektive gezeigt, ist das definitive formale Ende der Jugendphase erst dann erreicht, wenn in den relevanten Handlungsbereichen Autonomie und Eigenverantwortlichkeit erreicht worden sind. Jugend als „Nichtmehr“ und „Nochnicht“ zeichnet sich, darin herrscht weitestgehend Einigkeit, durch eine relativ größere Offenheit für Sozialisierungseinflüsse aus. Und so erscheinen Friedhelm Neidhardts Definition und Problematisierung des Jugendbegriffs von 1967 auch heute noch aktuell. Das Jugendphänomen ist demnach als „Ausdruck einer schwierigen Wohlstandsgesellschaft“ zu sehen, die lang laufende Sozialisationsprozesse nicht nur erlaubt, sondern verlangt. Je komplizierter die Wirtschaftsordnung, desto länger dauert die Reifezeit. Je reicher sie ist, desto länger kann sie sich erlauben, ihren Nachwuchs eine Zeit lang außerhalb von Vollberufen existieren zu lassen. Damit zusammenhängend verpflichtet sie sich darauf, Persönlichkeitsentfaltung durch Schonräume zu unterstützen.<sup>39</sup> Neidhardt weist auf die Tatsache hin, dass den Sozialisatoren Familie und Schule zunehmend „Platzierungsaufgaben“ zugefallen sind und Positionen, wie zum Beispiel die Berufsposition, nun einmal von der Erwachsenenwelt definiert werden. Im Kern handelte es sich um die Spannung zwischen biologischer Reife und der Verweigerung sozialer Reife.<sup>40</sup> Das Problem der Statusdiskrepanz in einem mehrjährigen Prozess der sukzessiven Erlangung von gesellschaftlichen Positionen bleibt gleichwohl bestehen, wobei die Chance, jugendlicher sein zu dürfen, schichtenspezifisch unterschiedlich hoch ist. Für den Jugendlichen ist nach Neidhardt typisch, dass er noch nicht oder nur teilweise im Besitz der folgenden vier Positionsmerkmale ist:

- 1) Familienposition – doch schon geschlechtsreif;
- 2) Berufsposition – doch die gesetzlich vorgeschriebene Schulzeit bereits absolviert;
- 3) Rechtsposition – erst stufenweise, aber noch nicht vollmündig und verantwortlich;
- 4) Politische Position – noch kein volles politisches Mitspracherecht, aber z.T. bereits öffentliche Positionen von unmittelbarer politischer Bedeutung ausfüllend, zum Beispiel Militärdienst.

---

<sup>38</sup> Olk, Jugend, S. 294.

<sup>39</sup> Neidhardt, Bezugspunkte, S. 18.

<sup>40</sup> Neidhardt, Generation, S. 16.

Nun werden Altersgrenzen und damit Rollenzuweisungen in der funktional differenzierten Gesellschaft aber diffus, wenn das „Jugendliche“ von Seiten der Wirtschaft anders definiert wird als von der Politik, die „Reife“ von der Kirche anders bestimmt wird als von der Justiz. Die epochen- und gesellschaftsübergreifendste Teilreife ist dabei sicherlich der Eheertritt, der somit signifikanter Austritt aus der Herkunftsfamilie ist und der nach allgemeiner Auffassung zumindest für den Mann stark an den Berufseintritt gekoppelt ist, der zur damaligen Zeit vorrangig die wirtschaftlichen Einkommens- und Versorgerquellen erschließt: „Eine Familie ernähren können“ ist im Zeitgeist der frühen Bundesrepublik als psychologische *Conditio sine qua non* für die Familiengründung zu sehen, die nach Eisenstadt den Übergang in den vollen Erwachsenenstatus, verstanden als Wechsel vom Empfänger zum Vermittler kultureller Tradition, vollzieht – was nicht gleichbedeutend ist mit der Zäsur durch die Geburt des ersten Kindes, sondern „legitime sexuelle Reife“ meint.<sup>41</sup> Rechtlich wurde Eheerife damals übrigens mit deutlichen Unterschieden nach Geschlecht definiert: Der Paragraf 1303 des BGB regelte, dass ein Mann nicht vor dem Eintritt in die Volljährigkeit (also mit 21), eine Frau nicht vor Vollendung des 16. Lebensjahres eine Ehe eingehen dürfe.

Fragt man die Bevölkerung selbst, sozusagen als populäre Definition eines Jugendbildes aus der Zeit heraus, dann wird die Lage nicht eindeutiger. Auf die Frage nach der Obergrenze „Wenn wir von Jugend sprechen – bis zu welchem Alter rechnen Sie einen Menschen noch zur Jugend?“ antworteten 1952 19 Prozent „unter 20 Jahre“, 29 Prozent wollen die Grenze bei 20-24 Jahren setzen, ein Viertel bei 25-29, weitere 19 Prozent bei 30-34 Jahren, 7 Prozent sogar bei 35 Jahren und mehr.<sup>42</sup> Das Problem im engeren Zeit- und Quellenkontext ist auch hier: In den Umfragen besteht Uneinheitlichkeit schon darüber, welcher Altersabschnitt als Jugend bezeichnet werden soll, was, wie noch zu zeigen sein wird, zu einem unzeitgemäß weiten Jugendbegriff führt, und alle 15-24-Jährigen als Zielgruppe umfragebasierter Jugendforschung einbezieht. Daran ist man im Folgenden gebunden, auch wenn die Polysemie des Begriffs Jugend offenkundig ist. So wird sich, wenn es um den interdisziplinären Diskurs geht, zeigen, wie unterschiedlich und flexibel die Zeichenkette „Jugend“ mit Sinn gefüllt werden kann.<sup>43</sup>

---

<sup>41</sup> Eisenstadt, *Generation*, S. 23.

<sup>42</sup> Noelle/Neumann, *Jahrbuch (1947-1955)*, S. 391.

<sup>43</sup> „Jugend“ realisiert sich, wie andere soziale Phänomene auch, tatsächlich nur in bestimmten Kontexten. Diese Kontexte (soziodemografische Konturen, Voraussetzungen im Bildungs-, Arbeits- und Freizeitbereich, sowie Rahmensetzungen durch Jugendpolitik und Jugendverbände etc.) sollen hier nicht eigens umrissen werden. Dies, wie auch der obligatorische Literaturüberblick zur historischen als auch zur sozialwissenschaftlichen Jugendforschung sowie zu ausgewählten Kontexten und eine ausführliche Bibliografie bei Janssen, *Jugend*.

## 1.5 Zum Begriff der frühen Bundesrepublik

Je länger ein politisches Gebilde in seinen Kernelementen Bestand hat, desto größer ist das Bedürfnis nach epochalen Binnendifferenzierungen und Zäsuren. Für die Bundesrepublik liegt eine unbestrittene Zäsur in den Wendejahren 1989/1990, der Wiedervereinigung und dem publizistisch viel beschriebenen Übergang von der Bonner zur Berliner Republik. Eine weitere Zäsur, wenn auch primär in sozio-kultureller Hinsicht, stellt die Auf- und Umbruchphase Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre dar. Die 68er, die sozialliberale Koalition unter Willy Brandt, neue politische Orientierungen vor allem bei Teilen der Jüngeren, alternative Lebenskonzepte, insbesondere aber neue und langfristig bedeutsame Themen auf der politischen Agenda (Arbeitslosigkeit, Umweltprobleme, Ölkrise, Kehrseiten der Verstädterung etc.) markieren den Beginn der zweiten Hälfte der Bonner Republik.

In unserem Kontext geht es jedoch im Kern um die Jahre 1949-1960. „Der lange Weg nach Westen“ ist in vollem Gange, es gibt deutliche Anzeichen für das Eintreten in die Ära des Massenkonsums, und mit einiger Berechtigung könnte man die 50er Jahre als die Sattelzeit der dann folgenden tief greifenden Gesellschaftsumbrüche sehen. Man kann mit gutem Grund für die kurzen 50er Jahre plädieren (also etwa 1953-1958), und stattdessen die 60er lang machen (1958-1973) und als Transformationsraum deuten, als Wohlstandsgesellschaft, verbunden mit der Ausweitung der bereits angelegten Modernisierung und unter anderem dadurch gekennzeichnet, dass sich der sektorale Wandel, besonders der Anstieg des tertiären Sektors, beschleunigte. Die Arbeitszeiten verkürzten sich, die Löhne stiegen und generierten mehr Freizeit und Konsum, mithin waren auch grundsätzlich andere Voraussetzungen für Sozialpolitik vorhanden. Die Bundesrepublik wurde zur „automobilen Gesellschaft“, das Phänomen des Massentourismus setzte ein, in der Medienlandschaft erhielt das Fernsehen eine dominante Position – und hier entscheidend: Die kulturellen Konflikte zwischen Jugendlichen und Erwachsenen wurden lauter. Die kurzen 1950er-Jahre sind auch in internationalen Vergleichsstudien die übliche Setzung. Die langen 1960er Jahre finden sich, je nach Blickwinkel, ganz unterschiedlich auf den Punkt gebracht, als Epoche staatlich-politischer wie sozio-kultureller „Fundamentalliberalisierung“. Sie stehen nach Ansicht Axel Schildts

für eine sich im Wiederaufbau mit zunehmend rascherem Tempo modernisierende Gesellschaft, die große Integrationsprobleme auf unterschiedlicher Ebene zu lösen hatte, in der aber auch deshalb enorme Potenziale einer Orientierung am Altvertrauten vorhanden waren, die nicht zuletzt die politische Kultur prägten.<sup>44</sup>

Signifikant ist die Begründung für diese Periodisierung über das Argument Jugend auch bei Detlef Siegfried:

---

<sup>44</sup> Schildt, Sozialgeschichte, S. 79.

Kein Zweifel, die langen sechziger Jahre (...) waren in Westdeutschland die ‚goldenen Jahre‘ des wirtschaftlichen Wohlstands, der zunehmenden Freizeit, der Entformalisierung gesellschaftlicher Beziehungen, der politischen Liberalisierung. Viele dieser Entwicklungen hat die junge Generation maßgeblich vorangetrieben.<sup>45</sup>

Ein von vielen möglichen Indizien findet sich im Bereich der Meinungsforschung: Die EMNID-Interviewer wollten unter anderem etwas über Lebenshaltung erfahren und fragten regelmäßig, ob man im Vergleich zur Vorkriegszeit besser, schlechter oder gleich gut lebe. Erst im Jahr 1958 überstieg die Zahl des ‚besser‘ die des ‚schlechter‘.<sup>46</sup>

Man kann es aber auch, wie Werner Abelshauser aus eher wirtschaftsgeschichtlicher Perspektive, mit den ‚langen 50er Jahren‘ halten – angefangen mit der Währungsreform 1948, endend mit der ersten kleinen Rezession 1966. Und dazwischen: Westbindung und Europäisierungs-Prozess, durchschnittliche Steigerungsraten des Bruttosozialprodukts von über 7 Prozent, Bevölkerungszuwachs und Sozialgesetzgebung. Parallel dazu wäre die weitere Demokratisierung des Konsums zu sehen, die massenhafte Verfügbarkeit von Gütern und zunehmend auch von Dienstleistungen des alltäglichen Bedarfs. Gleichzeitig handelte es sich aber auch um eine demografische Umbruchsphase aufgrund millionenfachen Bevölkerungszuwachses, zunächst durch die Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten und bis zum Mauerbau 1961 durch die DDR-Flüchtlinge. Die wirtschaftliche Entwicklung war bereits für die Zeitgenossen beeindruckend: Schon 1958 erreichte die Bundesrepublik den wirtschaftlichen Standard der westlichen Nachbarländer. Die Deutsche Mark wurde vollkonvertible Währung und Symbol neuer volkswirtschaftlicher Stärke. Anders als die vielfach retrospektive vorgenommene Deutung der Adenauer-Ära als restaurativ, kann davon ausgegangen werden, dass die Mehrzahl der Westdeutschen sich in einer neuen Zeit wähnte, in der ‚modernen Massen- bzw. Industriegesellschaft‘. Es gab zwar auch zahlreiche anderslautende Wortmeldungen von intellektueller Seite – Hier ist in erster Linie ist Dirks’ berühmte Skizze in den Frankfurter Heften zu nennen<sup>47</sup> –, aber insgesamt war die gesellschaftliche Selbstwahrnehmung als ‚neu‘ vorherrschend – ‚Moderne‘ war, im Sinne einer ‚Modernität‘, *das* Schlüsselwort der Zeit.

Im klassischen Sinne meint Modernisierung u.a. den Übergang von weitgehend agrarisch geprägten Verhältnissen in industrie- und kapitalbestimmte Gesellschaften, deren typische Tendenzen Rationalisierung, Differenzierung und Individualisierung darstellen. Diese Tendenzen sowie ein radikaler Wandel in der Beschäftigtenstruktur sind für die frühe Bundesrepublik eindeutig nachweisbar. In nur fünfzehn Jahren kamen nicht nur an die sieben Millionen Erwerbstätige hinzu. Der Anteil der Beschäftigten im primären Sektor verringerte

---

<sup>45</sup> So Siegfried, „Trau keinem über 30“, S. 25.

<sup>46</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 230.

<sup>47</sup> Vgl. Dirks, Charakter, S. 942-954.



sich schnell zugunsten einer Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft. Doch es wurde bereits häufiger darauf hingewiesen, dass es im Falle mitteleuropäischer Länder im 20. Jahrhundert wohl treffender ist, von der „Modernisierung moderner Gesellschaften“ zu sprechen.<sup>48</sup> Gleichwohl erlebten die Bundesrepublik wie unter anderen Voraussetzungen auch die DDR nach dem Zweiten Weltkrieg einen spektakulären Industrialisierungssprung. Technologische Innovation und Automatisierung gingen hier mit Konzentrationsprozessen und Produktivitätssteigerungen Hand in Hand.<sup>49</sup> Eine weitere bedeutsame Entwicklung: Die regional unterschiedliche Wirtschafts- und Sozialstruktur wurde zwar nicht komplett ausgeglichen, aber die extremen Unterschiede verschwanden. Gerade im primären Sektor selbst fand durch den umfangreichen Einsatz neuer Landmaschinen und Düngetechniken und später auch durch die Flurbereinigung eine fast schon revolutionäre Modernisierung der agrarischen Lebens- und Arbeitswelt statt. Daneben kann für die unmittelbare Nachkriegszeit und für die ersten Jahre der Republik in zweifacher Hinsicht eine hohe geografische Mobilität verzeichnet werden. Erstens erfuhr die Gesellschaft durch den Zuzug von Vertriebenen, Flüchtlingen und Kriegsheimkehrern eine neue soziale und nicht zuletzt konfessionelle Strukturierung. Zweitens gab es eine deutliche Zunahme an Berufspendlern, deren Zahl sich allein zwischen 1950 und 1961 auf über 6 Millionen verdoppelte.<sup>50</sup>

Einige Jahre lang blieb es für viele noch beim „Traum vom guten Leben“. Die langlebigen Konsumgüter blieben für die Mehrzahl der Westdeutschen lange Zeit ein unerschwinglicher Luxus, für den extra gespart werden musste. 1955 besaßen laut einer repräsentativen Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach zur „sozialen Wirklichkeit“ zwar mehr als 80 Prozent der Befragten ein Bügeleisen und ein Radio. In 39 Prozent der befragten Haushalte war ein Staubsauger zu finden, nur je 10 Prozent verfügten über eine Waschmaschine und einen Kühlschrank. Ein Fernseher stand Mitte der 50er Jahre erst in jedem hundertsten westdeutschen Haushalt. Auf die Frage, welche Dinge man noch besitzen müsse, um sagen zu können „Jetzt geht es mir gut“, stand der Kühlschrank an erster Stelle.<sup>51</sup> Die erfolgreiche Verbreitung und Nutzung von technisch-wissenschaftlichen Innovationen und die historisch beispiellose Anhebung des Lebensstandards blieb eine der prägendsten kollektiven Erfahrungen

---

<sup>48</sup> Auf die zahlreichen Modernisierungsdebatten in den Geschichts- und Sozialwissenschaften kann hier nicht eingegangen werden. Anstelle einer umfangreichen Bibliografie sei auf den grundlegenden Moderne-Artikel von Hans Ulrich Gumbrecht in den Geschichtlichen Grundbegriffen verwiesen; vgl. Gumbrecht, *Modern*, S. 93-131. Ebenso wenig geht es hier um die Frage nach dem Modernisierungspotenzial des nationalsozialistischen Staates. Zur Übernahme der Kategorie „Modernisierung“ aus den Sozialwissenschaften vgl. Wehler, *Modernisierungstheorie*. Zur Übernahme der Kategorie „Modernisierung“ aus den Sozialwissenschaften vgl. außerdem Schildt, *Zeiten*, S. 308-438, wo „Zeitgeist“ im „Wiederaufbau“ und dessen Verbindung mit Jugend mit ähnlichen Kategorien beleuchtet wird.

<sup>49</sup> Genaueres bei Abelshäuser, *Wirtschaftsgeschichte*.

<sup>50</sup> Vgl. Schwarz, *Analyse*, S. 216-217.

<sup>51</sup> Lenz, *Wirklichkeit*, S. 44-46; vgl. Wildt, *Kunst*, S. 307; Schildt, *Zeiten*, S. 354-356.

der Westdeutschen in jenen Jahren, präziser muss gesagt werden: ab dem letzten Drittel der 50er Jahre. Hier ist auch die Verbindung von zunächst äußerst bescheidenem Wohlstand und gesellschaftlicher Modernisierung am ehesten nachweisbar. Die Massenmotorisierung erhöhte die alltägliche Mobilität und eröffnete ungeahnte Reisemöglichkeiten: Allein von 1951 bis 1961 stieg der Pkw-Bestand von 700.000 auf 5 Millionen<sup>52</sup> an, Küchen- und Haushaltstechnik sorgten für eine enorme Zeitersparnis und einen neuen Arbeitsrhythmus im Haushalt. Die Ausstattung mit den modernen Massenmedien Rundfunk und Fernsehen strukturierte den werktäglichen Ablauf und das Wochenende neu und hatte zudem einen kaum zu überschätzenden Einfluss auf das geistige Klima jener Jahre.

Sozialstrukturelle Modernisierung durch die Auflösung traditioneller, subjektiv stark empfundener Klassenbindungen und ökonomisch fundierter Klassengegensätze ist von der Sozialforschung schon früh konzediert und zum Teil als Nivellierungsprozess hin zu einer Mittelstandsgesellschaft gedeutet worden. Von außen betrachtet, näherten sich separate klassenspezifische Lebensstile langsam einander an – wobei die Bereiche Freizeit und Konsum für das Sichtbarwerden dieser Tendenzen von besonderer Bedeutung sind. Breite Schichten konnten sich mit dem realen Lohnzuwachs vorher scheinbar unerreichbare Statussymbole leisten. Das Auto, das auch half, ganz neue Freizeiträume zu erschließen, ist in diesem Zusammenhang wohl das wichtigste Zeichen, „es zu etwas gebracht“ zu haben, aber auch in Wohnungseinrichtung und Bekleidung lässt sich eine Angleichung feststellen.<sup>53</sup> Später avancierte dann der Fernseher zum klassenunspezifischen Massenkulturgut. Die Ausstattungsgrade mit dem sogenannten „Pantoffelkino“ befanden sich trotz nach wie vor unterschiedlichster Einkommen schnell auf etwa gleich hohem Niveau. In erster Linie durch die Verdoppelung der Reallöhne von 1950 bis 1963, aber auch durch tarif- und rentenpolitische Neuerungen wie die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und die dynamische Rente sowie durch die Quasi-Vollbeschäftigung seit 1955 konnte die Arbeiterschaft den „Abschied von der Proletarität“ als Armutsexistenz mit ständiger Angst vor Krankheit und Mangel im Alter vollziehen.<sup>54</sup> Trotz weiterhin ungleicher Konsumstile z.B. in Einrichtung, Kleidung, Massenmedien oder persönlicher Inszenierung schien man doch „bei aller demonstrativen Unterschiedlichkeit die klassenkulturellen Attribute abgelegt“ zu haben, wenn sich auch derlei Angleichungen oft nur auf der symbolischen Ebene bewegten. Betrachtet man nämlich die nach wie vor erheblichen Einkommens- und Vermögensunterschiede oder die ungleichen Chancen im Bildungswesen, kann keinesfalls von einer sozialen Nivellierung oder gar „Verbürgerlichung

---

<sup>52</sup> Schildt/Sywottek, „Wiederaufbau“, S. 25.

<sup>53</sup> Das eigene Auto war aber zum Beispiel 1953 noch mehr Wunsch als Wirklichkeit: Auf 100 Einwohner kamen in der Bundesrepublik zwei Kraftwagen (USA: 25, GB: 5, FRA: 4). Schwarz, Adenauer, S. 387.

<sup>54</sup> Vgl. Mooser, Arbeiterleben.

der Arbeiterklasse“, höchstens von einer Anhebung des Gesamtniveaus – eben dem „Fahrstuhleffekt“ (Beck) gesprochen werden, und auch die geschlechtsspezifische Chancen- und Einkommensungleichheit blieben nur allzu deutlich bestehen.<sup>55</sup> Des Weiteren konstituieren die viel zitierten, bis heute vorhandenen, wenn auch empirisch immer schwer nachweisbaren, „feinen Unterschiede“ die gesellschaftliche Binnendifferenzierung. Der „Habitus“, Geschmack, Sprache, Gestus usw., impliziert subtile Abgrenzungs- und Ausgrenzungsstrategien.

Für die von der Geschichtswissenschaft stark frequentierte Kategorie des Milieus kann Ähnliches festgehalten werden. Die einst lebenszentrale Bindung zur sozio-moralischen Gruppe erodierte nicht vollständig, aber sie schwächte sich deutlich ab. Dies geschah als sukzessiver Einflussverlust, wie ihn die regionalspezifischen Milieus erfuhren, oder als eine weitere Ausdifferenzierung, wie innerhalb konfessionell geprägter Milieus zu beobachten<sup>56</sup>; auch eine unproblematische Parallelexistenz in mehreren Lebenswelten und das Hin- und Herschalten zwischen völlig unterschiedlichen Lebensstilen wird in der Folge möglicher, kann aber für die 50er Jahre als Existenzmodus noch stark bezweifelt werden.<sup>57</sup>

Modernität, um weiter bei dieser alltagssprachlichen gesellschaftlichen Selbstverständigung zu bleiben, wurde auch, ähnlich wie schon in den 20er Jahren, synonym mit Urbanität und Technik gesetzt, sodass die Architektur, Verstädterung und Verkehrserschließung in der Wiederaufbauphase besonders durch ihre Funktionalität als Modernisierung erfahren wurde.<sup>58</sup> Technik wird aber ambivalent als Hoffnungs- und – im Kontext des kulturkritischen Diskurses in Verbindung mit „Massengesellschaft“ und „Entfremdung“ – als Bedrohungspotenzial empfunden und diskutiert. Die Vorstellung von materiellem Überfluss, Mechanisierung, innovatives Produktdesign, Vergnügen und Genuss, kurz: der „Traum vom guten Leben“, sind dabei eng verbunden mit dem Schlagwort der „Amerikanisierung“. In ihm trafen, wie schon in den 20er Jahren, Heilerwartungen und Bedrohungsängste aufeinander. Denn für die neuen Impulse des westdeutschen Alltagslebens – vor allem auf dem Gebiet der Konsumorientierung, der populären Kultur und der kommunikativen Praxis – kann der exogene Einfluss der Besatzungsmächte, vor allem der Amerikaner, wohl kaum überschätzt werden. Besonders für die Kinder und Jugendlichen waren die ersten Begegnungen mit amerikanischen Soldaten ein prägendes Erlebnis, wie Zeitzeugeninterviews belegen. Später intensivierten die US-Idole der Film-

---

<sup>55</sup> Beck, Risikogesellschaft, S. 122. Vgl. zur Stabilität sozialer Ungleichheiten: Bolte/Hradil, Ungleichheit; Braun, Konzept.

<sup>56</sup> Vgl. Ziemann, Ende, S. 89-101.

<sup>57</sup> „Lebensstil“ ist als Konzept in den Geschichtswissenschaften infolge des bourdieuschen Habitus-Konzepts in unterschiedlicher Form produktiv gemacht worden, wenngleich oft ohne es eigens zu benennen oder zu thematisieren. Vgl. Janssen, Jugend, S. 43, dort Anmerkung 93.

<sup>58</sup> Vgl. Flagge, Geschichte.

und Musikindustrie den Eindruck einer unbekümmerten und zivilen Lebensauffassung und Verhaltensform. Einiges spricht dafür, dass sie mit dazu beitrugen, dass westdeutsche Jugendliche einen neuen Stil entwickelten, der sich durch geringere Skrupel vor offen kommerziellen Einstellungen und durch lockerere, flexiblere Verhaltens- und Umgangsformen auszeichnete, die die symbolische Distanz zwischen sozialen Gruppen verringerten. Für die Propagierung einer neuen Auffassung von einer lässigen Männlichkeit waren Marlon Brando und James Dean sicherlich mit verantwortlich.<sup>59</sup> Dies schloss allerdings machistische Selbststilisierung gerade in der Halbstarkenszene nicht aus. In den intergenerationellen semiotischen Auseinandersetzungen im Alltag konnten sich die Jugendlichen schließlich dem Fundus des American Way of Life und seiner Bilder bedienen, wohl wissend, dass sie mit Elvis-Tolle, Jeans, Comics und Rock 'n' Roll bei ihren Eltern mitunter Ängste vor kultureller Überfremdung hervorrufen konnten. Der Konnex zwischen „Amerika“ und „Jugend“, zwischen „Amerika“ und „Zukunft“, auch zwischen „Amerika“ und „Materialismus“ ist jedoch nicht neu. Die Vereinigten Staaten waren konkrete Utopie seit ihrer Unabhängigkeitserklärung. Und Amerikanisierung wurde nun ein für alle sichtbarer, aktiv betriebener Kulturtransfer, der einerseits Ergebnis der Besatzungspolitik nach 1945 war und andererseits ein Prozess, der teils von der Gesellschaft gewollt, teils reaktiv mitgestaltet wurde und dabei Ansätze aus der Zwischenkriegszeit wieder aufnahm.<sup>60</sup> Die Anknüpfungen an die traditionellen Debatten über Abendland und Amerika und über gute und schlechte Medien nahmen in der frühen Bundesrepublik einen gewissen Raum ein, können aber auch als letztes Aufbäumen vor der Anerkennung einer kulturellen Moderne gelesen werden. Und dies gab schon für einige Zeitgenossen ein widersprüchliches Bild ab; dass man eine „Teilmoderne“ haben wollte, indem man die Vorzüge des technischen Fortschritts und Alltagskomforts genießen, aber deren Einfluss auf die Nachwachsenden verhindern wollte.

Von wissenschaftlicher Seite wird oft der Umgang mit gesellschaftlicher und politischer Pluralität als Maßstab für den Modernisierungsgrad genommen. Wenn mit dem aufklärerisch-emanzipatorischen „Projekt der Moderne“ die Durchsetzung liberaler Werte wie individueller Freiheit gemeint ist, so kollidieren diese Werte mitunter mit traditionellen religiös-moralischen und familienzentrierten Vorstellungen. Vielleicht lässt sich die Ambivalenz der sogenannten „Ära Adenauer“ angemessen mit Kleßmanns Schlagwort einer „Modernisierung unter konservativen Auspizien“ überschreiben.<sup>61</sup> Denn nicht selten war auch ein pejorativer Unterton zu vernehmen, wenn neue und unbekannte Phänomene als „modern“ etikettiert wurden. Dies gilt insbesondere für das verminnte Terrain „Moral und Umgangsformen“. Modern empfundene Erziehungsmethoden und ihre angeblich desaströsen Folgen für die Entwicklung der jungen

---

<sup>59</sup> Vgl. Maase, BRAVO, S. 113-130.

<sup>60</sup> Vgl. Doering-Manteuffel, Dimensionen S. 1-34.

<sup>61</sup> Kleßmann, Schiff, S. 485.

Menschen wurden ganz besonders von einer christlich dominierten Pädagogik in Zusammenhang gebracht. Die „alltägliche Verteidigung der Korrektheit“<sup>62</sup> im „motorisierten Biedermeier“ (Erich Kästner) wäre dann die andere Seite der gesellschaftlichen Wirklichkeit der frühen Bundesrepublik. Die dominante Position der beiden christlichen Kirchen – in der Bonner Republik zu Beginn mit einer gewissen Verlagerung zum Katholischen – ist für die ersten zwanzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg unbestritten. Und dies gilt sowohl für die Vermittlung von Alltagsnormen der 95,2 Prozent (1961) eingetragenen Christen als auch für deren Einfluss auf die Politik.<sup>63</sup>

Als Komplementärbegriffe zur „Modernisierung“ ließen sich „Normalität“ und „Normativität“ nennen: Politische Normalisierung als der Wunsch, wieder in einem souveränen, international akzeptierten Staat und in politisch ruhigen, stabilen Verhältnissen zu leben, verbunden mit dem kollektiven Verdrängungsreflex, was die nationalsozialistischen Verbrechen betrifft. In diesem Zusammenhang fungiert das Schlagwort der „Stunde Null“ nicht nur als ein Gleichheit suggerierender Gründungsmythos der Bundesrepublik, sondern auch als Kürzel für die tiefe Sehnsucht der Westdeutschen nach unmittelbarer Geschichtslosigkeit. Die starke Fixierung auf den Wiederaufbau und das Sich-Hineinstürzen in harte Arbeit sowie die rasche Restitution der kleinfamilialen Ideals sind als „privates Einbunkern“ und „Taumel maßloser Tüchtigkeit“ (Paul Schallück) wohl überzeichnet beschrieben worden, treffen aber im Kern das Streben nach Normalisierung im Alltag und sozialer Verhaltenssicherheit. Die Überschwemmung des deutschen Büchermarktes mit Benimmratgebern ist nur ein Indikator des allgemeinen Trends zur Wertschätzung konformistischen Verhaltens und gleichzeitig ein typisches Phänomen von verhaltensunsicheren Gesellschaften, die erheblichen Beratungsbedarf haben. Besonders im Hinblick auf die Betrachtung von Jugend hat diese Interpretation lange Zeit Bestand, Walter Jaide schrieb noch 1988: „Tüchtigkeit geht vor Problembewusstsein, Integration vor Kritik, Konsens vor Kritik.“<sup>64</sup>

In den langen 50er Jahren, die auch eine Zeit massiver Entproletarisierung war, fand parallel zweifellos eine Ver(klein)bürgerlichung von Lebensformen und Werten statt.<sup>65</sup> In der soziologischen und sozialpsychologischen Forschung ist man sich heute darin einig, dass sich der Wertewandel vor dem sozialgeschichtlichen Hintergrund langfristiger Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse, in der Wiederaufbauphase in Westdeutschland verzögerte. Signifikant ist die Aufwertung der sogenannten Pflicht- und Akzeptanzwerte, also Ordnungsliebe, Fleiß, Gehorsam und Unterordnung.<sup>66</sup> Laut Helmut Klages

---

<sup>62</sup> Ziehe, Verteidigung, S. 254-258.

<sup>63</sup> Statistisches Bundesamt, Bevölkerung, S. 97.

<sup>64</sup> Jaide, Generationen, S. 315.

<sup>65</sup> Vgl. die entsprechenden Passagen in den Jahrbüchern zur Öffentlichen Meinung, subsumiert unter dem Schlagwort „Mentalität“, Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 114-131 bzw. „Geschmack“, Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 164-183.

<sup>66</sup> Vgl. Klages, Werte, S. 698-709 sowie Kmieciak, Wertstrukturen.

herrschen bis Mitte der 60er die Pflicht- und Akzeptanzwerte vor, dann dehnten sich bis Mitte der 70er die Selbstentfaltungswerte stark aus. Dazu wäre zu ergänzen, dass zum Beispiel die körperliche Züchtigung in den Familien und Schulen weiterhin praktiziert wurde und auch rechtlich abgesichert war. Die konträren Antworten auf die Frage, welche obersten Tugenden einem Jungen und einem Mädchen vermittelt werden sollen, zeigt die je nach Geschlecht deutlich zweigeteilte Erziehung durch die Erwachsenen.

Die solchermaßen durch zahlreiche Brüche und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnete Modernität der 50er Jahre sollte nun nicht dazu führen, der Ära Adenauer den ebenfalls einseitigen Titel der „Restauration“ zu verleihen. Es ist aber immer auf die mentalitätsgeschichtlichen Kontinuitäten hinzuweisen, die sämtliche politischen Zäsuren zum Teil stark relativieren. Hinsichtlich der Moralvorstellungen ist dies ebenso zu beobachten wie zum Beispiel in den Einstellungen zur ästhetischen Moderne. Bis auf eine kleine Minderheit von eher jüngeren, gebildeten Stadtbewohnern kann die klare Ablehnung gegenüber neuer Musik, Malerei oder absurdem Theater für die gesamten 50er Jahre als Standard gelten.<sup>67</sup>

Die frühen Jahre der Republik müssen also nicht allein als Kontrastfolie und Vorlauf zum liberalen Mentalitätswechsel nach Adenauer gesehen werden. Sie sind auch eine Reaktion auf die Phase zwischen Kriegsende und Währungsreform. Von vielen Zeitgenossen wurde die unmittelbare Nachkriegszeit nicht nur als „Zusammenbruchsgesellschaft“, politische Fundamentalkapitulation und wirtschaftliche Katastrophe empfunden, sondern auch als eine ungeordnete, rechts- und sittenlose Zeit, nach deren Durchlebung man sich vor allem nach „Sicherheit“<sup>68</sup> und „Normalisierung“<sup>69</sup> sehnte.

Dass die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ der Bundesrepublik nachweislich keine war, ist bereits häufig nachgewiesen worden. Und doch brachte Schelsky mit dieser Deutung, ähnlich wie wenig später mit seiner „skeptischen Generation“, ein Grundempfinden der Westdeutschen auf den Punkt. Es beschreibt zunächst massenhafte Deklassierungserfahrungen durch Kriegs- und Nachkriegszeit sowie das, was Zeithistoriker retrospektiv als Erosion sozialmoralischer Milieus bezeichneten. Dass es hier in erster Linie um eine „gefühlte“ Angleichung von Lebenslagen auf Ebenen wie der des Konsums ging, räumte Schelsky übrigens selbst ein:

Der universale Konsum der industriellen und publizistischen Massenproduktionen sorgt auf allen Lebensgebieten dafür, daß fast jedermann seinen Fähigkeiten angemessen das Gefühl entwickeln kann, nicht mehr ‚ganz unten‘ zu sein, sondern an der Fülle und dem Luxus des Daseins schon teilhaben zu können.<sup>70</sup>

---

<sup>67</sup> Vgl. u.a.: EMNID-Informationen 8.

<sup>68</sup> Vgl. Braun, Streben, S. 290-306. „Sicherheit“ als Leitmotiv bei Conze, Suche.

<sup>69</sup> Vgl. Schissler, „Normalization“, S. 359-375.

<sup>70</sup> Schelsky, Wandel, S. 340.

Und bei aller Kritik an der Simplifizierung einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft, die eher soziologischer Kampfbegriff denn exakte Sozialstrukturanalyse war – in der *longue durée* lässt sich doch nicht übersehen, dass es in der ersten Jahrhunderthälfte elementare kollektive Abstiegs- und Aufstiegsszenarien (häufiger noch: Aufstiegswünsche und Abstiegsängste) gegeben hat. Soziale Schranken blieben auch nach 1945 bei gleichzeitiger rhetorischer Aufgabe einer „Klassengesellschaft“ bestehen. Jedoch: „Wo wenig Klasse ist, ist viel Generation.“<sup>71</sup> Zumindest fällt auf, dass der Begriff der „Generation“ ab der zweiten Hälfte der 50er Jahre eine gewisse Konjunktur erfuhr. Weil man erstens bei der Beschäftigung mit Jugend ohnehin nicht um die Auseinandersetzung mit diesem Konzept herumkommt, und zweitens, weil der Verdacht besteht, dass „Jugendbilder“ gerade als „Generationsbilder“ Karriere machen, sind im Folgenden einige Überlegungen zum Potenzial eines klassischen Begriffs von Jugendforschung angeführt.

### 1.6 Zum Begriff der Generation

Beim Begriff der Generation hat man es mit einer semantischen Entwertung zu tun, die in den letzten Jahren durch die inflationäre Verwendung in meist feuilletonistischen Abhandlungen entstanden ist. In immer kürzeren Abständen werden neue Generationen entdeckt und im Hinblick auf ihre gesamtgesellschaftliche und zeitgeschichtliche Bedeutung analysiert und, wenn es passt – auch vermarktet.

Denn die heute meist empirisch kaum abgesicherte Labelisierung von Generationen dient häufig der eigenen Positionierung im wissenschaftlichen oder popkulturellen Diskurs (Generation Golf, Die 89er, Generation Berlin, Generation X, etc.). Man setzt Markierungen aus Marketinggründen oder versucht, den ad-hoc-Zeitdiagnosen einen systematisch anmutenden oder doch zumindest sprachspielerischen Titel zu geben. Die Tatsache, dass die öffentliche Verhandlung von soziologischen Diagnosen zu Vereinfachung tendieren muss, ist nun allerdings kein Phänomen der neuesten Mediengesellschaft, sondern trifft im gleichen Maße auch schon für die frühe Bundesrepublik zu. Helmut Schelskys skeptische Generation kann – neben den sogenannten 68ern – als die bekannteste Etikettierung in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts gelten. Wie die Entstehungshistorie zeigt, war dies auch ein publizistischer Clou, der jedoch auf eine reale Nachfrage stieß.<sup>72</sup> Ein wesentlicher Grund für diese Nachfrage ist sicherlich in dem gefühlten oder tatsächlichen Verschwinden herkömmlicher Sozialstrukturierungskategorien zu sehen, die gleichzeitig immer auch Gefühlswelten und Handlungsnormen vermittelten.

Spezielle Hochphasen für das Ausrufen von Generationstypen müssen jedenfalls auch mit dem Bedürfnis zu tun haben, Zeiten subjektiv empfundener

---

<sup>71</sup> Seibt, *Aussortieren*, S. 38.

<sup>72</sup> Vgl. Kersting, Schelskys, S. 465-495.

Verkomplizierung gesellschaftlicher Zustände ein nachvollziehbares Ordnungssystem gegenüberstellen zu wollen. So scheint es auch kein Zufall zu sein, dass eine solche Konjunktur zweimal auf das Gefühl traf, in einer „geschichtslosen Zeit“ zu leben, in denen historische Kontinuitäten nur schmerzhaft zu denken waren (unmittelbar nach 1945) oder sich positiv erledigt hatten (das viel zitierte „Ende der Geschichte“ nach 1989). Genau genommen trifft dies auch für den dritten Peak der Generationen-Konjunkturkurve zu, der Krisenzeit Anfang der 30er Jahre. Die für Mitteleuropäer unbehagliche Vorstellung, aus linear gedachter Geschichte und Kausalität herauszufallen, wird durch das Betonen der Generation als grundlegendem Faktor beim Zustandekommen historischer Dynamik stabilisiert. Umso mehr, als das Konzept der Generation historische Dynamik erklärt, ohne streng linear, zyklisch oder wellenförmig zu sein – man könnte das Entwicklungsmodell eher als ein brüchiges „Ziehharmonika-System“ beschreiben. Der Zusammenhang zwischen der Geschwindigkeit des sozialen Wandels und der Möglichkeit der Herausbildung prägnanter Generationengestalten beschäftigte auch die Diskussion Ende der 90er Jahre. Hierzu Zinnecker:

Denkbar wäre, daß es sich um eine kurvilineare Beziehung zwischen sozialem Wandel und Generationsbildung handelt: Bis zu einer gewissen Geschwindigkeit begünstigt die sich beschleunigende Dynamik des historischen Wandels die Herausbildung erkennbarer Generationengestalten, um dann, ab einer bestimmten Geschwindigkeit sich zeitlich überlappenden Generationengestalten zu verhindern.<sup>73</sup>

Der heuristische Gewinn der Kategorie Generation für historiografische Analysen ist allerdings äußerst umstritten. Nicht nur innerhalb der Soziologie können die Konzepte von Jugend und Generation nicht ohne einander. Es gibt seit einigen Jahren intensive Diskussionen über die demografische Schieflage in der Bundesrepublik, der Weg in eine überalterte Gesellschaft mit all ihren Problemen scheint vorgezeichnet. Die Schlagworte sind „Rentenlücke“, das Infragestellen sozialer Sicherungssysteme und das Ende des sogenannten „Generationenvertrages“. Gleichzeitig aber besteht ein breiter Konsens in der Bejahung von Jugendlichkeit als Wert an sich, das Feuilleton schreibt von „Jugendwahn“ und „Jugendlichkeitsgesellschaft“. Wenn vereinzelt Stimmen aus der Jugendforschung selbst den Jugendkult als „das Phantasma der Moderne“<sup>74</sup> bezeichnen, in dessen Folge Jugend aufgrund fehlender Transitionsriten zur Fiktion werde, scheint ein Gegenstand ganz zu verschwinden.

In einer groben soziologischen Definition ist die Kategorie Generation die „Summe aller ungefähr Gleichaltrigen eines Kulturkreises, die auf Grund ihrer gemeinsamen historisch-gesellschaftlichen Situation über ähnliche Einstellun-

---

<sup>73</sup> Zinnecker, „Problem“, S. 39.

<sup>74</sup> Lenzen, Jugendforschung, S. 48.



gen, Motive, Orientierungen und Wertvorstellungen verfügen“.<sup>75</sup> Karl Mannheim war der erste, der sich in seinem berühmten Essay „Das Problem der Generationen“ von 1928 systematisch mit der Verknüpfung von biologischen und soziologischen Kategorisierungsschemata auseinandergesetzt hat. Wilhelm Dilthey hatte hierzu die Grundlagen gelegt und v.a. den Zusammenhang des gemeinsamen Jugenderlebens für Generationenbildung betont:

Generation ist alsdann eine Bezeichnung für ein Verhältnis der Gleichzeitigkeit von Individuen; diejenigen, welche gewissermaßen nebeneinander emporwachsen, d.h. ein gemeinsames Kindesalter hatten, ein gemeinsames Jünglingsalter, deren Zeitraum männlicher Kraft teilweise zusammenfiel, bezeichnen wir als dieselbe Generation. Hieraus ergibt sich dann die Verknüpfung solcher Personen durch ein tieferes Verhältnis. Diejenigen, welche in den Jahren der Empfänglichkeit dieselben leitenden Einwirkungen erfahren, machen zusammen eine Generation aus.<sup>76</sup>

Generation ist nach Mannheim keine konkrete Gruppenbildung, sondern zunächst ein möglicherweise unbewusster bloßer Zusammenhang, eine Potenzialität, die eine ebenso „schicksalsmäßig-verwandte Lagerung“ im gesellschaftlich-historischen Raum ist wie die ebenfalls nicht freiwillig gewählte Klassenzugehörigkeit. Diese Zugehörigkeit beschränkt Individuen auf einen bestimmten „Spielraum möglichen Geschehens“ und damit auf eine „spezifische Art des Erlebens und Denkens“. Entscheidend für die Formierung von Bewusstsein sei, welche Erlebnisse sich als prägende Jugenderlebnisse niederschlagen und welche dann als weitere Schichten hinzukommen. Erste Erlebnisse – so in Anknüpfung an Dilthey und die zeitgenössische Psychologie – setzen sich als natürliches Weltbild fest. Und es ist vor allem dieser „neuartige Zugang“, das „Gegenwärtiger-Sein“ der Jugend, der stetige Kulturschöpfung nach sich zieht.<sup>77</sup> Die gleiche Position im historisch-sozialen Raum, ähnliche Partizipations-, Erlebnis- und Erlebnisverarbeitungschancen, kurz: Die „Generationenlagerung“, reduziert ebenso wie die Eingebundenheit in eine spezifische Kultur die Lebensmöglichkeiten und schaltet eine große Anzahl von möglichen Denk- und Verhaltensweisen aus. Die sozialisationspsychologische Tatsache, dass selbst erworbene, unmittelbare Erfahrungen für die Formierung eines Bewusstseins stärker wirken als tradierte, gilt als Ursache für das Entstehen von Neuerungen und Veränderungen durch die „Kulturneulinge“. Und hierbei setzen die erste Partizipation am sozio-historischen Kulturprozess bzw. die „Jugenderlebnisse“ laut Mannheim den Interpretationsrahmen für alle späteren Erlebnisse. Die Begrifflichkeiten deuten darauf hin: Hier ist die deutsche Jugendbewegung der Bezugspunkt. Der Begriff der Lagerung bedeutet noch nicht die exakte Determinierung der Weltwahrnehmung und des Verhaltens einer Generation,

---

<sup>75</sup> Griese, Jugendtheorien, S. 73. Um diesen historisch-gesellschaftlichen Generationenbegriff und weniger um den genealogisch-familialen oder pädagogischen soll es hier primär gehen.

<sup>76</sup> Dilthey, Studium, S. 37. Damit sind die intellektuellen Zirkel der Romantik gemeint.

<sup>77</sup> Vgl. Mannheim, Generationen, S. 157-185 und S. 329-330.

die Lagerung gibt lediglich einen Möglichkeitsraum vor, innerhalb dessen die Generation agieren kann. Innerhalb der Generationenlagerung gibt es immer auch dominierende Tendenzen, so genannte „Trägergruppen“, die das Bild von einer Generation prägen, indem sie sich entweder selbst zum Sprachrohr der Generation in der Öffentlichkeit machen oder von dieser und den Beobachtern dazu stilisiert werden. So beschreibt das Beispiel der Romantischen Jugend um 1800 genauso eine elitäre Minderheit wie das der „68er“, einer ebenfalls privilegierten Minderheit mit bestimmten bildungsspezifischen Voraussetzungen.

Hier findet sich auch eine zentrale Neuorientierung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg. Während Dilthey und Mannheim bei ihren Analysen die Aussparung großer Bevölkerungsgruppen und die Konzentration auf kleine Gruppen mit dem größten kulturellen Kapital noch ganz selbstverständlich vornehmen konnten, hatte es in einer demokratisierten, pluralisierten Gesellschaft weniger elitär zuzugehen. Tatsächlich hat die umkämpfte, aber zunehmend akzeptierte U-Kultur das exklusive Recht der Hochkulturträger, Generationen zu bilden, nachhaltig erschüttert. Die neuen quantitativ-empirischen Methoden zur Feststellung von Generationengestalten machten diese gleichzeitig auch weniger spektakulär, was dann regelmäßig zu Enttäuschung auf Beobachterebene führte. Mit einer „unauffindbaren Generation“ habe man es derzeit zu tun, beklagte Manfred Faltermaier 1958 in der Zeitschrift „deutsche jugend“.<sup>78</sup>

Aber, auch dies betont schon Mannheim, nicht jede Generationenlagerung schafft auch neue Kollektiv-Impulse. Sie birgt lediglich einen Möglichkeitsraum in sich: Das Aktivwerden steigt aber mit der Geschwindigkeit gesellschaftlicher Dynamik (gesellschaftlich-geistiger Umwälzungen).<sup>79</sup> Neuer Generationenstil, das heißt „Generationsentelechie“ – heute würde man wohl von Habitus sprechen. Distinkte Generationen wären demzufolge also als ein Indikator für dynamische Gesellschaften zu begreifen, wobei ausdrücklich der von Wilhelm Pinder eigentlich für die Kunstgeschichte gedachte Aspekt der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“, die Parallelität von Generationen auf einem gemeinsamen gesellschaftlichen und zeitgeschichtlichen Hintergrund, mitgedacht wird.<sup>80</sup> Auch Mannheim hatte die Zeit um 1800 im Blick und betonte mit dem Beispiel der romantisch-konservativen gegenüber der liberal-rationalistischen Jugend die Möglichkeit einer Gleichzeitigkeit von gegensätzlichen Generationeneinheiten. Dass die sich polar gegenüberstehenden Generationeneinheiten gerade durch ihren Kampf ständig aufeinander bezogen bleiben und so einen Zusammenhang bilden, erscheint aus heutiger Perspektive als eine der klügsten Pointen von Karl Mannheims Konzept.

Insgesamt kann allerdings sein begriffliches Instrumentarium sicherlich nur in begrenztem Rahmen von Nutzen für die Analyse von Jugendgestalten der

---

<sup>78</sup> Faltermaier, Generation, S. 73-78.

<sup>79</sup> Mannheim, Generationen, S. 335-341.

<sup>80</sup> Pinder, Generation.

50er und 60er Jahre sein. Man muss sich nämlich erstens der Unschärfe von Begrifflichkeiten wie Lagerung, Gestalt oder eines Zusammenhangs bewusst sein. Zweitens führt die Multidimensionalität in der Verwendung dieser Kategorie im Alltagsdiskurs – konkret der Vermischung von Alter, Geburt und Periode – schnell zu einem missverständlichen Gebrauch. Und drittens ist mit dem Einsatz der Generationen-Folie auch eine fundamentale Implementierung verbunden – dergestalt, dass doch grundsätzlich von einer „Gleichartigkeit der Gleichaltrigen“ ausgegangen wird, die sich zwar in vielen unterschiedlichen Einstellungen und Verhaltensmustern, abhängig vom Geschlecht, von der sozialen Herkunft oder vom Bildungsstand ausdrücken können. Die biologische Voraussetzung der Nachbarschaft von Geburtsjahrgängen aber wird ganz grundsätzlich als bedeutend gesetzt.

Generation wird in dieser Vorstellung als ein Altersgruppen-Aggregat verstanden, dessen „charakteristische Orientierungs- und Verhaltensweisen sich von denen anderer Altersgruppen zum Zeitpunkt T1 unterscheiden“, wobei die Kategorie „Rezeption von Information“ zentrale Basis für generativ unterschiedliche Handlungsmuster, für charakteristische kulturelle Distanzen – und somit für sozialen Wandel darstellt.<sup>81</sup> Ganz grundsätzlich stellt sich aber die Frage: Welches System ist als gemeinsamer Erlebnisraum gedacht? Es geht primär um die politische und kulturelle Sozialisation von Jugendlichen, die laut Mannheim zum einen als „fest“, nämlich geprägt durch den „Schoß von Institutionen“ – zum anderen als „flüssig“, in freien Gruppen (heute wären dies: „Peers“ oder „Szenen“) vor sich geht. Je „flüssiger“ der Jugendliche sozialisiert wird, desto realistischer kann die „inhärierende Tendenz“ zum Ausdruck kommen. Da man den Untersuchungsraum der langen 50er Jahre nicht nur als eine Zeit beschleunigten sozialen Wandels und ökonomischen Wachstums, einer hohen gesellschaftlichen Stabilität, sondern durchaus auch als eine entscheidende Übergangsphase der Sozialisationsformen hin zu Gleichaltrigengruppen sehen kann, müsste es sich diesem Modell zufolge um eine Hochzeit für die Ausbildung einer prägnanten Generationengestalt gehandelt haben.

Der Unterschied zwischen dem Terminus Generationenverhältnis und der Generationenbeziehung bezieht sich auf die Differenz zwischen der mikro- und makrosoziologischen Ebene: die soziale Interaktion und deren kognitive Verarbeitung zwischen verschiedenen Altersklassen innerhalb einer Familie (Verhältnis) einerseits gegenüber den „Zusammenhängen zwischen den Lebenslagen und kollektiven Schicksalen unterschiedlicher Altersklassen und Kohorten“<sup>82</sup> (Beziehung) andererseits – nach Fogt sind politische Bewegungen weniger Auseinandersetzungen zwischen sozialen Klassen, sondern eher als Gegensatz verschiedener politischer Generationen zu verstehen. Reulecke hat dagegen den Begriff der „Generationalität“ ins Spiel gebracht – und damit den Aspekt subjektiver Selbst- und Fremddeutungskonstruktion in ihrer Zeit und de-

---

<sup>81</sup> Buchhofer/Friedrichs/Lüdtke, *Alter*, S. 308.

<sup>82</sup> Kaufmann, *Generationenbeziehungen*, S. 97.

ren Sinnstiftungen stärker betont.<sup>83</sup> Diese Mikro- und Makrokategorien sind untrennbar miteinander verknüpft, der familiäre und historisch-gesellschaftliche Generationenbegriff dabei kaum sauber voneinander zu trennen. So ist Joachim Matthes in seiner strikten Ablehnung einer Reduktion des Begriffs „Generation“ auf innerfamiliäre Verhältnisse grundsätzlich zuzustimmen, wenngleich man die Kausalkette, dass der Makrobereich dann greift, wenn es die Mikroebene nicht schafft, nicht als Gesetzmäßigkeit anerkennen muss.<sup>84</sup> Es stellt sich nur die Frage, ob die Rechnung, dass die Summe aller subjektiv erfahrenen Generationenverhältnisse die – wie auch immer zu messende – kollektive Generationenbeziehung ergibt, tatsächlich aufgeht, also ein Gleichklang von Generationenkonflikt am Frühstückstisch mit gesamtgesellschaftlicher Disharmonie zwischen Jung und Alt besteht. Vermutlich ist ein reziprokes Mikro- und Makroverhältnis viel wahrscheinlicher. Nach nun schon klassischer Ansicht trugen ja die „68er“ ihren familiären Konflikt mit den reaktionären Eltern auf die Straße – oder umgekehrt: vom politisch-gesellschaftlich virulenten Generationenkonflikt wieder ins Private, das als immer schon politisch gesehen wurde, zurück. Übereinstimmung muss aber nicht die Regel sein. Man erlebt familiär Solidarität und auswärts Konflikt oder familiär Konflikt, ist aber auswärts independent, familiär segregiert und sozial solidarisch. In ähnlicher Form hat man es auch heute mit zwei Realitäten zu tun: die deutlich positiven Einschätzungen persönlicher Beziehungen zwischen Jung und Alt bei gleichzeitig kritisch-negativer Beurteilung des allgemeinen Generationenverhältnisses.<sup>85</sup>

Diese Unterscheidung kommt auch bei den Meinungsforschern der 50er Jahre bereits vor, und zwar als klar voneinander abgegrenzte Fragekomplexe „Familie“ bzw. „Staat und Gesellschaft“. Sie tendierten aber viel deutlicher als heute dazu, von einer Übereinstimmung auszugehen, so, wenn von den Einstellungen gegenüber den Eltern Rückschlüsse darauf gezogen wurden, wie der Befragte zum Autoritätskomplex Staat stand. Mit Kurt Lüscher kann betont werden, dass Generationenbeziehungen zwar in erster Linie *juristische* Beziehungen sind, in denen aber ökonomische und/oder soziale Machtpositionen definiert, weitergegeben oder vorenthalten werden.<sup>86</sup>

Im Hintergrund steht häufig die Mystifizierung von Jugend mit dem Axiom, demzufolge das Junge naturgemäß gegen das Alte rebelliert oder doch zumindest das Potenzial dazu in sich birgt. Geht man außerdem davon aus, dass Generationenkonflikte v.a. durch Generationenunterschiede begründet werden und sich unter anderem darin äußern, dass die Tradierung von Information der

---

<sup>83</sup> Vgl. Reulecke u.a., Generationalität. Und noch allgemeiner Kosellecks „Generativität“, die den Anschluss an Heidegger sucht. Koselleck, Zeitschichten, S. 107.

<sup>84</sup> Matthes, Mannheims, S. 369.

<sup>85</sup> Shell, Jugend 2006, S. 60. Äquivalent ist die Diskrepanz zwischen der relativen Zufriedenheit mit der persönlichen Lage und der immer pessimistischeren Einschätzung der allgemeinen Lage in Deutschland.

<sup>86</sup> Vgl. Lüscher/Schultheis, Generationenbeziehungen.

Älteren an die Jüngeren immer schwieriger wird, dann ist eine basale Funktion von Jugendforschung für die Erwachsenengesellschaft sehr offensichtlich: Solange Jugend als ähnlich erkannt und „verstanden“ wird (je wissenschaftlich fundierter, desto besser), verspricht dies Ruhe, wobei neue Sozialisatoren und neue Träger von Informationen, nämlich neue Medien, stets unter besonderer Beobachtung stehen. Und die Gesellschaft nach 1945 ist als eine Gesellschaft auf der Suche nach Stabilität und Sicherheit zu verstehen, deren Erwachsene als führende Altersgruppe um ihre Legitimität und ihren Vorsprung fürchteten: „Normalerweise bleibt immer die Überlegenheit der alten Generation erhalten, weil auch für eine Neuorientierung die Erfahrung wichtig war. Nun aber sind diese Erfahrungen ungeeignet“, so Schelsky-Schüler Rudolf Tartler Mitte der 50er Jahre.<sup>87</sup> Die Jugend, so Tartler, könne der hohen gesellschaftlichen „und ideellen“ Dynamik besser Herr werden, sei anpassungsfähiger, weil sie nicht durch rudimentär-traditionelle Anschauungen und Leitbilder belastet sei. Das Fehlen der „generativen Einheit“ und die Unsicherheit der Erwachsenen veranlasse die junge Generation aber dazu, „sich aufgrund ihrer größeren Anpassungsfähigkeit für zukunftsprägend zu halten“. Vielleicht weniger sie, sondern vielmehr die Jugendforscher selbst sehen dies jedenfalls gerne.

Das Mindeste, was man nach dem bisher Gesagten mit Generation machen kann, ist, Gruppierungsversuche vorzunehmen, um kollektive Erfahrungsfolien der verschiedenen Jahrgänge zu beschreiben. Etwas konkreter und auch weniger mythisch aufgeladen, bezeichnet die sozialdemografische Kategorie der Kohorte zunächst nur die reine Altersgleichheit, denn was hier fehlt, ist die Unterstellung eines gemeinsamen Bewusstseins. Die Kohorte ist ein

Aggregat an Individuen, die in einem bestimmten sozialen System während eines gleichen Zeitraums ein bestimmtes Eingangsereignis gemeinsam erleben und den gleichen zeitlichen Abstand zu diesem Ereignis aufweisen.<sup>88</sup>

Unterteilt man den Untersuchungszeitraum mit erweiterter Perspektive bis Mitte der 60er Jahre in 5-Jahres-Schritte, so ergibt sich folgende Übersicht der 15-24-Jährigen:

Tab. 1: Geburtskohorten

	1950	1955	1960	1965
15-17-Jährige	*1933-1935	*1938-1940	*1943-1945	*1948-1950
18-20-Jährige	*1930-1932	*1935-1937	*1940-1942	*1945-1947
21-24-Jährige	*1926-1929	*1931-1934	*1936-1939	*1941-1944

<sup>87</sup> Tartler, Gestalt, S. 263-349; S. 330-331; ders., Generationsgestalt, S. 3-4.

<sup>88</sup> Kohorte wird von Rosenmayr definiert als ein Aggregat von Individuen oder Gruppen „die in einem identischen Zeitintervall (z.B. während eines Jahres oder Jahrzehnts) geboren werden oder in ein bestimmtes System (z.B. Schule, ein Krankenhaus, einen Betrieb usw.) zu gleicher Zeit ‚eintreten‘ und sich diesem System nach gewissen Veränderungsparametern beobachten lassen.“ Rosenmayr, Sippe, S. 181.

Die Gegenüberstellung der Geburtsjahrgänge macht die Heterogenität der zu untersuchenden Gruppe deutlicher. Die Tatsache, dass der Älteste der frühesten Untersuchungen 1926 geboren und somit potenziell Vater des Jüngsten der 1965 untersuchten Jugendlichen sein könnte, wirft die Frage auf, was diese Jahrgänge überhaupt miteinander zu tun haben. Genauso umstritten ist die Antwort auf die Frage nach Realität und Entwicklung von gemeinsamem Generationenbewusstsein – denn hier findet ja wie in wenigen anderen Ordnungsbegriffen eine Vermischung von Objektiv und Subjektiv statt: Dazu ist es für die Beschreibung kollektiver Identitäten zu elementar mit der Einordnung der eigenen Biografie in die Zeit verbunden. Ulrich Herrmann weist darauf hin, wie notwendig es ist, Typen und ihre Funktionen einer gewissen Systematik zu unterziehen: a) Prägung oder Konstruktion via Selbstbeschreibung („Das junge Deutschland“), soziologische Rekonstruktion („Skeptische Generation“) oder, was die Sache wieder verkompliziert: beides („68er“), und b) durch Konstruktion von Idealtypen/Gestalten („Wandervogel“) oder phänomenologische Deskription („Beat-Generation“).<sup>89</sup> Bezeichnungen wie „Kriegs-“ oder „Nachkriegsgeneration“ erscheinen dann zu ungenau – bezeichnen sie doch das Miterleben an zeitgeschichtlichen Ereignissen, was aber unabhängig von der Altersgruppe geschieht.

Diese großen zeithistorischen Ereignisse prägen nämlich als „Periodeneffekt“ insgesamt sämtliche Mitlebenden, wie dies gerade in der großen Bedeutung von „1945“ für viele Kohorten evident ist.<sup>90</sup> Dass dies aber je nach Alter auf sehr unterschiedlich starke Weise geschieht, wäre zunächst eine entwicklungspsychologische Behauptung, die es aber immerhin möglich machen würde, von einer „Kriegsjugendgeneration“ zu sprechen; ähnlich, wie dies bei der Definition der „Flakhelfer-Generation“ der Fall ist, die nämlich empirische Komponenten bezeichnet: 1. Das Geburtsjahr liegt ca. zwischen 1926-29, 2. es handelt sich zumeist um Oberschüler und 3. diese waren fast ausschließlich männlich. Die Flakhelfer-Generation hat es zu einiger Bekanntheit gebracht, nicht zuletzt, weil deren Repräsentanten wichtige Akteure in der bundesdeutschen Politik in ihrer Phase von ca. 1970 bis 1998 wurden. Heinz Bude hat mit einem dezidiert psycho-historischen Ansatz und in Konzentration auf die politischen Eliten zunächst deren Karriereverläufe untersucht – um dann in einem zweiten Schritt den Werdegang der 68er zu beschreiben.<sup>91</sup> Dieser Logik zufolge liegt die skeptische Generation mit den zwischen 1930 und 1938 Geborenen genau dazwischen.

Die „45er“ werden von Rolf Schörken als besonders wichtige Generation hervorgehoben.<sup>92</sup> Er beschreibt die zwischen 1922 und 1930 Geborenen als Sinnsucher ohne große Zukunftsentwürfe, die sich zurückziehen, weil sie durch

---

<sup>89</sup> Vgl. Herrmann, Welt, S. 159-186, insbesondere S.176.

<sup>90</sup> Vgl. die empirische Untersuchung von Heinrich, Ereignisse, S. 69-94.

<sup>91</sup> Vgl. Bude, Karrieren.

<sup>92</sup> Schörken, Niederlage, S. 5.

Ohnmachtserfahrungen und Betrug allem Ideologischen gegenüber abgeneigt sind. Auch hier bleibt die Grundannahme, der naturgegebene Urzustand des Jugendlichen sei der des Idealisten, unhinterfragt. Zu beachten ist außerdem, dass es in diesen retrospektiven Deutungen von Zeitgeschichte als Generationengeschichte fast immer um die „Trägergruppen“ geht, jene Teile der Kohorten also, die im Verlauf ihres Lebens einen viel größeren Einfluss auf Politik, Kultur und „Zeitgeist“ erlangten als ihre Altersgenossen – und weniger zum Beispiel in Umfragen, als vielmehr in anderen, v.a. publizistischen oder literarischen Quellen ihre Spuren hinterließen. Diese sind es schließlich auch, die in der Konstruktion der Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft eine dominante Rolle spielen. Nimmt man die Prägungshypothese, genauer: den Eintritt des 16-Jährigen in die „formative Phase“, in der Schlüsselerlebnisse gesammelt werden, ernst, dann müsste man in der Übersicht anhand der entscheidenden Jugendjahre anders gruppieren.

Tab. 2: Geburtsjahrgänge und formative Phase

I. Jugend 1950 (15-24J.)		II. Jugend 1955 (15-24J.)	
Geburtsjahr	Im 16. Lebensjahr	Geburtsjahr	Im 16. Lebensjahr
1926	1942	1931	1947
1927	1943	1932	1948
1928	1944	1933	1949
1929	1945	1934	1950
1930	1946	1935	1951
1931	1947	1936	1952
1932	1948	1937	1953
1933	1949	1938	1954
1934	1950	1939	1955
1935	1951	1940	1956

I. Jugend 1960 (15-24J.)		I. Jugend 1960 (15-24J.)	
Geburtsjahr	Im 16. Lebensjahr	Geburtsjahr	Im 16. Lebensjahr
1936	1952	1941	1957
1937	1953	1942	1958
1938	1954	1943	1959
1939	1955	1944	1960
1940	1956	1945	1961
1941	1957	1946	1962
1942	1958	1947	1963
1943	1959	1948	1964
1944	1960	1949	1965
1945	1961	1950	1966

Die Einteilung in Tabelle 2 zeigt noch deutlicher als die vorherige Aufstellung, wie stark sich innerhalb von nur 15 Jahren die Erfahrungshintergründe der fokussierten Jugendlichen wandelten. So haben die 1950 Befragten (I.) eine Zeit ihres Lebens in der Hitlerjugend verbracht, den Krieg in jedem Fall bewusst erlebt, und waren zum Teil auch als „Hitlers letztes Aufgebot“ in Kriegshandlungen involviert. In der unmittelbaren Nachkriegszeit waren sie im Überlebenskampf ihrer unvollständigen Familien stark eingebunden, die Schulausbildung blieb oft unvollständig. Angehörige der Gruppe II. erlebten den Krieg eher im Kindes- als im Jugendalter. Den 16-Jährigen prägt hier die Währungsreform und die Gründungsphase der Bonner Republik – die ersten, wirtschaftlich noch schweren Jahre bis zur Mitte der 50er. Der Prägungshintergrund der um 1960 Befragten (III.) hingegen deckt die kompletten heterogenen 50er Jahre ab, die Erinnerung an Lebensmittelkarten und zerstörte Innenstädte ist deutlich, während die Gruppe IV. in ihrer Jugendphase wohl am intensivsten am wirtschaftlichen Aufschwung und den neuen Freizeit- und Konsummöglichkeiten partizipiert hat. Hier sind der Krieg und die unmittelbare Nachkriegszeit höchstens als Kleinkinderinnerung präsent.

Die Tatsache, dass man es innerhalb einer sehr kurzen Zeit mit äußerst verschiedenartigen Erlebnisrepertoires zu tun hat, verbietet es zwar an dieser Stelle noch nicht, von *der* Jugend der frühen Bundesrepublik zu sprechen. Die Heterogenität sollte aber im Folgenden ständig mitbedacht werden, eine Heterogenität, die selbstverständlich nicht lediglich den Erfahrungshintergrund betrifft, sondern auch die ganz realen Zukunftsperspektiven. So konnte wiederholt gezeigt werden, dass die 1929-31 Geborenen in viel höherem Maße von eingeschränkten Bildungs- und Berufschancen betroffen waren als die nachfolgenden Jahrgänge, die Weitergabe sozialer Chancenungleichheit höher als beispielsweise bei den 1939-41 Geborenen war, und bei diesen wiederum trotz Bildungsexpansion niedriger als beispielsweise bei den Vergleichsjahrgängen 1949-51.<sup>93</sup>

Ist „Generation“ nun als ein biologischer Tatbestand oder als soziokulturelles Konstrukt zu begreifen oder lassen sich wie bei der Kategorie des Milieus historischer Anfang und historisches Ende der gesellschaftlich begünstigten Herausbildung von Generationen fixieren? Der Generationenbegriff schien doch gerade in Deutschland durch die emphatische Überdetermination bei gleichzeitiger subjektiv empfundener Evidenz oft überstrapaziert. Heinz Bude Grobstrukturierung zufolge soll Deutschland das Land der Generationen sein, während Großbritannien das Land der Klassen sei und Frankreich sein Selbstverständnis sehr stark aus der Idee der Republiken beziehe.<sup>94</sup> Die Kohorte hingegen eignet sich als biologische Tatsache und empirische Basis für eine quantifizierende (oder prognostisch ambitionierte) Sozialforschung wohl besser. Wer aber den Anspruch hat, geschichtlich-gesellschaftliche Strukturen und

---

<sup>93</sup> Mayer/Bloßfeld, Konstruktion, S. 153-188.

<sup>94</sup> Vgl. Bude, 50er Jahre, S. 145.



Prozesse zu beschreiben, muss die Hypothese von einer spezifischen Gruppenmentalität durch die Variable „benachbarte Geburtsjahre“ untermauern – und bleibt dabei dem Konzept der Generation verbunden. Kohortenorientierte Generationsansätze, die die Interpretation historisch-gesellschaftlicher Kontexte mit einbeziehen, haben sich vor allem für Längsschnittuntersuchungen als geeignet erwiesen. Diese sollte dann konsequenterweise auch methodisch mischen und mit quantitativ-empirischen sowie qualitativ-mikroskopischen Methoden forschen. Beschreibbar ist aber vor jeder Interpretation eines Zusammenhangs, einer „synchronen Erlebnisgemeinschaft der Langzeitformation Kultur“<sup>95</sup>, zunächst der konjunktive Erfahrungsraum in der Zeitgeschichte. Wichtig bleibt auch festzuhalten, dass man dem Generationenbegriff seinen Konstruktionscharakter, der sich durch einen zeitgleich, meist aber *ex post* entstandenen Drang zur Gruppenbildung von Gleichaltrigen äußert, nicht absprechen kann, denn im Vergleichshorizont der Generation „findet das Kontingenzerleben der Biographie einen Anker im allgemeinen Geschichtsverlauf“.<sup>96</sup> Der implizite Fremd- oder Selbstauftrag, den sich die junge Generation gab bzw. von der „Geschichte“ verliehen bekam, ist dann auch in Deutschland politisch oft einer von übermäßiger Dimension.

Für Erinnerungsgemeinschaften, die dann entstehen, wenn Erlebtes in eine für viele kompatible, nachvollziehbare Erzählung destilliert wird, wird dann möglicherweise auch ein Generationenlabel gesucht und im Diskurs übernommen. Und zwar unter Auslassung wichtiger Determinanten wie der faktischen sozialen Unterschiede. Kaum eine Rolle spielen in Generationenerzählungen auch die regionale Herkunft oder das Geschlecht. Außerdem ist die Tatsache, dass der Generationsbegriff in erster Linie ein relationaler Begriff ist, von Bedeutung: Denn indem man nach dem Verhältnis zwischen Erwachsenen und Jugendlichen fragt, wird ein kontinuierlicher Ablösungsprozess von (Deutungs-)Macht als naturgegeben vorausgesetzt. Dieser Umbruch kündigt sich zumindest symbolisch schon während der Jugendphase an, vollzieht sich aber, jeweils abhängig von der spezifischen historischen Situation, unterschiedlich harmonisch.

Der Zusammenhang mit Jugend als der entscheidenden Prägungsphase, die erstens Generationen generiert und dadurch zweitens sozialen Wandel produziert, war lange Zeit das konstante Erklärungsmodell. Erst heute scheint dieser Komplex aufzubrechen, für die Jugendforscher der frühen Bundesrepublik war dies aber noch eine Selbstverständlichkeit; vielleicht auch deshalb, weil sie sich, zumindest in ihrem engeren Forschungskontext, häufig selbst als Generation begriffen. Im Hinblick auf die westdeutsche Soziologie wird dies vom jungen Erwin K. Scheuch explizit gemacht:

In der Prägephase der Neuentwicklung des Faches in Deutschland teilte sich das überschäumende Selbstvertrauen einer sich in der raschen Entwicklung

---

<sup>95</sup> Weisbrod, *Generation*, S. 3.

<sup>96</sup> Bude, *50er Jahre*, S. 148.

befindlichen Disziplin von zentraler Bedeutung für alle Sozialwissenschaften mit. Diese Gewißheit wurde in erster Linie übermittelt durch die ‚Jungtürken‘, vorrangig der Jahrgänge 1926 bis 1930, die im Zuge des Studienaustausches in den Vereinigten Staaten eine Ausbildung als Sozialwissenschaftler erhielten.<sup>97</sup>

Dieser spezifischen Situation von Jugendforschung, die in der frühen Bundesrepublik auch als ein Gefüge von verschiedenen Forschergenerationen zu lesen ist, soll im Kontext der interdisziplinären Diskurse in Kapitel 2 besonders nachgegangen werden.

### 1.7 Wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund: Die Umfrageforschung nach 1945

Die retrospektive Bewertung der überlieferten Ergebnisse aus der „Frühzeit“ der Umfrageforschung in Westdeutschland ist vielerorts naiv, wenn diese, ohne nach ihrem Entstehungszusammenhang zu fragen, unreflektiert übernommen werden. An anderer Stelle wird die Kritik an den damals produzierten, mittlerweile historischen Daten überzeichnet, wenn behauptet wird, es habe keine ausgereifte Erhebungsmethode gegeben, was die Daten grundsätzlich wertlos mache.<sup>98</sup> In den meisten Fällen aber werden diese Quellen sozialwissenschaftlicher Provenienz für zeithistorische Analysen schlichtweg ignoriert.

Und dies erstaunt, weil man sich damit einer Analyseebene und Quelle beraubt – bei allen Vorbehalten gegenüber dem Quellenwert der überlieferten Daten. Wenn man aber die Zahlen einer bestmöglichen Quellenkritik unterzieht und sie in zeithistorische Rahmen einbettet, lassen sich Ergebnisse womöglich besser für die Beantwortung der jeweiligen Fragestellung einordnen. Und gerade hier – im Themenfeld von Jugend und Jugendbildern – erscheinen Umfragen unverzichtbar: Denn zu eng erscheint im Untersuchungszeitraum die Interdependenz von Jugenddiskurs und Jugendumfrage. So avanciert diese neue Form der Wirklichkeitserschließung zur Legitimationsgrundlage für die konzipierten Jugendtypen und Generationsbilder. Umgekehrt ist zu fragen, inwieweit Vor-Urteile oder doch zumindest Elemente der Jugendideologeme selbst Eingang in die Jugendstudien finden. Deshalb seien an dieser Stelle einige Bemerkungen zum Quellenkontext vorangeschickt, beginnend mit einer fundamentalen Klage:

Früher war es üblich, dass die Kinder fragten und die Eltern antworteten. Ist es heute umgekehrt? Nichts gegen wissenschaftliche Untersuchungen, aber wird diese allgemeine Fragerei nicht allmählich zu einem Gesellschaftsspiel der geistig Sterilisierten? Fast scheint es als würden die Jungen zuweilen damit ihren Schabernack treiben und absichtlich dumme Antworten geben, um die Al-

---

<sup>97</sup> Scheuch, Soziologie, S. 42.

<sup>98</sup> Scharfe Kritik bei Kreutz, Soziologie.

ten zu foppen. Vielleicht spüren sie auch ein wenig von der Unsicherheit und Ratlosigkeit, die sich häufig hinter einer solchen Fragerei verbirgt.<sup>99</sup>

Eine solch harsche Kritik an den Umfragen als „Gesellschaftsspiel für die geistig Sterilisierten“ ist in den 50er Jahren eher die Ausnahme. Über die Medien, die den Wissensfundus der Demoskopie gerne aufnahmen, gewöhnte sich die deutsche Gesellschaft nämlich relativ schnell an diese Art der Darstellung von Vox Populi und kollektivem Verhalten. Gerade für Politiker entwickelten sich die Umfrageergebnisse zu einem Rechtfertigungsinstrument ihres politischen Handelns. Problematisch wurde es nur dann, wenn die Meinungsforschung durch uneinheitliche Ergebnisse verwirrte, so wie bei der Debatte um die Wehrpflicht 1956 geschehen, oder wenn die Öffentlichkeit den Eindruck gewann, die Parteien nutzten Umfrageforschung als Instrument im Wahlkampf, wie 1957 vermutet. „Die Herrschaft der 2000“ sei angebrochen, schrieb Paul Sethe in der „Welt“.<sup>100</sup> Und im Grunde kann man solche Debatten im Grenzgebiet zwischen Journalismus und Wissenschaft auch als Verhandlung um die Deutungshoheit in der Öffentlichkeit lesen, „codiert als alte und neue öffentliche Meinung“, wie Anja Kruke gezeigt hat.<sup>101</sup> Demoskopisches Wissen ist, auch wenn es von einigen der wichtigsten Meinungsführer gering geschätzt wurde, von Beginn an umstrittenes Herrschaftswissen im parteipolitischen Strategiekampf. Was für die politische Demoskopie in Fragen der Wissens- und Wahrheitsproduktion so offenkundig ist, kann man mit Einschränkung auch für Jugendumfragen gelten lassen:

Die Wissensproduktion der Umfrageforschung unterscheidet sich so deutlich von anderen Formen der Generierung von Wissen, da sie sich auf Beobachtungen, die auf Grundlage selbst produzierter Kategorien und Unterscheidungen beruhen, stützt und sich dieser Beschreibungsformen annimmt. Die Formen werden wiederum zur Kommunikation und weiteren Beschreibung genutzt.<sup>102</sup>

Schon früh entwickelte sich eine produktive Konkurrenz zwischen den kommerziellen Meinungsforschungsinstituten. Da ist als eines der ersten das EMNID-Institut in Bielefeld zu nennen, das schon seit 1945 Dienstleistungen für die „Erforschung der öffentlichen Meinung, Marktforschung, Nachrichten, Informationen, Dienstleistungen“ anbot und in den 50er Jahren zur wichtigsten Agentur für Umfragen mit der Befragtengruppe Jugend werden sollte. Die später prominenteste Meinungsforscherin und als „Pythia vom Bodensee“ titulierte Elisabeth Noelle gründete 1947 das Institut für Demoskopie Allensbach. Dort führte sie bereits in der Anfangszeit (1947/1948) auch regionale Jugendumfragen durch, unter anderem im Auftrag der Militärregierung in der französischen

---

<sup>99</sup> So Anton Graßl in der seit 1953 vom Bundesjugendring monatlich herausgegebenen Zeitschrift *deutsche jugend* 7 (1956), S. 326.

<sup>100</sup> Sethe, *Herrschaft*.

<sup>101</sup> Kruke, *Demoskopie*, S. 450-451; S. 456.

<sup>102</sup> Kruke, *Demoskopie*, S. 16.

Zone, nach Selbstdarstellung der „erste Versuch eines solchen Gemäldes in Deutschland“.<sup>103</sup> Allensbach selbst machte dann in den 50er Jahren keine separaten Jugendstudien mehr, sondern ließ diese am Rande in den Jahrbüchern zur Öffentlichen Meinung vorkommen. Eine Ausnahme stellt eine bundesweite Befragung „junger Männer“ im Juli 1956 zum Thema Bundeswehr dar.<sup>104</sup> Infratest wurde ebenfalls 1947 als „Institut zur Erforschung der Wirkung publizistischer Mittel“ an der Universität München gegründet und hatte Erfolg mit Aufträgen aus dem Wirtschafts-, besonders dem Medienbereich (Leser- und Radioforschung), zunehmend auch aus der Politik. Als Institut der besonderen Art ist das Deutsche Institut für Volksumfragen (DIVO) zu nennen, das 1951 als eine amerikanische Gründung fortan für die amerikanischen Stellen die Feldarbeit für die Reports übernahm und bereits standardmäßig das Random-Verfahren nutzte, somit sicherlich über die prononcierteste Datenerhebungsmethode verfügte. Dabei interessierte man sich, besonders unter dem Aspekt der politischen Bildung, unter anderem auch für Jugend, wie die Studien von 1957/58 und 1962 zeigen.

Demgegenüber ist auf parallele Entwicklungen für die sozialwissenschaftliche Infrastruktur hinzuweisen, zum Beispiel auf die 1950 gegründete „Arbeitsgemeinschaft sozialwissenschaftlicher Institute“. Schwerpunkte lagen beim UNESCO-Institut für Sozialwissenschaften in Köln, der Sozialforschungsstelle Dortmund, dem neu gegründeten Institut für Sozialforschung in Frankfurt sowie der Akademie für Gemeinwirtschaft in Hamburg. Hinzu kamen Impulse aus der amtlichen Statistik: Das Statistische Bundesamt führte 1950 die erste Volkszählung im Bundesgebiet durch und veröffentlicht seit 1952 die Statistischen Jahrbücher, der Mikrozensus wird seit 1957 erhoben.

Neben Flüchtlingsproblematik und Arbeitslosigkeit zählte in den ersten Erhebungen der genannten akademischen und kommerziellen Institute auch Jugend zu einem wiederkehrenden Thema – mit dem Einzug der Umfragen veränderte sich die interdisziplinäre Jugendforschung innerhalb kürzester Zeit so fundamental, dass man später von einer „Demokratisierung in der Blickrichtung“ gesprochen hat.<sup>105</sup> Einher mit dem methodischen Paradigmenwechsel ging eine disziplinäre (Macht-) Verschiebung in Richtung der Sozialwissenschaften. Allgemein und für den Bereich der Jugendforschung ganz zentral kam der Soziologie eine immer größere Bedeutung für die professionelle Gesellschaftsinterpretation zu; gleichzeitig legitimierten deren Protagonisten damit ihr eigenes Tun und waren dabei so geschickt, sich nicht in einem hermetischen Fachdiskurs abzuschotten. Im Gegenteil, in ihrem Bestreben, als eine Leitwissenschaft öffentlich anerkannt zu werden, so Paul Nolte mit Blick auf

---

<sup>103</sup> Vorwort zu IfD, Jugendbefragungen 1947/48.

<sup>104</sup> Zudem tauchen vereinzelt Ergebnisse aus den 47/48er-Befragungen auf, Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 127, S. 141, S. 145; „Junge Männer“ antworten in Noelle/Neumann, Jahrbuch (1957), S. 146-161.

<sup>105</sup> Fuchs/Zinnecker, Nachkriegsjugend.

Begriffskarrieren wie die der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“, trug sie „ihre Themen und ihre Begriffe in die westdeutsche Öffentlichkeit hinein“. Und mehr noch:

Ihre Hinwendung zur Empirie, zur genauen Beobachtung der eigenen gesellschaftlichen Umwelt, erschloß sogar die Gesellschaftsbilder in der breiten Bevölkerung und wertete sie gegenüber den elitären, den intellektuellen Gesellschaftsdeutungen auf.<sup>106</sup>

Soziologie als „skeptische Versöhnung mit dem Tatsächlichen“, „Gesellschaft“ als ein im Vergleich zu „Volk“, „Nation“ und „Gemeinschaft“ eher unbelasteter Begriff avancierte zum unideologischen Ersatz, was Heinz Bude mit Blick auf die „Charismatiker des Anfangs“ zuspitzt, wenn er sagt, dass „in der Bejahung des Mittelmaßes und im Bekenntnis zum Pluralismus“ die Bundesrepublik als Gesellschaft ohne Volk und Führer zur Ruhe gekommen sei und dabei in der Soziologie „die Ausdrucksgestalt ihrer postnationalen und posthistorischen Lage“ erkannt habe.<sup>107</sup> „Mittelmaß“ ist allerdings sicher nicht auf Adorno, König, Plessner oder Schelsky bezogen, sondern auf eine kollektive mentale Disposition, die sich im Großen und Ganzen darauf verständigte, „Mittelschicht“ und „Bündnispartner“ zu sein. Während sich die Zeitgeschichtsforschung zeitgleich mit der unangenehmeren Aufgabe beschäftigte, eine vergessliche Gesellschaft an deutsche Sonderwege, Katastrophen und Schuld zu erinnern, verstand sich die westdeutsche Soziologie der 50er und 60er Jahre in ihren dominanten Ausprägungen als „Wirklichkeitswissenschaft“ und wurde damit in einer Gesellschaft populär, in der für die meisten das Heute und Morgen – und nicht das Gestern im Mittelpunkt ihres Interesses stand. Und hier reüssierte die empirische Sozialforschung in betonter Versachlichungsstrategie, denn „Fragen, die man im Rückgriff auf Ideologien zu entscheiden gewohnt ist, können durch empirische Forschung in einem geschichtsbewegenden Umfang zu Sachfragen gemacht werden.“<sup>108</sup> Ähnlich der Forderung nach der sozialtherapeutischen Rolle durch Otto Neuloh, der die Funktion empirischer Forschung in der „Entstörung sozialen Lebensseins“<sup>109</sup> sah, betonte auch Helmut Schelsky mit seiner „angewandten Soziologie“ ihre Funktion für den „Neubau unserer Gesellschaft“ und die „politische Erziehung“, der besonders für die Jugend ein im Grunde pädagogischer, ja konservativ-moralischer Impuls innewohnte:

das Klappern der Hollerithmaschine einer sich empirisch adaptierenden Sozialforschung und -technik kann auf die Dauer nicht die Einsicht übertönen, daß zur moralischen Beherrschung der industriell-technischen Gesetzmäßigkeiten unseres Daseins nur ein in den Fundamenten gegenläufiges Handlungs- und Wertesystem imstande sein wird.<sup>110</sup>

---

<sup>106</sup> Nolte, Ordnung, S. 215.

<sup>107</sup> Bude, Charismatiker, S. 409.

<sup>108</sup> Schmidtchen, Nation, S. 267.

<sup>109</sup> Neuloh, S. 10.

<sup>110</sup> Schelsky, Zukunftsaspekte, S. 28.

Und gleichzeitig erscheint die Notwendigkeit des Aufzeichnens bzw. Übersetzens von Primärerfahrung als Grundbestandteil von Schelskys Gesellschaftskonzeption, wenn er 1959 in der „Ortsbestimmung der deutschen Soziologie“ schrieb, dass „die Denaturierung der unmittelbar erfahrenen Wirklichkeit durch die empirische Sozialwissenschaft etwa zur Statistik oder zu anderen wissenschaftlichen ‚Fakten‘“ eine der Grundlagen des sozialen Handelns in einer modernen Industriegesellschaft sei.<sup>111</sup> Die wissenschaftlich-technische Zivilisation verlangte demnach die Empirisierung der sozialen Tatbestände ebenso notwendig, wie sie die Einstellungen der skeptischen Generation als Anpassungsleistung prämierte.

Dass sich die Sozialwissenschaften insgesamt in einer „empirischen Revolution“<sup>112</sup> befanden und darüber, u.a. durch die Messung einer öffentlichen Meinung, auch an politischer Relevanz gewonnen hatten, war den damals Beteiligten sehr bewusst. Deutlicher noch in den Wahlprognosen und Einschätzungen zu politisch aktuellen Themen in der „Massendemokratie“<sup>113</sup>, ging es auch um „Findung, Gründung und Legitimierungen im wirtschaftlichen und politischen Raum“, wie Weischer betont – gerade für die Klärung von Einzelfragen avancierte die Umfrage zu einer immer häufiger eingesetzten Methode, um die objektive Situation einer strittigen Sachlage zu klären.<sup>114</sup> Auf der Metaebene lief bei der Verwendung der Methoden die Diskussion um Aussagekraft und gesellschaftliche Funktion von Umfrageforschung immer mit. Bedenken bis harsche Ablehnung kamen innerhalb der Sozialwissenschaften selbst von zwei Seiten: von konservativer Seite, der die neuen Methoden zu amerikanisch und zu flach vorkamen, teilweise aber auch von links, wo man neben dem plebiszitären Habitus auch das potenzielle autoritäre Kontrollinstrument sah. Gerade Theodor W. Adorno ist hier für seine ambivalente Haltung bekannt. Als Mitautor von „The Authoritarian Personality“ hatte er doch 1951 in Weinheim in Übereinstimmung mit einem der wichtigsten Impulsgeber, Leo Crespi vom Reactions Analysis Branch, das „demokratische Potenzial“ empirischer Sozialforschung gerühmt und er war auch an der Darmstadt-Studie von 1950 beratend tätig gewesen. Und doch übte Adorno wenige Jahre später Ideologiekritik, als er die Umfragen als zu positivistisch kritisierte und vor der Illusion warnte, die Gesellschaft „mit Hilfe von Fragebögen“ abbilden zu wollen, die befragten Menschen als „bloße Quanten“ zu sehen.<sup>115</sup> Denn diese seien in ihrer bloßen Tatsachenfeststellung nicht nur zutiefst kommerziell, sondern theorielos, dem Bestehenden verhaftet, ja restaurativ. Und „kruder Empirismus“ wiederum sei lediglich affirmativ, eine sich selbst betäubende Verdoppelung der Wirklichkeit trage das Potenzial zur Sozialtechnologie in sich.

---

<sup>111</sup> Schelsky, Ortsbestimmung, S. 72.

<sup>112</sup> So Lasswell nach Schmidtchen, Nation, S. 9.

<sup>113</sup> Kruke/Ziemann, Meinungsumfragen, S. 171-186.

<sup>114</sup> Weischer, Unternehmen, S. 597-652.

<sup>115</sup> Adorno, Stellung, S. 28.

Die empirischen Methoden, deren Attraktionskraft im Anspruch ihrer Objektivität entspringt, bevorzugen paradoxerweise, wie es ihr Ursprung in der Marktforschung erklärt, Subjektives, nämlich abgesehen von statistischen Daten des Zensustyps wie Geschlecht, Alter, Personenstand, Einkommen, Bildung und ähnlichem Meinungen, Einstellungen, allenfalls Verhaltensweisen von Subjekten. Nur in diesem Umkreis bewährt sich bislang jedenfalls ihr Spezifisches: Als Inventare sogenannter objektiver Tatbestände wären sie von vorwissenschaftlicher Information für administrative Zwecke nur schwer zu unterscheiden.<sup>116</sup>

Um der Gefahr einer bloßen „Fliegenbeinzählerei“ zu entgehen, müsse die Quantifizierung des Sozialen nicht nur um Methoden und Wissensbestände aus den Bereichen politischer Ökonomie oder Psychoanalyse ergänzt, sondern auch einer gesellschaftlichen Fundamentalkritik untergeordnet sein – ein früher Entwurf einer „kritischen empirischen Sozialforschung“ innerhalb einer antagonistisch strukturierten Gesellschaft scheint hier durch.

Dabei fällt auf, dass die Terminologie bei fast allen Beteiligten in dieser Zeit uneinheitlich ist: Einmal ist von empirischer Sozialforschung, dann wieder verengend von Umfrage- und nochmals eingegrenzt von Meinungsforschung die Rede. Bis heute wird empirische Sozialforschung vielfach mit quantitativer Sozialforschung und dem „Königsweg“ der Umfrage gleichgesetzt, obwohl die Methodologie der Befragung und genauer der Umfrage zwar das wichtigste, aber eben nicht einzige Erhebungsinstrument der empirischen Sozialforschung ist, wie auch Umfrageforschung mehr als nur Meinungsforschung ist. Diese Begriffsverwirrung ist hier immer mit zu bedenken und für die Rezeption empirischer Sozialforschung sicher nicht förderlich gewesen, wie schon früh kritisiert wurde. So stellte René König bereits 1952 bedauernd fest, dass nach dem Zweiten Weltkrieg in der Öffentlichkeit der Eindruck entstanden sei, die praktische Sozialforschung beschränke sich auf reine Meinungsforschung mit der Gefahr, dass „der simpelste (und einfältigste) ‚Pollster‘ als Prototyp der praktischen Sozialforschung“ angesehen würde.<sup>117</sup>

Dabei soll nicht der Eindruck erweckt werden, in den 50er Jahren seien die quantitativen Methoden das Nonplusultra. Viele wichtige, gerade auch die vielleicht prominenteste Studie, nämlich Pollocks „Gruppenexperiment“, arbeiteten mit qualitativen Verfahren der Datenerhebung und -analyse. Das zeigen auch die Curricula in der universitären Ausbildung oder Königs viel studierte Einführung in die „Praktische Sozialforschung“. Im Gesamtkontext weist Lepsius auf die abwehrende Haltung von weiten Teilen der akademischen Soziologie gegenüber der empirischen Sozialforschung hin.<sup>118</sup> Plakativ könnte man auch innerhalb der Disziplin von einer neuen, den „amerikanischen“ Methoden zugeneigten, und einer alten kulturphilosophischen Richtung „skeptischen“ Generation sprechen – eine bemerkenswerte Analogie zu den Befunden der neuen

---

<sup>116</sup> Adorno, Soziologie, S. 196-216; S. 247.

<sup>117</sup> König, Sozialforschung, S. 19.

<sup>118</sup> Vgl. Lepsius, Soziologie, S. 25-70; S. 42-44.

Jugendforschung, die damals nicht weiter thematisiert wurde. So schrieb René König 1955 in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie in eigener Sache programmatisch:

Damit ist der Moment gekommen, da sich die sozialwissenschaftliche Produktion in Deutschland von ihren früheren Leistungen und Leitideen in den 20er Jahren trennen kann und wohl auch muß (...) Eine neue Generation ist herangewachsen (...) erhebt sich eine neue Möglichkeit, nämlich die anfallenden Probleme zunächst durch die Tat zu lösen, das heißt durch die unmittelbare empirische Sozialforschung.<sup>119</sup>

Helmut Schelsky sah den Aufschwung der empirischen Methoden nach 1945 im Gesamtzusammenhang eines antiideologischen Realitäts- und Orientierungsbedürfnisses:

Das Bedürfnis, die eigenen Tat- und Denkbestände in Formen und Methoden zu überprüfen, die einer unmittelbar persönlichen Erfahrung möglichst angenähert sind, (...) entspringt aus dem Schicksal des deutschen Volkes gegenwärtig als ein Grundverlangen seines sozialen Bewusstseins.<sup>120</sup>

Ein Dilemma sei es, gleichzeitig „empirische Funktionswissenschaft“ und „sozialphilosophische Deutungswissenschaft“ sein zu wollen.<sup>121</sup> Die programmatische Selbstverortung Schelskys lag demnach irgendwo zwischen Köln und Frankfurt. Wenn man sich jedoch seine Publikationen der 50er und frühen 60er Jahre ansieht, dann hat seine Herangehensweise einen mehr empirischen denn sozialphilosophischen bzw. kultursoziologischen Bezug.

Empirie wird potenziell selbst Ideologie – dies würde Wilhelm Hennis einwenden, der, mit einem normativen Wissenschaftsbegriff arbeitend, sicherlich der wirkmächtigste Kritiker der Umfrageforschung in den 50er Jahren war:

Ist nicht die Meinungslenkung in den totalitären Staaten nur ein Grenzfall einer in der freien Welt zwar nicht von Staats wegen, aber genau so wirksam betriebenen Lenkung der öffentlichen Meinung? Es ist gerade die von den Ergebnissen der Massenpsychologie orientierte Meinungsforschung, die die Bejahung dieser Frage (...) nahe legt.<sup>122</sup>

Konformismus der Meinungen wird so durch Druck der modernen Massenmedien hergestellt, und das bedeutet am Ende eine markante Veränderung der Entscheidungsprozesse in der repräsentativen Demokratie und einen Einzug plebiszitärer Elemente quasi durch die demoskopische Hintertür. Als Artikulationsform für diejenigen, die aus verschiedenen Gründen sonst abseits vom Diskurs stehen – dies ist tatsächlich eine Rechtfertigungssäule der Demoskopie, wie bereits an frühen Allensbach-Stellungnahmen deutlich wird: „Das Erregende der Umfragemethode liegt in ihrem Vermögen, menschliche Gruppen als

---

<sup>119</sup> König, Vorbemerkung, S. 1-2.

<sup>120</sup> Schelsky, Ortsbestimmung, S. 56.

<sup>121</sup> Schelsky, Ortsbestimmung, S. 18.

<sup>122</sup> Hennis, Meinungsforschung, S. 53.



Gesamtheit – und nicht nur ihre rhetorisch begabten Mitglieder zu Wort kommen zu lassen.<sup>123</sup>

Der Typ des Befragungstechnikers, so Hennis, beginne den „philosophisch und historisch gebildeten, über umfangreiche Allgemeinkenntnisse verfügenden Soziologen“ zu ersetzen. Dahinter stand also erneut die Herausforderung traditioneller Forschungspraktiken durch die „amerikanischen Methoden“, deren Auswirkungen Hennis kritisierte:

Der Bruch der empirisch-quantifizierenden Arbeitsweise mit der älteren Tradition muß zur Verdunkelung aller wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge führen. Die Folgen sind Schrumpfung der Probleme auf die mit den neuen Instrumenten zu lösenden einerseits, Fehlurteile über die eigene Stellung im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte andererseits.<sup>124</sup>

Stimmen aus den Reihen von EMNID, DIVO und IfD Allensbach setzten sich nüchtern gegen solche Kritik zur Wehr und untermauerten dabei ihren Anspruch, öffentliche Meinung mittels Umfragen abzubilden.<sup>125</sup> Der Bedeutungszuwachs, den sie in ihrer Funktion als gesellschaftliche Aufklärer und politische Berater schon seit Anfang der 50er Jahre erhalten hatten, schien angesichts des skizzierten wissenschaftlichen Programms nur plausibel. Denn sofern die Sozialwissenschaften ein reflexives Steuerungs- und Legitimationswissen lieferten, „schien ihnen fast zwangsläufig die Aufgabe einer zentralen Begründungsinstanz innerhalb der gesellschaftlichen Selbstthematization zuzuwachsen“.<sup>126</sup>

Alles in allem ist es angemessen, die ambivalente Rezeption der Umfrageforschung in den 50er Jahren als „umstrittene Akzeptanz“ zu bezeichnen.<sup>127</sup> Die rasante Entwicklung innerhalb der „Gründungsphase“ 1949-1965 führte ab Mitte der 60er Jahre zu verstärkter staatlicher Förderung der empirischen Sozialforschung.<sup>128</sup> Sie war jedenfalls keine Modeerscheinung, sondern hielt ihre neue Bedeutung trotz der Rückschläge, wenn es um ihre Prognosefähigkeit ging. Als fatal sollte sich nämlich der Anspruch gerade an die umfragebasierte Jugendforschung erweisen, Prognosen stellen zu müssen, wie dies ja zunehmend bei Wahlergebnissen möglich war. Adorno hatte bereits 1951 gewarnt, man könne nicht nachdrücklich genug hervorheben, dass die empirische Sozialforschung „kein Zauberspiegel ist, um die Zukunft zu erraten, keine wissenschaftlich solidere Astrologie“.<sup>129</sup> Auf dem Gebiet des Hauptgeschäfts der politischen Demoskopie hatten die kommerziellen Institute ihren Rückschlag bei der Bundestagswahl 1965, als Allensbach und EMNID in ihrer Prognose deut-

---

<sup>123</sup> Vorwort zu IfD, Jugendbefragungen.

<sup>124</sup> Hennis, Meinungsforschung, S. 62; S. 15-16.

<sup>125</sup> Fröhner, Rolle, S. 65-87; ders., Problematik, S. 39-61; Baumert, Bemerkungen, S. 379-400; außerdem Schmidtchen, Nation.

<sup>126</sup> Bonß/Hartmann, Gesellschaft, S. 14-15.

<sup>127</sup> Conrad, Meinungsforschung.

<sup>128</sup> Weischer, Unternehmen, S. 36.

<sup>129</sup> Adorno, Stellung, S. 36.

lich neben den Wahlergebnissen lagen. Die empirische Jugendforschung erreichte ihren Tiefpunkt, wie noch zu zeigen sein wird, mit Blüchers Prognose der „Unbefangenen Generation“.

Es gibt die Romanik mit dem Rundbogen, die Gotik mit dem Spitzbogen und die Amerikanik mit dem Fragebogen – so ein gerne zitierter Satz Ende der 40er Jahre.<sup>130</sup> Der unbestritten wichtigste Motor des „Unternehmens Empirische Sozialforschung“ in Westdeutschland ist in den bisherigen Ausführungen nur unzureichend dargestellt worden: Diese und ihr Hauptinstrument der Umfrage war nach 1945 zunächst ein transatlantischer Kulturimport. Im Auftrag der amerikanischen Militärregierung wurden Verhaltensweisen, Grundeinstellungen und Meinungen der Deutschen erhoben, ihre Einstellung zur Demokratie insgesamt, ihre Reaktion auf aktuelle Ereignisse oder konkrete politische Entscheidungen; dies vor dem Hintergrund der Frage, wie es zum Nationalsozialismus kommen konnte, und in der Erwartung, mittels Umfragen ein Frühwarnsystem bezüglich totalitärer Überzeugungen in der deutschen Bevölkerung installieren zu können. Dass die USA hier Vorbild und Mentor der Entwicklung von Umfrageforschung zunächst in der Trizone, dann in der Bundesrepublik waren, ist unbestritten. Der Begriff „Import“ steht allerdings unter einem gewissen Vorbehalt. Denn man kann gerade auf dem Gebiet der Jugendforschung für die Zwischenkriegszeit auch von einigen zaghaften Anfängen einer Quantifizierung im deutschsprachigen Raum reden, wenngleich diese noch nicht auf repräsentativen Samples beruhten. Die Tatsache, dass nach 1945 methodische Innovationen auch durch Weiterentwicklung von Ansätzen, die in den 30er Jahren im Bereich der „Volkssociologie“ gemacht worden waren, zustande kamen und schließlich in der Sozialforschungsstelle Dortmund um Wilhelm Brepohl fortgesetzt wurden, ist ein in der Soziologiegeschichte bisher vernachlässigtes „ambivalentes Erbe“.<sup>131</sup>

Der Beitrag der amerikanischen Soziologie war Teil des Besatzungsziels Demokratisierung und „surveys“ und „research“ dabei integraler Bestandteil der Re-Education-Politik.<sup>132</sup> Dies hatte nicht zuletzt auch eine institutionelle und finanzielle Förderung der Sozialwissenschaften zur Folge, wie Uta Gerhardt in mehreren Studien gezeigt hat.<sup>133</sup> Hier sind die zahlreichen Umfragen durch die Militärregierung/OMGUS und dann durch die Hohe Kommission/HICOG ebenso zu nennen wie die Förderung über private Stiftungen wie die Ford- oder die Rockefeller-Foundation, die unter anderem 1946 die Gründung der Sozialforschungsstelle Dortmund unterstützte, die das zahlenmäßig größte Institut war und der eine gewisse Katalysatorfunktion für die westdeutschen Sozialwissenschaften zukommen sollte. Das wesentliche Neue in der empirischen Sozialforschung, die statistisch validen Methoden von Datenerhe-

---

<sup>130</sup> Anderson zit. nach Weischer, Unternehmen, S. 201.

<sup>131</sup> Vgl. Nolte, Ordnung, S. 253-255; hierzu: Adamski, Ärzte.

<sup>132</sup> Vgl. hierzu Braun/Articus, Forschung, S. 667-702; Kern, Sozialforschung.

<sup>133</sup> Unter anderem: Gerhardt, Soziologie.

bung, -aufbereitung und -analyse, kam also von außen als Kulturtransfer im Zuge der Re-Orientierung-Politik. Bilanzierend stellt Gerhardt fest: „Die Survey-Forschung (...) war kulturelle Demokratisierung.“<sup>134</sup> Leo Crespi Wortbeitrag auf der Weinheimer Tagung steht exemplarisch für die amerikanische Auffassung der demokratisierenden Funktion und für den produktiven Einsatz kondensierter öffentlicher Meinung für staatliches Handeln:

Wir meinen, daß die Erforschung der öffentlichen Meinung einen großen Beitrag zum tatsächlichen demokratischen Funktionieren sozialer Institutionen zu leisten hat. Es ist unsere Annahme, daß das Verständnis der Werte, Erwartungen und Konfusionen des durchschnittlichen Bürgers, das durch Meinungsforschung gewonnen werden kann, von großem Wert für jede Regierung ist, die für das Volk und durch das Volk ausgeübt wird.<sup>135</sup>

Zum Input der USA auf diesem Gebiet gehören ebenso die „Cultural Exchange Programs“, die prägend waren für Studenten und junge Wissenschaftler wie M. Rainer Lepsius, Renate Mayntz, Erwin K. Scheuch und viele andere. Des Weiteren ist auf die Förderung durch die UNESCO hinzuweisen, die das Institut für Sozialwissenschaften an der Universität zu Köln einrichtete, dessen Nestor Nels Anderson war.<sup>136</sup> Das Projekt in der „German Middletown“ Darmstadt galt als Modell für die fachliche Förderung der westdeutschen Sozialforscher, sein methodologischer Einfluss betreffend Befragtenauswahl mittels repräsentativer Stichproben, hinsichtlich Experteninterviews, Fragebogenkonstruktion und deren ausführenden Pretests, Interviewerschulung sowie Datenaufbereitung und -analyse sind evident. Als Vorläufer können die Umfragen der „Opinion Surveys-Section“ des OMGUS, später des „Reactions Analysis Staff“ (das ab 1953 als „Evaluation Staff“ firmierte) der HICOG gelten.<sup>137</sup> In den Surveys ging es kontinuierlich um Fragen, die die Einstellung zum Nationalsozialismus, zu Politik, Staat und Besatzungsmacht erhoben, daneben aber auch „factual data“ oder Spezialfragen, wie zum Beispiel die nach dem Züchtigungsrecht für Lehrer.<sup>138</sup>

Explizit quantitativ-empirische Jugendforschung hat also ihren Ursprung in den frühen Umfragen der Besatzungsmächte, über die Gemeindestudien bis hin zu den großen bundesweiten Repräsentativstudien. Parallel wuchs das Interesse an Teilgruppen, wie zum Beispiel an der Arbeiter- oder Landjugend. Die erste bundesweite Repräsentativstudie über Jugend wird 1952 vom Deutschen Gewerkschaftsbund initiiert, aber von der HICOG finanziert.<sup>139</sup> Zu Beginn und in der Mitte der 50er Jahre ging es in den Studien noch um die vorsichtige Abfra-

---

<sup>134</sup> Gerhardt, Denken, S. 239.

<sup>135</sup> Crespi, America's, S. 215-217.

<sup>136</sup> Vgl. Schaefer/Miller, Schwierigkeiten, S. 8-35.

<sup>137</sup> Die umfassende Darstellung schon von Merritt/Merritt, Public Opinion in Occupied Germany sowie Merritt/Merritt, Public Opinion in Semisovereign Germany. Vgl. außerdem Fischer/Bauske, Anfänge S. 28-32; Allerbeck, Demokratisierung.

<sup>138</sup> 65 Prozent waren dafür, 30 Prozent dagegen. Gerhardt, Denken, S. 196.

<sup>139</sup> Schelsky, Arbeitslosigkeit. Vgl. Faltermaier, Nachdenken, S. 124.

ge von Integrationsfähigkeit und -willigkeit der Jugendlichen, um deren Haltung zu den sogenannten „Erziehungsmächten“ Familie, Schule, Staat und um Vorbilder. Ab Ende der 50er Jahre hatte sich der Themenschwerpunkt deutlich Richtung „Kultur“ verlagert. Nun ging es um Bildungswege und Freizeitverhalten, zunehmend auch um Mediennutzung – eine Entwicklung, die sich auch in den altersübergreifenden Studien beobachten lässt, was nicht allein daran lag, dass EMNID und Allensbach Verlage, Rundfunkanstalten und später Jugendzeitschriften, Gewerkschaften oder die christlichen Kirchen als Auftraggeber halten oder gewinnen wollten. Dass die Bundesrepublik nach 1945 zu einem „Eldorado der empirischen Jugendsoziologie“<sup>140</sup> wurde, mag, betrachtet man alle Vorbehalte und Widerstände, die es von Seiten der klassischen Jugenddisziplinen gerade in Westdeutschland gab, als übertrieben erscheinen. Die Situation der Jugend, so die Kritiker aus sozialpädagogischer Perspektive, lasse sich natürlich nicht „von einigen wenigen Tabellen ablesen wie die Temperatur vom Thermometer“.<sup>141</sup> Und tatsächlich beinhalten die frühen publizierten Umfrageergebnisse in ihren Vorworten häufig Demutsgebärden gegenüber den Etablierten. In einer zum Teil ostentativen Zurückhaltung schickten die Herausgeber ihrer Darstellung empirischer Ergebnisse ganz bescheiden voraus:

Möge der eine Interessent unsere Ergebnisse in dem einen, der andere sie in dem anderen Sinne deuten. Wir haben uns bemüht, Sachverhalte zu klären und Strukturen herauszuarbeiten. Realitäten des heutigen Soziallebens aufzuzeigen ist allein Zweck unserer Arbeit.<sup>142</sup>

Genauso wie das Fragetableau ist die Art der Präsentation bzw. der Rechtfertigung für diese Art von Jugendforschung unübersehbar Teil der politischen Kultur der frühen Bundesrepublik. Grundsätzlich war es so, dass man die Handlung selbst, Umfragen mit Jugendlichen durchzuführen, nicht ohne Argwohn betrachtete. Ein Hauptkritikpunkt aus pädagogisch-entwicklungspsychologischer Sicht: Die Empiriker täten so, „als würde es sich bei ihnen [den Jugendlichen, P.J.] bereits um vollwertige Bürger der Republik handeln“, was vor dem Hintergrund von tendenziell exkludierendem Jugendschutz tatsächlich nicht ohne Brisanz war.<sup>143</sup> In der schon angedeuteten ostentativen Bescheidenheit in den Vorworten richtete man sich bereits auf die Kritik der traditionellen, auf Einzelfälle ausgerichteten Jugendforscher ein. Beispielsweise findet sich solch eine Demutsgeste bei Reigrotzki, der versicherte, dass „die Person“ für die Analyse des Umfrageverfahrens selbstverständlich „unerreichbar“ und „unantastbar“ bleibe.<sup>144</sup> Ähnlich war dies bei EMNID I, wo darauf hingewiesen wird, dass

---

<sup>140</sup> Dudek, Jugend, S. 11.

<sup>141</sup> Jäger, Jugend, S. 8.

<sup>142</sup> Blücher, Freizeit in der industriellen Gesellschaft, S. 6-7.

<sup>143</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 440.

<sup>144</sup> Reigrotzki, S. 8.

selbstverständlich neben dem Wege der repräsentativ-statistischen Befragung noch sehr viele andere Orientierungswege der systematischen Information beschritten werden können, um das höchst komplexe Problem der Jugend jeweils von einer bestimmten Seite zu beobachten.<sup>145</sup>

Schon deutlich selbstbewusster äußerten sich die Herausgeber in der zweiten EMNID-Studie, der vorangeschickt wurde, dass man nun die „brennende Frage danach, wohin der Weg der Jugend in der Bundesrepublik führt“, schon weitergehend beantworten könne und dass die Untersuchungsergebnisse den Befund der ersten Studie insgesamt „eindrucksvoll“ bestätigten.<sup>146</sup> Dies deutet laut Zinnecker auf den erheblichen Beweiszwang hin, unter dem die frühe Umfrageforschung stand. Sie selbst konnte sich der Verlässlichkeit der eigenen Daten nun sicherer sein.<sup>147</sup> In der dritten Studie schließlich wagte man sich stärker in die Interpretation vor und nahm mit Rolf Fröhner – erstmals wird ein verantwortlicher Autor genannt – die „Kommentierung der Ergebnisse aus sozialwissenschaftlicher Sicht“ vor. In den methodischen Anmerkungen findet sich wieder das an einen Medikamenten-Warnhinweis erinnernde Mantra, mittlerweile mit leicht enervierter Hervorhebung:

*Während Einzelfallstudien im allgemeinen keine sichere Aussagen über eine größere Gesamtheit ermöglichen, sondern stets auf die untersuchten konkreten Fälle bezogen werden und begrenzt sind, ist es bei Untersuchungen nach repräsentativ-statistischen Methoden ausgeschlossen, irgendwelche Rückschlüsse auf Einzelfälle zu ziehen. Die statistische Behandlung liefert nur Aussagen über Mengen.*<sup>148</sup>

Aus heutiger Sicht skurril erscheint die Anmerkung von Viggo Graf Blücher zu seiner Jugendfreizeit-Studie, es gebe laut der Antwortbögen der Jugendlichen „wohl nicht zwei, die einander auch nur ähnelten. Einzelmenschen von höchster Individualität schienen sich den Interviewern vorzustellen.“<sup>149</sup> Ein Vorbehalt gegenüber der Umfrageforschung war, dass man mit Methoden, die auch für Marktforschungszwecke eingesetzt werden, die „geistige Situation der Menschen in unserer Zeit“ untersucht, ein weiterer, dass diese Form von Analyse nicht tief genug, ja oberflächlich sei. Die Deutschen, so von Bracken, seien zwar darauf eingestellt, „in möglichst dunkle Tiefen der Seele“ vorzudringen, dies sei aber mit der Gefahr verbunden, das Nächstliegende zu übersehen:

Auch die seelische Oberfläche hat ihre Bedeutung. Ebenso wie es für den Seefahrer sehr wichtig ist, wie die Wasseroberfläche aussieht, wie hoch z.B. der Seegang ist, ebenso können wir in der Jugendarbeit nicht außer acht lassen, welche Meinungen die Jugendlichen beseelen, mit denen wir zu tun haben.<sup>150</sup>

---

<sup>145</sup> EMNID I, S. 11-12.

<sup>146</sup> EMNID II, S. 5; S. 13.

<sup>147</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 441.

<sup>148</sup> EMNID III, S. 394. Hervorhebungen im Original.

<sup>149</sup> Blücher, Freizeit, S. 118.

<sup>150</sup> Von Bracken, Meinungsforschung, S. 120.

Die Genese der Vorworte in den veröffentlichten Tabellenbänden ist allein schon ein Befund: Fröhners Vorwort zu EMNID III dokumentiert bereits das gewachsene Selbstbewusstsein der neuartigen Bindestrich-Disziplin: Man hoffe, dass „mit dem vorliegenden Buch ein nützlicher Beitrag in der Reihe der jugendsoziologischen Arbeiten geliefert werden kann.“<sup>151</sup> Das Selbstbewusstsein der Umfrageforscher stieg, die Demutsgesten verschwanden. So formulierte von Stackelberg 1964:

Mögen diese Unterlagen vor allem denjenigen, die sich mit Jugenderziehung und Jugendbetreuung verfassen und denen, die darum bemüht sind, die junge Generation frei von Stereotypen und Vorurteilen zu verstehen, nützlich sein!<sup>152</sup>

In der DDR fand übrigens zur gleichen Zeit übrigens ein viel radikalerer Bruch mit den Traditionen „bürgerlicher“ Jugendforschung statt.<sup>153</sup> Die Phasenmodelle der klassischen Jugendpsychologie seien unwissenschaftliche, wirklichkeitsfremde Produkte. Ahistorisch, dadurch reaktionär, stehe die „Verstehensmethode“ als Ausdruck für eine untergehende Gesellschaftsordnung. An die Stelle eines vom einzelnen Forscher als ideal konstruierten subjektiven Bildes von Jugend habe das Ergebnis „exakter empirischer Studien“ zu treten – und die Erklärung der Zahlen aus der Klassenlage heraus.<sup>154</sup> Ein Aspekt sollte in diesem Zusammenhang aber nicht vergessen werden: Auch für die DDR war der „Seismograf“ Jugend von fundamentaler Bedeutung. Die, was die Akzeptanz des politischen Systems betrifft, brisanten Ergebnisse waren allerdings nicht öffentlich zugänglich, sie lagen ausschließlich dem Politbüro vor. Interessant ist die Ost-Berliner Einschätzung zur Entwicklung der westdeutschen Jugendforschung in den 50er Jahren, in der sie einerseits die Wendung von Jugendpsychologie zur Jugendsoziologie wegen der Zurückdrängung des „Bürgerlichen“ begrüßte, und sich andererseits skeptisch zeigte, denn mit den neuen Methoden komme sie im Grunde dem pragmatischen Bedürfnis der herrschenden Klasse entgegen, „finanzielle Quellen öffneten sich zur Unterstützung ihrer Forschungsvorhaben.“<sup>155</sup> Hinzu kamen die Vorbehalte aufgrund der „Theorielosigkeit“, der Unterschätzung von Klassengegensätzen, ja der ökonomischen Zusammenhänge insgesamt. Sowohl Bundesrepublik als auch DDR erlebten hier ihren Quantifizierungsschub, und beide mit dem gleichen Motiv, nämlich die Einstellung zum System, zur Ideologie (Freiheit bzw. Klasse) zu eruieren, was die apostrophierte Koppelung von Umfrageforschung an „demokratisches Potenzial“ zumindest zweifelhaft erscheinen lässt.

Für Westdeutschland ist die von der Hohen Kommission gesponserte Tagung „Empirische Sozialforschung“ vom 14.-16. Dezember 1951 als „Fanal“

---

<sup>151</sup> EMNID III, S. 11.

<sup>152</sup> Vorwort zu Blücher, Menschen.

<sup>153</sup> Vgl. Friedrich/Griese, Jugend.

<sup>154</sup> So bei Kossakowski, Veränderungen, S. 16-17.

<sup>155</sup> Friedrich/Kossakowski, Psychologie, S. 39.

zu werten; zumindest zeigt es den gewachsenen Stellenwert und das Selbstbewusstsein an. Die gesamte Elite der westdeutschen Markt-, Meinungs- und Sozialforscher, Vertreter der Universitäten genauso wie Mitarbeiter des „Reaction Analysis Staffs“, des Statistischen Bundesamtes und der kommerziellen Marktforschungsinstitute IfD, EMNID, DIVO, waren mit amerikanischer Unterstützung in Person von Leo P. Crespi in Weinheim versammelt – eine Tagung mit Signalwirkung, trotz der zum Teil äußerst unterschiedlichen Auffassung über die Methoden und Anwendungsbereiche empirischer Sozialforschung. So ging es bei der Tagung u.a. um den Austausch bezüglich Datenerhebung, Fragebogen, Interviewerstil, Vercodung. Zehn Jahre später erschien der erste Band von Königs großem Handbuch der empirischen Sozialforschung (1962) und legt schon Zeugnis davon ab, dass die Bedeutung der empirischen Sozialforschung innerhalb einer Soziologie (die „nichts als Soziologie“ ist, so König, einer der „Brückenschläger“ zu amerikanischen Theorie- und Methodenbeständen) erheblich zugenommen hat – bei gleichzeitiger Weiterentwicklung des internen Differenzierungsprozesses zur Bindestrich-Soziologie. Diese Verschiebungen, alte und neue Machtkämpfe innerhalb der Soziologie, fanden parallel zur ihrem Abgrenzungsprozess als fiktives Ganzes gegenüber anderen Disziplinen statt. In der Regel sind dies Philosophie, Politik-, Wirtschafts- und Geschichtswissenschaften, beim Thema Jugend verläuft dieser Abgrenzungsprozess primär als Herausforderung an Entwicklungspsychologie und Pädagogik. Und in Gestalt der empirischen Sozialforschung geschah dies nun mit einer besonderen, neuen Waffe in der Hand, die den unmittelbaren und exakten Zugang zu sozialen Phänomenen verspricht: Den Umfragen, die in der Lage seien, „das subjektive Verhalten in Sinnfragen, Urteilen und Kommentaren zu erfassen und daraus typische Verhaltensweisen der befragten Unternehmer, Verbraucher, Wähler, Flüchtlinge usw. wie in einem Reagenzglas festzustellen“.<sup>156</sup>

Speziell im Kontext der Umfrageforschung gibt es aber die nun schon mehrfach angesprochene Vermischung oder sogar Interdependenz von tatsächlich feststellbaren Fakten und Rahmenbedingungen mit den abgefragten Meinungen und Verhaltensweisen. Das Geflecht von Selbsteinschätzungen und Fremdzuschreibungen wird noch undurchlässiger, bezieht man die zahlreichen Friktionsfelder der medial übertragenen Bilder mit ein, die die Forschungsergebnisse nicht einfach nur transportieren, sondern während des Transports weiter verarbeiten. Umgekehrt ist davon auszugehen, dass in Forschungsprozessen der Gedanke an die spätere öffentliche Wirkung mit einfließt – zumindest scheint dies in den öffentlichkeitswirksameren Forschungsfeldern der Fall zu sein.

Genauso bedeutsam ist, dass Entwicklung der Umfrageforschung für den anvisierten Untersuchungszeitraum inmitten eines grundlegenden Wandels in der öffentlichen Kommunikation stattfindet. Neben der rasanten Entwicklung

---

<sup>156</sup>Vgl. Lenz, Meinungsforschung.

und der inhaltlichen Ausdifferenzierung der Medien selbst muss auch auf den Wandel im öffentlichen Umgang mit kontroversen Themen hingewiesen werden – der Entwicklung von öffentlichem Diskutieren hin zur viel zitierten westdeutschen „Streitkultur“, für die Werner Höfers „Internationaler Frühschoppen“ emblematisch steht. Dies gilt für wissenschaftsinterne, besonders aber für massenmedial geführte Diskussionen. Das Diskutieren an sich war nach 1945 zwar keine neue Kulturtechnik; seine durchweg positive Konnotation und die Einforderung seiner konkreten Anwendung im Rahmen der Re-Education-Politik hatte aber längerfristige Auswirkungen auf die bundesdeutsche Gesprächskultur.<sup>157</sup> Es sind hier neben der Kulturtechnik des Argumentierens auch der Beginn einer systematisch geförderten „Expertenkultur“ über Institutionen (Max-Planck, Fraunhofer, DFG etc.) und der Ausbau an Schnittstellen zwischen Politik und Wissenschaft zu konstatieren. Forschen kehrte auch – bei der empirischen Sozialforschung mit erheblichen Konsequenzen – zu internationalen Wissensbeständen zurück und stellte mit der Neuausrichtung gleichzeitig nationale Diskurstraditionen in Frage. Die forcierte „Amerikanisierung“ der Fachkultur und ihre Gegenbewegungen prägten ganz eindeutig die inner- und interdisziplinären Auseinandersetzungen der Soziologie in den 50er und frühen 60er Jahren. Die „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ ist aber auch im Kontext sehr unterschiedlicher Forscherbiografien zu sehen. Denn nach 1945 hatte die übliche Generationenfolge in den Wissenschaften selbst einen anderen Stellenwert, hatte man es doch hier mit Jahrgängen zu tun, die in unterschiedlichem Maße mit dem NS-System kooperiert hatten, zum Teil aber auch durch das System in ihrer Karriere behindert waren oder verfolgt wurden bzw. ins Exil fliehen mussten. Die oft unausgesprochene Rolle, die die Protagonisten vor 1945 gespielt hatten, führte zu einem zusätzlichen Riss zwischen ihnen und hat nicht unerheblichen Einfluss auf die fachlichen Auseinandersetzungen. Dass es eine „Stunde Null“ gerade auch für Prozesse wie „Entwicklung einer Expertenkultur“ und „Verwissenschaftlichung“ nicht geben kann, versteht sich von selbst.<sup>158</sup>

Auf den hier dargestellten wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund wird noch zurückzukommen sein. Dabei kann man davon ausgehen, dass sowohl die Jugendbilder, wie man sie im interdisziplinären Diskurs konzipierte, als auch vorgenommene Analysen auf Basis der Jugendumfragen damals zur eigenen Selbstpositionierung in einer sich verändernden Wissenschaftslandschaft dienten. Vielleicht kann man sogar noch weiter gehen und Analogien von Themen, Methoden und Forscherbiografien vermuten.

---

<sup>157</sup> Vgl. Verheyen, Bundesrepublik. Ähnlicher Ansatz, anderes Thema: van Rahden, Demokratie, S. 113-126.

<sup>158</sup> Vgl. dazu: Szöllösi-Janze, Wissensgesellschaft, S. 277-305 sowie Raphael, Ende, S. 181-196.



## **Supplement No. 22**

### **2. DISKURSE DER INTERDISZIPLINÄREN JUGENDFORSCHUNG**

**HSR Supplement 22 (2010)**

## 2. Diskurse der interdisziplinären Jugendforschung

Am Anfang besorgter Unruhe stehen Thesen wie die des amerikanischen Soziologen Howard Becker. Dieser hatte in seiner 1946 erschienenen Studie zwei Entwicklungen der deutschen Jugend, den Bedeutungszuwachs der fanatischen nationalsozialistischen Guerilla-Bewegung „Werwolf“ und eine starke Verwahrlosung, verbunden mit Vagabundentum und Kriminalität, vorausgesagt.<sup>1</sup> Und am Ende des Jahrzehnts stehen als viel diskutierte Figuren von Rebellion und Kommerz: die Halbstarke und die Teenager.

Der Boom der Jugendforschung nach 1945 resultierte im Anfangsstadium aus einer „Sorge um die Jugend“ aufgrund jugendlicher Sozialisation im Nationalsozialismus sowie gesellschaftlicher Desintegration durch Krieg und Nachkriegselend; die frühe Jugendforschung wurde ganz entscheidend von der amerikanischen Besatzungsmacht inspiriert. Auch wenn sich die Angst vor dem Werwolf relativ schnell erledigt hatte, die Frage nach der politischen Orientierung blieb, und auch der Verwahrlosungsdiskurs hielt sich noch bis in die 50er Jahre. Jugend wurde zu einer Leitkategorie des wissenschaftlich-öffentlichen Diskurses – in einem schwer durchschaubaren Geflecht von Akteuren, Motiven und Methoden.

Im Folgenden soll den wirkmächtigsten Jugendbildern nachgegangen werden, Bilder, die einzurahmen sind in die Vorstellungen „Erziehungsobjekt“, „Hoffnungsträger“ und „Gefahrenherd“. Einen vierten Typus eines möglichen Jugendbildes in der deutschen Sozialgeschichte, so wie von Benno Hafener kategorisiert, ist in der frühen Bundesrepublik schlichtweg nicht zu finden: Jugend als „Partner“.<sup>2</sup>

### 2.1 Der Komplex Wissenschaft und Öffentlichkeit

Jugend als gleichermaßen stark untersuchtes wissenschaftliches Forschungsobjekt und öffentliches Streitobjekt hat eine lange Tradition und eine mehrfache Funktion. Sie dient der Theoriebildung in der Fachdisziplin, v.a. der Soziologie, Diskurse über Jugend finden Eingang in die Politik, zumindest in die Bundesjugendberichte und Bundesjugendpläne und sie setzen disziplinübergreifende Mediendiskurse in Gang, die zwar nicht auf wissenschaftlichem Niveau stattfinden, aber umso einflussreicher sind, je besser sie an Alltagswissen und -vermutungen anknüpfen können. Ohne die Massenmedien aber ist der Aufstieg der Sozialwissenschaften zu einer öffentlichen Deutungsmacht erster Ordnung nicht denkbar. Dabei ist die Historizität der Jugendsdiskurse offensichtlich, finden diese doch unter sich schnell ändernden Vorzeichen statt. Eine Ge-

---

<sup>1</sup> Vgl. Becker, Youth.

<sup>2</sup> Vgl. Hafener, Jugendbilder.

schichte der Jugendforschung liegt aber so nicht vor, sondern ist ein Feld, für das sich die jeweiligen Disziplinen selbst, auch die Historiker, bisher wenig interessierten.

Nun soll als Anfangspunkt nicht erneut an das berühmte Lamento über das unbotmäßige Verhalten der Nachwachsenden in der Antike erinnert werden, das wahlweise Sokrates, Platon oder Cicero zugeschrieben wird. Es soll auch nicht Bezug genommen werden auf den „Hauptbaumeister des Jugendlichen“, Jean-Jacques Rousseau, obwohl dessen Vorstellungen von Jugend als eigenständiger Lebensphase sowie die Bildungskonzepte der Aufklärung insgesamt als bürgerliche Erfindung von Jugend schlechthin gelten. Wenn man aber die Jugendforschung als ungefähr mit dem 20. Jahrhundert einsetzende, systematische Untersuchungen über die jüngeren Altersgruppen definiert und diese mit Hall, Spranger oder Bühler beginnen lässt, so ist ganz offensichtlich, dass diese schon von Beginn an ein interdisziplinäres Feld war – und trotz zahlreicher Zentralisierungsversuche bis heute ein plurales ist: Denn eine einheitliche „Jugendkunde“ bleibt auch weiterhin eine Chimäre. Unerheblich erscheint also in unserem Zusammenhang die ältere Diskussion, ob man von der „Erfindung“ oder der „Entdeckung“ des Jugendlichen sprechen soll. „Erfinden“ bzw. „entdeckt“ wird Jugend demnach entweder durch die Aufklärung und Rousseau („Emile“) als Ideal einer Übergangsphase im Lebenslauf, die als produktive Krise durch Selbstfindung, Reifung und Perfectibilität geprägt ist; oder durch die bürgerliche Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts, die durch Implementierung und Weiterentwicklung der Bildungsinstitutionen und bürgerliche Familienstrukturen die systematische Pädagogisierung einer größeren Anzahl Kinder und Jugendlicher (Schulpflicht) vorantreibt. Damit geht eine Verwissenschaftlichung und Institutionalisierung einher, Jugendstrafrecht, Jugendwohlfahrt und Jugendforschung entstehen. Diese eigenständige Jugendphase im Sinne eines Frei- oder zumindest Schonraums galt nun als seltenes Privileg für wenige, männliche Bürgerliche in viel intensiverem und zeitlich ausgedehnterem Sinne als für andere. Als Entdecker bzw. Erfinder fungierte auch hier das Bürgertum, und im Speziellen dann, weniger als realhistorische Größe, mehr als Propagandist, die Jugendbewegung. Die Jugendbewegung als ein sehr deutsches Phänomen betraf überhaupt nur eine kleine Minderheit von Jugendlichen, man schätzt, dass lediglich ein Prozent in der Altersgruppe dazu zu zählen ist.<sup>3</sup> Nicht übersehen werden dürfen allerdings die ideengeschichtlichen Folgen in Deutschland: Damit sind nicht nur Nachfolgeprojekte wie die Bündische Jugend und die gleichgeschaltete, paramilitärische Hitlerjugend gemeint, sondern auch die idealistischen Vorstellungen, die die traditionelle Jugendforschung bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg prägten.

---

<sup>3</sup> Schäfers, Soziologie, S. 63.

Wenn es um die Analyse der Selbstbilder geht, kann die zeitliche Nähe zum totalen Zusammenbruch dabei kaum überschätzt werden. Dass diese Nähe biografisch bei den Forschern eine Rolle gespielt haben könnte, scheint im Einzelnen durch. Wichtiger ist aber das Problem von Krisengesellschaften und deren Implikationen für Jugendforschung insgesamt: Wenn man davon ausgeht, dass Beobachtung und Appell an die nachwachsende Generation immer schon gesellschaftliche Sinnstiftung und Wertetransfer war, dann stellt sich bei der Wiederaufbaugesellschaft die Frage nach den bleibenden Werten und Sinnangeboten in eklatanterer Weise. Was ist überhaupt noch vorhanden, das transferiert werden könnte, ohne dass es nicht schon von Beginn an diskreditiert wäre? Und was kommt eigentlich Neues und Unerprobtes hinzu – womöglich von fremder Seite, den Besitzern, neuen Medien oder gar den Jugendlichen selbst?

Gleichzeitig – auch dies ein Merkmal von sich neu formierenden Gesellschaften – werden die Claims zwischen und innerhalb der Wissenschaftsdisziplinen neu abgesteckt. Insofern kann man bei genauerer Betrachtung zumindest auf diesem Feld nicht behaupten, dass die 50er Jahre eine „schweigsame Zeit“ gewesen wären. Im Gegenteil: Auf dem Gebiet der Jugendforschung wurde viel durch- und gegeneinander geredet. So viel, dass im Rahmen dieser Studie keine vollständige „Beobachtung zweiter Ordnung“ stattfinden kann, sondern lediglich eine mit Blick auf die zentralen Bilder und Leitbegriffe der Jugendforschung in dieser Zeit als ein „pluralistisches, dezentriertes Unternehmen“<sup>4</sup>, in dem schon in den 50er Jahren mehrere hegemoniale Jugendkonzepte koexistierten, wenngleich nicht immer friedlich. Dies soll im Folgenden über eine Kategorisierung bei den Diskursführern, dem Nachzeichnen von Sinnproduktionen in diesem speziellen Bereich, konzentriert auf die Grundlinien in den Fachdisziplinen Pädagogik, Psychologie und Soziologie geschehen. Diese sind nicht erst seit heute aufs Engste mit zeitgenössischen Mediendiskursen verknüpft. Und zwar in beide Richtungen: Wissenschaftsinterne Diskurse werden zu Mediendiskursen und Mediendiskurse zu Themen der Jugendforschung.

Im Folgenden soll es weniger um die lückenlose Darstellung der meist in sich schon sehr differenzierten Diskurse und ihrer Verquickung gehen (wie z.B. die Dominanz des Paradigmas von Phasen- und Stufentheorien in der Pädagogik und Psychologie), noch um eine ausführliche Wissenschaftsgeschichte der 50er Jahre, sondern jeweils auf die Konzepte und Strategien der zwei oder drei relevantesten Protagonisten der hier als relevant erachteten Disziplinen.

## 2.2 Pädagogik

Die pädagogische Vorstellung von Generationen war immer am augenscheinlichsten vom professionellen Eigeninteresse, von der „Praxis“ motiviert. Denn

---

<sup>4</sup> Vgl. Zinnecker, Forschung, S. 12.

auf der einen Seite stehen die Lernenden und Zu-Bildenden und auf der anderen Seite die Vermittler und Lehrer. Das Erzieher-Zögling-Verhältnis ist jedenfalls das grundlegende Modell und Jugendbild für die geisteswissenschaftliche Pädagogik, die die führende theoretische Ausrichtung etwa zwischen den 20er und 50er Jahren (mit Ausnahme der Zeit unter dem Nationalsozialismus) war.<sup>5</sup>

Allein für die Selbstbestimmung in der sogenannten „Erziehungswirklichkeit“ ist es wichtig, klare Konzepte von Kindheit und Jugend zu vertreten, denn diese zu sozialisierenden Kollektiva stellen ja gleichzeitig die Legitimationsgrundlage für die gesamte pädagogische Zunft dar. Pädagogische Kernthese dabei: Jugend ist eine Phase besonderer Erziehungsarbeit, und diese ist auch durch eine besondere seelische Disposition und durch die hohe Empfänglichkeit für äußere Reize in besonderer Weise notwendig. Die beiden Paradigmen des *Verstehens* und der *Praxis* sind im, vor allem geisteswissenschaftlich geprägten qualitativ-hermeneutischen Diskurs besonders stark ausgeprägt. Es geht primär darum, die Erkenntnisse von pädagogischer Jugendbeobachtung auch auf den entsprechenden Handlungsfeldern umzusetzen – sei es als pädagogische Interventionalität, sei es in sozialpolitischer Absicht.

Nach 1945 trat auch die alte Hoffnung der Pädagogen zu Tage, dass kulturelle Krisenzeiten traditionell auch pädagogisch günstige Augenblicke sind, um der Jugend als Symbol positiver Zukunft den richtigen Weg zu weisen.<sup>6</sup> Und dies besonders in einer Zeit, in der vom lebenslangen Lernen noch nicht die Rede war und Sozialisation nach den Phasen Kindheit und Jugend als weitgehend abgeschlossen empfunden wurde. Die Mehrzahl der bei den ersten Jugendstudien Befragten befand sich allerdings schon außerhalb der klassischen Sozialisationsinstitutionen, weil sie bereits teilweise oder gar voll in die Arbeitsgesellschaft integriert waren. 1953 waren dies 80 Prozent der 15-24-Jährigen, bei den 15-18-Jährigen sind dies immerhin schon 69 Prozent.<sup>7</sup> Dies impliziert eine Schwächung pädagogischer Argumentationen im Kontext der Umfrageforschung schon insofern, als bereits durch die Jugenddefinition via Probandenauswahl in den Umfragen (15-24) der Zuständigkeitsbereich nur ein partitiver ist. Und so fanden pädagogische Jugenddiskurse nicht nur vor dem Hintergrund klassischer Verstehens- und Interventionspraxis statt, sondern sie sahen sich gerade im Untersuchungszeitraum zum Teil in einer defensiven Position: Der Schutz- und Schonraum Jugend, in dem exklusiv die Vermittlung von Wissen, Fähigkeiten und Normen stattfindet, erschien in Gefahr – ihn galt es auch im eigenen Interesse immer wieder herzustellen. Gefährdet erschien

---

<sup>5</sup> Um diesen Zweig der geisteswissenschaftlichen Pädagogik, weniger der vorgängigen normativen, soll es im Folgenden vordringlich gehen. Auch hier gilt dasselbe wie für die Bereiche Psychologie und Soziologie: Die disziplinären Felder sind viel ausdifferenzierter als hier dargestellt werden könnte – gleichwohl gibt es dominante Strömungen. Vgl. Benner, Hauptströmungen.

<sup>6</sup> Abels, Jugend vor der Moderne, S. 170.

<sup>7</sup> EMNID I, S. 212.

das Moratorium kultureller Reifung nicht zuletzt durch neuartige und schwer zu kontrollierende Kultureinflüsse und Sozialisationsagenturen – wenngleich sich hier auch ein neues, quasi entpädagogisiertes oder zumindest Pädagogen schwerer zugängliches Moratorium entwickelte, eher in dem psychosozialen, spielerischen Sinne, wie es Erikson vorschwebte; neu dabei: Die Bewältigung erfolgt kollektiv, das heißt man orientiert sich im „vorgesellschaftlichen Raum“ an Gleichaltrigen.<sup>8</sup> Dies schlägt sich, nicht durchgehend, aber häufig, in einer pädagogisch-politischen Koalition im Bereich des Jugendschutzes wieder. Gefahr von anderer Seite drohte ganz allgemein, wenn es um die Hauptkompetenzzuschreibung für den Komplex Jugend ging. Hier haben sich die Pädagogen mit Unterstützung der Psychologie als naturgemäß zuständig empfunden. Dass sich die Form der Jugendanalyse nun aber radikal wandelte und empirische Sozialforscher mit quantitativen Methoden Objektivität und Kompetenz, letztlich: *Aufklärung*, *Rationalisierung* und *Moderne* versprachen, musste viele traditionell eher qualitativ-hermeneutisch ausgerichtete Pädagogen in ihrer Orientierung auf Einzelfall und Narration befürchten lassen, dass die Analyse von Schulaufsätzen und Tagebüchern im Vergleich zu den Tabellen und Prozentsätzen der repräsentativen Umfragen plötzlich an Attraktivität einbüßen könnte. Wenn schließlich darüber hinaus das Konzept Jugend von Soziologenseite problematisiert oder gar als ein sich verflüchtigendes Phänomen gesehen wurde, ging es im Kern um die Eigenständigkeit von Pädagogik als Wissenschaft überhaupt.

Nicht, dass die Disziplin als Ganzes die neuen Methoden grundsätzlich abgelehnt hätte – im Gegenteil: Gerade jüngere Pädagogen wie Andreas Flitner sahen hier z.B. durch amerikanische Musteruntersuchungen wie bei Arnold Gesell auch ein geeignetes Instrument zur Verbesserung der eigenen Konzepte und nutzten diese auch im Rahmen einiger Bildungsuntersuchungen. Nicht zuletzt deuten Überlieferungen im Kontext der ersten Shell/EMNID-Studie 1953 darauf hin, dass ein entscheidender Impuls für die ersten Umfragen von Funktionären aus dem Bereich der außerschulischen Bildungsarbeit kam.<sup>9</sup> Flitner betonte aber, dass „die Ergebnisse von Jugendbefragungen erst im Zusammenhang mit den übrigen Befunden jugendkundlicher Forschung angemessen interpretiert werden können“. Flitner ist es auch, der frühzeitig den Instinkt dafür hat, dass eine Integration neuer Methoden für die Erziehungswissenschaften nur von Vorteil sein kann: Die Sozialforschung im deutschen Sprachgebiet habe das Thema Jugend ebenso spät entdeckt, wie die Pädagogik das Thema Sozialforschung.<sup>10</sup> Der Streit um die richtigen Methoden ist gleichzeitig ein

---

<sup>8</sup> Erikson, *Jugend*, S. 160-161.

<sup>9</sup> So von Stackelberg im Vorwort zu EMNID I, S. 5. Unklar bleibt, inwieweit Meinungsforscher wie von Stackelberg selbst diesen Impuls aus institutionellem Eigeninteresse weiter befeuert haben.

<sup>10</sup> Flitner /Bittner, *Jugend*, S. 14-15; Flitner, *Jugendforschung*, S. 126.

Kampf um Diskurshoheit über das Thema Jugend. Im Falle der Pädagogen ging der Verdacht dahin, deren entscheidende Motivation sei die zeitliche Ausweitung des Zuständigkeitsbereichs, am einfachsten herstellbar über Verschulung. So wundert es nicht, dass in der Debatte über Bildungsreformen von Seiten der Pädagogen mit Betonung des Moratoriumsgedankens ganz entschieden für die zeitliche Ausdehnung der Schulzeit gekämpft wurde.

Eduard Sprangers Klassiker „Psychologie des Jugendalters“ (Erstausgabe 1924) blieb für viele der bildungstheoretische Bezugspunkt für den Umgang mit Jugend und für die Vorstellung einer an abendländischen Traditionen sich orientierenden gebildeten bürgerlichen Jugend, die den zeitlosen Idealen von Gesellschaft verpflichtet sei. Ein zentrales Erbe war die hierarchische Unterscheidung zwischen Primitiv- und Kulturpubertät, die vielen pädagogischen Untersuchungen zu Grunde lag. Kulturelle Reife wurde schon in Charlotte Bühlers „Seelenleben des Jugendlichen“ von 1921 als bewusste Sublimierung sexueller Triebe beschrieben, als Askese, bereichert um „andere Erscheinungen geistiger Reife“.<sup>11</sup> Die (gymnasial verstandene) Bildungspubertät zeichnet sich gegenüber der kulturgleichgültigen bzw. kulturstumpfen Pubertät laut Heinrich Roths Kategorisierung durch sieben mit Entwicklungsaufgaben versehene, ahistorische Merkmale aus, u.a.

- 1) Über das Vital-Sexuelle hinausgehend erotisch überhöhte Liebesbeziehungen;
- 2) Über die rein zweckhaften Befriedigungen hinausgehend Suche nach einer Beziehung zum Geistigen und Werthaftern;
- 3) Über das Konkret-Anschauliche hinausgehende Suche nach Lebenssinn, Lebensphilosophie;
- 4) Über eigene Selbstbehauptung hinausgehende Verantwortung für überindividuelle und überfamiliäre Verpflichtungen;
- 5) Beziehung zu anderen Jugendlichen über kurzfristige Bandenbindung hinausgehend als eine kultivierte Jugendgeselligkeit in Gruppen, Bänden, Freundschaften Vereinen;
- 6) Beruf über bloße Versorgungsbasis hinausgehende Hoffnung auf Lebenserfüllung;
- 7) Freizeit über Erfüllung vitaler Genüsse hinaus als Anreiz zum Ausgleich, Geselligkeit, Weiterbildung usw.<sup>12</sup>

Dass ein gewichtiger Grund für das „frühzeitige Steckenbleiben in der Pubertätsentfaltung“ neben mangelnder intellektueller Ausstattung, Kindheitsstube, Geschlechtstrieb auch in einer kurzen Schulzeit gesehen wird, verwundert nicht und fand immer noch Eingang in Metaphern wie die von der Pflanze Jugend, die unter der Obhut des pädagogischen Gärtners wächst und gedeiht. Eine

---

<sup>11</sup> Vgl. Bühler, Seelenleben, S. 15.

<sup>12</sup> Roth, Jugend, S. 38-40.

Ausweitung des Moratoriums, respektive der Schulzeit, um allen Jugendlichen „Gelegenheit zum Pubertieren“ geben zu können, war demnach auch ein zentrales Anliegen der pädagogischen Forschung,

nicht nur damit sie gehobene und akademische Berufe ergreifen können, sondern auch, damit sie im Vollsinn des Wortes Mensch werden können – Menschen, die imstande sind, was auch komme, ihrem Schicksal geistig zu begegnen.<sup>13</sup>

Heinrich Roth war es auch, der (neben Walter Hornstein und Andreas Flitner) in den 60er Jahren maßgeblich versuchte, den Zuständigkeitsanspruch des Jugendthemas nach einer „realistischen Wende“, die durch Ideologiekritik und Empirieorientierung gekennzeichnet ist, für die Pädagogik neu zu reklamieren, Bildungsreformen als Ausweitung der Schulzeit wissenschaftlich zu fundieren und diese in Gremien wie z.B. dem Deutschen Bildungsrat politisch aktiv mitzugestalten. Als Antwort auf die Herausforderung durch die Jugendsoziologie steht die pädagogische Jugendkunde als Integrationswissenschaft, die es „mit dem ganzen Menschen (als Person und als Glied der Gesellschaft)“ zu tun habe. Man argumentiert infolge der Verschiebungen der 50er Jahre bereits defensiv: Die Jugendsoziologen näherten sich mit „verallgemeinernden Methoden ihrem Gegenstand“, deren Ergebnisse könnten deshalb nicht ohne weiteres auf den besonderen Fall übertragen werden, sie bedürften vielmehr der „Rückübersetzung in eine konkrete erzieherische Situation“.<sup>14</sup>

### 2.2.1 *Rettet das Moratorium! (Flitner)*

Als Sohn von Wilhelm Flitner war *Andreas Flitner* (\*1922) spätestens ab den 60er Jahren sicherlich der wichtigste und wortgewaltigste Verfechter des pädagogischen Schonraum-Gedankens. Er kämpfte für eine weitere Verschulung der Jugendphase, die ja dann wenig später tatsächlich auch eintrat. Gerade weil die Jugendlichen in einer Welt aufwüchsen, die „stark im Zeichen des Autos, des Radios, der Industriebetriebe“<sup>15</sup> stehe, sei dieser Schonraum bedroht und müsse verteidigt werden. Flitner konzidierte, dass in der modernen Industriegesellschaft der Abstand zwischen jugendlichem und erwachsenem Erleben geschrumpft sei:

Die Erlebnisse und Gedanken der Erwachsenen werden ungefiltert über die Jugend ausgegossen. Nachrichten- und Unterhaltungsmittel verschonen die Jugendlichen ebenso wenig wie die Reklame und die Wirtschaftswelt. Aus allen Poren der Öffentlichkeit wie der häuslichen Sphäre dringen Probleme und

---

<sup>13</sup> Roth, *Jugend*, S. 31; S. 46.

<sup>14</sup> Roth/Thiersch/Tütken, *Erziehungswissenschaft*, S. 449 sowie S. 296. Wie dies geschah, vgl. exemplarisch bei Lassahn, *Pädagogik* sowie Benner, *Hauptströmungen*.

<sup>15</sup> Flitner, *Jugendforschung*, S. 79.



Ereignisse, die den Erfahrungen der jungen Menschen gar nicht entsprechen, in ihren Lebensraum.<sup>16</sup>

Die logische Schlussfolgerung einer so formulierten Überforderung jugendlicher Weltaneignung und der Tatsache, dass die Jugend als besonders aufgeschlossen in der „vordersten Gefahrenfront“<sup>17</sup> stehe, war die institutionellerzieherische Expansion von Jugendschutz, und der Vergleich, dass dies unabhängig vom politischen oder wirtschaftlichen System geschieht, ist in dieser Plakativität nicht untypisch für die frühe Bundesrepublik: Jugend sei zu allen Zeiten „geöffnet für die Welt, bereit, sich von ihr formen, ja normen zu lassen – von den Blauhemden der östlichen zu den Bluejeans der westlichen Jugend“. Die Aufgeschlossenheit zur Formung war die gängige, stark durch Sprangers Axiom gefestigte Argumentationslinie, dass nämlich das Hineinwachsen des Jugendlichen in die Gesellschaft zugleich immer ein Hineinwachsen der Gesellschaft in die Jugend sei. So argumentierte auch Flitner gegen Schelskys Strukturähnlichkeitsthese (s.u.): Es sei doch vielfach bewiesene Tatsache, dass hinsichtlich der geistigen Differenzierung und für das Hineinwachsen in die geistige Welt eine solche Schonzeit in den Reifejahren notwendig sei.<sup>18</sup> Und an dieser Stelle gab es besonders heftige Auseinandersetzungen mit den Großen der Soziologie über die angedachten Reformen im Bildungsbereich. Vor allem ging es um die Ausweitung der Schulzeit als sechsjährige Grundschule, laut Schelsky ein „totalitärer Pädagogismus“, da über eine Verlängerung der Schulzeiten Jugend letztendlich überhaupt erst hergestellt und von der Wirklichkeit länger abgehalten würde:

Indem der Ausschuß sich nirgends auf die Grenzen der veranstalteten Erziehung besinnt, bestärkt er wenn auch mit den guten Motiven und dem naiven Glauben eines ‚edelmütigen Bewußtseins‘ – die in einer unkritisch weitergetriebenen Verschulung und Pädagogisierung liegende Zivilisationsgefahr der immer totaleren Manipulierung des Menschen.<sup>19</sup>

Der Gegenschuss zielte nicht weniger scharf und unterstellte einen destruktiven Charakter: „Das ist längst keine Soziologie mehr, die ‚nur feststellt, was ist‘, sondern eine, die darauf abzielt, zu zerstören, was ist, ohne sich groß Gedanken darüber zu machen, was an seine Stelle treten könnte.“ Auf diese Art, pädagogische Ziele einer Erziehung zur Gemeinschaft zu hintertreiben, mache sich Schelsky zu einem „Anpassungsideo­logen“.<sup>20</sup> Für das Hineinwachsen in die geistige Welt und ein Entgegenwirken des Vordringens von Primitivpubertät sei aber eine Schonzeit in den Reifejahren unbedingt notwendig, so Flitner:

---

<sup>16</sup> Flitner, Jugendforschung, S. 66-67.

<sup>17</sup> Beer, Miterzieher, S. 9; S. 10.

<sup>18</sup> Flitner, Jugendforschung S. 88. Detailliert zum Konflikt Flitner vs. Schelsky vor dem Hintergrund der Bildungsdebatte vgl. Abels, Jugend vor der Moderne, S. 223-240.

<sup>19</sup> Schelsky, Anpassung, S. 186-187.

<sup>20</sup> Flitner, Schelsky, S. 280-281.

Schelskys Leugnung der Notwendigkeit eines freien Jugendraums, die in seinem Buch ‚Anpassung oder Widerstand‘ einigermaßen absurde, der ganzen Schulentwicklung der westlichen Welt widerstreitende schulpolitische Folgerungen gezeitigt hat, setzt sich über entwicklungspsychologisch und pädagogisch erwiesene Tatbestände hinweg, wie es in dieser Form wohl nicht mehr diskutabel ist.<sup>21</sup>

Und deshalb, so der Rat, sollte man den Jugendlichen mehr Möglichkeiten geben, auch in ihrer Freizeit mit Erwachsenen zusammen zu sein, zu diskutieren oder gemeinsamen Beschäftigungen und Interessen nachzugehen.<sup>22</sup> Es geht hier stellvertretend nicht nur um das Eigeninteresse einer Pädagogik, die sich neuen Herausforderungen gegenüber sah, kurz bevor intensiv über die „Bildungskatastrophe“ diskutiert wurde – es geht auch um die Skepsis gegenüber den Folgen einer Erhebungsmethode. Das von der Soziologie gezeichnete, stark auf Umfragebasis generierte neue Jugendbild des „gestaltlosen Durchschnittsjugendlichen“ war für Flitner eine Zumutung und unzulässige Nivellierung, statistisch vielleicht nachweisbar, aber mit der Vielfalt jugendlichen Aufwachsens, mit der man in der pädagogischen Praxis zu tun habe, nicht vereinbar. Eine einzige Verhaltensgestalt, auf die hin man sämtliche abweichenden Ergebnisse interpretiere, sei schlichtweg unzulässig. Gleichwohl gebe es eine größere räumliche und „geistig-seelische“ Lebensnähe zwischen Erwachsenen- und Jugendgeneration als jemals zuvor, was aber mit den ungefilterten und schädlichen Einflüssen der eigentlich für Erwachsene bestimmten Medien zu tun habe, denn „Nachrichten- und Unterhaltungsmittel verschonen die Jugendlichen ebenso wenig wie die Reklame und die Wirtschaftswelt. Aus allen Poren der Öffentlichkeit wie der häuslichen Sphäre dringen Probleme und Ereignisse, die den Erfahrungen der jungen Menschen gar nicht entsprechen, in ihren Lebensraum.“<sup>23</sup> Wenn schon die Industriegesellschaft kaum noch einen eigenständigen Jugendraum zulasse, dann gelte es doch nun, diesen zu sichern bzw. wiederherzustellen und auszubauen.

Andere zeigten sich im interdisziplinären Diskurs offener, so wie Heinrich Roth, der gleichwohl hinsichtlich soziologischer Methodenauswahl forderte, dass „der soziologische *Außenaspekt* durch einen *psychologischen* Innenaspekt ergänzt werden muß“.<sup>24</sup> In den dichotomischen Unterscheidungen von Innen und Außen, Oberfläche und Tiefe fand häufig die Positionierung der „alten Schule“ und Methodenkritik an soziologischer Jugendforschung statt – selbst wenn man bereit war, mit deren Ergebnissen zu arbeiten:

Kann man jugendliches Verhalten ohne ihre Eigenkommentare deuten? Ist nicht die Jugend das stärkste Beispiel dafür, daß Wünsche und Gedanken, Pläne, Träume und Hoffnungen für das künftige Verhalten gewichtiger sein

---

<sup>21</sup> Flitner, Jugendforschung, S. 88.

<sup>22</sup> Vgl. Flitner/Bittner, Jugend, S. 47.

<sup>23</sup> Flitner, Jugendforschung, S. 66-67.

<sup>24</sup> Roth, Jugend, S. 25. Hervorhebungen im Original.

können als das augenblickliche Verhalten? (...) Und können wir als Pädagogen uns damit zufrieden geben, wenn wir die Jugend als skeptisch, konkretistisch, weltklug, kaltschnäuzig, politisch gleichgültig und apathisch, pseudo-erwachsen, privatistisch, opportunistisch und autoritätsgebunden vorgesetzt bekommen?<sup>25</sup>

Man wollte sich nicht zufrieden geben mit der Perspektive und den Ergebnissen, die für viele in der pädagogischen Zunft sicherlich eine Zumutung bedeuteten, war doch das Profil einer skeptischen Generation keines, das zum Bild des zu pädagogisierenden und zu beschützenden Jugendlichen passte. Schon der Titel skeptische Generation, so Flitner in einer damals eher unüblichen Schärfe, sei ja ganz offensichtlich dem Publikumsgeschmack gewidmet, wenn nicht sogar der Neugier der Jugend selbst, die sich, „wie die Jugendpsychologie leicht erklären mag, unter einem solchen Etikett gefallen muss“.<sup>26</sup> Roth verwies in diesem Zusammenhang auf eine gemeinsame Studie mit Hermann Bertlein zum „Selbstverständnis der Jugend heute“, in der 2331 Aufsätze von 14-20-jährigen, männlichen Berufs-, Mittel- und Oberschülern die Basis bildeten und in der letztlich lapidar festgestellt wurde: „Die heutige Jugendgeneration ist nicht mehr die Jugend der Jugendbewegung“.<sup>27</sup> Fast schon beruhigend konstatierte man, dass diese – allen Unkenrufen über „Erwachsenenähnlichkeit“ zum Trotz – immer noch eine Jugend war, die auch träumt, hofft, leidet und kritisiert, denn „sie will auch geistig leben, und sie will an der Auseinandersetzung mit den Erwachsenen reifen“.<sup>28</sup> Dem müsse man sich stellen, den generationellen Nivellierungstendenzen entgegenwirken und der Jugend „Gelegenheit zum Pubertieren geben“ – dies ist laut Roth die zeitgemäße Aufgabe. Dass diese Aufgabe auch mit dem politischen Ziel einer Ausweitung der Schulzeit zu tun hat, überrascht nicht und zeichnet den Weg von der Kinder- zur Jugendschule vor.<sup>29</sup>

Das rebellische Element der auffälligen Halbstarken sei der überwältigenden Mehrheit, die sich in „normalen Bahnen“ bewege, zwar fremd. Aber – und dieses Motiv findet sich in vielen pädagogisch motivierten Studien – Jugend fühle sich häufig von den Erwachsenen unverstanden und sogar diffamiert, besonders in Geschmacks- und Modefragen. Bertlein entwarf an dieser Stelle auch ein Reifungsschema, das so oder leicht verändert als typisch für Diskurse der geisteswissenschaftlichen Pädagogik der 50er Jahre gelten kann. Jeder Jugendliche durchlaufe ein Stadium, in dem er

1. in jugendspezifischer Weise mit *Problemen* ringt, die sich von den Erwachsenenproblemen nach Art und Intensität vielfach und vielgestaltig unterscheiden; in dem er

---

<sup>25</sup> Roth, Jugend, S. 25-26.

<sup>26</sup> Flitner, Jugendforschung, S. 70.

<sup>27</sup> Bertlein, Selbstverständnis, S. 285-287.

<sup>28</sup> Roth im Vorwort zu Bertlein, Selbstverständnis, S. 9.

<sup>29</sup> Vgl. Roth, Jugend, S. 50ff.

2. das zukünftige Leben in einer spezifischen Art und Weise mittels *Vorbildern, Idealen, Leitbildern* und ideellen Richtpunkten, aber auch in Gegenidealen antizipiert und in sein gegenwärtiges Leben hineinwirken läßt; wie das so in keiner anderen Lebensphase mehr der Fall ist; in dem er

3. *Hindernisse und Widerstände* erfährt, die sich durch den Zusammenstoß des jugendlichen Selbstwertempfindens und der Selbstdarstellungstendenzen ergeben, die der Erwachsenen gesetzten Ordnungstendenzen ergeben, die der Erwachsene selbst jedoch in dieser Art nicht mehr erlebt.<sup>30</sup>

Markant auch hier, wie auch in ähnlichen Studien mit qualitativer Ausrichtung auf Basis gesammelter oder angeregter Selbstzeugnisse, die Auseinandersetzung mit der Umfragemethode, genauer die Aussage, dass diese unzureichend sei, weil sie Zahlen ohne pädagogische Reflexion darstellen würden. Exemplarisch für die anfänglich starken Vorbehalte an den neuen Methoden, in den Worten eines 18-jährigen Oberschülers:

Die Ideale eines jungen Menschen sind keiner Norm unterworfen, man kann sie nicht nach rechts, noch nach links werfen, was Sie wohl ‚statistisch auswerten‘ nennen. (...) Die Jugend hat es immer nötig, daß erwachsene Menschen ihr mit Rat und Tat zur Seite stehen. Auch wenn Sie jetzt statistisch erweisen, daß 25 Prozent keine Ideale haben, auch dann sollten Sie es für wichtig halten, diesen ‚Prozenten‘ zu helfen, ihnen Ideale vorsetzen, die Ihrer Meinung nach Ideal sind. Um uns zu helfen, bedarf es keiner Statistiken!<sup>31</sup>

Das war ursprünglich die Kritik: die Degradierung der Erziehungsobjekte zu „Prozenten“, die Simplifizierung der Jugend mittels moderner Technik zu einem unvollständigen „Fabrikstück“, denen jede Innenansicht fehlt. Innenansichten aber benötigen stets die Hilfe von verstehenden Erziehern, von „Dolmetschern“ und „Anwälten“. Dies scheinen überhaupt die beiden zentralen Figuren zu sein, in denen sich die hier genannten Pädagogen wiedererkennen und im Sprachbild des Ein- bzw. Überführens veranschaulichten: der Dolmetscher als der verstehende Übersetzer von jugendlichen Innenansichten in auch für Nicht-Experten verständliche Synthesen, der gleichzeitig Brücken zwischen der Jugendwelt und einer, diese nicht verstehenden Außenwelt baut und gleichzeitig auch der verstehende Anwalt, der seinen Mandanten vor ungerechten Angriffen von außen beschützt und verteidigt, gerade weil er dessen Schwächen kennt, ihm aber insgesamt wohlwollend zur Seite steht.

### 2.2.2 *Alles im Erziehungsfeld (Roessler, Wenke)*

Der öffentlichkeitswirksame Pädagoge *Wilhelm Roessler* (\*1910) steht bis heute für die qualitative Herangehensweise in großer Dimension, hat er doch die

---

<sup>30</sup> Bertlein, Selbstverständnis, S. 276. Hervorhebung im Original.

<sup>31</sup> Bertlein, Selbstverständnis, S. 43. Dennoch findet man gerade bei Bertleins Interpretationen bereits „Kontaminierungen“ durch soziologische Tatbestände, Zugeständnisse an eine solchermaßen neu abgesteckte „Wirklichkeit“. Bertlein, Selbstverständnis, S. 128; S. 44.

wohl umfangreichste Jugendstudie des Jahrzehnts geleitet. Seine Anfang der 50er Jahre durchgeführte Untersuchung über die „Jugend im Erziehungsfeld“ beruht auf der Analyse von ungefähr 20.000 Schüleraufsätzen. Seine Schlussfolgerungen: Man müsse mit der Kritik an den Jugendlichen zurückhaltend sein, vieles, was an ihr als Kulturlosigkeit getadelt werde, stelle in Wirklichkeit eine „zu erwartende, sinngerechte Antwort auf Gegebenheiten der technisch-industriell bestimmten Umwelt dar“. Kennzeichen seien neben einer großen Offenheit auch eine gemütsfreie, kritische Haltung zum Staat und die Fähigkeit zu Perspektivenwechsel und Reflexivität – nicht zuletzt habe sich über die Medien ein neuer Erfahrungsraum geöffnet. Roeßler bezog sich direkt auf Schelskys Nivellierungsthese:

Lebten zur Jahrhundertwende die Jugendlichen der verschiedenen Stände noch weitgehend in ihrer sozialen Welt, so schwanden die bestehenden Unterschiede mit fortschreitender Zeit, und heute sehen wir uns einem jungen Geschlecht gegenüber, das zwar in seiner Differenzierung verschieden, in seiner Lebenseinstellung jedoch weithin konform geworden ist, ohne daß diese Einheit Einerleiheit bedeutete.<sup>32</sup>

Wie bei vielen anderen wurde auch hier als Komparativum die Jugend zu Beginn des 20. Jahrhunderts herangezogen – bemerkenswert, dass der zeitlich eigentlich näher liegende Vergleich mit der Zeit unter dem Nationalsozialismus bei den Jugendforschern der 50er/60er Jahre seltener explizit vorkam, als man annehmen könnte. Und dies ist wohl nicht allein mit dem biografischen Hintergrund einiger Forscher zu erklären. An der Einstellung zur Jugendbewegung klärte sich einiges für die eigene Position im innerpädagogischen Diskurs. Vieles in der Diskussion justierte sich an der Komparationslinie Jugendbewegung aus, in Vergleichen mit diesem historischen Phänomen musste jede Generation als nüchtern und apathisch erscheinen. Roeßler zeigte sich dabei weniger idealistisch orientiert als andere, distanzierte sich vom organologischen Denken, vom Konzept der „Selbstformung“.

Nicht zufällig wurde und wird immer wieder zur Verdeutlichung solcher Anschauung und Haltung das Bild vom Wachsen und Blühen einer Pflanze, ein Bild aus der organischen – aber geistfreien – Natur verwandt. In Wirklichkeit aber findet bei dem Versuch, eine derartige Anschauung zu verwirklichen, wie wir heute wissen, eine Sezession aus der Geschichte statt.<sup>33</sup>

Roeßler schloss sich dann auch nicht der allgemeinen Forderung an, die Schulzeit zu verlängern, und blieb damit innerhalb des pädagogischen Diskurses eine umstrittene Figur, genauso, wie sein zurückhaltender, ja fast bestätigender Ton Schelskys Thesen gegenüber die Fachkollegen irritierte.<sup>34</sup> Eine besondere Poin-

---

<sup>32</sup> Roeßler, Jugend, S. 384; S. 391; S. 448.

<sup>33</sup> Roeßler, Jugend, S. 284.

<sup>34</sup> Vgl. die Kritik bei Flitner, Jugendforschung, S. 63-64. Auch bei Seidemanns Rezension in der Zeitschrift „deutsche jugend“.

te ist dabei, dass Schelsky sich anschließend, wenn es um „schichtenbezogene Nivellierung“ ging, wieder auf Roeßler bezog, der dies ja seinerseits von Schelsky übernommen hatte. Doch letztlich stand auch dieser den „repräsentativen Interviewer-Verfahren“ zur Erhebung von „Jugenderleben“ skeptisch gegenüber. In Auseinandersetzung mit Blüchers Freizeitstudie schrieb Roeßler 1956:

Da es sich bei unserem Vorhaben nicht um die Erschließung einer ‚Objekt-‘, sondern einer Erlebniswelt handelt, verschließt sich das Wesentliche dem naturwissenschaftlich erkennenden Zugriff, es bleibt nur dem geisteswissenschaftlich verstehenden Mitvollzug zugänglich.<sup>35</sup>

Der Ton der meisten Publikationen mit pädagogischem Hintergrund war in der frühen Bundesrepublik mehrheitlich ein solch moderater, in der Analyse überwog die hermeneutische Methode. Ergänzend wären in diesem Kontext der damals noch nicht so benannten „qualitativen Sozialforschung“ der bereits erwähnte Hermann Bertlein mit dem „Selbstverständnis der Jugend“ (1960) aufzuführen, Küppers „Mädchentagebücher in der Nachkriegszeit“ (1964) oder die selektive Sammlung jugendlicher Selbstaussagen in „Zwanzigjährige haben das Wort“ (1959).<sup>36</sup> Sie stehen für die kurze empirisch-analytische Tradition, die in der Weimarer Zeit so starke Impulse gesetzt hatte; und sie stehen für die sukzessive Anbindung an quantitativ-empirische Ergebnisse, zumindest rhetorisch dahingehend, dass in den Vorworten gefragt wurde, ob die Befunde soziologischer Verhaltensforschung und Selbstverständnis mit dem „Innenblick“ übereinstimmen. Sozialpädagogik ist jedenfalls der Teilbereich, der den neuen Methoden aufgeschlossener gegenübersteht, den Gegenstand historisiert und dennoch dem Grundmodell organologischer Vorstellungen (Jugendentwicklung als quasi-naturwüchsiger Prozess) letztlich verpflichtet blieb.

Als heute wenig bekannter Pädagoge mit damals starkem Einfluss auf die Bildungspolitik ist an dieser Stelle der Spranger-Schüler *Hans Wenke* (\*1903) zu nennen. Wenke beeinflusste den pädagogischen Diskurs durch seine Zwei-Welten-Theorie, darin, wie so viele, an das klassische Humboldtsche Bildungsideal von Ich und Welt anknüpfend. Demnach sind Jugendliche in einer besonderen „Erlebniswelt“, die ihrem seelischen Wesen gemäß ist, zu Hause, sie begegnen gleichzeitig aber auch „der Welt“ von eigener Struktur, in der alle gleichzeitig lebenden Menschen stehen – die dem Jugendlichen aber im Grunde fremd ist. Mit der ineinander greifenden biologischen und seelischen Reife eröffnen sich immer mehr Zugänge zu dieser Welt, der Reiz des Neuen schiebt sich in den Vordergrund, zwei widerstreitende Impulse beherrschen das Ich. Es heißt,

---

<sup>35</sup> Roeßler, Jugend, S. 502.

<sup>36</sup> Der erwähnte Bertlein, Selbstverständnis; Küppers, Mädchentagebücher; Grosse-Hartlage/Rauch, Zwanzigjährige.

sich im Gefühl der Selbständigkeit der Welt gegenüberzustellen und zugleich in die Welt einzudringen sowie sich das Leben mit seinen Gestalten und Reizen verfügbar zu machen. Je ausgereifter und tiefgründiger die innere Entfaltung des jungen Menschen ist, um so spannungsreicher wird diese Erlebniswelt, in der sich Introversion und Extraversion mit gleicher Kraft auswirken.<sup>37</sup>

Gefährliche jugendliche „Weltbegegnung“ – das ist vielfach ein Ausgangspunkt für Sorge, Fürsorge und Jugendschutz. Wenke unterschied drei unterschiedliche Formen, sich der Welt zu bemächtigen: Der erste Typ ist der „Pragmatiker“, der sich relativ unproblematisch in der als übermächtig wahrgenommenen Welt assimiliert, ohne dass ein Kontrastgefühl zwischen Ich und Welt, und somit auch keine Kulturkritik entsteht. Der zweite Typ wird als der „Primitive“ bezeichnet, bei dem die geistige Entwicklung der biologischen nicht folgen kann, er also in der Entwicklungsstufe eines naiven Realismus verharret, es zu keiner Herausbildung des „Ichgefühls und Ichbewusstseins“ kommt. Der einzig gangbare Weg einer sinnvollen Existenz sei dann, in den Anforderungen der Arbeit aufzugehen. Die Gefahr, „a-sozial“ zu werden und mit der Ordnung in Konflikt zu geraten, bleibe gleichwohl virulent.<sup>38</sup> Ein Beispiel für A-Sozialität sei dann zu beobachten, wenn Jugendliche aus einer sozialen Ordnung herausgerissen werden, wie bei der Flüchtlingsjugend geschehen. Oder – hier in nicht untypischer Vermischung von biologischer Entwicklungstheorie und Milieutheorie bei Verwahrlosung und Verdorbenheit durch die Unordnung im Haus minderwertiger Eltern. Als dritten Typ und verhältnismäßig kleine Gruppe bezeichnete Wenke den „geistig Aufgeschlossenen“, das Idealbild entwicklungspsychologischer Modelle. Mit ausgeprägtem Ichbewusstsein und vielfältiger Erlebnisfähigkeit ausgestattet, kann dieser „der Welt in ihrer bunten Fülle auf durchaus eigene Weise begegnen“.<sup>39</sup> Eine solche, fast „appellative Beschwörung einer Eigenwelt“<sup>40</sup> als Norm hat zwar in den folgenden Jahren nicht „Schule“ gemacht, dominierte das Feld aber in jener Zeit und zeigt sich auch in den noch eindeutiger psychologisch motivierten Zugängen weit verbreitet.

---

<sup>37</sup> Wenke, Jugend, S. 587; S. 589.

<sup>38</sup> Wenke, Jugend, S. 600. Abels weist auch auf eine interessante Verschiebung im Vergleich zu der fast identischen Wiederveröffentlichung dieses zentralen Textes im Jahr 1962 hin: Hier sind weniger das Familienmilieu als vielmehr die Einflüsse der Arbeitswelt gefährlich – ein typisches Argument für die Mehrzahl der Pädagogen, die mit Macht auf die Verlängerung der Schulzeit drängten. Als diese dann tatsächlich kam, hatte dies aber bereits mehr mit grundsätzlichen Forderungen nach Qualifizierung zu tun als mit dem Moratoriumsgedanken. Vgl. dazu Abels, Jugend vor der Moderne, S. 142-144.

<sup>39</sup> Wenke, Jugend, S. 601.

<sup>40</sup> Abels, Jugend vor der Moderne, S. 146.

## 2.3 Psychologie

Mehr noch als die Nachbardisziplinen war die psychologisch orientierte Jugendforschung von den großen idealistischen Theorien der 20er Jahre, also von Bühler, Spranger und Bernfeld beeinflusst, zuvörderst dem Konzept der „kulturellen Reifung“ verpflichtet. Sie lässt sich pauschalisierend als „individualpsychologischer Blick mit organismischer Orientierung“ beschreiben.<sup>41</sup> Polemisch sogar als „fröhlicher Jagdgrund von Sentimentalisten und Fanatikern“ beschrieben – verlor die Jugendpsychologie nach dem Zweiten Weltkrieg insgesamt an Bedeutung, was nicht zuletzt am neuartigen Profil des Untersuchungsgegenstands festgemacht wurde.<sup>42</sup> Einschränkend muss man sagen: Die Jugendpsychologie Sprangerscher Provenienz verliert nach einer nur kurzen Renaissance Anfang der 50er Jahre schnell an Bedeutung, die Jugendpsychologie orientiert sich ebenso neu, wie es sich in der „realistischen Wende“ in der Pädagogik abzeichnet. Exemplarisch kann die ernüchterte Beobachtung Ernst Bornemanns gelten, es fehle angesichts einer rationalen Welt das „für die Jugend typische Ringen und Suchen nach geistigen Werten“.<sup>43</sup> Dahinter steckte auch die für die Entwicklungspsychologie typische ahistorisch-statische Konzeption von Jugend in ihrer Zweiteilung von Pubertät (biologisch) und Adoleszenz (psychologisch) und in ihrer eigenen wissenschaftshistorischen Genese, denn die Jugendpsychologie im 20. Jahrhundert „ging vom Kinde aus“. Im Mittelpunkt stand dabei die individuelle Komponente eines inneren Erlebens, dem Erwachen neuer kognitiver Fähigkeiten oder emotionaler Erlebnisräume. Jugend – das ist die „Zeit der Entscheidung“ (Paul Lazarsfeld). Es ist, pauschal betrachtet, evident, dass sich in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern ein emphatischer Jugendbegriff länger gehalten hat. Jugend symbolisiert den historischen Wandel, den Aufbruch in jeweils passender Hinsicht – und Hans-Heinrich Muchow steht dafür wie kein Zweiter.

### 2.3.1 *Rettet die Reifezeit! (Muchow)*

Als Jugendpsychologe alter Schule kam in den 50er Jahren *Hans-Heinrich Muchow* (\*1900) noch einmal auf einen großen Leserkreis und vielfache Zitation. Sein Hauptthema war die Entwurzelung der Jugend als Folge des Krieges, die besonders fatale Vaterlosigkeit sowie ständige Reizüberflutung durch moderne Lebenseinflüsse. In Anbetracht dessen sei zu fragen, ob diese Gesell-

---

<sup>41</sup> Krüger, Handbuch, S. 13. Während aber bei Siegfried Bernfeld ein eher analytischer klassen- und konflikttheoretischer Zugang im Vordergrund steht, herrscht bei Gustav Wyneken (dieser bringt bereits 1919 den Begriff „Jugendkultur“ in die Diskussion ein) ein kulturtheoretisches Paradigma und bei Charlotte Bühler bereits empirische Ansätze. Vgl. Griese/Mansel, Jugendforschung, S. 23-54.

<sup>42</sup> So der Psychologe Grinder 1975. Zitiert nach Abels, Jugend vor der Moderne, S. 135.

<sup>43</sup> Bornemann, Jugendprobleme, S. 15.



schaft überhaupt noch „gestaltungsträchtig“ ist. Muchow fand bereits 1953 „völlig verjazzte und versportete Oberstufenklassen“ vor:

Gerade im Raume des Ethischen aber sind die Einflüsse der zivilisatorischen Welt auf die heutige Jugend vorwiegend negativer Natur: Verrückung des Vorbildlichen (Filmhelden, Sportskanonen, Schundliteratur-Helden), Verrückung des für den Menschen Wichtigen (Aktualität als Selektionsprinzip aller Aussagemittel, Prinzip der Reklame, Fußballspiel als Inhalt des Sonntagserlebens, Glücksvorstellungen im Toto usw.), Verlust an mythischer Substanz und Entwürdigung des Menschen („human reengineering“, künstliche Zeugung, „Hollerithisierung“).<sup>44</sup>

Neben der Spitze gegen die „verwaltete Welt“ (Horkheimer/Adorno) beklagte Muchow Wandlungen im technisch-zivilisatorischen Bereich, die Gefahr der „Ungeistigkeit und Versportung“ und die Vorbild-Lücke aufgrund der zu laschen Erziehungsmethoden. Die neuen Medien würden die Kräfte schwächen, die „zur Weltbewältigung“ notwendig seien und ein punktuell, augenblicksbezogenes Leben, eine hohe Anpassungsfähigkeit und „Wendigkeit“ vonnöten machen.<sup>45</sup> Statt des jugendgemäßen Weltschmerzes gebe es höchstens noch Rührung und „Tristesse“, wie Muchow in An- und Ablehnung an Françoise Sagans Skandalbuch „Bonjour Tristesse“ insinuierte. Die erhöhte Vitalität und das gesteigerte Körpergefühl treten seiner Ansicht nach am deutlichsten im Sportbetrieb zutage und darin, wie Jugend sich kleidet. Die Mode aber zielt mehr denn je auf das „Zurschaustellen der Leibesschönheit“ ab.<sup>46</sup> Muchow räumte selbst ein, dass er sich in seinen Analysen und Ratschlägen allein mit der männlichen Jugend befasst, ein „rechtes Verstehen des Seelenlebens von Jugendlichen anderen Geschlechts“ sei aus seiner Perspektive eben nur bedingt möglich.<sup>47</sup> Methodisch wandte sich Muchow, der selbst Lehrer war, gegen empirische Annäherungen sowohl über die Analyse von Schulaufsätzen, als auch über repräsentative Umfragen und propagierte stattdessen die planmäßige und systematische Dauerbeobachtung, eine „Beigesellung“.<sup>48</sup>

Bei Muchows Versuch, die Jugend „verstehend zu deuten“<sup>49</sup>, zeigt sich am deutlichsten die Enttäuschung über eine nicht-idealisierte Jugend und auch die Ambivalenz in der traditionellen Erwartungshaltung, die Allerbeck später als eine „merkwürdige Art der Abweichung“ beschreibt, die von den Jugendlichen erwartet und zuweilen verlangt wird: „Abweichung ja, aber in der richtigen Richtung, eine abweichende Konformität“.<sup>50</sup> Spätere Untersuchungen zeigen übrigens, dass zu diesem Zeitpunkt die normative Erwartung jugendli-

---

<sup>44</sup> Muchow, Jugend im Wandel, S. 28; S. 41.

<sup>45</sup> Muchow, Jugend im Wandel, S. 20.

<sup>46</sup> Muchow, Jugend im Wandel, S. 12.

<sup>47</sup> Muchow, Flegeljahre, S. 5.

<sup>48</sup> Muchow, Sexualreife, S. 84.

<sup>49</sup> Muchow, Sexualreife, S. 71.

<sup>50</sup> Allerbeck, Demokratisierung, S. 52.

cher Abweichung, genauer: die Vorstellung, Jugendliche sollten politische und soziale Kritik äußern, in den Mittel- und Oberschichten, unabhängig vom Alter, deutlich höher ist als bei den sozial unteren Schichten. Schelsky auf der anderen Seite scheint die konstatierte Anpasstheit als durchaus angemessen zur Gesellschaft einzuschätzen, diese sei jedenfalls nicht den Jugendlichen selbst vorzuwerfen. Bei anderen Zeitkritikern, die eher aus jugendbewegten Zirkeln kommen, findet sich der Appell an die Jungen, diese mögen an ihrer statt aussprechen und kritisieren, was ihnen selbst unter den Nägeln brennt. Eduard Spranger zum Beispiel beklagte Anfang der 50er Jahre den Zustand einer Welt, „von der ich mir nicht vorstellen kann, daß ich ihn in jungen Jahren ertragen hätte, ohne in die äußerste Aufwallung zu geraten“. Er vermisse eine Jugendideologie, die „von den öffentlichen Angelegenheiten herausgepreßt wäre und zu ihnen Stellung bezöge.“<sup>51</sup>

Es gibt offenbar auf professioneller Beobachterseite tatsächlich so etwas wie eine normative Erwartung jugendlicher Abweichung, deren reales Eintreten dann aber von Fall zu Fall bewertet wird. Muchows Sicht auf die Halbstarke als „Niederdruckexistenzen“, denen die Selbstbeherrschung des zivilisierten Menschen abhanden gekommen sei, ist mit eindeutigen pädagogischen Ratschlägen verbunden: Es gehe nun darum, die Jugendlichen „umzudrehen“, um den Weg der „Entstaltung“ und „Dezivilisation“ wieder umzukehren.

Bei drei Gruppen von Menschen liegt diese Bereitschaft zum Rückschlag ins Un-Zivilisierte, in die Barbarei besonders nahe unter der Oberfläche: bei den Primitiven, bei den erziehungsmäßig ‚Frustrierten‘ und bei den Nihilisten. Sie bilden denn auch die Masse, den Kern und die Führerschaft der Halbstarke.<sup>52</sup>

Er schlug im Anschluss neben verstärkter Jugendarbeit und gesetzgeberischen Maßnahmen auch einen Arbeits- bzw. „Volksdienst“ vor, verbunden mit einer – darin mit vielen sowohl konservativen als auch links-aufklärerischen Denkern der 50er Jahre einig – strikten Konsumskese.<sup>53</sup> Später dann, bei der Einschätzung der Studentenproteste ab 1967 finden sich schließlich ähnliche Deutungsmuster: Abweichung und Kritik an gesellschaftlichen Zuständen wird als durchaus natürliche Verhaltensweise von Jugend akzeptiert – wenn die Richtung mit den eigenen Überzeugungen übereinstimmt und diese sozusagen stellvertretend Kritik übt, dies dann in einem Habitus tun kann, der den Erwachsenen nicht mehr zusteht. Dass auch hier intensive Beschäftigung mit Jugend unter anderem unter der Kontrastfolie FDJ steht, überrascht nicht:

---

<sup>51</sup> Spranger, Westdeutschland, S. 66-86; S. 78.

<sup>52</sup> Muchow, Psychologie, S. 388-394, S. 486-491. „Entstaltung“ hier verstanden als eine Flüchtigkeit von Rollen und Gestalten aufgrund der Abwesenheit von tradierten Normen und Verhaltensweisen im Geistig-Moralischen. Vgl. Muchow, Sexualreife, S. 123.

<sup>53</sup> Muchow, Psychologie, S. 388-394; S. 486-491; S. 489. Vgl. dazu auch die Zusammenfassung bei Schildt, Zeiten, S. 351-363.

Ein Blick hinter den Eisernen Vorhang zeigt auch hier, mit welchem Erfolg der Bolschewismus die immer vorhandene Begeisterungsfähigkeit der Jugend missbraucht. (...) Man muß der Jugend echte und überzeugende ideelle Werte vermitteln, an die sie wirklich glauben kann.<sup>54</sup>

Der Blick vom „Abendland“ nach Amerika zeigt dann aber: Ähnlich wie im bekannten Fall von David Riesman spielten im Bereich der westdeutschen Jugendpsychologie US-amerikanische Forschungsergebnisse eine nicht unerhebliche Rolle. Phänomene wurden zu Schreckgespenstern – gerade, wenn es um die heranziehende „Herrschaft der Teenager“ ging. Im Nachwort zur deutschen Ausgabe von Hechingers „Teen Age Tyranny“ von 1966 warnte Muchow eindringlich vor den pathogenen Entwicklungen, die sich „hüben wie drüben“ finden lassen, vor allem auf dem subkulturellen Gebiet und im Bereich der verfrühten Sexualität. Die Tatsache, dass sowohl die amerikanische als auch die deutsche Jugend Folgen der industrialisierten Massengesellschaft zu tragen habe, begründete die These, dass alle gesellschaftlichen Phänomene aus den USA mit einer Zeitverzögerung von wenigen Jahren auch in der Bundesrepublik virulent werden – wobei durch die Phasenverschiebung allerdings auch die Chance bestehe, noch rechtzeitig zu handeln und sich Entwicklungen mutig entgegenzustellen. Der Blick nach Amerika dient also als Prognose zweiter Ordnung: Die Vorausschau in die Zukunft (Jugend von heute als Gesellschaft von morgen) wird mit einem Blick auf die Jugendlichen in Amerika (USA als Zukunftsgesellschaft per se) noch einmal zeitlich versetzt. Dass hier wie dort bereits eine „Subkultur“ der Teenager entstanden sei, hielt Muchow für unbestritten. Diese sei aber – im Gegensatz zu den Wandervögeln – eine „schweigende Sezession“, zumal eine, der es an Tiefe fehle:

Stellte sie damals (...) eine großartige Selbsterziehungsbewegung der jungen Generation dar, so ist sie heute davon wohl, selbst bei wohlwollenster Beurteilung, weit entfernt. Der Ausbruch erfolgt heute mit den Mitteln des ‚Systems‘ und in Formen, die an Seichtheit und oftmals an Abgeschmacktheit ihre ‚Vorbilder‘ der Massenkultur der Erwachsenen noch zu überbieten trachten.<sup>55</sup>

Amerikanische Einflüsse und die implizite Kritik am „System“ spielten genauso eine Rolle wie die Überzeugung, dass die neue „Seichtheit“ und „Abgeschmacktheit“ einer Gesamtgesellschaft auf „Bedürfnisbefriedigung hin erzieht“, wobei mit „System“ noch am ehesten die Kultur in Zeiten ihrer Popularisierung, Beschleunigung und Kommerzialisierung gemeint sein dürfte.<sup>56</sup> Leitbilder in Bildung und Erziehung seien zugunsten einer „modernen Erziehung“, eines bloßen „Wachsenlassens“ verloren gegangen, sodass die materiellen Ansprüche der Jugend „grenzenlos“, ihre geistigen hingegen „bescheiden“ sind:

---

<sup>54</sup> Muchow, Jugend und Zeitgeist, S. 23-24.

<sup>55</sup> Muchow im Nachwort zu Hechinger/Hechinger, Herrschaft, S. 248.

<sup>56</sup> Muchow im Nachwort zu Hechinger/Hechinger, Herrschaft, S. 250.

Sie brauchen sich nicht mehr zu recken und zu strecken, weil es keine Ziele gibt, nach denen man sich recken und strecken müßte, um sie zu erreichen. Sie brauchen nicht mehr zu ‚reifen‘, denn sie sind schon reif (wie sie meinen). Sie können tun und lassen, was sie wollen (und müssen nicht tun, was ihre Eltern wollen), wenn sie auch, ohne es zu wissen, nach der Pfeife ihrer ‚peer-group‘ und nach der Flöte der Werbung tanzen.<sup>57</sup>

Und doch – folgt man der Logik Muchows – ist es ja scheinbar nicht nur rauender Kulturpessimismus am „Schwachstromlebensersatz“ (Arnold Gehlen) und die Kritik an der modernen Erziehung und der weichen Nachgiebigkeit der Erwachsenen, die die Statusunsicherheit bei den Jugendlichen erzeugen, da die Erwachsenen ihre originäre Rolle als Autorität nicht mehr ausfüllen, stattdessen durch „Infantilisierung“ (jugendlich-saloppes Benehmen, Lottospielen, Autofetischismus) schlechte Beispiele geben. Es gehe um nichts weniger als um die Zukunft der Gesellschaft, denn: „Erziehung ist unser Schicksal!“<sup>58</sup> Die Kritik zielt im Grunde auch und gerade auf die politische Verfasstheit, die die Grundlagen für die Möglichkeit einer als flach angesehenen Teenagerwelt legt, wo man aber wirkliches Engagement (Mitgliedschaft in politischen Parteien oder Militärdienst) vergeblich suche:

So gehört es hüben wie drüben [gemeint ist der Vergleich USA-BRD, P.J.] zum guten Ton, die ‚demokratische Lebensform‘ zu bejahen. Überdies ist sie für die Teenager geradezu lebensnotwendig, garantiert doch nur die mit ihr wesensmäßig verbundene Toleranz das Fortbestehen der Teenagerwelt!<sup>59</sup>

Wenn Demokratisierung Grundlage und Garant einer abzulehnenden Teenagerkultur ist, dann könnte man im Umkehrschluss hier latent anti-demokratische Vorbehalte unterstellen. Jugend wurde als Symptom und Sinnbild einer neuen, leeren Zeit gesehen, denen eine bedenkliche, aber umkehrbare Entwicklung der Erwachsenengesellschaft vorangegangen war, denn: „Wollen wir all diesen Erscheinungen gegenüber und ihnen zum Trotz ein neues Ethos für die Jugend gewinnen, so müssen wir es zuvor für uns selbst gewonnen haben.“<sup>60</sup>

### 2.3.2 Das ewige Vorbildproblem (Thomae)

Als Vertreter einer neueren Jugendpsychologie diskutierte in erster Linie *Hans Thomae* (\*1915) öffentlichkeitswirksam mit und verteidigte die Normalität der Jugend – eine ausgleichende Position, die sich gegen sämtliche Stereotype, sowohl gegen die Konformismus-These als auch gegen die Degenerations-Diagnosen, wandte. In Abgrenzung zu zivilisationskritischen Protagonisten wie Muchow, aber ebenso gegen Helmut Schelskys Thesen sah Thomae es als

---

<sup>57</sup> Muchow in Hechinger, Herrschaft, S. 253.

<sup>58</sup> Muchow, Sexualreife, S. 80; S. 103.

<sup>59</sup> Muchow in Hechinger, Herrschaft, S. 252.

<sup>60</sup> Muchow, Jugend im Wandel, S. 42.

erwiesen an, dass die aktuelle Jugend in keinsten Weise oberflächlicher, aber genauso wenig tiefgründiger, weder bildungsärmer noch verantwortungsloser sei „als irgendeine frühere junge Generation“.<sup>61</sup>

Im Kern drehte sich hier alles um die Frage, welche Vor- und Leitbilder die Jugendlichen beeinflussen – wobei das Vorbild jeweils ein an konkrete Personen gekoppeltes Bild und daran geknüpftes Verhaltensmodell und das Leitbild eine eher unabhängige Verhaltensstruktur „von innen nach außen“ darstellt.<sup>62</sup> Hauptquellen einer solchen Analyse sind „persönliche Beobachtung“ und „klinische Erfahrung aus Psychologie/Medizin“. Thomaes Untersuchungen zufolge zeigen die Jugendlichen der 50er Jahre keinen Mangel an Leitbildern und nur Minderheiten eine Tendenz zum „Funktionalismus“. Gegen alle Zeit- und Jugenddiagnosen wandte er ein, dass die „Beachtung des Seelischen“, als ein unzweideutiger Ausdruck einer „vertieften Beschäftigung des jungen Menschen mit sich selbst“ und mit den menschlichen Problemen seiner Umgebung ein gesicherter, vor allem zeitloser Tatbestand sei. So sei ein Mangel an echten Leitbildern nur bei jenen Gruppen zu beobachten, die durch „mangelnden familiären Halt am stärksten schädigenden Einflüssen“ ausgesetzt sind.<sup>63</sup> Selbst mit dem Rüstzeug empirischer Forschung seien diese Unveränderlichkeit und gleichzeitig Pluralität der Jugend offenkundig.<sup>64</sup> Die Vehemenz, mit der Thomaes reifungskonzeptuelle Axiome Sprangers verteidigte, ist aus der Logik der Disziplin verständlich, ist für diese doch das Konzept des (fachlich begleiteten) seelisch-geistigen Reifungsprozesses, eine psychische „Inselhaftigkeit“ konstitutiv. Gerade Thomaes steht in den 50er Jahren für eine Erweiterung des Methodenspektrums in der Jugendpsychologie: Neben den klassischen Beobachtungsverfahren setzt er ebenso auf Exploration, Einstellungsskalen, Persönlichkeitsfragebögen, schriftlich beantwortete Fragen, Aufsätze und Satzergänzungsmethoden, verbale und praktische Reaktionen auf projektives Material.<sup>65</sup> Die Entwicklungspsychologie in der Tradition von Spranger befand sich aber, das konzidierte Thomaes an anderer Stelle, von Seiten neuerer Jugendforschung unter Druck. Denn je stärker soziologische und sozialpsychologische Gesichtspunkte bei der Erörterung entwicklungspsychologischer Fragen eine Rolle spielten, umso mehr müsse ja eine „Kennzeichnung der Jugendzeit als eines an Vorbildern und Leitbildern orientierten Selbstgestaltungsprozesses als Ausdruck einer überholten ‚Jugendideologie‘ erscheinen“.<sup>66</sup> Schelskys Beschreibungen einer konformistischen und konkretistischen Jugend bezeichnete Thomaes als zutiefst reduktionistisch. Mit dem Vorwurf des Privatismus würde

---

<sup>61</sup> Thomaes, Gegenwartsjugend, S. 170.

<sup>62</sup> Thomaes, Vorbilder, S. 11.

<sup>63</sup> Thomaes, Vorbilder, S. 20.

<sup>64</sup> Thomaes, Probleme, S. 29-42; S. 31; S. 40-41.

<sup>65</sup> Thomaes, Forschungsmethoden, S. 46-77.

<sup>66</sup> Thomaes, Vorbilder, S. 10-11.

im Grunde auf eine bestimmte Erwartung der Erwachsenenengesellschaft an die Jugend hingewiesen, welche wahrscheinlich kaum eine jüngere Generation wahrhaft erfüllte. Gleichwohl konzediert er, dass auch mit anderer Methode Schelskys Diagnosen teilweise bestätigt werden. Eine Analyse von Aufsätzen mit dem Thema „Mein Leben bis zum Jahre 2000“ von 1960/61 stellt nüchterne Ziele des „kleinen Glücks“ heraus, v.a. Beruf, Heirat und Kinder, Eigenheimbau und Sparmentalität.<sup>67</sup>

Bei genauerem Hinsehen – und vor allem nach Auswertung amerikanischer Literatur – würden die Merkmale einer eigenständigen Youth Culture jedoch deutlicher. Wenn sich zum Beispiel in Umfragen herausstelle, dass Gartenfeste äußerst beliebt seien, so stehe dies nicht automatisch für ein angepasstes Sozial- und Freizeitverhalten. Diese akzeptierte Geselligkeitsform der Erwachsenen wird lediglich übernommen, damit man unter sich sein kann. Abweichung wird demnach erst in den Phänomenen „Petting“, „Dating“, „Clique“ oder „Sprache“ manifest. Im Grunde stellte Thomae neben die kulturelle Reifung die sachliche Anpassung sozialpsychologischer Art – quasi eine Teilbestätigung Schelskys, auch wenn Thomae es unter der Hand bei der klassischen Hierarchisierung von Kultur und Zivilisation beließ.<sup>68</sup> Auch die „Entstaltungstheorie“ von Muchow wäre damit zu erklären, dass die Tatsache, dass sich Vor- und Leitbilder im ständigen Fluss bewegen, kein Signum der Moderne, sondern dass diese Offenheit und Flüchtigkeit zeitunabhängiges Merkmal für die Jugendphase ist. Überhaupt seien zentrale Entwicklungsvorgänge, wenn man einmal die Jugend der 50er mit der der 20er vergleiche, auffällig konstant, also epochenunabhängig. Gleichzeitig ist als besonderes Kennzeichen unterhalb großer biografischer Kulturkonzepte eine gewisse Individualisierung nicht zu übersehen.<sup>69</sup>

Sinnerfüllung und die „Entfaltung persönlicher Eigenständigkeit“ wurde dem Zwang entgegengesetzt, sowohl bei der Arbeit als auch in der Familie und in der Freizeit stets funktionieren zu müssen.<sup>70</sup> Im Freizeitbereich ließen sich tatsächlich Anzeichen für Reizüberflutung und entfremdetes Erleben finden, wie ein Blick auf Zeltplätze oder Sommerbäder der Gegenwart beweise:

Kofferempfänger, Illustrierte, Wurf- und Fangwerkzeuge aller Art gehören zum unentbehrlichen Requisit des Naturgenusses, denn ohne Funktionsausübung, ohne Eintauchen in den Rhythmus von Klängen oder motorischen Vollzügen würde eine Leere entstehen, die durch eigene Erlebnisgehalte schwer erfüllt werden könnte. (...) Es geht hier nur um den Ausweis der Tatsache, daß in diesen technischen Errungenschaften Aufforderungscharaktere stecken, die gerade den jungen Menschen zunächst einmal zu bestimmten

---

<sup>67</sup> Thomae, Vorbilder, S. 39; S. 61.

<sup>68</sup> Thomae, Vorbilder, S. 25.

<sup>69</sup> Thomae, Vorbilder, S. 42; S. 31.

<sup>70</sup> Thomae, Verhältnis, S. 51.

Funktionsausübungen nötigen, nicht aber jenes Maß von Freiheit verlangen, das er in seiner Freizeit doch sucht.<sup>71</sup>

Vereinfacht könnte man sagen, dass es die wechselvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts selbst ist, die die ältere Jugendpsychologie und ihre traditionellen Konzepte überholte. Die Komplexität und Heterogenität der sozialen Kontexte, in denen Jugend hier diskutiert wurde, markiert den Beginn einer neuen Form von Entwicklungspsychologie. Doch wie schon beim Urvater Spranger wurde in dem vielfachen Beharren auf der Unveränderlichkeit von Adoleszenzphasen und mit dem Schwerpunkt auf das epochenübergreifend gültige, anthropologisch Konstante, der offenkundig enorme Einfluss von Zeitkontexten und den „epochalen Sozialstrukturen“ (Schelsky) marginalisiert.

In den pädagogisch-psychologischen Thesen eines Entwicklungsdefizits der Jugend sind eben immer auch „Domestikationsideologien“<sup>72</sup> zu sehen; der Anspruch, nicht die Jugend an sich, sondern diese in ihrer „konkreten Wirklichkeit“ zu analysieren, war das selbstbewusste Projekt einer neuen Soziologie.

## 2.4 Soziologie

Themen, die sozialwissenschaftlich Karriere machen, reflektieren häufig gesellschaftliche Brisanz und befriedigen auch die Nachfrage von Öffentlichkeit und Politik nach theoretisch oder empirisch fundierter Verhandlung sozial akuter Probleme. Somit ist die Soziologie hier die Disziplin, die bei der Entdeckung oder Intensivierung von Forschungsthemen am ehesten auf wissenschaftsexterne Problematisierungen oder (sozial-)politische Anforderungen reagiert und auch selbstständig Themen generiert. Die Interdependenz zwischen Gesellschaft und Soziologie verkörperten dabei vor allem die „Charismatiker des Anfangs“, allen voran René König, Theodor W. Adorno und Helmut Schelsky mit ihrer stupenden Fähigkeit, Begriffe und intellektuelle Diskussionen zu prägen, diese in die Öffentlichkeit zu transportieren und dabei gleichzeitig den Nerv breiter Leser- und Zuhörer-Schichten zu treffen. Heinz Bude pointiert hinsichtlich ihrer Bedeutung:

Nach dem Verlust gewohnter Hierarchien und geträumter Missionen waren die Westdeutschen auf der Suche nach einer undramatischen, zentrumslosen und entwicklungsoffenen Ordnungsvorstellung, die ihnen als Gesellschaft, die nichts als Gesellschaft sein wollte, präsentiert wurde.<sup>73</sup>

Ein solcher „Radikalismus der Gegenwartsaufklärung“ wurde nicht ein durchgängiges, aber doch immer dominanter werdendes Kennzeichen der westdeut-

---

<sup>71</sup> Thomae, Verhältnis, S. 49.

<sup>72</sup> Neidhardt, Generation, S. 20.

<sup>73</sup> Bude, Charismatiker, S. 408-409.

schen Soziologie nach 1945.<sup>74</sup> Ebenso ist auf die Orientierung an die amerikanischen Sozialwissenschaften hinzuweisen, sowohl, was die Themenauswahl als auch, was die Methoden betrifft. Warum aber wurde gerade Jugend zu einem solch prominenten Thema? Es steht sicherlich, wie auch die Gemeindegewerbe- sowie die Industrie- und Betriebssoziologie für eine Entwicklung hin zu „Bindestrich-Soziologien“, also für eine Ausdifferenzierung innerhalb der Disziplin selbst. Wer das Verhältnis von Jugend und Gesellschaft in beide Richtungen untersucht – wie Schelsky es in seinen zwei Hauptfragen in der skeptischen Generation benennt: „Wie prägt Jugend die Gesellschaft?“, „Wie wird die Gesellschaft von der Jugend geprägt?“ – stellt damit gleichzeitig aber immer die Frage: Wie erklären wir sozialen Wandel? Und ebenso: Wohin treibt die Bundesrepublik? Und hier zeigt sich ein ebenso ambivalentes Bild wie in der westdeutschen Soziologie insgesamt, wobei die Jugendsoziologie das Gebiet zu sein scheint, „auf dem sich zeitspezifische und höchst individuelle Ideologien besonders üppig entfalten“.<sup>75</sup>

Dass die professionellen Sozialtheoretiker beim Nachdenken über Jugend häufig eine Idealgesellschaft im Blick hatten, klingt durch, wird aber sukzessive weniger deutlich. Andererseits gerierte man sich – man muss immer einschränkend sagen: in den nun dominanten Ausprägungen – als eine betont sachliche Wissenschaft, die sich in ihrer ostentativen Nüchternheit von ehemals dominanten geschichtsphilosophischen Konzepten freimachte und somit eine Soziologie war, die „nichts als Soziologie sein will“.<sup>76</sup> Nicht ohne bestimmte Standpunkte und Standards in Sachen Internationalität und Empirie durchsetzen zu wollen, wie im Falle der „Kölner Schule“ mit ihrer starken Surveyorientierung und einer weitreichenden Rezeption internationaler Methodenbestände deutlich wird.<sup>77</sup> In der „Selbstverortung nach der Katastrophe“ schien die „sozialwissenschaftliche Tatbestandsaufnahme unseres sozialen Zustandes auf allen Gebieten“ die aktuelle zeithistorische Aufgabe, die sich nicht zuletzt auch als Beitrag für die soziale, politische und wirtschaftliche Planung anbot.<sup>78</sup> Mit Weischer können Schelskys Bemerkungen dahingehend interpretiert werden, dass es nicht nur um die Produktion neuen empirischen Wissens über das Soziale ging, sondern dass „die Verwendung dieses empirisch fundierten Wissens auch an eine Veränderung der Diskurse um die Planung und Begründung von Politik in öffentlichen und betrieblichen Verwaltungen, wie in politischen Organisationen gebunden war.“<sup>79</sup> Als einer der wenigen war René König dabei

---

<sup>74</sup> Nolte, *Ordnung*, S. 246.

<sup>75</sup> Abels, *Jugend vor der Moderne*, S. 36.

<sup>76</sup> König, *Soziologie*, S. 104.

<sup>77</sup> Und dabei ist eben René König der Konsequente, wie auch M. Rainer Lepsius rückblickend feststellt, sichtbar auch in den wichtigen Handbüchern oder der „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“; Lepsius, *Entwicklung*, S. 36.

<sup>78</sup> Schelsky, *Lage*, S. 11.

<sup>79</sup> Weischer, *Unternehmen*, S. 212.



auch dem Phänomen schichtspezifischer Sozialisation und damit der ungleichen Verteilung gesellschaftlicher Platzierungschancen schon im Jugendalter nachgegangen – in den 50er Jahren war dies aber noch kein prominentes Thema der Jugendforschung.

M. Rainer Lepsius stellte rückblickend fest, dass der Empirie zwar eine wichtige Funktion zugeschrieben wurde, „als Korrektur gegen Ideologiebildungen (Adorno), als Tatsachenbeschreibung der Gegenwartsgesellschaft (Schelsky), als Ausweis der mangelnden Geltung der Normen (Plessner)“, doch insgesamt wertete er sie als eher nachrangig und ergänzend „gegenüber der historisch-philosophischen Reflexion der menschlichen Existenz“.<sup>80</sup> Wenn also hier und an anderer Stelle von „westdeutscher Soziologie“ oder von „empirischer Sozialforschung in der Bundesrepublik“ die Rede ist, so ist klar, dass das wissenschaftliche Feld in Wirklichkeit weitaus breiter und heterogener war, als hier aufgezeigt werden könnte. In unserem Zusammenhang interessieren in erster Linie die neuen Strömungen in einer sozialwissenschaftlich und empirisch arbeitenden Jugendforschung, die dem neuen Paradigma der Umfrageforschung das Wort redeten. Und dabei geht es unter der Hand auch um die zunehmende Legitimität empirischer Wissensbestände für den Diskurs über soziale Phänomene, was angesichts des allgemeinen Rationalisierungs- und Technisierungsprozesses durchaus im „Zeitgeist“ eingebettet erscheint. Man könnte sogar noch weiter gehen und sagen, dass hier so etwas wie ein „neuer Blick auf das Soziale“ begann, weil etablierte Muster der Realitätsdeutung in Frage gestellt wurden und die Soziologisierung sozialer Praxisfelder ihren Anfang nahm, kurz: „Diese Entwicklung und Veränderung des empirischen Blicks waren Teil der lang währenden Transformationsprozesse, die das Projekt der Moderne ausmachten.“<sup>81</sup>

Dabei wurde die wissenschaftliche Community westdeutscher soziologischer Jugendforschung wie auch in den USA zunehmend strukturfunktionalistisch geprägt. Samuel Eisenstadts „From Generation to Generation“ (1956) sollte für eine ganze Reihe an jüngeren westdeutschen Soziologen zum Schlüsselwerk avancieren, die dann ab den 60er Jahren Wortführer der Jugendforschung wurden, v.a. Friedrich H. Tenbruck und Friedhelm Neidhardt. Auch andere Beeinflussungen von nicht-deutschen Theorien, zum Teil psychoanalytisch geprägt, spielten eine Rolle; an erster Stelle: Jugend als Bewältigung von Identitätskrisen und dem Auseinandersetzen mit gesellschaftlichen Rollenerwartungen und -experimenten, wie von Erikson als zentrales Kennzeichen herausgestellt. Das Ergebnis einer dann geglückten Sozialisation ist demnach die Entwicklung einer Ich-Identität, die Überzeugung also, dass man „auf eine erreichbare Zukunft zugeht, dass man sich zu einer bestimmten Persönlichkeit innerhalb der nunmehr verstandenen sozialen Wirklichkeit entwickelt“. In den

---

<sup>80</sup> Lepsius, *Entwicklung*, S. 41-42.

<sup>81</sup> Weischer, *Unternehmen*, S. 229; S. 234.

50er Jahren hingegen wurde der intradisziplinäre Diskurs noch stärker von den dominanten Figuren aus der konfliktbehafteten und methodologisch divergenten Konstellation Köln-Frankfurt-Hamburg geprägt. Der prominenteste Vertreter der Disziplin in der „interessierten Öffentlichkeit“ war, gerade was die Besetzung des Jugendthemas betrifft, unbestritten Helmut Schelsky.

#### 2.4.1 Skeptische Gesellschaft und nivellierte Generationen (Schelsky)

Die Jugend, schrieb *Helmut Schelsky* (\*1912) 1957 fast schon bescheiden, sei kein soziales Gebilde und deshalb „primär auch kein Gegenstand der Sozialwissenschaft“.<sup>82</sup> Ein performativer Widerspruch, war es doch „primär“ Schelsky, der den Jugenddiskurs der 50er Jahre dominierte. Er führte „modellhaft vor, wie man einer großen kulturräsonierenden Öffentlichkeit sozialwissenschaftliche Befunde als Zeitdiagnose im Schlagwort anbietet und zugleich einer Altersgruppe ein positives Selbstdeutungsangebot macht“.<sup>83</sup> Ein Geheimnis des Erfolges ist sicher darin zu sehen, dass Schelsky seiner Datenbasis, den Shell/EMNID-Studien mit Wiedereinführung des Generationen-Begriffs „das einigende Band zurückgab, das angesichts der pluralistischen Ausrichtung auf unterschiedliche Adressaten der Forschung verlorenzugehen drohte.“<sup>84</sup>

Schelsky verfolgte hier – ähnlich wie in seiner Familiensoziologie einen makrosoziologischen, zeitdiagnostischen Ansatz und nahm in seiner Jugendsoziologie zunächst einfach die Mannheimsche Kategorie der Generation auf und eine prägende epochale Grunderfahrung zum Ausgangspunkt ihrer Beschreibung. Er teilte die Geschichte der Jugend im 20. Jahrhundert in drei Generationenphasen ein: die Generation der Jugendbewegung des beginnenden 20. Jahrhunderts („Wandervogel“), die Generation der politischen Jugend der 1920er und 30er Jahre, und eben die „skeptische Generation“ der westdeutschen Jugendlichen in der Zeit zwischen 1945 und 1955. Die Erfahrungen in der Hitlerjugend, im Krieg und in der unmittelbaren Nachkriegszeit sind die Prägungen, aus denen Sinnhorizonte der skeptischen Generation abgeleitet wurden. Es sind (direkt in höchster Stufe Mannheimscher Unterteilung) jeweils Generationeneinheiten, die Schelsky beschreibt, um dann, verkürzt gesagt, festzustellen, dass die Einstellungen und Verhaltensweisen sich von denen der Erwachsenen kaum unterscheiden – sodass er hier also keine Jugend, sondern direkt die gesamte Gesellschaft bzw. Epoche beschrieb. Während Mannheim distinkte Generationengestalten als Indikator für dynamische Gesellschaften im Wandel gedeutet hatte, sah Helmut Schelsky in der Generationslosigkeit, der Altersnivellierung, das Signum von zweifellos dynamischen Zeiten – und die komplementäre Erscheinung zu seinem Axiom der Nivellierten Mittelstandsgesellschaft. In

---

<sup>82</sup> Schelsky, *Generation*, S. 11.

<sup>83</sup> Maase, *Bescheidenheit*, S. 223.

<sup>84</sup> Zinnecker, *Jugendstudien*, S. 443.

letzter Konsequenz war dies ein Affront gegenüber Erziehern und Jugendverbänden, die durch Schelskys Thesen ihre Daseinsberechtigung in Zweifel gezogen sahen. Nicht verändert aber hatte sich die Vorstellung, welches Geschlecht die Jugend repräsentiert: Es sind die „vorsichtigen, aber erfolgreichen jungen Männer“. <sup>85</sup> Und auch hier werden Analysen der „Jugend von heute“ zwangsläufig vor dem Hintergrund der „Jugend von gestern“ durchgeführt.

Genau das wurde unter anderem zeitnah kritisiert: Zwar sei es eine Hauptthese von Schelsky, dass die skeptische Generation in Lebensform, Selbstverständnis und im Verhältnis zur Gesellschaft und den Erwachsenen der Jugendbewegung ganz fernstehe, aber trotzdem mache er „die Jugend der Jugendbewegung in seiner Argumentation gewissermaßen zum ‚Maß aller Dinge‘, d.h. auch für das Verhalten und Verlangen der Jugend 1945-1955“, wie es Charlotte Luetkens im Ausdruck der „geschichtslosen Generation“ ironisierte. <sup>86</sup> Ging es Schelsky also im Grunde überhaupt nicht darum zu zeigen, dass die Jugendphase verschwunden ist und die Jüngeren erwachsenengemäßes Verhalten zeigen – ging es (und dann widersprüchlich) darum, dass sich die Jugend bestimmte neue Verhaltensmuster in der Gesellschaft am schnellsten aneigne?

Die Jugendbewegung als „Maß aller Dinge“ – dies galt allerdings in viel stärkerem Maße für andere Autoren, denn Schelsky selbst relativierte, dass von einer „bewegten Generation“ nicht die Rede sein könne und es sich damals nur um eine „elitäre Minderheit“ gehandelt habe. Aber aus deren Erfahrungen speisen sich im Zuge einer „typischen Verspätungserscheinung des sozialen Bewußtseins“ die nun vorherrschenden Erwartungen und Leitbilder – unter Weglassung zeitgeschichtlicher Bedingtheiten – normativ aus dem eigenen Jugenderleben der Älteren. Und wörtlich in Schelskys konfrontativer Art: „hier interpretiert sich die alt gewordene Jugendbewegungsgeneration als Norm für die nachkommenden Geschlechter.“ <sup>87</sup> Mit einem autonomen „Jugendreich“ belebe man im Übrigen nur den antizivilisatorischen Affekt der Jugendbewegung, von der Wiederbelebung vorzivilisatorischer Sozialformen. Die moderne Sozialstruktur jedoch sei gekennzeichnet durch Industrialisierung, Verstädterung, Anonymität, Rationalität und Mobilität, wodurch an die Stelle von „personhafter Intimität“ der kleingruppenhaften Sozialbeziehungen mehr und mehr funktionale Beziehungen treten – mit den Folgen eines „sachlichen“ Verhaltens. <sup>88</sup>

Helmut Schelsky sprach hier über die Zeit von 1945-1955 und dies mit besonderem Blick auf seinen Forschungsschwerpunkt der berufstätigen Jugend bzw. genauer: der Arbeiterjugend. Der junge Arbeiter schien ihm die „struktur-

---

<sup>85</sup> Schelsky, *Generation*, S. 488.

<sup>86</sup> Luetkens, *Bemerkungen*, S. 136.

<sup>87</sup> Schelsky, *Generation*, S. 94-98; S. 101-102.

<sup>88</sup> Schelsky, *Generation*, S. 35-37; S. 104f.

leitende und verhaltensprägende Figur dieser Jugendgeneration“ zu sein – und das ist in der Tat eine paradigmatische Umorientierung, denn bis dahin war dies genau die Gruppe, die von der geisteswissenschaftlich geprägten Jugendforschung kaum beachtet worden war.<sup>89</sup> Es ging hier auch um den Einbruch der Masse, um die offizielle Verabschiedung des Elitegedankens in der Verwendung der Kategorie Generation.

Im gewissen Sinne wurde den Jugendlichen also ein hohes Maß an Systemrationalität bescheinigt, auch wenn Schelsky dies so nicht ausdrückte. Kennzeichnend sind demnach individuelles Leistungs- und Karrierestreben, instrumentelle Lebensbewältigung, eine klare Aufteilung der Lebenswelten Arbeit und Freizeit, materielle Grundorientierung und eine durchweg „unpolitisch demokratische“ Grundeinstellung. Ein unpolitisches Verhalten, das systemimmanent ist, insofern also wieder als Anpassung an die politische Verfasstheit der Gesellschaft gesehen werden kann, denn einen allgemeinen, an alle Jugendlichen gerichteten und von diesen als Verpflichtung empfundenen Anspruch auf politische Aktivität kenne das demokratische System gegenüber der Jugend nicht, „noch nicht einmal in Form der Konvention“.<sup>90</sup> Insofern führte der griffige Titel des erfolgreichsten und wirkmächtigsten Buches über Jugend in der frühen Bundesrepublik in die Irre, deckt es sich doch kaum mit den Befunden im Buch selbst: Eine skeptische, weil antiidealistische Jugend meint ja letztlich, weil diese mit Lebenstüchtigkeit gepaart ist, eine positive Grundhaltung zur arbeitsintensiven Normalität der 50er Jahre. Die Skepsis der „vorsichtigen jungen Männer“ ist kein Defätismus, die Jugendlichen denken nur viel realistischer als viele Erwachsene.<sup>91</sup> Und genau dies machte die enorme Zugkraft der Signatur „skeptische Generation“ aus: eine Mischung aus Verdrängung und Eskapismus als Teil einer kollektiven Identitätsarbeit mit vergangenheitspolitischer Dimension zwischen den beiden Polen einer ernüchterten Anerkennung des irreversiblen Epochenbruchs 1945 und der Identifikation mit dem posttotalitären „Projekt Bundesrepublik“, das jenseits des Jugendthemas liegt.<sup>92</sup> Eine darunter liegende Dimension, der Vorwurf an die Nachbardisziplin Pädagogik, mit ihren zwar „guten Motiven“ und „naivem Glauben eines ‚edelmütigen‘ Bewußseins“ die Verschulung und Pädagogisierung voranzutreiben und dabei gerade wegen des inhärenten Idealismus eine Zivilisationsgefahr im Sinne eines „sozialen Totalitarismus“ darzustellen, wurde in der Auseinandersetzung mit der Pädagogik im Allgemeinen und Flitner im Besonderen deutlich.<sup>93</sup>

---

<sup>89</sup> Schelsky, *Generation*, S. 8. Daneben zeigen auch die Oberschüler bei ihrem Schulbesuch – ganz rational – eine hohe Berufsbezogenheit, S. 302.

<sup>90</sup> Schelsky, *Generation*, S. 451.

<sup>91</sup> Schiefer, *Deutschlands*, S. 127-134.

<sup>92</sup> Vgl. Kersting, *Generation*, S. 42.

<sup>93</sup> Schelsky, *Anpassung*, S. 163, S. 186.

Besonders bei den Forschern, die Generationen ausrufen, sollte genauer hingesehen werden, mit welcher generationellen Erfahrung diese selbst ausgestattet sind, und in welchem Lebenszyklus sie sich, auch im Vergleich zur restlichen Forschungs-Community, befinden. Bei Schelsky (\*1912) könnte man auf dessen Position als vergleichsweise junge Kapazität hinweisen, dabei sollte jedoch seine NS-Episode als Nachwuchswissenschaftler nicht verschwiegen werden. So findet eine Diskussion über Schelskys biografische Verwicklungen und seinen ideologischen Werdegang tatsächlich erst in den letzten Jahren statt. Am interessantesten ist dabei sicher, seine Konzepte der nivellierten Mittelstandsgesellschaft als Nachfolgeprojekt und Substitut für die verloren gegangene Volksgemeinschaft zu untersuchen.<sup>94</sup> Und über die Funktionalisierung des philosophischen Skepsis-Begriffs, so wird später suggeriert, habe er „die Jugendlichen (und nicht nur die) von eigenen braunen Biografieanteilen entlastet“, Kontinuitätslinien zur Zeit vor 1945 gekappt.<sup>95</sup> Die Prognose, dass diese skeptische Generation „nie revolutionär, in flammender kollektiver Leidenschaft auf die Dinge reagieren“<sup>96</sup> würde, sei bereits selbst eine Vermischung von Deskription und Evaluation zu einer politischen Wertposition, die mehr über den Autor selbst als über den Gegenstand seiner Soziologie aussage.<sup>97</sup>

Schelsky selbst hat genau dies seiner wissenschaftlichen Konkurrenz unterstellt. Die bissige Bemerkung, dass die sozialen Leitbilder, die die Älteren-Generation für das Verhalten der Jugend aufstelle, ebenfalls zeitgeschichtlich bedingt seien, und „man vermutet wahrscheinlich richtig, wenn man sie vor allem auf das eigene Jugenderleben bezieht“, meinte und traf die Kollegen vom pädagogischen Fach. Deren Forderung eines von der Erwachsenenwelt distanzierteren Jugendreichs, manifestiert im Moratoriums-Gedanken, sei aber nichts weiter als ein Ausweichen vor der modernen epochalen Sozialstruktur, wie ja überhaupt Jugenderleben und Biografie der jeweiligen Forscher selbst eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten.<sup>98</sup> Die Pädagogen seien es auch, die einen eigenen Jugendraum fordern, nicht die Jugend selbst.<sup>99</sup> Es gehe auch nicht um Entelechie oder „Reifungsprozesse“ irgendwelcher Art, sondern um die Herausforderungen der „epochalen Sozialstruktur“ der versachlichten Moderne und um die Frage, wie anpassungsfähig die junge Generation im Umgang

---

<sup>94</sup> Eine nüchterne Überprüfung des Konzepts findet sich bei Braun, Schelskys, S. 198-223. Zur sozialstrukturellen Selbstwahrnehmung eignet sich Renate Mayntz' Euskirchen-Studie. Vgl. Mayntz, Schichtung.

<sup>95</sup> Schäfer, Mittelstandsgesellschaft, S. 138.

<sup>96</sup> Schelsky, Generation, S. 488.

<sup>97</sup> Vgl. Schäfer, Mittelstandsgesellschaft, S. 115-142.

<sup>98</sup> Schelsky, Generation, S. 96. Konkret ging es hier um den normativen Ansatz von Karl Seidemann. Dieser hatte in seiner Quintessenz 1955 in bildreicher Sprache seiner Enttäuschung darüber Ausdruck verliehen, dass es nach 1945 anders als nach 1919 nicht zu einer Wiedergeburt aus dem Geiste der Jugendlichkeit gekommen sei. Vgl. Seidemann, Bund.

<sup>99</sup> Schelsky, Generation, S. 13.

mit Industrialisierung, Bürokratisierung, Verstädterung, Anonymität, Rationalität und Mobilität sei.<sup>100</sup> Insofern knüpfte Schelsky nicht nur an Mannheims generationstheoretisches Modell, sondern auch an Elemente aus dem Struktur-funktionalismus im Sinne Eisenstadts an, wenn er von den „zwei sozialen Horizonten“ sprach, in denen der Mensch in der modernen Gesellschaft lebt. Die widersprüchlichen Verhaltensanforderungen von der Familie auf der einen und der Gesellschaft auf der anderen Seite werden als Zwiespalt gesehen; als Zwiespalt, der die Tendenz hat, sich immer weiter auszuprägen, sodass also der familiäre Bereich immer privater und intimer, der der Arbeitswelt und Öffentlichkeit sachlicher und funktionaler wird.<sup>101</sup> Dazwischen liegt als Transmissionsphase die Jugend mit weniger klar definierten Rollen. Schelsky führte also die soziologische Kategorie Rolle/Funktion ein und negierte im Gegensatz zur Pädagogik und Psychologie die Eigenständigkeit der Lebensphase in der anfangs zitierten zentralen Definition.

Jugend markiert also den Schritt zwischen der Kinder- und der Erwachsenenrolle in der modernen Gesellschaft und den „Übergang zwischen zwei sozialen Verhaltenshorizonten“, die im Kontrast zur vormodernen Gesellschaft „weitgehend gegensätzlich strukturiert sind“: Familie bzw. „Familienersatz“ wie Heime, Kindergarten, Elementarschule auf der einen – und gesellschaftliche Institutionen auf der anderen Seite.<sup>102</sup> Und dies ist eingebettet bzw. am stärksten abhängig von der „epochalen Sozialstruktur“, hier: der „industriell-bürokratischen Sozialstruktur“.<sup>103</sup> Diese epochale Sozialstruktur ist laut Schelsky nach der ersten „Schicht der sozialen Grundgebilde“ (Familie, Sozialverfassung etc.) der zweite von drei Faktoren, die auf das jugendliche Verhalten einwirken. Mit der dritten Schicht, der „zeitgeschichtlich-politischen Situation“, sind die „aktuellen historischen Ereignisse, Kräfte und Aufgaben“ gemeint – diese prägen die skeptische Generation.<sup>104</sup> Die gegensätzlich strukturierten Verhaltenshorizonte und der schroffe Gegensatz zwischen Intimraum Familie und industrieller Gesellschaft, die durch Bürokratisierung, Verstädterung, Anonymität und arbeitsteilige Funktionalität gekennzeichnet sei, hatten zu diesem Zeitpunkt in der deutschen Sozialphilosophie bereits eine längere Tradition und erinnern zwar auch an die Dichotomie Gemeinschaft vs. Gesellschaft bei Ferdinand Tönnies. Der zweite Bezugspunkt ist jedoch der von Eisenstadt beschriebene Übergang der familiären zu den gesellschaftlichen „pattern variables“ (Parsons):

Erziehung zur Intellektualität und Gefühlsaskese, zur rationalen, zweckbewußten Kooperation anstatt zur ‚Gemeinschaft‘, zum Rollen- und Attitüden-

---

<sup>100</sup> Schelsky, Generation, S. 25-26.

<sup>101</sup> Schelsky, Wandlungen, S. 19.

<sup>102</sup> Schelsky, Generation, S. 16.

<sup>103</sup> Schelsky, Generation, S. 23.

<sup>104</sup> Schelsky, Generation, S. 21; S. 24.

wechsel anstatt zur ‚Ganzheit‘ der Person, zur Bejahung der unanschaulich abstrakten Großorganisation, zur Abdrängung aller sozialen Gefühls- und Vertrauensbedürfnisse ins Private.<sup>105</sup>

Dies kann man auch als fundamentale Kritik an der Gemeinschaftsideologie und nicht systemkonformer Sentimentalität der jugendbewegten Diskursführer lesen. Die nach Schelsky notwendige nüchtern-funktionale Einstellung zu Arbeit und Beruf ist ein weiterer zentraler Bestandteil seiner skeptischen Generation. Die Jugendlichen empfinden demnach ihre Tätigkeit nicht mehr als „Berufung“ aus Selbstdefinition, sondern als Mittel zum Zweck, als Weg zur Erfüllung von Lebensträumen, zeigen dabei aber eine leistungsorientierte Akzeptanz ihrer Arbeit und ihrem Arbeitsplatz gegenüber. Schelsky nennt dies den „zivilisatorischen Bezug zur Arbeit“ und beschreibt damit implizit auch das leistungsorientierte, meritokratische Wertesystem als Ganzes.<sup>106</sup>

Nun ist es ja nicht mehr als eine Behauptung, dass dies vorher anders gewesen sei, was aber bei den meisten empirischen Analysen des „nicht mehr“ mangels vergleichbarer historischer Daten immer ein Grundproblem darstellt. Bei Schelsky liegt die Sache allerdings etwas anders: Die tatsächliche Vergleichsgröße ist bei ihm weniger der Zustand einer wie auch immer zu messenden Vergangenheit, sondern primär der Gegensatz zu gängigen Ideologien, hier: einer Überhöhung eines ganzheitlichen Sinngehalts von Arbeit. Schelskys Deutung der Halbstarkenkrawalle als „unpolitischer Wohlstandsprotest“ und die Beschreibung der 50er-Jahre-Jugend als eine perfekt an die „technisch-industrielle Bewegung“, an die Anonymität der modernen Welt angepasste Jugend ist übrigens heute noch die gängige Interpretation in Abhandlungen über die Geschichte der Bundesrepublik.<sup>107</sup>

Mit Technik meinte Schelsky nicht zivilisatorische Errungenschaften, sondern allgemein die Rationalisierung aller Lebensbereiche (Bürokratie, Verstädterung) und die Moderne als Massengesellschaft. Welche Jahrgänge aber sind gemeint? In Schelskys Gesamtdefinition sind es diejenigen, die den Krieg bewusst erlebt haben bzw. mit den unmittelbaren Nachkriegsfolgen konfrontiert waren – die Jüngsten wären demnach die bis 1935 Geborenen – streng nach den Befragtengruppen in den Umfragen bis 1955 sogar die bis 1940 Geborenen. Für die beschriebene epochal geprägte Grundeinstellung und die Ablehnung jeder Ideologie ist das bewusste Miterleben des totalitären Systems argumentativ konstitutiv. Das Herauswachsen aus diesen Jahrgängen und somit aus Kollektiverfahrungen wurde von Schelsky jedoch kaum thematisiert. Dass Schelsky dabei zentrale Argumente aufgriff, die der Soziologe David Riesman in seiner Analyse der amerikanischen Gesellschaft benutzt hatte – außengelei-

---

<sup>105</sup> Schelsky, *Generation*, S. 124.

<sup>106</sup> Schelsky, *Generation*., S. 265-266.

<sup>107</sup> So, wenn Görtemaker von „müder Anpassung“ an die Wirtschaftswundergesellschaft spricht. Vgl. Görtemaker, *Geschichte*, S.188-189; S. 198.

tetes („other-directed“) Verhalten, politische Zuschauerperspektive, nüchterne Verbraucherhaltung – entgrenzt seine gesamte Jugend- und Gesellschaftsanalyse in Richtung einer universellen, international gültigen Deutung. Unter der Hand relativiert sie gleichzeitig die zeitgeschichtlich-nationale Komponente, die er ja bei der Skizzierung der skeptischen Generation so stark gemacht hatte. Diese ist aber doch die „deutsche Ausgabe der Generation, die überall die industrielle Gesellschaft konsolidiert“<sup>108</sup> – was man zum einen im Kontext der konservativen „Aussöhnung mit der gesellschaftlichen Moderne“<sup>109</sup> sehen muss, zum anderen ist dies womöglich implizit auch als ein Signal Richtung Westen gedacht: Der Anschluss ist geschafft, die westlichen Gesellschaften sind strukturähnlich und nähern sich auch wertemäßig einander an, weil auf deutscher Seite nachweislich genügend Anpassungsfähigkeit vorhanden ist. Ein Abschied von deutschen Sonderwegen also, wenn diese stille Generation weiß, „daß Deutschland von der Bühne der großen Politik abgetreten ist“, denn:

Man wird sich auf keine Abenteuer einlassen, sondern immer auf die Karte der Sicherheit setzen, des minimalen Risikos, damit das mühselig und glücklich wieder Erreichte, der Wohlstand und das gute Gewissen, die gebilligte Demokratie und die private Zurückgezogenheit, nicht wieder aufs Spiel gesetzt wird.<sup>110</sup>

Dies kann aber gleichzeitig auch als Apologie gelesen werden, mit dem Ziel, den biografischen nationalsozialistischen Hintergrund in der Sozialisation der deutschen Jugendlichen, ihr antidemokratisches Gefährdungspotenzial gegenüber ausländischen Beobachtern herunterspielen, Befunde der frühen amerikanischen Einstellungsforschung relativieren zu wollen.<sup>111</sup> Nebulös klingt schließlich die Aussage zum Thema, was denn mangelnde Partizipation für das System bedeute. Es sei doch die Frage,

ob die moderne Massendemokratie großorganisatorischer Struktur, die sich in ihrem Bestand mehr und mehr auf eine psychologische Werbung und Lenkung des Publikums durch Massenkommunikationsmittel und deren notwendige propagandistische Verzerrung und Vereinfachung der Sachzusammenhänge stützt, nicht diesen Verhaltenstyp des unpolitisch Zustimmenden geradezu hervorruft und als tragende Schicht des Systems auf die Dauer auch behahend zur Kenntnis nehmen muß.<sup>112</sup>

Der leicht zynische Ton ist aufs Ganze gesehen zwar eine Ausnahme, doch er zeigt: Der „Abschied von der Utopie“, die Aussöhnung der konservativen Sozialbeobachter mit dem demokratisch-westlichen System ging nicht gänzlich

---

<sup>108</sup> Schelsky, Generation, S. 493.

<sup>109</sup> Habermas, Unübersichtlichkeit, S. 41.

<sup>110</sup> Schelsky, Generation, S. 489.

<sup>111</sup> Vgl. dazu Kersting, Generation, S. 38-39 und die Bemerkung Zinneckers, die Metapher skeptische Generation sei auch ein „viel zitiertes mediales Mahnzeichen für den Neuanfang der überlebenden Jugend des Hitler-Reiches“ gewesen. Zinnecker, Forschung, S. 14.

<sup>112</sup> Schelsky, Generation, S. 452.



ohne Bitterkeit vonstatten. Doch das ist der Preis: Eine skeptische Generation ist weit entfernt vom klassischen Ideal des jugendlichen Optimisten und begeisterten Weltverbessers, aber auch vom politisch verführbaren Objekt.

Die erste Auflage der skeptischen Generation fiel zusammen mit intensiven öffentlichen Diskussionen über Jugend im Zuge der ersten Halbstarkenkrawalle. Das ganzheitliche Deutungsangebot von Schelsky wurde weit über die Fachgrenzen hinaus dankbar angenommen, das Buch zu einem Bestseller.<sup>113</sup> Es stellte aber ihren Autor selbst vor das Problem, die aktuellen Ereignisse noch in das Manuskript einarbeiten zu müssen, obwohl die Ereignisse mit den Analysen und Prognosen kaum übereinstimmten. So ging das Nachwort zur ersten Ausgabe 1957 nicht aus den Argumentationslinien hervor, da er doch im Grunde das Bild einer ruhigen Jugend gezeichnet und sich so dezidiert gegen Eisenstadts und Tenbrucks These ausgesprochen hatte, dass Jugend eine selbstständige Lebensperiode mit originären Äußerungsformen sei.

Ich erwarte eine ‚sezessionistische Jugendgeneration‘, gekennzeichnet durch eine Welle ‚sinnloser‘ Ausbruchsversuche aus der in die Watte manipulierter Humanität, überzeugender Sicherheit und allgemeiner Wohlfahrt gewickelten modernen Welt. Die Rolle des von der sozialen Erfüllung seiner eigenen Befindlichkeiten institutionell umstellten Menschen der modernen Gesellschaft kann für die Jugend, die in diese Situation als Erbe hineinwachsen soll, nicht ohne Provokationen übernommen werden.<sup>114</sup>

Die Frage sei zwar, wogegen sich diese Provokationen richten werden, aber Schelsky zeigte sich überzeugt, dass „die Phantasie der jugendlichen Ausbruchsversuche aus der Welt der Watte, die man ihr zumutet, aller praktischen Weisheit der Pädagogen, Politiker, Psychologen und Soziologen der Anpassung überlegen sein wird.“<sup>115</sup> Im Nachhinein hatte Schelsky das Glück, dass man ihm diese Aussage fast als Prognose der ihm ungeliebten 68er-Bewegung auslegen konnte und ganz nebenbei machte er womöglich unbewusst einen Makel deutlich, dem Jugendforscher, die sich auf Umfrageergebnisse stützen, immer ausgesetzt sind: Die phänomenologische Wahrnehmung von Jugend ist, auch und besonders bei den zahlreichen Nicht-Experten, häufig eine andere, spektakulärere. Und doch steht gerade Schelsky für die elegante Durchmischung von empirischen Substraten mit phänomenologischen Beobachtungen und Vorurteilen.<sup>116</sup>

Insgesamt ist Schelsky hier auch exemplarisch für eine ambivalente Haltung zu den neuen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen zu sehen. Die grundsätzliche Bejahung der Demokratie und des

---

<sup>113</sup> Bis 1960 erschien es in vier Auflagen, 1963 noch einmal in einer hohen Sonderauflage in der Reihe „Das moderne Sachbuch“, insgesamt wurden fast 50.000 Exemplare verkauft. Vgl. Schäfers, „Generation“, S. 31-40.

<sup>114</sup> Schelsky, Generation, S. 495.

<sup>115</sup> Schelsky, Generation, S. 497.

<sup>116</sup> Vgl. Schäfers, Schelsky, S. 48-59.

marktwirtschaftlichen Systems war stets verbunden mit konservativen Vorbehalten gegen die „moderne Massengesellschaft“, in der Individualität und kulturelle Werte in Nivellement, Uniformierung und Verflachung unterzugehen drohten. Die Anpassung findet in einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft statt – letztlich eine harmonistische Gesellschaftsvorstellung, die soziale Realitäten sehr selektiv wahrnimmt und schon zeitgleich als soziologische Analyse scharf angegriffen wurde.<sup>117</sup> Es sei daran erinnert, dass das Konzept der Anpassung hier immer noch in der Tradition der tendenziell passiv gedachten Enkulturation steht, während „Sozialisation“ dem Prozess der Aneignung auch Veränderungspotenzial zuschreibt. Trotz aller Ambivalenz: Neu war – gerade im Hinblick auf die Frage nach dem Verhältnis zur neuen Konsumwelt – die Entlassung der Jugendlichen aus der traditionell zugeschriebenen Opferrolle. Ein entscheidender Punkt scheint auch zu sein, dass der Duktus, in dem all dies vorgetragen wird, selbst ein wichtiger Teil der Botschaft ist. Ebenso sachlich und nüchtern, wie nach Schelskys Urteil die epochale Zeitstruktur und der soziale Untersuchungsgegenstand selbst sind, kommt die Beschreibung und Analyse sozialer Tatsachen daher. Der Stil ist weit entfernt vom emphatischen oder mahnenden Ton, den man von den bisherigen Größen der Jugendforschung gewöhnt war. Und dies ist Teil des Gesamtprogramms: Analog zum Titel einer Aufsatzsammlung von Schelsky aus dem Jahr 1965 ist die „Soziologie der Moderne“ ständig „auf der Suche nach Wirklichkeit“. Und auf dieser Suche findet sie sachliche Verhältnisse und „Realitätshunger“ bei den Untersuchungsobjekten ebenso wie die „Entinnerlichung der Familie“<sup>118</sup>, deren Verhalten nur eine gesellschaftliche Situation widerspiegelt. „Entinnerlichung“ – das meint hier „Degradierung der Erwerbsarbeit zum bloßen Gelderwerb“, „Verlust des Familienlebens an kulturellem Gehalt“, die zunehmende Bedeutung einer „rationalistisch-planerischen“ Lebensgestaltung, mithin auch eine „Versachlichung der Ehe“. Für das Selbstverständnis als Soziologe in der zeithistorisch bedingten „nachideologischen Phase“ betont er immer wieder das „anti-ideologische Realitäts- und Orientierungsbedürfnis“.<sup>119</sup> Die Reziprozität zwischen dem Forschungsstatement zu bestimmten Themen wie Familie und Jugend und dem (strategisch formulierten) Selbstverständnis im Forschungsfeld wird also an vielen Stellen deutlich. Es geht weder um die Verteidigung noch um die Anklage von Jugend oder jugendlichen Teilgruppen. Es geht immer um das Ganze, denn die skeptische Generation repräsentiert laut Schelsky die soziale Persönlichkeit, „die unsere Gesellschaft verlangt, provoziert und prä-

---

<sup>117</sup> Beispielfhaft sei hier Ralf Dahrendorf genannt, der aus bildungssoziologischer Perspektive argumentierte, Dahrendorf, Klassen, S. 148. Ähnlich Adorno im Vorwort zu Baumert, Familien, S. V-IX.

<sup>118</sup> Schelsky, Wandlungen, S. 255-288.

<sup>119</sup> Schelsky, Ortsbestimmung, S. 56.

miert<sup>120</sup> – eben eine an die gesellschaftlichen Verhältnisse in höchstem Maße angepasste Jugendgeneration. Der Zusammenhang der These von der Strukturähnlichkeit mit dem gesamtgesellschaftlich wirksamen Werten in Zeiten des „Wirtschaftswunders“ wird noch deutlicher formuliert bei Tartler: Den Grund für die Angleichung sah Tartler in dem identischen Leitbild „der persönlichen Durchsetzung, des ‚Lebenserfolges‘; ein Tatbestand, der sich auf alle Lebensalter in der gleichen Weise auswirkt (...). Die Erfahrungslage der jungen und alten Generation ist im wesentlichen gleichartig geworden.“<sup>121</sup>

Konsequenterweise lief auch bei Protagonisten der Frankfurter Schule die Argumentationslinie vom Jugendtypus zu Aussagen über gesellschaftliche Verfasstheit, im Sinne einer „fügsamen“ Generation, die sich den entwickeltesten Zügen der modernen Gesellschaft angepasst habe,

dem Sachzwang und Leistungsanspruch der modernen industriellen Arbeit, ihrer technischen Perfektion, ihrem unpersönlichem Vollzug und der Beschränkung personaler Vorgesetztenautorität; mit dem Konsumzwang vor allem beim Geltungskonsum und bei den Gütern der Freizeit- und Kulturindustrie; mit der affektneutralen Kollegialität der modernen Generationsbeziehungen.<sup>122</sup>

Aus dieser Sicht konnte auch das Axiom der „Nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ nicht akzeptiert werden, höchstens in Form einer „Vergesellschaftung“, die die Widersprüche der industriellen Gesellschaft lediglich auf höher Stufe reproduziert – und damit wäre auch die starke Integrationstendenz der Jugendlichen negativ zu deuten, da

das Mißvergnügen der Unbefriedigten und die Distanz der Gelaugerten als Folgen jugendlicher Anpassung an den keineswegs befriedigenden Gesamtzustand der Gesellschaft zu verstehen sind.<sup>123</sup>

Insofern ist offensichtlich, dass besonders die Jugendsoziologie einem meist kritischen Impuls folgte, wenn sie über Jugend den Blick auf gesellschaftlichen Wandel scharf stellte – im Hinblick darauf, was kommen könnte und darauf, was kommen soll. Der in diesem Zusammenhang verwendete und Adorno entlehnte Begriff des „Konkretismus“ meint bei Schelsky aber gerade nicht den affirmativen oder gar autoritären Charakter oder ein Bedauern über die Unfähigkeit zum utopischen Denken, sondern ist eher in Richtung einer positiv gemeinten „Tüchtigkeit“ zu lesen. Und dies, da der Konkretismus nicht ohne ethische Komponente ist, denn hinter der „kaltschnäuzig wirkenden skeptischen Weltklugheit“ stecke ein durchaus

lebendiges Bedürfnis, das Substantielle und im normativen Sinne Verbindliche an den Dingen und den Menschen zu erkennen und ihm zu folgen, aber

---

<sup>120</sup> Schelsky, *Generation*, S. 125.

<sup>121</sup> Tartler, *Generationsgestalt*, S. 160-163.

<sup>122</sup> Von Friedeburg, *Verhältnis*, S. 426 und S. 420.

<sup>123</sup> Von Friedeburg, *Verhältnis*, S. 426. Vgl. Abels, *Jugend der Soziologie*, S. 77.

zugleich die tiefe Scheu, sich durch Phrasen, ja durch Worte überhaupt, täuschen zu lassen.<sup>124</sup>

Deutlicher wird diese wohlwollende Sichtweise von 1957 übrigens in Schelskys Ablehnung der sogenannten 68er-Generation wenige Jahre später. Dort fand er „genau jene ideologische Weltsicht und Verhaltenssteuerung“ wieder, von der „die Skepsis der vorhergehenden Generation sich durch bittere Generationserfahrung befreit hatte“.<sup>125</sup>

Neben der Kongruenz mit einem wissenschaftlichen Programm, das sich selbst eine Skepsis gegenüber allen Ideologien und im Grunde auch ein „unerbittliches Realitätsverlangen“<sup>126</sup> auf die Fahnen geschrieben hatte, widerspricht dies auch dem beliebten Bild von Goethe, nach dem Jugendliche Idealisten, Erwachsene aber Skeptiker sein sollten. Methodische „Amerikanisierung“ im Sinne eines „Empirical Turn“ und „Nüchternheit“ in der Analyse beanspruchten schließlich auch Teile der westdeutschen Soziologieschulen für sich.<sup>127</sup>

Nicht übersehen werden darf in diesem Zusammenhang die scheinbare Renaissance der fast schon klassisch zu nennenden kultur-konservativen Richtung, für die beispielsweise Alfred Weber steht. Diese Richtung ist jedoch gegenüber den „Wirklichkeitswissenschaftlern“ in ihrer öffentlichen Geltung schon deutlich auf dem Rückzug. Ganz ausdrücklich soll hier ja Jugend auch gleichbedeutend mit Gesellschaftsanalyse sein, wenn Schelsky betont, dass die beschriebenen Verhaltensweisen genereller Art durch die sachliche Rationalität der modernen Industriegesellschaft erforderlich seien. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch ein Blick zurück: Zur Rolle einer angewandten Soziologie in der Bundesrepublik schrieb Schelsky bereits 1950: „Was unserem Volk, besonders unserer Jugend, nottut, ist die Entwicklung des Tatsachensinns für soziale und politische Verhältnisse.“<sup>128</sup>

Und in dieser Interpretation fand Schelsky zahlreiche Gleichgesinnte und Nachahmer, die das ambivalente Verhältnis zu dem, was man damals als Moderne verstand, mit ihm teilten. Faszination und Distanz gegenüber der neuen Zeit und die Frage, was die neuen Verhältnisse wohl mit dem Menschen machen – am besten ist das offenbar am jugendlichen Verhalten ablesbar. Es fehle, wie auch der Psychologe Ernst Bornemann zeitgleich mit Schelsky be-

---

<sup>124</sup> Schelsky, *Generation*, S. 89-90. Auf die Konvertierung von ehemals als negativ und nicht-jugendlich empfundenen Werten in eine neue Terminologie weist übrigens Hans Hirzel hin, wenn er überrascht feststellt, dass Konkretismus früher wohl als Froschperspektive gebrandmarkt worden wäre, Anpassung als „Opportunismus“, Verbraucherhaltung als „kulturlose Lebensgier und Schmarotzertum“ und die beschriebene abständige Haltung gegenüber Politik als politische Verantwortungslosigkeit bewertet worden wäre. Vgl. Hirzel, *Stand*.

<sup>125</sup> Schelsky, *Rückblick*, S. IX-XXII.

<sup>126</sup> Schelsky, *Generation*, S. 88.

<sup>127</sup> Vgl. Nolte, *Ordnung*, S. 255-258.

<sup>128</sup> Schelsky, *Lage*, S. 12.

tonte, zwar das eigentlich typische „Ringen und Suchen nach geistigen Werten“, aber

die Stärke der Generation, die heute heranwächst, liegt in objektiver nüchterner Beobachtung der Tatsachenwelt. Sie liegt in ihrem Interesse für technische, wirtschaftliche und sozialwissenschaftliche Gegebenheiten. Das paßt jedoch zu der Aufgabe, die ihr gestellt sein wird, nämlich den Anpassungsprozeß des Menschen an die neuen Gegebenheiten einer industriellen Gesellschaft zu vollziehen. Dazu benötigen wir weniger geistige Heroen als aufgeschlossene verantwortungsbewusste Menschen mit gesundem Wirklichkeitssinn – aber auch mit Herz, Mitgefühl und Gemühtiefe!<sup>129</sup>

„Diese Generation wird nie revolutionär, in flammender kollektiver Leidenschaft auf Dinge reagieren“<sup>130</sup> – in dieser Prognose vermischen sich auch Deskription und Evaluation zu einer politischen Wertposition, die ebenso viel über den Autor wie über den Gegenstand seiner Soziologie aussagt. Im Nachhinein muss man von einem schnell ablaufenden Wandel von einer der Kulturkritik verpflichteten zu einer empirisch-analytischen Wissenschaft sprechen; pauschal formuliert steht Schelsky genau dazwischen. Denn seine umfangreichen Wortmeldungen zum Thema Jugend und Gesellschaft blieben in ihrer Stoßrichtung ambivalent: Einerseits erscheint er als Verteidiger der Moderne und auch einer Jugend, die sich modernen Verhältnissen und Verhaltensnormen anpasst, andererseits aber steht er als kulturkritischer Konservativer Konsum, Masse, Technisierung und Bürokratisierung – im Grunde auch rationaler Demokratie und Wohlfahrtsstaat latent ablehnend gegenüber. In der Jugendanalyse geriet dies weniger zum direkten Vorwurf an die Protagonisten, sondern war als Zeitdiagnose gemeint: Die Jugend ist so, wie es in die Zeit paßt und wie es von der Art, wie unsere Gesellschaft heute verfasst ist, belohnt wird. An ihr treten Elemente hervor, die auch das Leben der Erwachsenen bestimmen: Sachlichkeit, auf das Praktische ausgerichtete Zielstrebigkeit, Überbetonung des Privaten – Elemente, die man negativ darstellen und als bindingslos oder materialistisch beschreiben kann, die man aber auch apologetisch deuten, ja als für die Herausforderungen der Zeit als vorbildlich herausstellen kann. In der letztgenannten Sichtweise sind Ideologieförderung und wirtschaftliche Tüchtigkeit logisch und notwendig, dergestalt, dass sich in der beschriebenen Jugend, „wenn auch in der Form des Noch-Nicht-Fertigen“, nur wesentliche Züge der älteren Generation wiederholen.<sup>131</sup> Andere Stimmen (wohlgemerkt noch vor den ersten bundesweiten Jugendstudien), wie die von Klaus Peter Schulz insistenten im Diskussionszusammenhang eines allgemeinen „sozialen Defätismus“ (Otto Stammer), dass Tendenzen der Ideologielosigkeit und Sachlichkeit als Gleichgültigkeit, ja als „wehleidiger Attentismus“ auszulegen seien – ein Erbe

---

<sup>129</sup> Bornemann, Jugendprobleme, S. 25.

<sup>130</sup> Schelsky, Generation, S. 488.

<sup>131</sup> Exemplarisch für eine solch positive Wendung: Kluth, Stellung, S. 53-54.

der totalitären Zeit, das aber in der freiheitlichen Gesellschaft kontraproduktiv wird:

„Man“ soll ihr geistig und moralisch helfen, „man“ soll ihr neue Ideen geben, „man“ soll sich gefälligst um ihre ungelösten Probleme kümmern: das Leben soll in seiner unfaßlichen Gesamtheit für die Jugend aufbereitet, seine Probleme sollen vorgekaut und bequem verdaulich gemacht werden.<sup>132</sup>

Als ein stark in den USA sozialisierter Soziologe steht dann Friedrich H. Tenbruck ab Ende der 50er Jahre für eine in der Bundesrepublik vieldiskutierte Analyse, in der es nicht um eine Generation geht, sondern um die Funktionalität einer neuen, jugendlichen Teilkultur.

#### 2.4.2 Die Entdeckung der Teilkultur (Tenbruck)

Der etwa ab dieser Zeit auch in der Bundesrepublik stark rezipierte Struktur-funktionalismus Talcott Parsons hat als eher statisches Theoriekonzept mehr mit System, Struktur und Funktion, hier: mit Jugend und Sozialisation zu tun als mit Prozess, Geschichte oder Generation. Beeinflusst wird *Friedrich H. Tenbruck* (\*1919) vor allem durch den bis dato noch unübersetzten Samuel N. Eisenstadt und sein „From Generation to Generation“. Nach diesem ist eine wichtige Voraussetzung für die Stabilität und Kontinuität sozialer Systeme, dass nachwachsende Generationen ihre Rollen in der Gesellschaft lernen (und eben nicht umgekehrt), wobei die kulturelle Definition einer Altersstufe sowohl Rechte als auch Erwartungen und Verpflichtungen in dem Lebensabschnitt umschreibt. Primäre Sozialisation findet in der Familie und sekundäre Sozialisation in der Gesellschaft statt, sodass auch die Altersgruppen selbst in der Moderne auseinanderklaffen. Dieses Auseinanderklaffen und die damit verbundene Entfremdung führen zu einer stärkeren Orientierung an altershomogenen Gruppen. Diesen kommt laut Eisenstadt eine ganz besondere Bedeutung für die Kontinuität des sozialen Systems zu: Als „interlinking sphere“ vermitteln diese Gruppen zwischen der Familie, die für Vertrauen und persönliche Beziehungen steht, auf der einen und der Gesellschaft, in der sachliche Beziehungen und generelle Kompetenzen vermittelt werden, auf der anderen Seite. Neben den „vorbereitenden Rollen“, die durch Erwachsenenwelt, durch Familie und Schule vermittelt werden, geht es in den Jugendgruppen um die Erlangung eines vollständigen Stuserwerbs.<sup>133</sup> Dies wäre also bei aller terminologischer Ähnlichkeit schon eine wichtige Unterscheidung zu Schelsky: Während dieser davon ausgeht, dass aus dem Gegensatz Familie und Gesellschaft Verhaltensunsicherheit resultiert, sehen die Strukturfunctionalisten darin die Ursache für das Entstehen einer Subkultur, die als „sekundäre Institution“ für die Eingliederung in die Erwachsenengesellschaft (und damit für gesellschaftliche

---

<sup>132</sup> Schulz, Wurzeln, S. 5.

<sup>133</sup> Eisenstadt, Generation, S. 190-191.

Kontinuität) funktional notwendig sei. Wobei Peers „zum Teil als Abwehr gegen, zum Teil der Orientierung an neue Rollen“ dienen können.<sup>134</sup> Peergroups mit einer quasi kompensatorischen Funktion für schwache Familienbindungen, die dann sozial abweichenden Normen folgen, sich also als Gegenkultur formieren – dies ist die extreme, viel diskutierte theoretische Position von James S. Coleman.<sup>135</sup>

Entscheidend sind laut Eisenstadt/Tenbruck die „pattern variables“, und die entgegengesetzten Orientierungen: Während Familie und altersheterogene Gruppen als „ascriptive“, „particularistic“ und „diffuse“ charakterisiert werden, verlangt die leistungsorientierte Gesellschaft nach „achievement“, „universalism“ und „specificity“. Steigende Leistungsorientierung heißt also gleichzeitig eine Bedeutungszunahme altershomogener Gruppen. Und noch weitergehend spricht Tenbruck bereits davon, Jugend „wesensgemäß“ als eine soziale Gruppe bezeichnen zu müssen, genauer als ein sich ereignender „Handlungszusammenhang“ und als Kommunikations- und Orientierungszusammenhang spezifischer Normen und Werte. Freiheit von altersheterogenen Gruppen und strukturelle Verselbstständigung in altershomogenen Gruppen ergänzen sich laut Tenbruck „zu einer hochgradigen Unabhängigkeit der modernen Jugend“.<sup>136</sup> Die Gesellschaft sei über die Familie „hinausgewachsen“ und so konnten die Kinder ein eigenes Reich außerhalb der Familie finden:

Was sich uns heute als ein besonderer jugendlicher Lebensstil in Mode, Reisen, Freizeit, Vergnügen, Sport, Arbeit, Sitte, menschlichen und persönlichen Beziehungen präsentiert, das ist nicht schlicht der Ausdruck jugendlicher Lebenseinstellung, für den es die Beteiligten selbst halten mögen. Es sind institutionell verfestigte Lebensformen, die der Jugend erst in der konkreten Verbindung mit den gesellschaftlichen Einrichtungen, und vor allem mit den Betrieben, Organisationen, Diensten, Kräften und Interessen, die sich zu einer veritablen ‚Jugendindustrie‘ verdichtet haben, möglich geworden sind und deshalb von diesen auch reproduziert werden können.<sup>137</sup>

Und hier geht es zunehmend um Distinktion, wobei Tenbruck den Abbau von Generationenkonflikten nicht als Befriedung sieht, sondern als Segregation, bei dem beide Seiten die generationelle Kluft akzeptieren. Und Resignation besteht auch innerhalb der Familien, wobei das Generationsgefühl kommerziell erzeugt und normiert worden sei – „Jugend hat ihren eigenen Stil“, wie es in einer Werbung Anfang der 60er Jahre hieß. Und noch ein Aspekt erscheint, auch für den weiteren Verlauf von Jugendforschung, wichtig: die Gleichheit der Stile. Moderne Jugend wird sich in industriellen Gesellschaften im internationalen Vergleich (jedenfalls, wenn man von der „westlichen Welt“ spricht) immer ähnlicher.

---

<sup>134</sup> Eisenstadt, *Generation*, S. 45.

<sup>135</sup> Coleman, *Society*.

<sup>136</sup> Tenbruck, *Jugend*, S. 65-69; S. 93.

<sup>137</sup> Tenbruck, *Väter*, S. 133.

Die generationelle Kluft berge allerdings Gefahren sozialer Desorganisation in sich, da die Jungen davon abgehalten werden, „ihr Dasein als Reifungsprozess“ zu erleben. Ein Puerilismus, in dem „Alterseigenschaften verschwinden, auf denen so viel von unserer Tradition beruht“, erscheint als Bedrohung für die Kultur. Auch hier ging es um die klassische Transferleistung von sozialen Normen und kulturellen Werten, welche den „geschichtlichen Bestand der Gesellschaft“ garantieren, was in Deutschland durch die „Desorientierung in bezug auf die eigene Geschichte überaus verschärft wird“.<sup>138</sup> In einer Gegenposition deutete Ludwig von Friedeburg eine innere Widersprüchlichkeit zwischen Puerilismus und Teilkultur an. Seiner Meinung nach zeige die moderne Jugend repressive Symptome; er beschrieb sie als „Missvergnügen der Unbefriedigten“ und „Distanz der Gelangweilten“ als Ausdruck einer Anpassung an den „ebenfalls keineswegs befriedigenden“ Gesamtzustand der Gesellschaft. Ein Fehler im System – Friedeburg bemühte sich, durch einen explorativen Vergleich mit Nachbarstaaten zu zeigen, dass es sich um ein internationales Phänomen moderner Industriegesellschaften handelt.<sup>139</sup>

Um der Gefahr der „schleichenden Auszehrung“ zu begegnen, die in Gesellschaften drohe, die die Diskontinuität von Generation zu Generation zum Grundsatz erhoben haben, seien Begegnungen zwischen den Generationen notwendig. Die normale Generationskette sei nämlich unterbrochen, wenn die „Juvenilia“ zunächst Teilkultur, dann zur dominanten Kultur der gesamten Gesellschaft geworden sei. Somit, so Tenbruck weiter, gerieten erwachsener Habitus und Umgang, Geschmack, Freizeit, Moral und Sprache zunehmend unter Normierungsdruck und wiesen immer mehr jugendliche Züge auf. Die Jugend nicht nur zu verstehen, sondern auch mit ihr Schritt zu halten und sich ihr anzupassen, wird „normales Bemühen“.<sup>140</sup>

Mit seinen Thesen kam Tenbruck erstaunlich früh. Er beschrieb eine Teilkultur, die gerade erst im Entstehen begriffen war. Und er brachte den kulturell immer wichtiger werdenden Wert von *Jugendlichkeit* auf den Punkt, außerdem, dass distinktiver Konsum hierbei eine ganz konstitutive Rolle spielt. Jugend ist für Tenbruck also eine regelrechte „Institution“, ein Faktor geworden, der Kosten der erwachsenen Sozialisationsinstanzen entstanden ist. Die industrielle „Jugendkultur“ – wie von Parsons bereits 1942 benannt – hat dennoch eine integrative Funktion: Der Markt ist hier wie dort Grundmechanismus von Vergesellschaftung. Ihre „strukturelle Unabhängigkeit“ garantiere den Jugendlichen die „kontinuierliche Einführung in die Gesellschaft“ – eine Rebellion erscheint unnötig, der Weg in die erwachsene Welt gelinge „ohne Bruch mit der Elterngeneration“.<sup>141</sup>

---

<sup>138</sup> Tenbruck, Väter, S. 138; S. 139.

<sup>139</sup> Von Friedeburg, Verhältnis, S. 188.

<sup>140</sup> Tenbruck, Jugend, S. 50-56; S. 51.

<sup>141</sup> Tenbruck, Jugend, S. 93.



### 2.4.3 Die unbefangene Jugendforschung (Blücher)

Als ein wichtiger Protagonist in der Forschung und Produzent von Jugendbildern bestimmte der Freizeit- und Jugendsoziologe *Viggo Graf Blücher* (\*1914) das Vor-68er Bild der westdeutschen Jugend ganz entscheidend mit. Und dabei bezog er sich noch deutlicher als seine Kollegen auf die Ergebnisse der Jugendumfragen, an deren Konzeption er zum Teil auch maßgeblich beteiligt gewesen war.

Am bekanntesten wurde Blüchers „Generation der Unbefangenen“, das 1966 erschien und auf der repräsentativen EMNID-Umfrage von 1964 basierte. Er hatte es hier mit den 1940er Jahrgängen zu tun, die ihre persönlichkeitsbildende Zeit in einer Welt erlebt haben, die „von Jahr zu Jahr ‚normaler‘ wurde und in der sich der Wohlstand ständig ausbreitete“.<sup>142</sup> Blücher schrieb mit den „Unbefangenen“ die von Schelsky einige Jahre zuvor konstatierte Grundhaltung fort, denn auch hier ist Anpassung das dominante Verhaltensmuster. Vorherrschend sei eine pragmatische Konsumentenhaltung; im Mittelpunkt des Interesses ständen Familie, Freizeit, Beruf und Technik. Das demokratische System biete in diesem Kontext zunehmend ein zwangloses und vernünftiges Identifikationspotenzial. Im Gegensatz zum „Skeptizismus“ der Nachkriegsjugend sei die von ihm untersuchte Gruppe aber „völlig normal“ und gelassen, zeige „Pluralismus, Vielfalt, Offenheit, partielles Engagement, Weltneugier, Vorurteilslosigkeit – Unbefangenheit allem neuen gegenüber“. Der Kernsatz bei Blücher weist auf die bei den Jugendforschern vermutete Korrelation von politischer Informiertheit und Bejahung des demokratischen Systems hin:

Die große Mehrzahl der jungen Menschen fühlt sich in der Gesellschaft, in der sie gestellt sind, wohl und sicher. Die Mehrzahl hat wichtige Strukturmerkmale der Wirtschaftsgesellschaft begriffen; die klare Mehrheit glaubt an die Realität sozialer Gleichheit. Eine überwältigende Mehrheit vertraut optimistisch auf günstige Konsumchancen, die ihnen die Gesellschaft in Zukunft bereitstellen wird. Damit ist der wichtigste Zweck unserer kurzen Fragebatterie über den Gesellschaftsaufbau erfüllt: Die im ganzen günstige Einstellung zu demokratischen Leben- und Herrschaftsformen ist nicht nur höfisches Geschwätz, sondern es zeigt sich, dass wesentliche Elemente der Demokratie verinnerlicht worden sind.<sup>143</sup>

Das lange Verharren in der Herkunftsfamilie bedeute, dass „das Jugendstadium selbstständiger Zwischenexistenz“ immer häufiger „übersprungen“ werde.<sup>144</sup> Und dies ist eine wichtige Frage im „neuen“ Jugenddiskurs, der für die 60er Jahre konstitutiv wird: Generieren eigene Medien und neu erschlossene Räume etwas Eigenständiges oder verschwindet dieses Eigene durch quasi-erwachsene Verhaltensweisen? Mit Blick auf die Entwicklungen von Jugend in der frühen

---

<sup>142</sup> Blücher, *Generation*, S. 12.

<sup>143</sup> Blücher, *Generation*, S. 14; S. 376 (Hervorhebung im Original).

<sup>144</sup> Blücher, *Generation*, S. 99.

Bundesrepublik hält Blücher fest: Das Grunderlebnis einer fortschreitenden Normalisierung, wie es die gesamte Gesellschaft empfindet, gilt auch für die Jugendlichen. Das politische Bewusstsein und Bekenntnis zur demokratischen Staatsform sei nun – Anfang der 60er Jahre – gestiegen, die Informiertheit hoch, wenngleich es bei der Generation der Unbefangenen meist bei diesem „Urteil ohne Engagement“ bliebe.<sup>145</sup>

Mit der 1956 erschienenen ausführlichen Auswertung der NWDR-Befunde von 1953 war Blücher bereits zum Experten für Jugendfreizeit avanciert. Die von ihm herausgearbeiteten Grundtendenzen sind dabei: Der Beruf, vormals noch eine „Berufung“, wird nun zum „Job“, der Freizeitraum erweitert sich, er wird mehr als früher durch typische Verhaltensweisen der Proletarierjugend bestimmt und viele Aktivitäten gehen scheinbar unbewusst vonstatten, sodass Blücher pointiert: „Sie gestalten ihre Freizeit weniger, als dass sie sich diese gestalten lassen.“<sup>146</sup> Blücher als der Freizeitexperte der 50er und 60er Jahre war beteiligt an der NWDR-Studie von 1953 und den bundesweiten EMNID-Studien von 1964 und später 1975. Dabei prägte er die Unterscheidung zwischen den „weichen“ und den „harten“ Freizeittätigkeiten, als er feststellte, dass sich die Freizeitinteressen von Jugendlichen nur teilweise in dem empirisch erhobenen Freizeitverhalten wiederfinden: Je stärker ein Hobby, umso härter die Bewusstseinsverankerung und je selbstverständlicher eine Tätigkeit ist, desto weicher die Bewusstseinsreaktion.<sup>147</sup> Basteln, Handarbeiten, Musizieren sind stark verankert, oft ausgeübt und hart, während beispielsweise der Kinobesuch als weich charakterisiert wird – eine Kategorisierung, die ihm den Vorwurf einbringt, Filmwirkung auf Jugendliche zu bagatellisieren.<sup>148</sup> Denn umgekehrt wäre es ja nicht weniger plausibel: Häufig ausgeübte Tätigkeiten erhalten eine Selbstverständlichkeit, sind unhinterfragter Bestandteil des Alltags und kognitiv weniger präsent, während besondere Aktivitäten auch besondere Aufmerksamkeit erhalten.

Angelehnt an David Riesman legte Blücher einen Schwerpunkt auf die passive Freizeithaltung vieler Jugendlicher („Muße wird zum Müßiggang“<sup>149</sup>), auf ihr Außengeleitet-Sein und die damit zusammenhängende Verbraucherhaltung. Arbeit und Beruf lassen sich nach Riesman dem außergeleiteten Zeitgenossen als zentralen Lebenssinn zuordnen. Umso wichtiger erschien ihm, dass ein neues und neben der Wissensvermittlung ebenso wichtiges Ziel von Erziehung die Freizeiterziehung sein müsse. Blücher steht auch für die Betonung des für

---

<sup>145</sup> Blücher, *Generation*, S. 355.

<sup>146</sup> Blücher, *Freizeit*, S. 121.

<sup>147</sup> Blücher, *Freizeit*, S. 65; Blücher, *Generation*, S. 215.

<sup>148</sup> Flitner, *Jugendforschung*, S. 131.

<sup>149</sup> Blücher, *Freizeit – wofür?*, S. 225.

die 60er Jahre zentralen Themas Bildung. Diese schaffe die beste Voraussetzung gegenüber den Bedrohungen der Fremdsteuerung.<sup>150</sup> Allerdings sollte sie

auf die Bewältigung einer immer komplizierteren, unüberschaubaren und den strebbaren Menschen bedrängenden Welt gerichtet sein. Übersicht, Abstand, ruhige, rationale Beurteilung und der Mut zur Kontemplation trotz scheinbaren Übermaßes an Arbeit sind die Ansätze, die den besten Schutz vor einer hektischen, reizüberfluteten Umwelt versprechen, die mit Neurosen, Psychosen, unbewältigten und unbegriffenen Ängsten droht.<sup>151</sup>

Es gehe nun in erster Linie um die richtige Auswahl und ums Maßhalten. Blücher betonte aber gleichzeitig mit Eisenstadt, dass es in Zukunft einen möglichen Konflikt zwischen Familie und Jugend geben könnte, falls die Familie sich nicht an die Gesellschaft anpassen und die Familie ihre Bedeutung für die gesellschaftliche Integration verlieren würde. Anders als Tenbruck sah Blücher jedoch keine Verselbstständigung jugendlichen Eigenlebens: Noch finde eine jugendliche Subkultur in Deutschland nicht statt.<sup>152</sup> Es komme für die Gesamtgesellschaft zunehmend darauf an, zu lernen, wie man verantwortungsvoll mit dem „neuen Freizeitparadies“ umgeht.<sup>153</sup>

Das Festhalten am Generationenbegriff im Titel der „Unbefangenen“ ist für die spätere Rezeption Blüchers geradezu fatal. In seiner Analyse hatte er zwar gerade die Vielschichtigkeit der untersuchten Jugend betont, ja in Befunden, dass sich zum Beispiel bei den „zornigen jungen Primanern“ für die politische Entwicklung der Jugend Signifikantes tue, einige markante Tendenzen aufgespürt, doch in der Gesamtprognose lag Blücher daneben:

Anti-Ideologien entwickelt diese Jugend nicht. Anlaß zu ernstgemeintem Protest gibt es wenig. Wogegen sollte die Jugend aufbegehren? Gegen die sich stabilisierenden Ordnungsformen? Die zunehmend gewährte gesellschaftliche Freiheit?<sup>154</sup>

Hier wird das Problem einer prognostischen Überforderung der mittlerweile erfolgreich gewordenen Umfrageforschung sichtbar, einhergehend mit ersten Anzeichen einer Phase der „Planungseuphorie“ (60er/70er Jahre), die mit der Hoffnung verbunden war, sozialwissenschaftliches Wissen systematisch für eine rationale Gestaltung von Politik und Gesellschaft nutzen zu können. Eine Neuorientierung der Jugendsoziologie und der Kampf um Diskurshegemonie entwickelten sich in der Folge in beschleunigtem Tempo. So war es 1970 die Soziologie selbst, die, in Person von Friedhelm Neidhardt, beklagte, dass der Objektbereich Jugend „so stark im Zugriff anderer Wissenschaften und die

---

<sup>150</sup> Blücher, *Generation*, S. 246.

<sup>151</sup> Blücher, *Freizeit – wofür?*, S. 235.

<sup>152</sup> Zu den deutschen und amerikanischen Traditionen von „Jugendkultur“ und „Subkultur“, beginnend bei Wyneken bzw. Parsons über Eisenstadt und Mead vgl. Griese, *Jugend(sub)kultur(en): Facetten*, S. 37-47.

<sup>153</sup> Blücher, *Freizeit – wofür?*, S. 235.

<sup>154</sup> Blücher, *Generation*, S. 387.

Nachfrage nach Jugendsoziologie so sehr von diesen, insbesondere die Pädagogik, daneben aber auch von politischen und kommerziellen Interessen beherrscht“ sei, dass genuin soziologische Intention sich lediglich gegen Vorbehalte autonom entfalten könnte.<sup>155</sup>

## 2.5 Stellvertreterdiskurse: „Jugend und ...“

Jugend ist (...) zu allen Zeiten, auch heute, geöffnet für die Welt, bereit, sich von ihr formen, ja normen zu lassen – von den Blauhemden der östlichen bis zu den Bluejeans der westlichen Jugend. Jugend ist immer Hineinwachsen in die Welt, Aufgeschlossenheit für das Neue schlechthin, Hunger nach Eindrücken und Reizen.<sup>156</sup>

Ulrich Beer thematisierte 1960 in „Geheime Miterzieher der Jugend“ indirekt den Zustand der westdeutschen Gesellschaft und fragte nach den Schattenseiten von Moderne und Demokratie. Diese seien zu sehen in Beschleunigung, Reizüberflutung, Sinn-Leere, denn „im Lärm unserer Leistungsanstrengungen“ habe man das „Tickern des Zivilisations-MG's“ überhört. Und Zivilisationskritik, das ist in dieser Epoche vordringlich Medienkritik. Exemplarisch führte Beer dies an den vermeintlichen Folgen der „Analphabeten-Fibel“ (gemeint ist die BILD-Zeitung), dem „Traum-Altar“ (Film), der „Schall-Dusche“ (Rundfunk), und dem „Existenz-Schnuller“ (Kitsch-/Sexliteratur) vor.<sup>157</sup> Was sind demnach Kennzeichen dieser neuen Zeit, die über Jugend beschreibbar wird? Offenbar befinden sich diese Kennzeichen im argumentativen Dreieck von Moderne, Masse und Konsum:

Das ganze Gerede von einer Kultur der Freiheit und Persönlichkeit, des Gewissens und der Verantwortung ist leer, wenn wir unsere Jugend achtlos in Straßen, Bahnhöfen, Kinos, Bars sich herumtreiben lassen. Sie wähnt, dort ihren Durst nach reichem, innerem Leben stillen zu können. In Wahrheit schlendert sie in das Kollektivmenschentum hinein, das wir mit Worten abschwören und bekämpfen.<sup>158</sup>

Freilich gab es auch andere Stimmen. Trotz des Unbehagens gegenüber den Konzepten vom „Kollektivmenschentum“ im Osten wie im Westen, dennoch von der Avantgarde-Funktion von Jugend ausgehend, schrieb Kogon der Jugend 1957 einen dritten Weg zu. Die europäische Jugend könnte doch eine friedliche Pionierleistung vollbringen, so Kogon, als eine Avantgarde, „die mit der teilweise recht andersartigen amerikanischen oder sowjetrussischen Avantgarde wahrhaft rivalisieren könnte!“<sup>159</sup> Doch unabhängig von der jeweiligen Position eines eher verständnisvollen, besorgten oder kulturkritischen Blicks:

---

<sup>155</sup> Neidhardt, Bezugspunkte S. 11.

<sup>156</sup> Beer, Miterzieher, S. 10.

<sup>157</sup> Beer, Miterzieher, S. 17.

<sup>158</sup> Spranger, Jugend, S. 162.

<sup>159</sup> Kogon, Jugend, S. 266-273.

Die „Matrize Jugend“ ist mit vielfachen Stellvertreterdiskursen beschrieben, deren prominenteste in der frühen Bundesrepublik offenbar diejenigen über Moderne, Masse und Konsum sind.

### 2.5.1 Jugend und Moderne

Moderne, das steht auch im Jugendsdiskurs für Funktionalität, Rationalität, Zweck- und Leistungsbewusstsein, Sachbezogenheit und Ideologiefreiheit. So jedenfalls die allgemeinste Bedeutung im Diskurs, dem nicht alle hier vorkommenden Protagonisten gleichermaßen zustimmen würden. So ist zumindest für Adorno Moderne ausgesprochen ideologisch, ja eine Ideologie an sich. In eine Metapher gepackt von Ulrich Lohmar, der in der Haltung der Jugendlichen ein „Lichtschalter-Verständnis“ entdeckt zu haben glaubte: Die Jugendlichen wissen um die Regeln einer Benutzung, aber nicht um das „Wesen der Sache“.<sup>160</sup> Moderne, das steht aber auch für Anonymität neben Überanpassung und eine – erneut – positiv aufgeladene Skepsis:

Unsere Jugend lebt in einem Zeitalter anonymer Autoritäten: Sie steht unter der unpersönlichen Autorität des gesamten Systems der Öffentlichkeit, der Vergnügungs- und Kulturindustrie. Trotzdem ist sie auch eine skeptische Jugend – die Skepsis ist als Gesamterscheinung ein Glücksfall für unsere Welt! (...) Die Gefahr ist nicht die Skepsis, sondern ein funktionierender Autoritarismus der neuen Welt gegenüber.<sup>161</sup>

Auch hier erscheinen Strukturmerkmale der modernen Jugend als Spiegelungen gesellschaftlicher Wandlungen, denn „Wachheit, Tüchtigkeit und Lebensfreude werden die allgemeinen Tugenden eines hochentwickelten Zivilisationstypus“.<sup>162</sup> Die Beschreibung von Normalität und Systemkonformität dürfte jenseits aller kursierenden Wortmeldungen zum Thema „Jugend in der Moderne“ zumindest bei einem großen Teil der Soziologen mehrheitsfähig gewesen sein:

Der Prozeß der Normalisierung im Sinne der wirtschaftlich überaus tüchtigen, kulturell weiter verfallenden Bürgerlichkeit gelingt offensichtlich rasch und gründlich (...) Diese Jugend ist freundlich, anpassungsfähig und im geistigen Sinne nur so problematisch wie eine Straße: sie hält, wenn man sie nicht überlastet und sie von Zeit zu Zeit repariert.<sup>163</sup>

---

<sup>160</sup> Lohmar, Jugend, S. 232. Scheuch bemerkt dazu bissig, ihm sei nicht ganz verständlich, warum in der institutionalisierten Wirklichkeit „der gegenwärtigen Gesellschaft auf einmal deren Weiterbestehen und das Zufriedenheitsgefühl ihrer Mitglieder davon abhängen soll, daß die Bürger mehr wissen als die Soziologen selbst.“ Scheuch, Untersuchungen, S. 341.

<sup>161</sup> Pfaff, Welt, S. 20-21. Weiter auf S. 88: „Sie bejaht, formt, erfährt die banale Welt der Arbeit, die Banalität der Freizeit, die Alltäglichkeit von Ehe und Familie, die lapidare Wirkung von der politischen Macht, die legitimierte ‚Wahrheit‘ und Heuchelei der Öffentlichen Meinung. Sie macht das Alltägliche mit, wird mit-verschlissen, wird mit-verbraucht und geht konform.“

<sup>162</sup> Pfaff, Welt, S. 91.

<sup>163</sup> Kogon, Charakterzüge, S. 280.

Und er fügt in metaphorischer Sprache mit Blick auf die aus Berufsgründen Interessierten hinzu: „Garten- oder Waldland? Ein wenig an den Rändern. Für Normalpädagogen und Normalpolitiker, für Unternehmer und Funktionäre: kein Gewölk am Horizont.“ Die Metapher der Straße hatte in Zeiten der Massenmotorisierung Konjunktur. So veranschaulicht auch Muchow die Tatsache, dass die Jugend entfernt von der Welt der Erwachsenen sei, mit dem Bild, die Jugend von heute verhalte sich zum Leben und zu der Welt wie ein Autofahrer zur durchfahrenden Landschaft, den nicht „die Saat auf dem Felde, nicht das Vieh auf der Weide und der liebliche Bach“ interessiert, sondern „Straßenbeschaffenheit, die Verkehrslage und das angesteuerte Ziel in der Ferne“.<sup>164</sup>

Konformismus und Anpassung wurden zum Teil als Vorwurf im Sinne eines mangelnden politischen und gesellschaftlichen Engagements, eines Egoismus benutzt. Andere meinten dies durchaus als Lob, da dieses Verhalten mit einer funktionalen Systemkonformität einhergehe. Wiederum anderen, den konservativsten Protagonisten im geistigen Klima der 50er Jahre, erschien die Rückkehr zum Abendland und dem Religiösen als letztes Mittel gegen die durch Amerika symbolisierte Moderne, die auch durch Säkularisierung und die Übermacht von Technik und Konsum indiziert wurde.<sup>165</sup>

Angesichts politisch eindeutiger Westbindung erschien offener Antiamerikanismus allerdings dysfunktional, er ließ sich aber wegen der wahrgenommenen Konvergenz von „Amerika & Konsum“, „Amerika & Masse“, schließlich: „Amerika & Jugendlichkeit“, zumindest teilweise in kulturkritischen antimodernistischen (Jugend-)Diskursen substituieren. Nun ist in der Hochzeit des Kalten Krieges Antikommunismus zwar der eigentliche Ideologiekitt der Adenauer-Ära, aber auch eine sublimierte Abwehrhaltung dem „Westen“ gegenüber zeigte sich insbesondere bei der Soziologengruppe um Gehlen, Freyer und Schelsky.<sup>166</sup> Deutlich wurde dies u.a. über Slogans wie „hoffnungslose Gefangenschaft des Menschen im zivilisatorischen Apparat“<sup>167</sup> (Freyer), womit nicht nur Technisierung, Rationalisierung und Bürokratisierung der kompletten Lebenswelt gemeint sind, sondern besonders auch die Fortsetzung der Gefangenschaft nach Feierabend durch den entfremdeten Zwangscharakter in der Freizeitwelt.

Technik dringt in die bekannten Abläufe der Alltagswelt ein, sodass die Beherrschung dieser zivilisatorischen Hervorbringungen des „technischen Zeitalters“ zur eigentlichen Herausforderung des modernen Menschen wird. Dahinter steckt auch immer das generelle Misstrauen, dass Freizeit „kippt“, dass sich also ihr ursprünglich freiheitlich-emanzipatorischer Charakter ins genaue Gegenteil verkehrt:

---

<sup>164</sup> Muchow, *Sexualreife*, S. 72-73.

<sup>165</sup> Vgl. Schildt, *Abendland*.

<sup>166</sup> Schildt, *Konservatismus*, S. 233.

<sup>167</sup> Freyer, *Theorie*, S. 230.

Statt mußevoller Beschäftigung – geschäftiger Müßiggang. Müßiggang, denn Freizeit reklamiert Anstrengungslosigkeit; geschäftig, denn Freizeit kennt keinen Frieden. Und wir vermuten, dass Freizeit darum nicht mehr die Freiheit und die Zucht und die Fülle der Muße kennt, weil sie eben mit Konsum konvergiert.<sup>168</sup>

Und selbst ausgewogene Konzepte im Bereich der Jugendpflege als Förderer von Verbänden, Einrichtungen und Räumen, die mit der Freizeitbeschäftigung zu tun hatten, waren durch das Negativbild des „Freizeitproblems“ affiziert:

Endziel aller Bemühungen, die Freizeitprobleme zu meistern (...) müsste es sein, den Menschen von Kindheit an im rechten Gebrauch seiner Freiheit, damit auch seiner freien Zeit, zu üben, und damit zu verhindern, daß er ein wahlloser Konsument der Vergnügungsindustrie wird.<sup>169</sup>

Somit wird die Analyse von Jugendphänomenen aus dem Empfinden der gesellschaftlichen Verhältnisse heraus unmittelbar zur Zeitkritik. Selbst der sonst kritisierte Teenager kann bisweilen als Gegenbild zu den sozialen Disparitäten in der Moderne, die sich u.a. in der Auflösung von Familientraditionen manifestieren, gesehen werden; dies insofern, als dann das Konzept des Teenagers die alterskollektive Antwort auf den „in zunehmendem Maße die Anonymität industrieller Großbetriebe und bürokratischer Großverwaltungen, die Anonymität publizistischer Massenmedien und produzierter Massenkonsumgüter“ ist.<sup>170</sup> Wenn nämlich der Umgang der Menschen in diesen genannten Bereichen immer gefühls- und affektärmer wird, abstrakt und prinzipiell, reglement- und zweckgesteuert, wie Schelsky und andere apostrophieren, müssen Ersatzformen her:

Die dadurch freigesetzten Gefühls- und Affektbedürfnisse werden in dieser Gesellschaft sozusagen gesondert organisiert und abgesättigt, vor allem im privaten Bereich, aber auch im Sport, Kino und sonstigen Vergnügungsbetrieb, damit sie nicht als Ressentiment frei flottieren und als Sand in das Sachgetriebe der modernen Beziehungen eindringen.<sup>171</sup>

Der Blick auf die Situation der Jugend, so ein anderer Kommentar, sei nicht allein ein Blick in die Zukunft, sondern sozusagen ein Lakmустest für den Reifegrad der Gesellschaft. Der viel zitierte Karl Rauch beschrieb es in einem für viele Publikationen nicht unüblichen Pathos:

Zwei Dinge sind es, aus denen sich ablesen läßt, ob einem Volke die inneren Werte höher stehen als die wirtschaftlichen Erfolge: die Mühen und Kosten, die es daransetzt, seine Gewässer (...) sauberzuhalten, und die materiellen Opfer und geistig-seelischen Anstrengungen, die es auf sich nimmt, um seinen

---

<sup>168</sup> Habermas, Notizen, S. 217.

<sup>169</sup> Ott, Freizeitgestaltung, S. 113.

<sup>170</sup> Münster, Geld, S. 15.

<sup>171</sup> Schelsky, Generation, S. 36-37.

Kindern und Jugendlichen ein sauberes, gesundes, frohes, ein aller Zukunft vertrautes Heranwachsen zu sichern.<sup>172</sup>

Der Fokus liegt hier auf dem gesunden, frohen Heranwachsen, das unter prophylaktischen institutionellen Schutz gestellt werden muss – in erster Linie gegen die Reizüberflutung moderner Massenmedien. In interessanten Zusammenhang gebracht mit den Spätfolgen einer Kriegsgeneration, die aus „psychohygienischer“ Sicht ganz besonders vor Massenreizen geschützt werden müsse: Die innere Schutzlosigkeit verbunden mit der Reizüberflutung von Eindrücken aus der öffentlichen Umwelt gefährde die gesunde Entwicklung der jungen Persönlichkeit schon genug, so Robert Büntrop 1958, das angeschlagene vegetative Nervensystem der Kriegsgeneration erfordere einen zusätzlichen Schutz.<sup>173</sup>

So hatten auch Hans Zbindens Wortmeldungen zur moralischen Krise des Abendlandes häufig mit Jugend als dem Nukleus für die Zukunft zu tun, der von „ungesunden Lebensbedingungen“, zum Beispiel von der „Maschinerie moderner Städte“ zu heilen sei: „Ist das der Nachwuchs, den die Gesellschaft braucht, sollen so die Kader (...) von morgen aussehen?“<sup>174</sup>

Eine generelle Ambivalenz der Moderne gegenüber lässt sich jedenfalls bei den meisten Wortführern in der frühen Bundesrepublik beobachten, und man kann dies auch als „Verbindung der affirmativen Einstellung zur gesellschaftlichen Moderne mit einer gleichzeitigen Abwertung der kulturellen Moderne“ zuspitzen.<sup>175</sup> Die gesellschaftliche Wirklichkeit war jedoch um ein Vielfaches komplizierter. Genauer wäre zu fragen, welche Gruppen wie und warum zur gesellschaftlichen und zur ästhetischen Moderne stehen. Und überhaupt ist fraglich, ob die Koppelung der beiden Kategorien „Einstellung zur gesellschaftlichen Moderne“ und „Einstellung zur ästhetisch-kulturellen Moderne“ überhaupt Sinn macht oder ob es sich hier eher um Wunschvorstellungen einer intellektuellen Elite handelt. Viel wichtiger scheint nämlich ein anderer Aspekt zu sein: Was sich in Auseinandersetzungen über die Jugend, in den Jugendbildern der Stellvertreterdiskurse auch materialisierte, ist ein gesellschaftlicher Entwicklungsprozess, der Befürchtungen gegenüber einer sozialstrukturellen Moderne abzulegen versuchte, um eine Ordnung zu akzeptieren, für die eine Verschiedenheit von Klassen und Schichten, von politischen und sozialen Interessen Normalität bedeutet. Dieser Wandel war, wie Axel Schildt und Paul Nolte gezeigt haben, nur dank einer Neuorientierung des konservativen Denkens in Deutschland möglich, das sich mit der früher so heftig bekämpften modernen Gesellschaft sukzessive abfand oder sie zum Teil sogar emphatisch

---

<sup>172</sup> Rauch, Menschen, S. 9.

<sup>173</sup> Büntrop, Probleme, S. 13 (zit. nach Heinritz, Jugend, S. 297). Komprimiert zum Thema Jugendschutz, vgl. Janssen, Jugend, S. 180-190.

<sup>174</sup> Zbinden, Jugend, S. 23.

<sup>175</sup> Habermas, Diskurs, S. 90.



begrüßte, wobei die Intellektuellen, allen voran die Sozialwissenschaftler, Entwürfe einer solchen Gesellschaft maßgeblich mitprägten.<sup>176</sup>

### 2.5.2 *Jugend und Masse*

Der zweite zentrale Begriffskomplex, der innerhalb des Jugendsdiskurses in den 50er Jahren verhandelt wurde, ist der der Masse. Und hier kann der Einfluss des amerikanischen Soziologen David Riesman wohl kaum überschätzt werden. Dessen Buch „The Lonely Crowd“, 1958 auf Deutsch erschienen, wurde zu einem zentralen Referenztext, wenn es darum ging, „Moderne“ in Zusammenhang mit Sozialstrukturanalyse zu denken, bzw. die Wahrnehmung einer verschwundenen klaren Sozialstruktur zu beschreiben.<sup>177</sup> Denn wenn im Zentrum dieser soziologischen Theorie die Massengesellschaft steht, so werden – wie bei der „Nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ auch – alte Strukturkategorien wie Klasse, Milieu, aber auch Alter marginalisiert, beziehungsweise eine „gefühlte Gleichheit“ und die Demokratisierung im Konsum als Sozialstrukturanalyse genommen. Später wurden hier zum Teil latente Vorbehalte gegen demokratische Prinzipien (gegen die „Massendemokratie“) unterstellt. Schon Theodor Geiger hatte Masse soziologisch als „die Klassengesellschaft im Schmelztiegel“ der Zusammenbruchgesellschaft zu beschreiben versucht.<sup>178</sup> Und die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ kann man nicht nur, aber auch als entnazifizierten Volksgemeinschafts-Begriff bzw. als „erlösende Formel“ lesen, die „den demokratischen Gleichheitspostulaten wie den degoutierten Ressentiments, wie schließlich auch dem Geltungsanspruch des kleinbürgerlichen Mittelstands schmeichelte“.<sup>179</sup> Darüber hinaus suggerierte die Formel den Zeitgenossen Entwarnung in politischer Hinsicht. War es doch die „Panik im Mittelstand“, die nach Theodor Geiger 1933 überhaupt erst möglich gemacht habe. Doch man überschätzt dann wohl den Einfluss, wenn man davon ausgeht, dass über die „Entnazifizierung des Volksbegriffs“ in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft und über die Kreation des Typs eines skeptischen Jugendlichen die „Atmosphäre gesellschaftspolitischer Teilnahmslosigkeit“ aktiv mit geschaffen wurde.<sup>180</sup> Aber eins ist klar: Soziale Ungleichheit war zwar in der parteipolitischen Auseinandersetzung ein Thema, in den zeitgenössischen Sozialstrukturanalysen aber zunächst alles andere als en vogue.

Es erscheint in der retrospektiven Betrachtung in erster Linie als eine bildungsbürgerliche Schock-Erfahrung, dass es Zeiten gibt, in denen das akkumu-

---

<sup>176</sup> Vgl. Nolte, Ordnung und Schildt, Konservatismus sowie ders., Abendland.

<sup>177</sup> Riesman, Masse. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky. Laut Schelskys Vorwort geht es dabei nämlich um Aussagen „die sich in ihrer Allgemeinheit der bloß statistischen Exaktheit und Konfiguration entziehen.“

<sup>178</sup> Geiger, Klassengesellschaft.

<sup>179</sup> So Lepsius, Wandel, S. 449.

<sup>180</sup> Schäfer, Mittelstandsgesellschaft, S. 138.

lierte kulturelle Kapital radikal entwertet werden kann. So wurden potenzielle Verfallsphänomene der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Merkmal einer „Quantität ohne Qualität“<sup>181</sup> (de Man) gesammelt. Eine grundlegende Skepsis gegenüber hohen Auflagen und Einschaltquoten ist unverkennbar, wenn man zum Beispiel die Kulturtechnik des Lesens als bedroht durch neue Medien und neue Bildsprachen (Comics) sieht, aber auch durch neue Präsentations- und Distributionsformen über Bücherringe und durch die Verbreitung des Taschenbuchs – Kulturgüter somit zu weniger individuellen, weil industriell-technisch hergestellten Zivilisationserzeugnissen mutieren.

In den oben skizzierten Jugendschutzdebatten wird Vermassung zu einer zentralen Kategorie – über Jugend werden hier kulturelle Themen verhandelt. Die fundamentale kulturelle Unterscheidung läuft dabei zwischen dem „E“ und dem „U“ und hat viel zu tun mit einem Unbehagen einer intellektuellen Elite. Denn gerügt wird die mangelhafte Immunität des jugendlichen Konsumenten gegenüber den Verlockungen der Unterhaltungsindustrie. Gerügt wird dessen passive Konsumhaltung auch kulturellen Gütern gegenüber. Ein heute skurril anmutendes Beispiel ist die von Hans Magnus Enzensberger und anderen geführte Kontroverse über den Siegeszug der Rowohlt-Taschenbücher ab 1950, das „Wahre, Gute und Schöne“ im Gewand eines kurzlebigen und günstig zu erwerbenden Gebrauchsguts erschien als eine Provokation. Gerügt wird aber gleichzeitig – und hier wird der elitäre Dünkel und intellektuelle Ethnozentrismus vieler Diskursführer am deutlichsten – der vulgäre Geschmack der Massen, der mit dem „circulus vitiosus der progressiven Kultursenkung“ einhergeht.<sup>182</sup> Implizit festigt man mit Hilfe solcher Abgrenzungsstrategien die eigene Position als eine Art geistig-kultureller Aristokratie auch in einer demokratisch verfassten Gesellschaft. Zum Ausdruck gebracht wird aber zugleich eine Angst davor, dass die vormals exklusiv der Elite vorbehaltenen Orte (Cafés, Theater, Reisen usw.) nun, wie von Ortega y Gasset seit den 20ern beschrieben, von gewöhnlichen Menschen „überfüllt“ werden könnten. Und Jugend erschien als Gesellschaftsmitglied mit den schwächsten Abwehrkräften gegen Vermassung: Neue Einflüsse wie Elvis Presley sind dann nichts weiter als „Verdummungsarbeit an der Jugend“, der Jugendliche greife zwangsläufig nach immer neueren Amüsiermöglichkeiten, hocke „bei Zigarettdampf und Coca und lauscht der ‚Gebetsmühle unserer Zeit‘, dem Plattenspieler“.<sup>183</sup> Selten fehlte in der Diskussion der Hinweis auf Ortega y Gassets Klassiker „Aufstand der Masse“ von 1930. Hilfreich war auch der Verweis auf Spengler und le Bon, wie de Man in seinem programmatischen Hauptwerk „Vermassung und Kulturverfall“ (1952) verdeutlicht. Zu den sittlichen Folgen heißt es hier:

---

<sup>181</sup> De Man, Vermassung, S. 46.

<sup>182</sup> De Man, Vermassung, S. 66.

<sup>183</sup> Dressel, Jugend, S. 16; S. 17-18.

Es ist freilich auch gefährdetes Kulturgut, das in dem Maße verschwindet, wie der Garagist den Dorfschmied, das illustrierte Wochenblatt den Bauernkalender und der Radio-Jazz die Vesperandacht verdrängt. Denn es ist eine allgemeine Erscheinung, daß die „Modernisierung“, die mit der industriellen Revolution eingesetzt und seither als Amerikanisierung einen Höhepunkt erreicht hat, zu einer Auflösung der seelischen Struktur führt, die der Gesittetheit zugrunde liegt.<sup>184</sup>

Widerstand gegen kulturellen Niedergang wäre dann gleichbedeutend mit einem Widerstand gegen Amerikanisierung als Überfremdung, da Amerika laut de Man „uns die Zukunft vor Augen hält“ und sich in Wortsymbolen des Kulturverfalls manifestiert: „Hollywood, Jazz, Sex-appeal, Best sellers, Gangsters, Glamor, (...) Chewing gum, coca cola, pin-up-girls“.<sup>185</sup> Vermassungs- und Konsumkritik – das ist also nicht selten Amerikakritik, die in Deutschland über eine lange Tradition verfügt und einen Höhepunkt schon in den 20er Jahren hatte.<sup>186</sup> Denn wie beim Modernediskurs ist auch beim Thema Vermassung Amerika die bereits in die Realität umgesetzte Zukunftsprognose. Die USA ist zwar politische Schutzmacht Nr. 1, aber eine Schutzmacht, der man kulturell massive Vorbehalte entgegenbrachte. Da aber angesichts der politisch-militärischen Allianz antiamerikanische Kampagnen nicht funktional waren, wurden Vorbehalte kulturell – und ganz besonders in Debatten über Jugend sublimiert.

Grundessenz von Masse ist die gefühlte Vereinheitlichung von Lebensstilen durch die industrielle Herstellung der einzelnen Bestandteile. Durch Gleichartigkeit werde alles ursprünglich Gesittete „nihiliert“, tradierte Kulturgüter gefährdet. Masse – das ist laut Freyer der mit „Haut und Haaren, mit Herz und Nieren an den Zivilisationsapparat angepasste Mensch“<sup>187</sup>, der nur noch passiv lebt – die von Schelsky und Blücher als „skeptisch“ bzw. „unbefangen“ beschriebenen Jugendgenerationen haben sich demnach mit Masse als Phänomen der Moderne versöhnt. Entgegen der Ansicht des bekanntesten Theoretikers von Massenpsychologie, Le Bons, bewirkt Masse in dieser Vorstellung eine Vereinzelnung als Verklumpung.<sup>188</sup> Und wo Masse ist, da ist auch Elite. Und zwar in Gefahr. Denn häufig bündelte sich im Vermassungsdiskurs auch die Angst der Elite vor den wachsenden Einfluss- oder Artikulationsmöglichkeiten der Vielen. „Elite“ bzw. „Oberschicht“ sind aber, obwohl ja dann unter dem Aspekt ihrer Kontinuität nach 1945 von Zapf herausgestellt, angesichts der omnipräsenten Erklärungsmuster von Mittelstandsgesellschaft und des evident schwindenden Klassenbewusstseins kein Thema, das in den 50er Jahren Kon-

---

<sup>184</sup> De Man, Vermassung, S. 79; S. 83.

<sup>185</sup> De Man, Vermassung, S. 201.

<sup>186</sup> Vgl. u.a. Maase, BRAVO; Lüdtk/Marssolek/von Saldern, Amerikanisierung; Doering-Manteuffel, Deutschen?; Jaraus/Siegrist, Amerikanisierung; Koch, Modernisierung.

<sup>187</sup> Freyer, Theorie, S. 229.

<sup>188</sup> Freyer, Theorie, S. 227.

junktur gehabt hätte.<sup>189</sup> Die dann aufkommenden warnenden Hinweise auf gesellschaftlich bedenkliche Entwicklungen, die sich an kulturellen Aspekten ablesen ließen, häufen und manifestieren sich in einem manichäischen Kulturbild, in dem es zwischen Hoch und Tief, Wertvollem und Schmutzigen zu unterscheiden gilt. So nachweislich im Denken vieler Studenten verankert, wo als „kollektive kulturelle Textur“ kulturkonservative Konsumismus-Kritik mit elitärer Attitüde keine Seltenheit darstellt.<sup>190</sup>

Der Diskurs über die Masse hat unter der Hand dann auch mit der Auseinandersetzung über Umfrageforschung, mit einem Wandel des Öffentlichen zu tun: Die Messung von Meinungen hob die strenge Grenze zwischen Masse und Elite auf und veränderte die Öffentlichkeit selbst, indem sie sie zu Zahlen aggregierte, „objektivierte“: „Das Unbestimmte und in der Praxis (notwendig) empirisch unbestimmte der öffentlichen Meinung“ wurde in Frage gestellt und „durch die Zahlen der Demoskopie ersetzt oder ergänzt“.<sup>191</sup> Ein Aspekt der Ökonomisierung der öffentlichen Sphäre stellt für Habermas dabei die Meinungsforschung dar. Er befeuert damit die zweite fundamentale Kritik an Meinungsforschung: Neben der These, diese sei politisches Instrument der handelnden Akteure, stand nun der Manipulationsvorwurf im Raum.

Und so stellt sich die Rolle, die die Umfrageforschung im Diskurs über die Masse zu spielen begann, ambivalent dar. Für die einen waren die Ergebnisse der Umfrageforschung sichtbarster Ausdruck von Nivellement innerhalb der Gesellschaft, die Messbarkeit an sich zeige schon die Gleichförmigkeit des angepassten Massenmenschen. Die Umfrage wurde auch im Kontext mit anderen „Instrumenten der Massensuggestion“ wie Kino, Radio oder Zeitung gesehen, die jeweils in der Lage seien, jedwede Kritikfähigkeit „wegzutrainieren“.<sup>192</sup> Für andere war sie das einzig sinnvolle Beobachtungsinstrument überhaupt. So ging die Gründerin des Allensbach-Instituts, Elisabeth Noelle, positiv und offensiv mit dem Begriff der Masse um. Im Sinne eines „alle, nicht jeder“ erscheint dann die Stichprobe auf dem Weg zur „Wesensart“ der Einzelnen als einzig probates Mittel:

Für die Massengesellschaft ist Demoskopie ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden, weil man sich über die so groß und abstrakt gewordene Gesellschaft, die der unmittelbaren Beobachtung entrückt ist, anders nicht zuverlässig informieren kann. Dabei soll mit der Bezeichnung ‚Masse‘ über die Wesensart der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft nichts ausgesagt sein.<sup>193</sup>

Die Erhebungsmethode Umfrage ist in jedem Fall eng mit dem Diskurs über Massengesellschaft verknüpft. Demoskopie und das Funktionieren von Stich-

---

<sup>189</sup> Vgl. Zapf, Wandlungen.

<sup>190</sup> Vgl. die Sekundäranalyse der Habermas-Studie von 1957 Köhler/Gapski, Lebenswelt.

<sup>191</sup> Kruke, Demoskopie, S. 454.

<sup>192</sup> Muchow, Jugend, S. 21.

<sup>193</sup> Noelle, Umfragen, S. 318.

probenauswahl stehen für deren Kritiker auch als Beweis für die Gleichartigkeit in der Gesellschaft und den Prozess der Vermassung, während Meinungsforscher dies positiv wenden und die Umfrage als fast schon plebiszitäre Form der Artikulationsmöglichkeit darzustellen versuchen. Die Massenbefragung, so Friedrich Lenz, wissenschaftlicher Leiter des EMNID-Instituts, entspreche dem „Zeitalter der Massen“ und „wird zu einem Anliegen aller Stellen, welche die öffentliche Meinung beeinflussen und an deren Reaktionen aus erwerbswirtschaftlichen, kulturellen oder politischen Gründen“ interessiert sein müssen.<sup>194</sup> Ganz nebenbei verändern sich mit dem Einsatz der Demoskopie auch die Vorstellungen von Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung selbst: Medien sind Beobachter und Meinungsforschung wäre dann eine, die Beobachtungen präzisierende Instanz. Eine Datenfixierung, die also mit einer Medialisierung einhergeht.

Als ein Merkmal der Massengesellschaft wird der standardisierte Konsum herausgestellt, der nach Hans Freyer lediglich „Surrogatformen der individuellen Freiheit“ zulässt.<sup>195</sup> Nach Günther Anders manifestiert sich im Massenkonsum die solistische Existenz des Menschen, zum Beispiel beim Fernsehen: „Jeder Konsument ist ein unbezahlter Heimarbeiter für die Herstellung des Massenmenschen.“<sup>196</sup> Die unbestrittene Pionierstellung wurde auch in diesem Bereich den Jugendlichen zugeschrieben.

### 2.5.3 Jugend und Konsum

Die Konsumkritik ist schon länger der Ort, an dem sich linke und rechte Kulturkritik trifft. Unabhängig davon, ob in der kapitalismuskritischen Beschreibung eines kulturindustriell erzeugten „Stahlbad des Fun“ (Adorno) oder im kulturkonservativen Bild des „zerebralisierten Konsums“<sup>197</sup> (Gehlen) – einig ist man sich darin, dass das System einer kommerzialisierten Kultur imstande ist, eine ja nachweislich verführbare und ahnungslose Jugend in ihren Bedürfnissen zu manipulieren und mit Reizen zu überfluten. Ein pausenloser Konsum ohne Sättigung – auch für Günther Anders lässt sich dies im „Gum“ oder im endlos laufenden Radio symbolisieren, zu einem besonders gängigen Feindbild avanciert in diesem Kontext die Figur des skrupellosen Managers der Unterhaltungsindustrie.<sup>198</sup> Die angeblich gerade entstehende Subkultur wäre Friedeburg

---

<sup>194</sup> Lenz, Meinungsforschung, S. 7-8.

<sup>195</sup> Freyer, Ganze, S. 113. Vgl. Nolte, Ordnung, S. 290-298.

<sup>196</sup> Anders, Antiquiertheit, S. 101.

<sup>197</sup> Die ausführliche Stelle bei Gehlen: „Der endlos träufelnde Musikabfluß im Radio, die Jagd der Bilder und Gefühle im Kino, die durchgeblätterte und weggelegte Illustrierte, das auf Weggeworfenwerden hin gedachte Buch für 1,50 DM, oder die Omnibusreise übers Wochenende nach Venedig und zurück haben die Gemeinsamkeit der zerebralisierten Erlebnis-anreicherung.“ Gehlen, Konsum, S. 5-6.

<sup>198</sup> Anders, Antiquiertheit, S. 138; Packard, Verführer.

zufolge nichts anderes als soziale Kontrolle, um kompensatorisch für die „Kälte der Massengesellschaft Nestwärme zu gewähren“ – ohne dabei ernsthaft Normenkonflikte zuzulassen. Symptomatisch sei, dass sich Teenager-Clubs als neue Jugendbewegung deklarierten, und „dabei als Lobby im Dienste der ökonomischen Interessen ihrer Idole samt deren Managern und Produzenten fungieren“.<sup>199</sup> Es stehe zu befürchten, dass die Erwachsenen so mit der Nutznießung des Wirtschaftswunders beschäftigt sind, dass weder Zeit noch Interesse für ihre Erziehungsaufgabe bleibt.<sup>200</sup> Besonders im Kontext des literarischen Jugendschutzes hatten Angriffe gegen die Produzenten fast immer einen konsumkritischen Unterton:

Die Vergnügungsindustrie hat sich in den letzten Jahren erstaunlich entwickelt; die Verleger von Schundliteratur und sexuell anreizenden Produktionen finden in unserer ‚wirtschaftswunderlichen‘ Gesellschaft Möglichkeiten zu starker Ausbreitung.<sup>201</sup>

Dass es im „wirtschaftswunderlichen“ Westdeutschland auch um die Frage amerikanischer Einflüsse auf das Denkmal „Deutsche Kultur“ ging, wurde bereits mehrfach erwähnt. Das ursprünglich nicht Konsumierbare werde nun konsumierbar gemacht, schließlich degeneriere selbst die Sexualität angesichts „libertinärer“ Werbekampagnen zum Konsum.<sup>202</sup> Grundsätzliche Kritik an den „geheimen Verführern“ der Werbeindustrie wurde spätestens seit der deutschen Erstausgabe von Vance Packards Bestseller auch in nicht-intellektuellen Schichten salonfähig. Jedoch zeigt andererseits das Versprechen des „Wohlstands für alle!“ (1957) als einer der erfolgreichsten politischen Werbeslogans der Zeit, dass auch Teile der politischen Meinungsführerschaft, allen voran bekanntermaßen Ludwig Erhard, die Konsumgesellschaft weitgehend positiv mit der Einebnung ungerechter Klassenhierarchien konnotierten, was wohl einiges zum leichten Rückgang pauschaler Konsumkritik beigetragen hat. Auch das Erklärungsmuster speziell jugendlicher Konsumknechtschaft verlor Ende der 50er Jahre zwar nicht sichtbar an Gewicht (zumal das Taschengeld-Budget in den „Beat-Zeiten“ weiter stieg), wurde aber von denjenigen Kommentatoren, die einen souveränen Umgang der Jüngeren mit den neuen Konsummöglichkeiten betonten, ergänzt. Sie wiesen außerdem darauf hin, dass man ja wohl kaum die Grundzüge der Marktwirtschaft bejahen, die Folgen für das jugendliche Freizeitleben aber ablehnen könne. Im Gegenteil: Deren Verhalten sei „marktkonformer“ als das der übrigen Gesellschaft, was sie zu einer Art zivilisatorischen Prototyp des modernen souveränen Umgangs mit der neuen Vielfalt mache. Strzelewicz weist in seiner Zusammenfassung jugendlichen Freizeitverhaltens aus der Perspektive von 1965 noch einmal auf die Widersprüche im

---

<sup>199</sup> Von Friedeburg, Verhältnis, S. 186; S. 181.

<sup>200</sup> Muchow, Jugend und Zeitgeist, S. 195.

<sup>201</sup> Wuermeling, Demokratie, S. 5.

<sup>202</sup> Schelsky, Soziologie, S. 57.

kulturkritischen Diskurs der 50er Jahre hin: Man könne kaum die Grundzüge der Marktauschwirtschaft uneingeschränkt bejahen, deren Folgen für das jugendliche Freizeitleben aber beklagen.<sup>203</sup>

Festgemacht wurden die positiven wie negativen Entwicklungen der Konsumgesellschaft also vielfach an ihrem „Katalysator Jugend“, an dem die Verschiebungen zentraler Lebensorientierungen weg vom Berufsethos hin zur Arbeit als Zweck des Gelderwerbs und Geld als Mittel zum Konsum definiert werden, wie es in einer Marktanalyse von 1961 heißt.<sup>204</sup> Als Konsument ernst genommen zu werden, ernster jedenfalls als im Elternhaus, auf der Lehrstelle und in der Öffentlichkeit – das war verlockend, denn „If you can buy as an adult, you are an adult.“<sup>205</sup> Die Tatsache, dass auf dem Markt das sonst so dominante Senioritätsprinzip wenig gilt, ist ein Aspekt, der ja gerade für die weiblichen Jugendlichen in einem möglichen Loslösungsprozess aus ihrer starken Familienbindung von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Im Konsumalltag für „voll“ genommen zu werden, zu Hause aber nicht, das ist ein Widerspruch. Und so sind die pädagogischen Befürchtungen zu möglichen neuen Geschlechterbildern zahlreich:

Natürlich ist es nichts Neues, daß junge Mädchen Mannequins oder Filmstars werden wollen, das war immer so. Wenn aber diese Tagträume der Heranwachsenden durch den Einfluß der Massenmedien, durch Schönheitsmittel und nicht zuletzt durch die Passivität der Erwachsenen direkt auf das tägliche Leben und ‚normale‘ Verhalten übertragen werden können, wird aus dem Traum ein Lebensstil, in dem alles zu einem ungesunden Brei aus seichten Äußerlichkeiten und halbverstandenen, oft fälschlich für Liebe gehaltenem Sex zusammengemührt wird.<sup>206</sup>

Erstaunlicherweise ist in den 50er Jahren vom jugendlichen Konsumenten in zunehmendem Maße die Rede – vom produktiven Wirtschaftsfaktor dagegen überhaupt nicht. Diese Inkonsistenz verweist erneut auf den problematischen Aspekt der Ungleichzeitigkeit, mit der die Jugendlichen in den verschiedenen Sektoren der Gesellschaft (Beschäftigungssystem, politische Partizipation, Konsum/Freizeit) jeweils den vollen Erwachsenenstatus erlangen. Hier wurde, so die Vermutung, gerade der interne Bedeutungszugewinn des Bereichs Freizeit/Konsum von den Zeitgenossen als gefährlich für den Status und die Selbsteinschätzung der Jugendlichen gesehen. Die Disziplinarmacht Jugendschutz in den 50er Jahren kann als Indiz für eine Strategie gesehen werden, in eben diesem Sektor Statuszugewinne möglichst lange zu verhindern. Andererseits ist die konsumkritische Stoßrichtung der o.g. Jugendschutzdebatten nur zu offensichtlich. Diese Debatte über die Fixierung der westdeutschen Gesellschaft auf

---

<sup>203</sup> Strzelewicz, Jugend, S. 46; S. 65. In diesem Sinne ja auch schon Schelsky, Generation, S. 81.

<sup>204</sup> Münster, Geld, S. 14.

<sup>205</sup> MacDonald, dial!, S. 240-241.

<sup>206</sup> Hechinger, Herrschaft, S. 47.

das materielle Wohlergehen existierte zwar auch außerhalb vom Jugendsdiskurs – sie ließ sich an jugendkulturellen Themen aber besonders gut exemplifizieren.

Die Arbeiterjugendlichen, die lange Zeit von der Jugendforschung nicht miteinbezogen und wegen der Dominanz des klassischen Konzepts vom „bürgerlichen Jüngling“ exkludiert waren, rückten nicht zuletzt durch diese Trendverschiebung ins Licht der Aufmerksamkeit und dienten im Kontext der gefühlten „Entproletarisierung“ als Analogie zur Gesamtgesellschaft. Wenn der Schelsky-Schüler (und ehemalige SDS-Vorsitzende sowie spätere SPD-Bundestagsabgeordnete) Ulrich Lohmar 1955 diagnostiziert, dass es den Arbeiterjugendlichen noch nicht gelungen sei, neue Ausdrucksformen des Gemeinschaftslebens und der politischen Symbolik zu entwickeln, fügt er hinzu, dass dies eine Erscheinung sei, die „für die deutsche Demokratie als ganzes ebenso festgestellt werden kann“.<sup>207</sup> Aus- oder unausgesprochen steht dahinter die Überzeugung, dass der Jugendliche Freizeit intensiver erlebt als der Erwachsene. „Freizeit als High-zeit Jugendlicher ist auch Neid-Zeit Erwachsener“<sup>208</sup> – dieser Satz gilt heute immer noch, in der Gesellschaft der frühen Bundesrepublik mit ihrem ausgeprägten Arbeitsethos aber in ganz besonderem Maße.

Konsumorientierte Freizeit wurde vielfach als sinnfälligste Ausdrucksform der fundamental demokratisierten und gleichzeitig nivellierten Massengesellschaft gesehen. Als dessen Rückseite nahm man, nicht nur bei den Jugendlichen, eine „Entwurzelung“ im Kontext der Entstrukturierung lebensweltlicher Milieus wahr. Anders als zu Zeiten Thorstein Veblens wird der Freizeitbereich nicht mehr als Privileg der „Feinen Leute“ empfunden, sondern als Ort egalitärer Partizipation an der modernen Wohlstands- und Konsumgesellschaft – oder nach Adorno eben als ein sich selbst pervertierender neuer Bereich der Unfreiheit.<sup>209</sup> Gleichzeitig drängte sich in Sachen Konsumkritik bei den zeitgenössischen Betrachtungen ein Vergleich mit dem Aufwachsen beim Systemgegner auf. Während nämlich die ostdeutsche „ganz konsequent auf künftige politische Aufgaben gedrillt“ werde, würde die westdeutsche Jugend qua Werbung und Geschäftemacherei dumm gehalten – nicht als skeptische, sondern letztlich als eine „ferngelenkte“ Generation.<sup>210</sup> Dass darüber hinaus im Osten ein Sinnangebot lockte, dem man als pädagogische Aufgabe Glaubenswerte entgegenzusetzen habe, ist ein vielfach besetzter Topos im Bundestag und in den Feuilletons der 50er Jahre:

---

<sup>207</sup> Lohmar, Jugend, S. 186. Lohmar und sein Engagement im SDS war übrigens 1956 selbst Thema in einer Bundestagsdebatte, als es um die Frage ging, dem SDS Mittel aus dem Bundesjugendplan zu streichen. Vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 29, 19.04.1956, S. 7306; S. 7326.

<sup>208</sup> Damm, Freizeit, S. 25-36.

<sup>209</sup> Adorno, Freizeit, S. 62.

<sup>210</sup> Lamprecht, Teenager, S. 17; S. 52.



Gelingt es den Erwachsenen nicht, diese seelische Enttäuschung zu beseitigen durch Einkehr ins eigene Gewissen und durch Umkehr zu Ehrfurcht vor dem Schöpfer und Herrn, dann müsste man ernstlich damit rechnen, daß vielleicht ein wirksamerer Ersatz für den Verlust des Geheimnisses und der echten Beglückung infiltriert wird vom Osten her. Denn da werden bei aller Fraglichkeit des Inhalts und der Methode der Jugend ‚Ideale‘ vorgeführt, denen sie eines Tages erlegen könnte.<sup>211</sup>

Ähnlich äußerte sich Walter Abendroth in der ZEIT, der im diagnostizierten Jazz- und Film-Wahn nicht die Schuld der Jugend, sondern die Schuld „der Zeiten“ sieht, deren wesentlicher Kern der „Abbau des Religiösen“ sei. Ebenso wie die „Raserei der Jazz-Fans“ an Veitstänzer erinnere und wie der „moderne Aberglaube an die Allmacht der Psychoanalyse“ geradezu ein Substitut für Religiöses sei; die Psychoanalyse wiederum wurde von nicht wenigen als amerikanische Modeerscheinung wahrgenommen.<sup>212</sup> Auch hier dient die Jugend als Stellvertreter für Grundsätzliches, denn es sei ja nicht die Jugend, die neu „erfaßt und ausgerichtet und organisiert“ werden müsse, sondern es soll die Wertewelt der Erwachsenen „von der Öde und lähmenden Hoffnungslosigkeit eines praktischen Materialismus befreit“ werden.<sup>213</sup>

Denn auch die leicht zu belächelnde Schwärmerei der Filmfans ist durchaus nicht ungefährlich; denn auch hier bekundet sich das alte Phänomen einer wiederum im Grunde „massenhaften“ Begeisterung, deren Intensität und fanatische „Einsatzbereitschaft“ (ja, diese altbekannte Nazi-Vokabel ist hier wieder einmal am Platze!) grotesk erscheint, ermessen an den Anlässen.<sup>214</sup>

Anders argumentierte erneut Helmut Schelsky. Im Anschluss an David Riesman beschrieb er zwar die Ausweitung der Konsumzone als Bestandteil einer allgemeinen Verbraucherhaltung, doch es fehlt der pejorative Unterton. Es gehe beim Thema Konsum eben nicht nur um den Verbrauch materieller Güter, sondern auch um „geistigen Zivilisationsgenuß“ in Form von Unterhaltung, Zerstreuung, Geselligkeit oder vermeintlicher Bildung, der als gesamtgesellschaftliches Angebot an den Menschen herangetragen würde, womit deutlich sei, dass das Freizeitverhalten der erwachsenen und jugendlichen Menschen vorwiegend ein Verbraucher- und Konsumverhalten ist.<sup>215</sup> Das Resultat für die skeptische Generation: wachsende Konformität und Nivellierung auch in den Freizeitformen.

Man sollte allerdings auch die politische Dimension nicht ganz ignorieren, wenn man sich vor Augen führt, dass es womöglich das ansonsten konfliktbehaftete, aber in Bezug auf ihre Images kongeniale Zusammenspiel von Adenauer und Erhard war, die in den zwei wohl erfolgreichsten politischen Slogans

---

<sup>211</sup> Hollenbach, Verbrecher?

<sup>212</sup> Vgl. Abendroth, Kopfschütteln, S. 15.

<sup>213</sup> Vgl. Hollenbach, Verbrecher.

<sup>214</sup> Abendroth, Kopfschütteln, S. 15.

<sup>215</sup> Schelsky, Generation, S. 179.

der Zeit kondensierten: „Keine Experimente!“ und eben „Wohlstand für alle!“ Ein Sicherheitsbedürfnis gepaart mit einer materiellen Grundorientierung, die eine leicht egalitäre Schlagseite hatte – das ist vereinfacht das politische Modell von Westorientierung und Sozialer Marktwirtschaft, welches der CDU/CSU bis Anfang der 60er Jahre so überragende Wahlergebnisse bescherte und offensichtlich den Nerv der Zeit traf. Insofern entwickelt sich auch eine Problematik in der kritischen Beschreibung von Konsum und Materialismus, wenn ein hoher Lebensstandard, das sogenannte „gute Leben“ des „Otto Normalverbraucher“ eine Staatsaufgabe ist und als persönliches Lebensziel immer mehr an Legitimität gewinnt – nicht nur bei den Jungen, wie so häufig suggeriert. Dass die Verheißung von Wohlstand zur „zeitgemäßen Umsetzung des Jugendmythos“ geworden sei, trifft damit nicht den Kern der Sache.<sup>216</sup>

## 2.6 Jugendfiguren in der Freizeitkultur

Als Abschluss dieses Schwerpunktbereichs erscheint es auch im Hinblick auf den Fokus Freizeit an dieser Stelle sinnvoll, auf zwei Jugendfiguren einzugehen, die in der frühen Bundesrepublik Karriere gemacht haben: der „Halbstarke“ und der „Teenager“. Als Typisierung von jugendlichem Freizeitleben tauchen sie in der zweiten Hälfte der 50er Jahre in Kommentaren und Polizeiberichten, in Spielfilmen und Werbeanzeigen auf, prägen das Jugendbild der Zeitgenossen und tun dies, besonders in den einschlägigen Rückblicken auf die Adenauer-Ära, auch heute noch. Inwieweit diese beiden aber reale Lebensformen oder lediglich mediale Konstruktionen waren, ist umstritten. Da es sich bei diesen Figuren jedenfalls um Phänomene handelt, die in eine „Jugendkultur“ eingebettet sind, sollte eine Arbeitsdefinition von „Jugendkultur“ nützlich sein:

Ein von der Altersgruppierung Jugendlicher getragenes System von Normen, Werten und Lebensweisen, die ihre relative kulturelle Kohärenz über die typenbildende Gemeinsamkeit von v.a. auf Genuß, Distinktion und lebensphilosophische Vermittlung abhebenden Stilen und Stilisierungen herstellen und dabei in Auseinandersetzungen mit vorhandenen alltagsästhetischen Schemata und Milieueinflüssen einen Grundzusammenhang von sich wiederholenden, gleichwohl Selbstreflexivität und expressive Symbolik dokumentierenden Zeichen-Bedeutungszuordnungen, habituell gerinnenden psycho-physischen Präferenzen sowie manifesten Handlungsmustern bilden.<sup>217</sup>

Intentional gedacht wäre Jugendkultur auch als ein Versuch zu werten, in einem abgegrenzten Raum zumindest zeitweise von einer Minderheit zu einer Mehrheit zu werden und einen Freiraum zu definieren, in dem Regeln und Zeichensystem nicht extern definiert werden. „Stil“ wird hier nach der britischen Subkulturforschung als ein Prozess verstanden, in dem Kleidungsstücke,

---

<sup>216</sup> Speitkamp, Jugend, S. 257.

<sup>217</sup> Möller, Jugend(lichkeits)kulturen, S. 182.

Gebrauchsgegenstände, Körper(teile) etc. in Zeichen verwandelt werden; das System dieser Zeichen erhält seine Bedeutungen durch den Versuch einer Gruppe, Lebensprobleme in Auseinandersetzung mit herrschenden Hegemonialformen symbolisch zu bearbeiten.<sup>218</sup> Der „Stoff, aus dem die Stile sind“, das sind Ästhetik, Mythen, Rituale und Symbole. Was sich in den Aufsehen erregenden Studien des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham für die Analyse von jugendlichen Subkulturen bewährt hatte, ist auf die westdeutsche Gesellschaft der frühen Bundesrepublik zwar nur bedingt übertragbar. Aber die ab Ende der 70er Jahre entstandenen Studien machen deutlich, wie ausdifferenziert Jugendkultur, wie komplex ihr Zeichensystem innerhalb weniger Jahre werden kann, die Kulturen der Mods, Rocker, Skinheads, Punks usw. in England zeigen es.

Der vielfach synonym verwendete Begriff „Subkultur“ impliziert meist, dass es der (oft als klassenspezifisch definierten) Teilgruppe darum geht, sich im Hinblick auf die Normen von der „herrschenden“ abzugrenzen, sich zum Teil delinquent zu verhalten. Der einflussreiche Klassiker von 1971, Schwendter „Theorie der Subkultur“, zeigt aber auch das Verhaftet-Sein in zeitgemäßen idealistischen Vorstellungen einer gesellschaftsverändernden „Gegenkultur“.<sup>219</sup> Heute würde man vorsichtiger mit diesem Begriff umgehen. Zu deutlich ist, dass die von der spezifischen Gruppe definierten Normen und Rituale oft nur für einen, wenn auch wichtigen Teilbereich gültig sind. In der Fixierung auf eine bestimmte Musikrichtung („Heavies“), eine bestimmte Sportart („Skater“) oder andere Leidenschaft („Hacker“) müsste man von „Szenen“ sprechen, die nach außen weniger abgeschlossen sind, auch Mehrfachmitgliedschaften sind jedenfalls heute ohne weiteres möglich. Deshalb hat man es in der Regel mit Jugendkultur(en) zu tun, die nicht antagonistisch der Gesellschaft gegenüberstehen, und doch könnte man hier vereinfacht sagen: Wenn die Hauptkultur den Jungen keine befriedigenden Ausdrucksmöglichkeiten für das eigene Lebensgefühl bereitstellt, gründen und entwickeln sich Jugendkulturen. Diese müssen nicht unbedingt kommerziell sein, auch wenn käuflich zu erwerbende Accessoires die Möglichkeiten zur Standardisierung und damit Verfestigung des Stils erweitern und es neben den Jugendlichen selbst gewichtige Fürsprecher dieses Stils gibt. Paradebeispiele waren hierfür lange Zeit die zivilisationskritischen Wandervögel und die Bündische Jugend. Aber auch der Punk funktionierte Ende der 70er Jahre als geradezu anti-kommerzielle Jugendkultur, die zwanzig Jahre später in der kommerzialisierten Variante einen weitaus größeren Kreis an Jugendlichen erreicht. Auch sind Halbwertzeit und Wirkung der durch Elemente wie Musik, Mode, Habitus, mitunter auch durch eigene Normen und Werte geprägten Jugendkulturen äußerst unterschiedlich.

---

<sup>218</sup> Vgl. Krüger, Elvis-Tolle.

<sup>219</sup> Vgl. Schwendter, Theorie.

Da Jugendkulturen in der Freizeit stattfinden, haben sie folgerichtig in arbeitsintensiven Gesellschaften weniger Raum zur Entfaltung. Die Zeit-Ressource und auch die mediale Verbreitung hebt die Begrenzung von regionalen Einzelercheinungen auf und bringt sie auf die nationale oder sogar internationale Ebene. Diese mediale Verbreiterung auch der eigenen Relevanz wird erstmals bei der zahlenmäßig kleinen Gruppen der Halbstarke evident. Die klassischen (und goutierten) Formen jugendlicher Freizeitgestaltung finden nämlich nach wie vor, wenn nicht in der Familie, so doch vor allem in den Vereinen statt. Die zwei „ungebundenen“ Typen des Halbstarke und des Teenagers aber prägen das öffentliche Bild des Jugendlichen in der frühen Bundesrepublik, genauer muss man sagen: ab dem letzten Drittel der 50er Jahre besonders intensiv.

### 2.6.1 Die Figur des Halbstarke

Zwischen 1956 und 1958, auf dem Höhepunkt der Rock 'n' Roll-Welle und katalysiert durch die deutsche Rezeption von Filmen wie „Der Wilde“ mit Marlon Brando oder Bill Haleys „Außer Rand und Band“ und „Rock around the clock“ (zu deutsch: „Die Saat der Gewalt“) kam es in mehreren westdeutschen Städten zu jugendlichen Ausschreitungen, den sogenannten „Halbstarkekrawallen“, deren bekannteste die Randalen bei einem Haley-Konzert in der Berliner Waldbühne im Oktober 1958 wurde. Neben den musikalischen Helden wie Bill Haley, Chuck Berry und Elvis Presley stehen James Deans zielloses Rebellentum und Marlon Brandos kraftvoller Männlichkeitskult auch für zwei scheinbar widersprüchliche Aspekte der Rock 'n' Roll-Kultur in Musik und Film: Sowohl Machismo als auch Emotionalisierung hatten hier ihren Platz, was die Interpretationsmuster der Kritiker in West und Ost<sup>220</sup> zwischen „primitiv“ und „verweiblicht“ hin und herpendeln ließ. Zentrale Frage war damals: Ist der Halbstarke ein Rebell gegen gesellschaftliche Verhältnisse oder einfach nur kriminell? Stellt er den (proletarischen?) Gegenentwurf zum bürgerlich-braven Jugendverhalten dar oder ist seine Erscheinung nur eine weitere Facette des angepassten Verhaltens an die moderne Industriegesellschaft?

In jedem Fall ist es erstaunlich, dass die als Aufruhr wahrgenommenen Provokationen der Jugendlichen gerade zu einem Zeitpunkt kamen, an dem sich die Gesellschaft „eingerichtet“ hatte. Umso ratloser waren die Erklärungsversuche. Zeitgenossen weisen in ihrer Analyse vor allem auf die Unvollständigkeit der Familien, lasche Erziehungsmethoden und die Vaterlosigkeit der zumeist männlichen Rebellen hin; tatsächlich schätzt man auch retrospektiv, dass ungefähr die Hälfte der Auffälligen ohne Vater aufwuchs. Ein Viertel lebte aufgrund von Scheidung oder schon ursprünglich bei der alleinerziehenden

---

<sup>220</sup> Freilich in der DDR mit anderen politischen Implikationen und realen Folgen: Vgl. Fennimore, Sex; Poiger, Jazz.

Mutter, ein weiteres Viertel hatte den Vater zumeist im Krieg verloren.<sup>221</sup> Die „vaterlose Gesellschaft“ war schon vor Alexander Mitscherlichs Buch ein weitverbreitetes Schlagwort. Andere deuten das unangepasste Verhalten als eine generelle Zivilisations- und Konsumkritik im Kontext der volkswirtschaftlichen Wohlstandsentwicklung: „Luxusverwahrlosung“<sup>222</sup> und „Wohlstandskriminalität“ stehen hier im Zusammenhang mit Groschenheften und Gangsterfilmen. Die Quintessenz, direkt ausgesprochen oder zwischen den Zeilen: Die Jugend hat zuviel Geld zur Verfügung. In der Regel aber wird eine Kombination aus beidem als Ursache genannt. Gefährdet, unsachgemäß mit der Konsumgesellschaft umzugehen oder sogar kriminell zu werden, sind demnach insbesondere Jugendliche aus unvollständigen oder zerrütteten Familien.<sup>223</sup>

So war es bei einem Jugendlichen aus einer wahrhaft ‚losen‘ Familie, Jazz-Fan und Muster eines ‚Freizeitaktivisten‘ auf der untersten Ebene: aus der Zeche und Gemeinde möchte er fort und bezeichnet die Tätigkeit eines ‚Beifahrers‘ ausüben (...). Ähnlich zwei Jugendliche, deren Väter gefallen sind: der eine ist unter Familieneinfluß zur Zeche gekommen und nicht nur mit dem Beruf zerfallen, sondern auch menschlich abgesackt und einer flachen Vergnügungssucht anheimgefallen.<sup>224</sup>

Hier, in einer gemeindefsoziologischen Untersuchung zum Arbeiter- bzw. Bergarbeitermilieu, sind es gleichzeitig zwei Zielrichtungen der Diagnose: Indem das Unbehagen an neuen Medien und moderner, amerikanisch geprägter Kultur mit der Forderung nach Rückbesinnung auf traditionelle Familienwerte verknüpft wird, wird die bürgerliche Familie als Garant gegen jugendliche Ausbruchversuche aufgebaut. Dies wird bei der Diskussion über die Halbstarcken allzu deutlich.

Laut Wörterbuch der Pädagogik in der Ausgabe von 1960 handelt es sich bei diesem Phänomen um „eine Gruppe geltungssüchtiger Jugendlicher, die sich durch Primitivreaktionen außerhalb der sozialen Ordnung stellen. Sie sind eine Zeitreaktion auf die moderne Industriegesellschaft und nicht auf Deutschland oder Europa beschränkt.“<sup>225</sup> Es überraschte und irritierte viele Zeitgenossen, dass die Figur des Halbstarcken eine transnationale Erscheinung war. In Großbritannien traten sie als Teddyboys auf, in Frankreich als „Blouson Noirs“ und in Österreich nannte man sie „Plattenbrüder“. Also wäre die Erscheinung als eine Reaktion wohlstandsverwahrloster Jugendlicher auf die Entwicklungen in der modernen Konsumgesellschaft zu werten? Ein Blick hinter den Eisernen Vorhang hätte das Gegenteil beweisen können. Denn auch in der DDR („Rowdys“) und der Sowjetunion („Hooligans“) traten rockige, die Öffentlichkeit

---

<sup>221</sup> Zinnecker, Jugendkultur, S. 133.

<sup>222</sup> Bornemann, Jugendprobleme, S. 23.

<sup>223</sup> Croon/Utermann, Zeche, S. 214. Aber auch: Blücher, Freizeit, S. 11-13; S. 118-124.

<sup>224</sup> Blücher, Freizeit, S. 214. Anders dagegen der Pionier der Industriesoziologie Heinz Kluth. Kluth, „Halbstarcken“.

<sup>225</sup> Hehlmann, Wörterbuch, S. 208.

provozierende Jugendliche auf.<sup>226</sup> Und doch muss man bei der Einordnung die Jugendkulturen nach der Sprengkraft, die sie innerhalb des politischen Systems entfalten können, unterscheiden. Die Analyse und Bezeichnung von jugendkulturellen Phänomenen in autoritären Systemen sind dabei besonders diffizil. So hat man für die Gruppe der „Edelweißpiraten“, die sich während der NS-Zeit der HJ entzogen, Gitarre spielend und in geschlechtsheterogenen Gruppen durch die Wälder zogen, den Begriff „unangepasst“ gefunden und trägt damit der Problematik Rechnung, dass es sich hier um eine Mischung aus Delinquenz, ästhetischer und politischer Opposition handelte.

Die Halbstarken-Randale in der Bundesrepublik waren fast ausschließlich ein Großstadtphänomen und ihre Akteure eine verschwindend kleine Minderheit. Genauere Zählungen gingen von ca. 100 „Großkrawallen“ mit jeweils mehr als 50 Teilnehmern aus.<sup>227</sup> Diese kleine Minderheit lässt sich soziologisch immerhin recht gut fassen. Nach Thomas Grotums Analyse waren es fast ausschließlich männliche, ca. 16- bis 19-jährige Lehrlinge oder als un- und angelernte Arbeiter Beschäftigte. In der dritten repräsentativen EMNID-Jugendstudie mit dem spektakulären Titel „Wie stark sind die Halbstarken?“ von 1956 musste man im Kommentarteil feststellen: „Wir fanden jedoch so gut wie keine ‚Halbstarken‘ – jedenfalls nicht in dem Sinne, in dem sie in den Massenmedien dargestellt waren.“ Was aber in erster Linie damit zusammenhing, dass zum Zeitpunkt der Befragung (1955) die Halbstarken noch keine Rolle spielten. Entsprechend taucht der Begriff in der Studie nur einmal, nämlich im Vorwort auf.<sup>228</sup>

Delinquent waren die Halbstarken nur zum Teil und dann in erster Linie wegen Verletzung der Straßenverkehrsordnung oder Sachbeschädigung. Es ging hier doch eher um semiotische Kämpfe, um eine ostentative Körperlichkeit und um die Frage, ob man es akzeptieren kann, dass öffentlicher Raum von Jugendlichen auf diese Weise angeeignet und umdefiniert wird. Und so wird das Halbstarkenphänomen wie im folgenden Zitat von psychotherapeutischer Seite auch als Symptom einer psychosomatischen Reizwirkung der Stadt ge- deutet, was die traditionelle Großstadtfeindschaft der Moderne fortführte:

In dem Augenblick, in dem unsere Kinder auf die Straße hinaustreten, unterliegen sie vegetativen Steuerungs- und emotionalen Prägungs-Impulsen, nämlich den Einflüssen der ‚Straße‘, die alle Bemühung der historischen Erziehungsfaktoren überfluten und zunichte machen können.<sup>229</sup>

In der zeitgenössischen Rezeption der hier skizzierten Jugendgestalt ist grob zwischen zwei Interpretationen zu unterscheiden. Die Markierung und Analyse der jugendlichen Aktionen als kriminell auf der einen Seite, wie sie Günther

---

<sup>226</sup> Vgl. Poiger, Jazz, S. 101.

<sup>227</sup> Kaiser, Jugend, S. 102-104.

<sup>228</sup> EMNID III, S. 7-8; S. 10.

<sup>229</sup> Gauger, Dämon, S. 152 (Hervorhebung im Original).

Kaiser 1959 in der vom Studienbüro für Jugendfragen herausgegebenen Untersuchung „Randalierende Jugend“ beschreibt, und die verständnisvolle pädagogische Sichtweise auf der anderen Seite, so wie sie Curt Bondy vertrat.<sup>230</sup>

Kaiser sieht die Krawalle als reine Angriffs- oder Schädigungskriminalität und nicht als „sinnlosen Ausbruchsversuch aus der in die Watte der manipulierten Humanität, überzeugender Sicherheit und allgemeiner Wohlfahrt gewickelten modernen Welt“, wie es Schelsky in einer Ad-hoc-Interpretation noch dem Schlusskapitel seiner skeptischen Generation angefügt hatte.<sup>231</sup> Es gehe ihnen nicht um die Verwirklichung konkreter Ziele oder Aufgaben, sondern um die Befriedigung „des gesteigerten Lebensgefühls“ – eine Provokation im Wertebereich:

Gemessen an der zweckrationalen Ordnung entbehren sie ebenso des Nutzens wie Spiel, Sport, Tanz und überhaupt alle Äußerungen des Tätigkeitsdranges, der sich durch den Mangel an ‚Sinnwert‘ essentiell von Arbeit und Leistung unterscheidet.<sup>232</sup>

Kaiser deutet das Halbstarke-Phänomen als epochal-typologisch für die Zivilisation der Industriegesellschaft mit ihren Kennzeichen „Bevölkerungszunahme, Verstädterung, Schwinden der Vertrauensstruktur, Verlust des Heimatgefühls, Entwurzelung, arbeitsteilige Wirtschaft, Versachlichung, Mobilität“, was sich einfügt in zahlreiche Zeitdiagnosen über die Probleme der Industrie- und modernen Massengesellschaft der 50er Jahre. Die Erscheinung der Halbstarke, so Kaiser und andere, sei eben ohne Industrialisierung und moderne Massengesellschaft mit deren „mannigfaltigen Begleit- und Folgeerscheinungen“ überhaupt nicht zu verstehen.<sup>233</sup>

Curt Bondy hingegen deutet das Phänomen verständnisvoller als Symptom gesamtgesellschaftlicher Widersprüche und als Ausdruck eines Wandels gesellschaftlicher Normen und Werte – was Schelsky dann etwas später bei seiner kurzen Einschätzung der Halbstarke-Krawalle aufnimmt und umdreht: „Die Ordnung stört die Jugendlichen.“<sup>234</sup> Von vielen Kommentatoren wird das Halbstarke- auch als ein „Freizeitproblem“ diagnostiziert. In diesem Zusammenhang wirkt unter anderem die Beobachtung nach, dass es statistisch die nicht in Vereins- und Verbandsarbeit eingebundenen Jugendlichen waren, die tendenziell eher delinquent wurden, was den Topos zu bestätigen schien, der schon einige Jahre zuvor mit dem Schlagwort „bindungslose Jugend“ geprägt worden war.<sup>235</sup> Womit Anfang der 50er aber weniger die Vereinsbindung als vielmehr die Flüchtlingsproblematik, das Phänomen der unvollständigen Familie und das

---

<sup>230</sup> Bondy/Braden/Cohen/Eyferth, Jugendliche.

<sup>231</sup> Schelsky, Generation, S. 495.

<sup>232</sup> Kaiser, Jugend, S. 38.

<sup>233</sup> Kaiser, Jugend, S. 88.

<sup>234</sup> Bondy u.a., Jugendliche; Schelsky, Generation, S. 495.

<sup>235</sup> Vgl. Bondy u.a., Jugend, S. 42-50.

soziale Brennpunkt-Thema Arbeitslosigkeit, zum Teil „Entwurzelung“ und damit einhergehendes gesellschaftliches Unruhepotenzial wegen Heimatlosigkeit diskutiert worden war.

Gleichzeitig waren sozialpädagogische Konzepte und Ressourcen rar. Doch es gab sie: Nicht nur prohibitive Konzepte bestimmten den Diskurs über die Halbstarcken, auch sozialpädagogische Strategien, wie die, jugendlichen Banden in die Heime der Offenen Tür zu ziehen, „um dort Einfluß auf die Gruppennormen zu gewinnen“, wurden als Kriminalitätsprävention ausprobiert.<sup>236</sup> Tatsächlich aber stieg der Anteil der 14-17-Jährigen – strafmündig war man ab 14 – an der Summe der Verurteilten erst Anfang der 60er Jahre deutlich an, während die juristisch definierten „Heranwachsenden“ (18-21 Jahre) vor Gericht überrepräsentiert sind, was aber nicht typisch für diese Zeit oder für die Bundesrepublik ist. Traditionell besteht im Diskurs dieser enge Konnex zwischen Delinquenz und Jugendlichem, konkret auch des in „Banden“ organisierten Unterklassejugendlichen, der sich – folgt man der kriminologischen Anomietheorie – gegen Werte der nicht erreichbaren Mittelschichtkultur auflehnt.<sup>237</sup> Der Anteil der Minderjährigen an der Gesamtzahl der Verurteilten, auch der als „junge Erwachsene“ eingeordneten 21-24-Jährigen stieg auch innerhalb ihrer Altersgruppe zwischen 1955 und 1962 von 0,9 auf 1,5 (Jugendliche) bzw. von 2,6 auf 3,4 Prozent (Heranwachsende) an, davon waren jeweils über 90 Prozent männliche Minderjährige. Man weiß, dass hohe Jugendkriminalitätsraten zur statistischen Normalität moderner Gesellschaften gehören, dass die Überrepräsentation im Lebensverlauf meist episodisch ist.<sup>238</sup> Wenn man sich Prozesse von krimineller Zuschreibung über „labeling approach“ und die Tatsache vergegenwärtigt, dass kriminell registrierte Handlungen immer auch Resultat von Definitionsprozessen sind, so bleibt der Wert von Kriminalitätsstatistiken insgesamt umstritten. So ist hier zum Beispiel zu erwähnen, dass die Anzahl der möglichen Vergehen größer ist als bei anderen Altersgruppen. „Homosexuelle Handlungen“ gehören zu potenziellen Verurteilungen wie auch „Unzucht“, vor allem aber spielen Verstöße gegen die StVO oder das Fahren ohne Führerschein eine große Rolle.<sup>239</sup> Ein Grund, so Kriminologe Joachim Hellmer, sei in der nicht absorbierten körperlichen Kraft zu sehen, denn die

---

<sup>236</sup> Bals, Halbstarcke, S. 18.

<sup>237</sup> Vgl. Griese, Jugend(sub)kultur(en) und Gewalt sowie Breyvogel, Stadt. Speziell für den Halbstarcken-Zusammenhang: Maase, Kriminalisierung, S. 189-203.

<sup>238</sup> Vgl. Bohnsack, Jugendliche, S. 316-336.

<sup>239</sup> Jedoch auch schwere Delikte wie Diebstahl und Raub steigen in dieser Zeit prozentual an. Die Zahlen stammen aus dem Kriminalitätsbericht des Statistischen Bundesamtes, Fachserie A: Bevölkerung und Kultur, Reihe 9 Rechtspflege II: Strafverfolgung 1960. Als Indiz für „Verwahrlosung“, beschrieben von Hellmer, Jugendkriminalität. Seit 1953 gab es das neue, das Jugendrecht regelnde Jugendgerichtsgesetz (JGG). Zur stark angestiegenen Jugendkriminalität in den Nachkriegsjahren, wo Eigentumsdelikte („Kohleklau“, Schwarzmarkt) dominant sind, vgl. Statistisches Bundesamt, Die Jugendkriminalität in den Nachkriegsjahren, in: Wirtschaft und Statistik 1953, S. 384-385.



Gelegenheiten Kräfte auf soziale, legale Weise anzubringen, seien für Jugendliche in den letzten 50 Jahren immer dürftiger geworden. Als weitere Ursachen werden biologische und soziale Faktoren, unter anderem die „kriminelle Mehrbelastung Unehelicher“, zuviel Freizeit oder die mangelnde Konstanz erzieherischer Leitbilder genannt. Vielfach wird den neuen Medien (Filme, „Hefte“) Verantwortung für Verbrechen zugeschrieben. Die klassische These der Gewalt-Mimesis, hier der Nachahmungsreflex dessen, was bestimmte amerikanische Filme und Musikhabits den Jugendlichen vormachen, ist stets wichtiger Bestandteil kriminologischer Diskurse.<sup>240</sup> Gerade in der Jugendschutz- und der Halbstarkendebatte ist dies so, auch wenn es hier einflussreiche Stimmen wie diejenige René Königs gab, die einen solch eindeutigen Zusammenhang zwischen Medienkonsum und Jugendgewalt verneinten.<sup>241</sup> Aber – und dies erstaunt in der Besprechung – auch die zahlreichen NS-Prozesse und die Versuche der Erwachsenen, Ereignisse aus der Vergangenheit zu verharmlosen, spielten am Rande eine Rolle:

Hier ist ein großer Teil der Glaubwürdigkeit der Forderungen, die heute an die Jugend gestellt werden, in großer Substanz unserer Kultur verloren gegangen; ohne eine gemeinsame kulturelle Grundlage ist aber eine positive Einwirkung auf die Jugend nicht möglich.<sup>242</sup>

Tatsächlich lag der Schwerpunkt der Delikte bei Sachbeschädigung und „Begehrlichkeitsdelikten“, also Diebstahl. Insofern erscheint die These von Ludwig von Friedeburg als Vertreter der „Frankfurter Schule“ nur logisch: „Die Zunahme der Jugendkriminalität bezeugt eher den Wunsch nach Anpassung als das Bedürfnis nach Sezession und Widerstand.“<sup>243</sup> Bestrafung war die priorisierte Reaktion auf jugendliche Normverstöße, was sich erst im Verlauf der 60er Jahre ändert.<sup>244</sup> Und zum ersten und nicht letzten Mal spielten die Medien bei der Etablierung dieser Form von jugendlicher Artikulation ganz entscheidend mit. Sie erfüllten auf der einen Seite eine Katalysatorfunktion, indem sie Ereignisse aufbauschen, und auf der anderen Seite eine Interpretationsfunktion, was in den Reaktionen auf die Halbstarkenkrawalle deutlich wird. So sieht Walter Abendroth die Ursachen in der „Geisteshaltung des Normalmenschen unseres Zeitalters“ begründet, in dem Zerfall bürgerlicher Werte, in der Erosion von Religiosität und ihrer Substitution durch Fanatismus verschiedener Art:

Wer weiß, zu welcher Verworrenheit und Verwegenheit sich Massenräsche, wie die Orgien der Jazz-Fans, einmal auswachsen mögen, wenn nur im kritischen Augenblick entsprechende Motive eingeschaltet werden? (...) Der Jazz-

---

<sup>240</sup> Bondy u.a., Jugend, S. 61: „Sehr häufig wird im Schrifttum und insbesondere in der Presse betont, daß die Halbstarke in ihrem Verhalten eigentlich nur nachmachen, was ihnen in Filmen wie ‚...denn sie wissen nicht, was sie tun‘ oder ‚Der Wilde‘ vorgeführt wird.“

<sup>241</sup> Vgl. König, Bemerkungen, S. 1-11.

<sup>242</sup> Hellmer, Jugendkriminalität, S. 92.

<sup>243</sup> Von Friedeburg, Verhältnis, S. 183.

<sup>244</sup> Ubbelohde, Umgang, S. 402.

Wahn und der Film-Wahn, sie haben beide abermals ihre Vorbedingung in entsprechenden Haltungen der Erwachsenen. Auch den Eltern sind ja in vielen Fällen jene Kulte, die sich an Jazz und Film anknüpfen, Gegenstand einer inneren Teilnahme.<sup>245</sup>

Liberalere Kommentatoren wiesen darauf hin, dass es sich hier weder um ein kriminelles noch um ein asoziales Verhalten handele, sondern eigentlich um eine Provokation bürgerlicher Werte, so ein Hinweis in der FAZ:

Einmal, weil der Anblick geballten Müßiggangs den fleißigen Bundesbürgern überhaupt ein Dorn im Auge ist. (...) Zum anderen, weil die Knaben laut sind und in Corona auf ihre Tonart ihres Gruppenkomments umschalten, der auch nicht der unsrige ist.<sup>246</sup>

So unterschiedlich die Analyse, so gegensätzlich die Rezepte, die grundsätzlich in zwei Pole aufgeteilt werden können: Verständnis und Kriminalisierung. Während Bondy sich für offene Heime und aktive Freizeitgestaltung als Mittel gegen „seelische Unordnung“ aussprach, richtete Kaiser den Blick auf Möglichkeiten von Strafmaßnahmen. Weitere intensive Diskussionen entbrannten unter anderem darüber, ob man dem Halbstarckenproblem mit der Wiedereinführung der Wehrpflicht erfolgreich begegnen könnte.<sup>247</sup>

Und was denkt die Bevölkerung? Im Durchschnitt reagierte diese jedenfalls unaufgeregter, als man wegen des Medienaufruhrs erwarten könnte: 56 Prozent der von Allensbach befragten Erwachsenen hielten die öffentliche Gefahr, die angeblich von den Halbstarcken ausging, „für stark übertrieben“, 22 Prozent sahen diese Gefahr und 8 Prozent wussten mit dem Begriff „Halbstarke“ überhaupt nichts anzufangen.<sup>248</sup>

Umstritten ist der historische Ort der Halbstarcken aus Sicht der Geschichtswissenschaften. Thomas Grotum weist in seiner Monografie zu den Halbstarcken auf Quellenbasis von Presseberichten, Polizei- und Gerichtsakten auf deren „Rebellion ohne Ziel“ hin. Mit ihrer demonstrativen Vulgarität und der Mischung aus Lässigkeit und Aggressivität ging es den Halbstarcken um die Akzeptanz ihrer Bedürfnisse als Pioniere eines hedonistischen Freizeitstils. Sebastian Kurme bestätigt in einer vergleichenden Perspektive mit der Situation der „juvenile delinquents“ in den USA, dass es sich hierbei weniger um „passive und manipulierte Objekte einer profitorientierten Jugendindustrie“ gehandelt habe, sondern im Gegenteil, dass solche Gruppen in verschiedenen Ländern die Angebote des Marktes offensiv zur eigenen Stilbildung und zur Herausforderung gesellschaftlicher Autoritäten nutzten.<sup>249</sup> So seien es gerade dieser Selbst-

---

<sup>245</sup> Abendroth, Kopfschütteln, S. 15.

<sup>246</sup> Pross, Flucht.

<sup>247</sup> Gregor von Rezzoris hergestellter Zusammenhang mit einem neuen Spießertum ist in der Diskussion über Halbstarke und delinquente Jugendliche eher die Ausnahme, vgl. Rezzori, Halbstarcken.

<sup>248</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch (1957), S. 139.

<sup>249</sup> Kurme, Halbstarke, S. 277.

inszenierungscharakter und die argumentative Indifferenz der Halbstarcken gewesen, die auf die Gesellschaft so bedrohlich wirkte.

Im Gesamtkontext der Jahre 1945-1960 betont Klaus Wasmund, dass die Proteste auch als Antwort auf Widersprüche zwischen dem als allgemein empfundenen Normenverfall der Nachkriegszeit, verbunden mit Selbstständigkeits- und Freiraumerlebnissen einerseits, und der rigiden Autoritäts- und Normenpraxis in Familie, Schule und Lehre in den 50er Jahren andererseits zu sehen sind.<sup>250</sup> Auch Werner Faulstich betrachtet die westdeutsche Jugendkultur der 50er Jahre insgesamt als „Gegenkultur“ mit „Widerspruchscharakter“ und „Avantgardefunktion“.<sup>251</sup> Ebenso wird diese von Speitkamp als hedonistische Rebellion mit dem Einsatz von Konsumartikeln gesehen, auch wenn man selbst Teil der „Nierentischkultur“ ist, avancieren sie zum sichtbarsten Merkmal eines Auseinanderklaffens von „kleinbürgerlichem Familienidyll, pruden Erwachsenenwerten und experimentierender, auch sexueller Autonomie“.<sup>252</sup> Daran anknüpfend betont Kaspar Maase deren progressive, emanzipatorische und modernisierende Funktion als „Konsumpioniere“.<sup>253</sup> Mit „Jugendrevolte gegen die Selbstzufriedenheit der Wirtschaftswundergesellschaft“ beschreibt man die Halbstarckenkrawalle wohl zu überdimensioniert, denn als primär politisch kann man das Phänomen jedenfalls nicht lesen.<sup>254</sup> Nicht konkret politisch jedenfalls, sondern eher im Kontext fortlaufenden Wertewandels, in dem asketische Pflicht- und Obrigkeitserblichkeit an Bedeutung verlieren, Flexibilisierung und Individualisierung von Verhaltensstandards als Teil gesellschaftlicher Modernisierung zunehmend akzeptiert wird.<sup>255</sup> Der Zusammenhang von Halbstarcken mit der sogenannten Studentenrevolte ungefähr zehn Jahre später ist dabei äußerst lose: Man kann davon ausgehen, dass es kaum eine personelle Kontinuität gibt, die Protagonisten entstammen nur zum Teil benachbarten Geburtsjahrgängen und eben nicht „derselben Generation“, zudem ist der soziale Hintergrund der Akteure grundverschieden. Gemeinsam ist den auffälligen Jugendlichen 1958 und 1968 der internationale Horizont und die Tatsache, dass ihr Profil medial zumindest mitbestimmt wurde und dass das Auftreten jeweils in einer historischen Linie einzuordnen ist: Bei den Halbstarcken wäre auf die „Street corner societies“<sup>256</sup> hinzuweisen, bei der Studentenbewegung ist die

---

<sup>250</sup> Vgl. Wasmund, Leitbilder, S. 211-231.

<sup>251</sup> Faulstich, Kultur, S. 278.

<sup>252</sup> Speitkamp, Jugend, S. 257.

<sup>253</sup> Maase, BRAVO, S. 172.

<sup>254</sup> Peukert, Halbstarcken., S. 533-548; S. 543. Vgl. Kraushaar, Protest-Chronik.

<sup>255</sup> Vgl. Lindner, S. 248. Andere sehen diese „Vorarbeit“ der Halbstarcken ähnlich: Fischer-Kowalski, Halbstarcke, S. 53-69.

<sup>256</sup> Wobei die Unterschiede nicht übersehen werden dürfen. So zeichnete sich die „Street Corner Society“, wie ursprünglich von Whyte beobachtet und beschrieben, dadurch aus, dass es sich um jugendliche Immigranten handelte, die dezidiert delinquent waren. Vgl. Whyte, Street. Vgl. die „Krawalldaten“ und ihre Einbettung in den internationalen Kontext bei Kraushaar, Protest-Chronik, S. 2505-2506.

Anlehnung an beat generation und amerikanischer Bürgerrechtsbewegung unübersehbar. Gemeinsam ist diesen beiden außerdem, dass sie teilweise die gleiche provokative öffentliche Protestkultur pflegten, und dass man schließlich beiden retrospektiv eine ambivalente Haltung zum Konsum unterstellen darf. Die Kritik an materialistischer Orientierung der Erwachsenenwelt geht einher mit einem hedonistisch angehauchten Lebensstil, der ohne das kreative Ausschöpfen neuer Konsumangebote nicht denkbar ist.

Politisch bedeutender ist die etwas früher beobachtete sogenannte „Ohne-mich“-Bewegung, die rein zahlenmäßig eine viel größere Gruppe, und insgesamt, nicht zuletzt durch ihre prominenten Fürsprecher Martin Niemöller und Gustav Heinemann, intellektuell geprägt war. Die gemeinsame politische Gegnerschaft gegen die Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht führte zu Protestdemonstrationen mit Zehntausenden, und die Jugendlichen waren hier über die politischen oder konfessionellen Jugendgruppen beteiligt. Politisch waren die Proteste letztlich erfolglos – der Jahrgang 1937 war der erste, aus dem Dienstverpflichtete in die Bundeswehrkasernen einrücken mussten. Überhaupt läuft ja im kleinen Rahmen politischer Opposition eine Jugendfraktion immer mit, sei es in der sich auf breite Zustimmung stützenden Kampagne gegen die atomare Aufrüstung und Bewaffnung der Bundeswehr („Kampf dem Atomtod“), sei es in der sich dann entwickelnden Ostermarschbewegung. Diese Teilnahme tritt nur weniger ins öffentliche Bewusstsein.

Wenngleich darauf hingewiesen wurde, dass es sich bei den Halbstarke meist um Lehrlinge oder Jungarbeiter handelte – „proletarisch“ waren die Halbstarke sicherlich nicht im Sinne eines wie auch immer gearteten politischen Klassenbewusstseins. Aber ihr soziales Profil und vor allem der Habitus stehen doch eindeutig in der Tradition der Arbeiterkultur, zumal es historische Vorläufer des Halbstarke als körperlich und maskulin geprägte, hierarchisch strukturierte und öffentlich provokant auftretende Gruppe bereits im Kaiserreich gegeben hatte, dort auch als Begriff in der Gefängnisfürsorge benutzt wurde und durch die Abhandlung von Pastor Clemens Schultz 1912 bekannt geworden ist.<sup>257</sup> Ebenso steht das Motorrad, das Hauptinstrument gezielter öffentlicher Beunruhigung, nicht nur in Nachahmung amerikanischer Vorbilder. Es hat auch in Deutschland seit den 20er Jahren eine gewisse Tradition als Bestandteil der jungen Arbeiterkultur.<sup>258</sup> Der persönliche Genuss, und hier ganz

---

<sup>257</sup> Der Begriff „halbstark“ taucht schon vor der Jahrhundertwende auf, als Cliques Hamburger Arbeiterjugendlicher durch ihr aggressives, provozierendes Verhalten auffielen: Muchow definiert diese rückblickend als „herumlungernde, in Scharen auftretende, radaulustige und nicht ganz ungefährliche Jugendliche aus sozialen Randschichten“. Muchow, *Psychologie*, S. 389. Am stärksten hat in der negativen Konnotation Pastor Clemens Schulz den Begriff des Halbstarke geprägt. Dieser sei gegenüber den bürgerlichen Werten Fleiß und Ordnung rebellisch eingestellt, bedrohe Sitte und Moral und sei gefährlich wegen seiner Ablehnung von Obrigkeit und der Lebensweise seiner Mitbürger; Schultz, *Halbstarke*.

<sup>258</sup> Vgl. Fack, *Jugend*, S. 95-120.

besonders das Rauchen, ist eine symbolisch wichtige Schnittstelle der durch Verbote definierten Abgrenzung zwischen Jugend- und Erwachsenenstatus. Und andererseits bekräftigt gerade der demonstrativ öffentliche und alltägliche Konsum den Anspruch, Teil dieser Erwachsenenwelt zu sein, ist somit ein starkes nonverbales Ausdrucksmittel, das von großer Bedeutung besonders für männliche Unterschichtenjugendliche war. Frühzeitiger Konsum der noch verbotenen Genussmittel kann aber auch eine klare Absage an asketische Lebensplanung und ein offensiver Angriff auf die Machtposition der Älteren sein. Die expressive Lässigkeit und der deutliche Bezug auf amerikanische oder französische Vorbilder, war wiederum für die Jugend etwas ganz Eigenes, barg in sich eine deutliche symbolische Abgrenzung gegenüber der Elterngeneration. Eine dezidiert proletarische Erscheinung inmitten des schleichenden, viel zitierten „Abschieds von der Proletarität“, der Verbürgerlichung des Arbeitermilieus? Die Einschätzung, hier habe man es mit einer Jugendrevolte gegen die Selbstzufriedenheit der Wirtschaftswundergesellschaft zu tun, erscheint der Dimension des Phänomens nicht angemessen. Das ostentative Gelangweiltsein und das öffentliche Herumlungern, verbunden mit Symbolen einer kulturell neuen, und für viele befremdlichen US-Populärkultur kann man aber sicherlich als ein Statement gegen die auf Tüchtigkeit, Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit, Prüderie und Häuslichkeit beruhende Wirtschaftswundergesellschaft lesen, der Habitus der Rock ‘n’ Roller war ja eher das Gegenteil von Triebverzicht, Selbstkontrolle und Erfolgsstreben. Doch insgesamt muss die Rebellion eher als ein diffuses Dagegen-Sein denn als ein dezidiert politisches Plädoyer gesehen werden. Der verschwenderische Umgang mit Lebenszeit – eine Provokation, der als kultivierter Müßiggang für ehemals adelige, später großbürgerliche „Jünglinge“ für die Persönlichkeitsentfaltung über eine gewisse Tradition verfügte, aber im traditionellen Jugendbild des lohnabhängigen Unterschichtenjugendlichen bis dahin nicht vorkam, weil er sich dies schlichtweg nicht leisten konnte.

In Auftreten und Analyse scheint dieses Phänomen von beiden Seiten ein Unbehagen in der Kultur der frühen Bundesrepublik auszudrücken: einerseits als eine aufsehenerregende, zum Teil delinquente Abgrenzung gegenüber dem hegemonialen kulturellen und moralischen Koordinatensystem, das zweifellos zutiefst bürgerlich war. Und andererseits ließ die Reaktion auf die Krawalle und Provokationen eine diffuse Angst vor Diskontinuität und kultureller Überformung von außen erkennen. Den Halbstarken aber ging es in erster Linie um die Legitimität abweichenden Geschmacks und um das nicht immer ganz ernst gemeinte Aufzeigen einer Kontrastfolie: Konsum statt Arbeit, Straße statt Wohnzimmer, E-Gitarre statt Geige und Lederjacke statt Anzug. Nicht zu vergessen die vergleichsweise langen Haare, die lasche bis laszive Körperhaltung und ein Tanz voller sexueller Andeutungen, der informelle, mit Amerikanismen durchsetzte Jargon und Manieren, die alles andere als subaltern und „anständig“ waren. Insgesamt kann man in einer solchen „Stil-Bricolage“ nicht

nur ein jugendliches Autonomiestreben sehen, sie drückt durchaus auch eine Forderung nach Pluralismus auf ästhetischer Ebene aus. Dass einige dieser Stilelemente ganz offenkundig Ausdruck der deutlichen Bejahung amerikanischer Populärkultur war, verlieh der intergenerationellen semiotischen Auseinandersetzung im Alltag zusätzliche Sprengkraft. Dabei ist der Konnex zwischen „Amerika“ und „Jugend“, zwischen „Amerika“ und „Zukunft“ auch zwischen „Amerika“ und „Materialismus“ keinesfalls neu. Die USA sind für Europa konkrete Utopie seit deren Unabhängigkeitserklärung und der Prozess der Amerikanisierung ist v.a. ein Kulturtransfer, der einerseits Ergebnis der Besatzungspolitik nach 1945 ist, und andererseits ein Prozess, der teils von der Gesellschaft gewollt, teils reaktiv mitgestaltet wurde und dabei Ansätze aus der Zwischenkriegszeit wieder aufnahm.<sup>259</sup> Amerika steht in einigen Belangen ganz oben auf der jugendlichen Traumlandkarte: Die meisten der 70 Prozent, die 1954 bejahten, dass „wir Deutsche von anderen Ländern lernen können“, meinten dies im Hinblick auf die USA.<sup>260</sup> Das Sehnsuchtpotenzial äußert sich auch in der hohen Zahl Auswanderungswilliger, die insbesondere die USA als Wunschziel angaben: Fast ein Drittel der Befragten äußert dies 1953, davon haben 17 Prozent sogar „feste Auswanderungspläne“.<sup>261</sup>

Darüber hinaus hatte das spektakuläre Auftreten der Halbstarken in der Öffentlichkeit deutliche Auswirkungen auf den ohnehin schon breiten Diskurs über Jugend und Jugendkultur, sodass man in der Halbstarken-Erscheinung durchaus das erste medial aufgebauchte Jugendbild der Bundesrepublik sehen kann, ein Bild, das vor allem die Jugendpsychologie stark beschäftigte. Halbstarkes Auftreten war und blieb aber, und dies kommt in vielen retrospektiven Analysen häufig zu kurz, ein eindeutiges Minderheitenprogramm in der Tradition traditioneller öffentlicher „Gesellungen“ von Arbeiterjugendlichen; einerseits „kontrakulturell“ gerichtet gegen die dominante, als bürgerlich empfundene gesellschaftliche Grundorientierung mit ihren verbindlichen Verhaltensnormen, andererseits „subkulturell“, weil schon gar nicht mehr, nicht einmal oppositionell an den Werten dieser Mittelschichtkultur orientiert. Erst die Umwandlung des musikalischen und ästhetischen Programms in massenkompatiblere Bahnen verhalf einigen Elementen dieser Jugendkultur zum Erfolg. Denn parallel zum Phänomen des Halbstarken entwickelt sich ein anderer und breitenwirksamerer Typ neuer jugendlicher Ausdrucksformen: der Teenager.

---

<sup>259</sup> Vgl. Doering-Manteuffel, Dimensionen.

<sup>260</sup> EMNID II, S. 269. Auch hier ist eine deutliche Abhängigkeit von der Bildung zu konstatieren: 65 Prozent mit Volksschulbildung, 88 Prozent mit Mittelschulbildung und 92 Prozent mit Oberschulbildung glauben, dass „wir Deutsche von anderen Völkern etwas lernen können“.

<sup>261</sup> NWDR 1953, S. 115-116. Tatsächlich ist von den registrierten Auswanderern (dies sind in den Jahren 1953-1957 jeweils ca. 50-60.000) die Hälfte unter 25 Jahre. Bundesamt, Jugend, S. 11; Andere Statistiken gehen von Zahlen zwischen 80.000 und 200.000 aus. Vgl. Bundesamt, Bevölkerung, S. 116.

### 2.6.2 Die Figur des Teenagers

Parallel zu Elvis Presleys Transformation vom Hüfte schwingenden Rock 'n' Roll-Schreck zum Schmusesänger vollzog sich eine generelle Umfirmierung von ursprünglich die Erwachsenenwelt herausfordernden jugendkulturellen Codes in Mainstream-Variationen. Und jeder weiß, wie die Teenager aussehen:

Pferdeschwanz, entweder wild herabhängende Strähnen bei den Mädchen, Cäsarenfrisuren bei den Jungen (...) Petticoats, Conny-Pullis oder: Blue Jeans und James Dean Jacken. Das sind inzwischen schon Typen geworden, Typen aus der Retorte, erdacht in der Reklame – Laboratorien psycho-technischer Bedürfnislenker. Die Konfektionäre der Schere arbeiten mit den Schneidern der Seele Hand in Hand.<sup>262</sup>

Die Teenager wurden in Deutschland vor allem durch das Film- und Musikpaar Peter Kraus und Conny Froebess personifiziert. Im Vergleich zum wilden, rebellischen, zum Teil auch machistischen Auftreten der Halbstarcken war der Teenager kommerzieller, „softer“, angepasster und bezog auch Mädchen und die Mittelklasse mit ein – der „bedrohliche Stachel der Rebellion“<sup>263</sup> ist gezogen. Die im Grunde wenig progressive, rein männliche Perspektive des Rock 'n' Roll, in der die Frauen höchstens als sexuelles Wunschziel, als „Baby“ oder „Angel“ vorkamen, erhielt eine Ergänzung in dem Statement „Alle Mädchen wollen küssen“. Gleichzeitig waren in den Songtexten auch immer harmlose und dezidiert unkonfrontative Elemente enthalten – diese waren wohl auch zur Beruhigung der Erwachsenenwelt eingebaut:

Kinder, wär' das wunderschön, wenn auf dieser Welt  
alle Menschen sich versteh'n, wie's die Jugend hält,  
denn wir pfeifen gut und gern auf Politik,  
uns verbindet nah und fern unsere Musik.

So jedenfalls der Wunsch in einem Songtext von Conny Froboess 1958. Die Songtexte enthalten nicht nur diese, aus dem Schlager bekannte harmonische, unpolitisch-positive Weltsicht, sondern häufig auch Spaß am Nonsens („Hula Baby!“), eine Prise Hedonismus („Lippenstift am Jackett“) und Hinweise darauf, dass es sich hier um ein transnationales, westliches Phänomen handelt; eine raffinierte Synthese von für Jugendliche interessanten Elementen aus der neuen Musik- und Tanzkultur des Rock und Beat, Starkult von Sängern oder Schauspielern, eine legere Mode – im Grunde ist es das erste in sich geschlossene Lifestyle-Angebot nach dem Krieg. Aber – und dies ist entscheidend – dieses Lifestyle-Angebot ist auch im Vergleich mit entsprechenden Vorläufern aus der Großstadtkultur der 20er Jahre dezidiert altersabhängig und hält auch für junge Mädchen ein spezielles Identifikationsangebot bereit. Der Teenager

---

<sup>262</sup> Lamprecht, Teenager, S. 33.

<sup>263</sup> Schildt, Zeiten, S. 422. Vgl. Bartram/Krüger, Backfisch, S. 84-102.

wird zur neueren Variante des „Backfisch“-Ideals, das noch 1955 perfekt durch Sissi oder die Immenhof-Mädchen verkörpert wurde.

Die Tatsache, dass die sich rasch entfaltende Freizeit- und Konsumindustrie sehr gezielt Produkte für die neue Zielgruppe der Jugendlichen entwarf und diese verkaufte, ist deutlich, die Kommerzialisierungs- und Verharmlosungsprozesse des ursprünglich konfrontativen Rock ‘n’ Roll-Ideals unbestritten und vielfach als „Erfindung“ des Teenagers beschrieben worden. Gleichzeitig müssen aber konfektionierte Stil-Angebote auf ein reales Gegeninteresse gestoßen sein, hier: auf ein breites Interesse der Mittelschichten.

Das, was Friedrich Tenbruck die Entwicklung einer „jugendlichen Teilkultur“ nannte, wurde von den meisten Beobachtern ab Ende der 50er Jahre vor allem an den kommerziellen Angeboten festgemacht, das Geld steckte mittlerweile auch in den „Nietenhosen“, als Flaggschiff und Anwalt stand an erster Stelle die Jugendzeitschrift BRAVO. Diese richtete sich weniger an die Über-20-Jährigen (für die das inhaltlich und gestalterisch ambitioniertere Magazin TWEN gegründet wurde), sondern versuchte das Lebensgefühl der ca. 12-19-Jährigen, der Teens, zu beschreiben und zu formen. Einige stießen sich bereits am englischen Begriff Teenager, der über seine enge Definition hinaus (streng genommen nur die 13-19-Jährigen) auch Ausdruck für Vieles ist, was man Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre als modern empfand. So steht der Teenager auch paradigmatisch für

- verschärfte Konkurrenzsituation im Bereich der Kultur und für die Öffnung hin zu ausländischen Einflüssen, nicht allein durch die Anwesenheit der Besatzungssoldaten, sondern auch durch die Tatsache, dass sich die internationale Vernetzung in der Unterhaltungskultur weiter entwickelte.
- Ein neues Alltagsverhalten, das zum Teil im Gegensatz zu den konventionellen Manieren steht. Der Teenager ist eine adrette Erscheinung, die jedoch steifen Floskeln abgeschworen hat und auch eine eigene Sprache der Jugendlichen entwickelt.
- Neue Geschlechterbeziehungen, die Rolle des weiblichen Teenagers und seine enorme Bedeutung für die Entwicklung eines neuen Frauenbildes; im Kommunikationsstil die große Bedeutung des „Flirts“.
- Das ostentative Spaß-haben und eine gewisse Unernsthaftigkeit im Kulturkonsum, die vielen bildungsbürgerlich geprägten Deutschen als sehr fremd erscheinen musste, wenn man glaubte, dass deutsch sein heißt „eine Sache um ihrer selbst willen zu tun“. Man kann dies noch nicht als hedonistisch bezeichnen, aber Elemente davon tauchen bereits auf: eine lebensbejahende, optimistische Grundeinstellung, der Wert von Körperlichkeit, ganz entschieden nicht intellektuell sein zu wollen („abobabedobab“). Die Abgrenzung zum Ideal eines ernsthaften, wenn möglich bildungsintegralen Freizeitverhaltens ist dennoch deutlich.
- Zum Teenager gehört auch eine neue Körperlichkeit: Man mag die Dialoge in den einschlägigen Teenager-Filmen und Popsongs immer noch als reich-



lich verklemt empfinden, die Geschlechterverhältnisse sind sexuell „sauber“. Aber gleichzeitig spielt Erotik, v.a. durch die neuen Tanzformen eine wichtige Rolle und ist auch in der sich ständig verändernden Jugendsprache von großer Bedeutung.

- Ein neuartiger Umgang mit Autoritäten. Dem Teenager ist zwar das Rotzige und Provokante des Halbstarren fremd, er/sie hat aber eine flapsigere Form, sich auszudrücken. Auf dem Filmplakat „Wenn die Conny mit dem Peter...“ springen die beiden Jugendidole lässig über eine Schulbank. Dies ist nicht der latent herausfordernde Gestus, der von den Rock ‘n’ Roll-Szenen in „Rock around the clock“ ausgeht. Aber immerhin ein frecheres Auftreten, als man es von den „Mädchen vom Immenhof“ bis dato kannte.
- Ein „historischer Glättungsprozess“ – ein enttraditionalisierter, ein nicht mehr milieufixierter und letztlich internationaler Jugendstil.<sup>264</sup>

Insgesamt ist hier sicherlich ein wichtiger Einschnitt zu konstatieren, wenn es um die Frage geht, wann sich die Jugend als eigenständige Gruppe konstituiert und sich auch selbstbewusst als Gruppe versteht. Dabei ist zunächst einmal unerheblich, ob diese Gruppenbildung marktstrategisch initiiert und konstruiert wurde, wenn doch das Ergebnis eine selbstbewusste „Jugend“ ist. Dahinter steht auch eine Einordnung in größere geschichtliche Zusammenhänge und die Angst vor grundlegendem Wandel der „Einflussmächte“. In die durch Ideologielosigkeit und den Verlust von alten Identifikationen und Sicherheitssystemen entstandene Leerstelle stoßen nun, so wird befürchtet, „die Wirtschaftsmächte der neuen Freizeitindustrie hinein“.<sup>265</sup> So wird das Kommerzielle, Unpolitische als Substitut für das Verlorengegangene gesehen. Umgang mit Jugend und Jugendkultur ist eben immer auch gesellschaftliche Selbstvergewisserung – hier eine Strategieentwicklung, wie man mit der neuen modernen Konsum- und Mediengesellschaft, der sich entwickelnden Pop-Kultur, die ganz wesentliche Impulse von außen erhält, umgehen soll. Und im Grunde geht es doch wieder um Amerikanisierung, wenn man sie als Verwestlichung und Kommerzialisierung im Ganzen versteht.<sup>266</sup> Helmut Lamprecht spricht 1965 ganz im Sinne Adornos und Marcuses vom „ökonomisch verordneten Glück“ in einer nur noch „ferngelenkten Generation“:

Wo der soziale Status mehr denn je wesentlich davon abhängt, welchen materiellen Stand man sich leisten kann, da trachtet schon der junge Mensch danach, so früh wie möglich am ökonomisch verordneten Glück teilzuhaben.<sup>267</sup>

---

<sup>264</sup> Vgl. Volkmer, Teenager, S. 146. Der Teenager ist in den USA bereits „älter“: vgl. Savage, Teenage.

<sup>265</sup> Pfaff, Welt, S. 126.

<sup>266</sup> Erst in jüngeren Studien wird übrigens verstärkt die Frage nach dem Wesen und den Folgen von „Amerikanisierung“ und „Internationalisierung“ in West und Ost im Vergleich gefragt. Dazu: Poiger, Amerikanisierung, S. 17-24.

<sup>267</sup> Lamprecht, Teenager, S. 10.

Bei aller Anpasstheit darf doch das große Veränderungspotenzial, das die neue Teenagerwelt v.a. den weiblichen Jugendlichen bot, nicht unterschätzt werden. Ponyfrisuren und enge Jeans sowie der Einsatz von Kosmetika enthielten eine erotische Komponente, die von konservativer Seite als aggressive Sexualisierung bekämpft wurde.<sup>268</sup> Entscheidend ist, dass sich eine Alternative auftat zu den traditionellen „Erziehungsmächten“ Elternhaus, Schule und Kirche und deren Definitionen, was „jugendlich“ bzw. „weiblich“ ist. Wenn man so will, ist dies auch ein Testlauf für die emanzipatorischen Entwicklungen, die in den beiden darauf folgenden Jahrzehnten folgen sollten.

Als ein Ergebnis von Zeitzeugenbefragungen wird neben den Teenagern und Halbstarke(n) übrigens noch ein weiterer, gleichfalls betont lässiger, aber sich vom „plebejischen“ amerikanischen Habitus distanzierender und eher dem höheren Bildungsmilieu zugeordneter Jugendstil akzentuiert: der der sogenannten „Existenzialisten“, welche sich durch dezidiert französische Accessoires auszeichneten. Ein „Exi“ trug klischeehaft schwarze Kleidung, hörte Jazz oder Chansons, rauchte Gitanes oder Gauloises und las am liebsten Camus oder Sartre.<sup>269</sup> Ein anderer, boheme-artiger Stil der Westernisierung – rein zahlenmäßig fast zu vernachlässigen und in den Studien und in der kollektiven Erinnerung kaum präsent. 1984 wurden Erwachsene der Jahrgänge 1930-40 befragt, ob ihnen bestimmte Gruppen bzw. Moden bekannt seien. 82 Prozent waren die „Teenager“ und 80 Prozent die „Halbstarke(n)“ ein Begriff, aber nur 26 Prozent kannten die „Exis“. Insgesamt zeigt sich aber, dass die Aufmerksamkeitswerte für Jugendgestalten steigen. Etwas später kommen dann noch die „Gammer“ hinzu, die ungefähr ab 1963/64 in den westdeutschen Großstädten auftauchen – und doch bereits einer völlig neuen Zeit anzugehören scheinen. Im Gegensatz zu den Halbstarke(n) und Teenagern schaffen sie es aber sogar auf die SPIEGEL-Titelseite. Die in die Tradition von Sturm und Drang sowie Jugendbewegung gestellten Gammler erscheinen dann in der Beschreibung wie die logischen Nachfolger von Schelskys skeptischer Generation. Und auch hier, bereits Jahre nach dem Höhepunkt der Diskussionen über die Problematik unvollständiger Familien, werden überwiegend „defekte Elternhäuser“ als Ursache ausgemacht.

Heute, im Zeitalter des Apparats und der Apparate, hat sich die Jugend mit Skepsis statt Rührseligkeit und mit Mißtrauen statt Gläubigkeit gewappnet: Gammler weinen nicht. Sie lächeln nicht einmal. Sie haben abgeschaltet.<sup>270</sup>

---

<sup>268</sup> Heigert, Typ, S. 117-121.

<sup>269</sup> Vgl. Zinnecker, Jugendkultur, S. 157; Krüger, Exis, S. 129-151.

<sup>270</sup> DER SPIEGEL, 39 (1966), S. 75.

## 2.7 Zusammenfassung

Jugend entpuppt sich als ein Passepartout, das im Untersuchungszeitraum offenkundig über eine besondere Attraktivität verfügt: Das zeigt sich in seiner nahezu universellen Einsetzbarkeit, Auswahl und Fokussierung, Hervorhebung und Vernachlässigung – je nach Gesamtstandpunkt des jeweiligen Wissenschaftlers und seiner Disziplin.

Die frühe Bundesrepublik stellt sich unter der hier gestellten Fragestellung in den Zeugnissen der exponierten Jugendforscher als ein äußerst verwickeltes Diskursgeflecht dar. Es wird nicht einfach nur über Jugend diskutiert, sondern auch über die richtigen Methoden der Beobachtung, wobei das jeweilige disziplinäre Eigeninteresse, z.B. Jugendkonzepte samt „Entwicklungsaufgaben“ so zu gestalten, dass sich pädagogische Intervention aufdrängt, unübersehbar mitspielt. Es geht eben immer auch darum, das Thema zu besetzen, den Diskurs zu instrumentalisieren, wobei sich die unterschiedlichen normativen Setzungen von Jugend meist schon aus der Eigenlogik der Disziplinen ergeben und konstitutiv sind für das Aneinander-Vorbeireden im interdisziplinären Diskurs: Die Erziehungsaufgabe, die Phase der Identitätsfindung oder der Motor sozialer Veränderungen i.S. einer Sozialtherapie ziehen auch konträre Erwartungen und Hoffnungen nach sich. Dass diese Konzepte nicht im wissenschaftlichen Raum bleiben, sondern Wirkung in pädagogischer Praxis, Rechtsprechung, Jugendpolitik und nicht zuletzt in der medialen Öffentlichkeit entfalten, macht die hier kondensierten wissenschaftlichen Diskurse relevant für den „Zeitgeist“ der frühen Bundesrepublik. Nicht nur, was das typisch Transdisziplinäre betrifft, „rein wissenschaftlich“ bleibt das Reden über Jugend nie. Es vermischt sich mit Mediendiskursen und findet phasenweise eine Öffentlichkeit, die z.B. auch über das viel beschriebene „soziologische Laienpublikum“ hinausgeht und die doppelte Matrix, unter der Jugend beobachtet wird, widerspiegelt: Jugend entweder als Problem oder als emanzipatorisches Projekt, das zugleich aber immer auch gesamtgesellschaftliche Herausforderungen bzw. Hoffnungen vertritt. Diesen Stellvertreterdiskursen und Ängsten wohnt gleichzeitig auch eine latente Ablenkungsfunktion inne: eine Ablenkungsfunktion von einer nicht geführten Diskussion um Ursachen und Folgen des Nationalsozialismus, handelt es sich doch bei den diskutierten Krisen und Gefahren nicht um spezifisch deutsche, sondern ganz universelle Phänomene westlicher Gesellschaften.

Im Rahmen der wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung vollzieht sich auch eine Veränderung der Blickrichtung, unter der Jugend beobachtet wird. Die Angst vor sozial entwurzelten, ökonomisch unabgesicherten Lebensläufen und potenzieller Kriminalisierung weicht kulturellen Bewertungskategorien. Diese orientieren sich in ihrer Kritik an konsumistischen Verhaltensweisen und am Wert der sogenannten „geistigen Nahrung“. Die Dominanz originär jugendbewegter Ideologeme macht relativ schnell einer weniger kultur- und konsumkritischen Jugendforschung Platz und wird wenige Jahre später schließlich ganz

aus dem Diskurs verdrängt. Ab den frühen 60er Jahren stehen dann neue Medien und jugendliches Cliqueswesen für familiäre Desorganisation. Man kann dies zum einen aber nur dann als Bedeutungsverlust sehen, wenn die gemeinsam verbrachte (häusliche) Freizeit als historisch konstitutiv für das Familienleben gesehen wird. Und dies ist im historischen Vergleich vielleicht eine Norm der bürgerlichen Familie seit dem 19. Jahrhundert – aber keinesfalls Normalfall gesellschaftlicher Realität. Dies gilt schon gar nicht für die Zeit des Nationalsozialismus, wo man trotz lautstarker Propagierung eines Familienideals de facto Erziehung und Freizeit so vollständig wie nur irgend möglich in die Hände von Staat und Partei zu bringen versucht hatte. Das Empfinden, dass sich durch Verstärkung und Medialisierung der öffentliche Raum immer stärker ausweitet und ausdifferenziert und sich zugleich auch dereguliert, dass dort also Privatheit seinen Platz haben kann, ist aber noch nicht zwangsläufig mit einem Verlust an faktischer oder emotionaler Bindung an die eigene Familie verbunden. Der Bedeutungsverlust in der Nachkriegszeit und frühen 50er Jahren durch Unvollständigkeit, Heimatverlust und ökonomisch schwere Situationen schien ja tatsächlich eine Verflüssigung der modernen Gesellschaftsformation nach sich zu ziehen. Tatsächlich offenkundig war aber eine Verlängerung der Ausnahmesituation Krieg, schnell abgelöst durch eine Reorganisation.

Ab Ende der 50er Jahre ist eine Umorientierung im Diskurs zu verzeichnen. Man reagiert auf Veränderungen der Rahmenbedingungen und analysiert Jugend nicht mehr primär vor den Hintergrund eines Teilstaates, der „aus der Not geboren“ wurde und dessen politische und ökonomische Stabilität, vor allem aber gesellschaftliche Verfasstheit sich erst herauszustellen begann.<sup>271</sup> Insofern weicht die in sich selbst skeptische Analyse einer skeptischen und gefährdeten Generation einer dichterem Beschreibung von Normalität und Lebensstil, mit zunehmendem Interesse an kulturellen Dimensionen. Metaphern von Jugend, lange Zeit einer biologisch-organologischen Sprache zugehörig, bleiben präsent, ebenso wie sich die Idiosynkrasien von Kulturkritik gegenüber Masse, Moderne und Konsum in der Beschreibung von Jugend, besonders in deren Verhalten auf dem Gebiet der Freizeit manifestieren.

Neu ist aber: Die älteren entwicklungspsychologischen Vorstellungen einer Jugend als naturwüchsiger Prozess verlieren an Bedeutung, mit dem Dominantwerden der Jugendsoziologie verändert sich folgerichtig auch die bevorzugte Sicht auf Jugend in Richtung von Außenansichten und Durchschnittstypen. Jugend als sich ständig veränderndes Kollektiv in sich ebenfalls ändernden historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erscheint nun messbar – in diesem Zusammenhang muss man auch die Renaissance des Generationen-Konzepts sehen. Aus diesem Selbstverständnis gewinnt Jugendforschung als

---

<sup>271</sup> Stoßrichtung und Tonalität in den Bundestagsdebatten zum Thema Jugend entwickeln sich übrigens ähnlich: vgl. Janssen, Jugend, S. 191-204.

Wirklichkeitswissenschaft den Anspruch umfassender Zeitdiagnose und Politikberatung, mit einem grundsätzlich aufklärerischen Habitus, thematisch um gesellschaftlich-politische Konturen der Jugend und letztlich um deren Integrationsfähigkeit kreisend. Methodisch ist zugleich ein deutlicher Schwenk hin zu quantitativen Verfahren zu verzeichnen. Vorherige qualitative Konzepte mit der Perspektive auf Einzelfall, Innenwelt und Seele treten demgegenüber zurück. In der Vergangenheit à la Spranger oder Bühler klang eine Abhandlung über Pubertätsjahre noch so:

Sie werden sich darin zeigen, daß in den Jugendjahren bestimmte, sich einzeln heraushebende Erlebnisse mit besonderem Gewicht in die Seele fallen und ihr einen neuen Blick für Welt und Leben ‚erschließen‘ (...) Niemals sind sie bloße Geschehnisse von außen, sondern die Seele muß für sie geöffnet sein; auch sie muß sie ‚erschließen‘, vielleicht in einem ganz einsamen Augenblick, dem man kaum anfühlt, daß er mit einer entscheidenden seelisch-geistigen Zukunft schwanger geht. Immer bedeuten sie Erschütterungen, Revolutionen, schicksalhafte Biegungen des Lebensweges.<sup>272</sup>

Spranger selbst zog seine „Psychologie des Jugendalters“ nach 27 Auflagen 1963 zurück aus der Diskussion – ein Schritt mit Symbolkraft. Der „individualpsychologische Blick mit organismischer Orientierung“<sup>273</sup> hatte auch in Pädagogik und Entwicklungspsychologie an Bedeutung eingebüßt, der Jugendsoziologie mit ihren quantitativen Methoden gehörten die folgenden Jahre, auch wenn der Positivismus-Vorwurf an die empirische Sozialforschung von Anfang an im Raum stand. Wegen ihres aus den Naturwissenschaften entlehnten Exaktheits-, Objektivitäts- und Quantifizierungs-Ideals sei diese zu partikular und unfähig, gesellschaftliche Totalität zu erfassen. Und so blieben trotz deutlicher Verschiebungen im binnendisziplinären Feld auch die klassischen historisch-hermeneutischen Jugendsoziologien noch bis in die 60er Jahre von Bedeutung.

Die exakte Verortung von Jugend im politisch-gesellschaftlichen Kontext erschien für viele attraktiver als das traditionelle entwicklungspsychologische Paradigma. Letztlich blieb die Einstellung der meisten Vertreter der geisteswissenschaftlichen Pädagogik zu den neuen Methoden der Umfrage lange Zeit ambivalent, grob gesagt könnte man von einer Ablehnung gegenüber der reinen Marktforschung und Skepsis gegenüber der Seriosität und Tiefe der Zahlen reden, verbunden mit der Befürchtung, die Deutungshoheit über Jugend an eine sich wandelnde Öffentlichkeit zu verlieren. Für Teile jedoch, besonders für die in der praktischen Jugendarbeit Tätigen überwog das Positive. So, wenn Manfred Faltermaier, Herausgeber der „deutschen jugend“, 1962 bilanzierte:

Die Meinungsforschung ist zu einem allgemein praktizierten Gesellschaftsspiel geworden (...) Die Jugend darf sich geschmeichelt fühlen, ein ganz be-

---

<sup>272</sup> Spranger, Psychologie, S. 301.

<sup>273</sup> Grunert/Krüger, Jugendforschung, S. 181.

sonders geliebtes Objekt dieses Fragespiels zu sein. Auch das ist ein Zeichen dafür, daß sie mündig geworden ist: Man beschränkt sich nicht mehr darauf, ihr zu sagen, was sie zu meinen habe, sondern man fragt sie, was sie selbst meint.<sup>274</sup>

In der Gesamtbilanz bejaht Faltermaier die neuen Methoden, denn die Meinungsbefragung sei „ein legitimes Kind unserer Zeit“. Die Regeln innerhalb der „diskursiven Formation“ hatten sich innerhalb kürzester Zeit gewandelt: durch Empirisierung auf der einen und, wie am Beispiel der prominenten Jugendgestalten des Halbstarken und Teenagers gezeigt, durch Medialisierung auf der anderen Seite. Die medial transportierten und mitkonstruierten Jugendbilder des Halbstarken und des Teenagers sind Produkte der späten 50er Jahre, deren Entstehen man noch Anfang des Jahrzehnts angesichts realer Jugendnot wohl kaum für möglich gehalten hätte. Und unter der Hand erweist sich Jugend als Passepartout für anderes: Masse, Konsum, Moderne – aber auch für Positionierung der eigenen (Sub-)Disziplin im interdisziplinären Diskurs.

Die in diesem Abschnitt skizzierten Deutungen, mithin das von wissenschaftlicher und politischer Seite zeitnah gemalte Bild der westdeutschen Jugend, soll im Folgenden um eine Retro-Inspektion der Umfrageergebnisse ergänzt werden und gefragt werden, inwiefern sich Jugendbilder in den Umfragen selbst einlagerten.

---

<sup>274</sup> Faltermaier, Fragespiel, S. 521-522.

## **Supplement No. 22**

### **3. JUGEND UND JUGENDBILDER IN DEN UMFRAGEN**

**HSR Supplement 22 (2010)**

### 3. Jugend und Jugendbilder in den Umfragen

#### 3.1 Quellenwert und Quellenkritik

##### *3.1.1 Übersicht über das wichtigste Datenmaterial*

Seit nun schon über fünfzig Jahren sind es die Shell-Studien, die die fast schon offizielle Darstellung der jeweils gegenwärtigen Jugend darstellen – und die mittlerweile selbst Teil der Jugendgeschichte sind. Auch heute noch haben die beteiligten Forscher den Anspruch, mehr als nur Momentaufnahmen und Trends zu liefern. So konzentriert sich die Rezeption zwar oft auf einen spektakulären Ausschnitt der umfangreichen Befragung und stellt meist einen dominanten Charakterzug der aktuellen Jugend als allgemeingültig heraus – die Studien selbst werden ihrem Bestreben, gleichzeitig wissenschaftlich fundierte, öffentlichkeitswirksame und politikberatungsfähige Analysen zu liefern, heute aber weitgehend gerecht. Das dahinter stehende Erkenntnisinteresse ist dabei meist grundsätzlicher Natur und hat eine lange Tradition: Wie reagieren die Jüngeren auf neue gesellschaftliche Probleme oder Chancen, wie sehen sie ihre Zukunft, wie sehen sie uns, die Erwachsenen? Was bedeutet dies für den Wertehorizont? Wofür interessieren sie sich kulturell, wie stehen sie zum politischen System – kurz: Haben sie Orientierungen für ihr Leben, und wenn ja, welche? Und auch diese neuere Form der Jugendforschung steht schon traditionell im Grenzgebiet zwischen zwei Bereichen: mit einem Bein im Bereich der akademischen empirischen Sozialforschung, mit dem zweiten Bein im Bereich der privatwirtschaftlichen Markt- und Meinungsforschung. Als getrennt hatten sich diese Bereiche übrigens anfangs nicht unbedingt empfunden, wie gemeinsame Veranstaltungen, z.B. die erwähnte Weinheimer Tagung, zeigen. Erst mit der Gründung der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute (1953) und dem Arbeitskreis für betriebswirtschaftliche Markt- und Absatzforschung (1955) differenziert sich das Feld weiter aus.

Die Tatsache, dass nicht unbedingt regelmäßig, aber doch kontinuierlich gefragt wurde, ist ganz grundsätzlich ein Glücksfall für die Historische Jugendforschung. So könnte man anhand der methodischen Herangehensweise, der Fragestellungen, der Spezialbefragungen und der Probandenauswahl bereits eine kleine Geschichte wissenschaftlich-öffentlichen Nachdenkens über die Jugend schreiben. Die Tatsache, dass die als „Jugend“ definierte Befragtengruppe in den 70er Jahren altersmäßig ausgeweitet wurde, die Tatsache, dass es seit 2000 nicht mehr allein um die deutsche Jugend, sondern um die Jugend *in* Deutschland geht, die Verschiebung von Fragekomplexen in Richtung „Mediennutzung“ – all dies trägt den Veränderungen gesellschaftlicher Wirklichkeit Rechnung. Mehrfache Neudefinitionen des Jugendbegriffs durch die empirische Jugendforschung, methodische Umorientierungen und neue Analyse-



techniken bringen aber gleichzeitig den Nachteil mit sich, dass Längsschnittanalysen über Jahre oder sogar Jahrzehnte nur sehr begrenzt möglich sind.

Bei den Shell-Studien der Jahre 1953-55<sup>1</sup> hat man es mit dem seltenen Fall von drei aufeinander folgenden, vom Untersuchungsdesign fast gleichen Befragungen zu tun, bei denen Frageformulierung und Antwortvorgaben nur teilweise modifiziert werden. Ursprünglich war sogar angedacht, diese Untersuchungen über „Lage und Entwicklungstrends in der deutschen Jugend“ jährlich zu wiederholen. Doch schon nach dem dritten Ergebnis, das 1956 in einer kommentierten Publikation vorlag, wurden die EMNID-Befragungen mangels Financiers vorläufig eingestellt. Gerade zu diesem Zeitpunkt, dem Beginn der ersten größeren öffentlichen jugendlichen Protestkultur der Nachkriegszeit, wäre eine Weiterführung der Reihe äußerst interessant gewesen. Das Konzept der frühzeitigen und umfassenden Einbindung „von maßgeblichen Stellen und Persönlichkeiten“, die auf dem „Gebiet der Jugenderziehung und Jugendbetreuung“ tätig sind, so wie es im Vorwort heißt, hatte sich aber offenbar nicht in Sponsoring-Maßnahmen ummünzen lassen, zumal in der Zwischenzeit selbst der Mäzen Shell abhanden gekommen war. Bereits die dritte, im Jahr 1955 durchgeführte Untersuchung war nämlich nicht mehr vom Jugendwerk der Deutschen Shell AG, sondern von EMNID selbst finanziert worden. Erst 1964 geht es dann mit der nächsten bundesweiten Studie weiter, diesmal finanziert durch das Bundesministerium für Familie und Jugend, das eine Datenbasis für den längst fälligen ersten Jugendbericht benötigte. „Panorama“ – das war nun genau das, was für die umfassende „Lage der Jugend“ benötigt wurde. Der spektakuläre Titel „Wie stark sind die Halbstarke?“ hat wenig mit dem Inhalt zu tun, steht aber für die Bereitschaft der kommerziellen Meinungsforscher, Forschungsergebnisse marktgerecht zu etikettieren. Der retrospektive Analyse dieser frühen Shell/EMNID-Studien sind heute enge Grenzen gesetzt, da die ursprünglichen Datensätze nicht archiviert wurden. Weder das Institut noch die beteiligten Forscher hatten offenbar ein Interesse daran, und das Zentralarchiv für empirische Sozialforschung war zu diesem Zeitpunkt noch nicht gegründet. Und so ist man heute auf die publizierten Tabellenbände und unveröffentlichten Manuskripte angewiesen. Diese enthalten den Original-Fragebogen, unterscheiden sich aber in der Variablenauswahl bei den dargestellten Häufigkeitsauszählungen, sodass man zunächst nur solche Fragen an die Daten stellen kann, die die damalige Jugendforschung für mitteilenswert gehalten hat. Und dies erweist sich auch als das Hauptproblem, sodass man von einer „regulären“

---

<sup>1</sup> Die Umfrageinstitute, die diese bundesweiten Studien durchführten, wechselten zwar, zunächst war EMNID verantwortlich, in den 80ern psydata und heute Infratest. Hier werden die drei Pionierstudien mit „EMNID I-III“ bezeichnet, da die dritte Studie von 1955 streng genommen keine Shell-Studie ist. Für „EMNID IV“ steht die Erhebung von 1964, publiziert als „Junge Menschen 1964“. Schließlich steht „EMNID V“ für die Umfrage von 1965, auf die in Kapitel 3.4 näher eingegangen wird.

Sekundäranalyse nicht sprechen kann, denn Informationen zu den ausgefallenen Schritten der Entwicklung des Erhebungsinstruments und der Datenerhebung liegen hier kaum vor und können auch nur in Ansätzen rekonstruiert werden. Die mangelhafte Überlieferungssituation hat dabei mit sämtlichen Schritten im Forschungsprozess zu tun. Es beginnt bei den Erhebungsinstrumenten: Die Fragebögen sind zum Teil erhalten, über die Interviewanweisungen und Interviewhilfsmittel ist jedoch wenig bekannt. Es gibt jeweils einige Hinweise zum Stichprobenkonzept, denn die Problematik der diversen Stichprobenverfahren in dieser Zeit ist evident. Zum Erhebungsprozess gibt es aber nur lückenhafte Informationen: Das beauftragte Institut ist bekannt, die Auftraggeber meist auch, die Befragungszeit nur ungefähr, es gibt kaum Informationen zur Ausschöpfungsquote und zum Interviewerprofil. Man erfährt in den Methodenberichten auch wenig darüber, wie die Daten aufbereitet, wie Fehler bereinigt, Variablen gebildet, Imputationen vorgenommen, recodet und aggregiert wurde.

Die ursprüngliche Motivation zur ersten bundesweiten Befragung liest sich im Nachhinein wie der Wunsch nach einer rationalen Fundierung für eine systematische Jugendarbeit:

Aus der unmittelbaren Praxis der Jugendarbeit heraus wurde hier das Verlangen nach repräsentativen Unterlagen über Meinungen und Verhaltensweisen der Nachkriegsjugend im Bundesgebiet deutlich, um dadurch zuverlässige Informationen über den derzeitigen geistig-seelischen Standort der deutschen Jugend zu erhalten.<sup>2</sup>

Die Vorbereitung zur Feldphase wurde laut von Stackelberg von „maßgeblichen Stellen und Persönlichkeiten“, die im Bereich der Jugendarbeit und Jugendbetreuung tätig waren, durchgeführt. Ganz klar wird nicht, wer damit gemeint war. Folgt man den Danksagungen, dann kam der Input sicherlich hauptsächlich vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, dem Bundeskanzleramt („Dienststelle Blank“), der Ständigen Konferenz der Kultusminister, der Bundeszentrale für den Heimatdienst, der Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendaufbauwerk sowie dem UNESCO-Institut der Jugend in Gauting. Das muss nicht unbedingt heißen, dass schon bei der ersten Shell-Studie ein dezidiert politisches Interesse im Hintergrund stand, zumal die Versuche, bei den genannten offiziellen Stellen eine Teilfinanzierung zu erhalten, offenbar fehlgeschlagen waren.<sup>3</sup> Vielmehr kann man dies als ein geschicktes Einbinden von potenziellen Auftraggebern lesen – PR in eigener Sache also, die gleichzeitig den seriösen Charakter der Erhebung unterstreichen sollte, weil sie ihr einen quasi-offiziellen Anstrich verlieh.

---

<sup>2</sup> Aus dem Vorwort des EMNID-Gründers Karl-Georg von Stackelberg zum ersten Tabellenband von 1954, EMNID I, S. 5.

<sup>3</sup> Andeutungen bei von Stackelberg, EMNID I, S. 5.

Der Duktus, in dem sich die EMNID-Forscher vorstellten, ist bescheiden, wenn sie versicherten, dass diese Studien keinesfalls „bereits vorhandene Informationsquellen“ über die Jugend „ersetzen oder gar überflüssig machen“ wollen.<sup>4</sup> In erster Linie sei die unmittelbare Praxis in der Jugendarbeit Ziel ihrer Untersuchung, die Daten sollten zukünftig Grundlage für deren Arbeit werden. Es ging laut Mitinitiator von Stackelberg nicht um die Entwicklung oder Bestätigung soziologischer Theorien oder um Hypothesenbildung, sondern um „erste, ganz praxisbezogene Bestandsaufnahmen“.<sup>5</sup> Dilemma und Vorteil von solch unterschiedlichen Zielgruppen ist naturgemäß die Breite der Themen, so, wie es sich in den Fragebögen widerspiegelt. Wie die Themensammensetzung der Studien zustande gekommen ist, wird allerdings zu dieser Zeit noch nicht so offen bekannt, wie dies dann später im Vorwort der Shell-Studie von 1975 geschah:

Die Frage, welche Stoffe und Themen (...) einzubeziehen seien, entscheidet sich im Prinzip wie seinerzeit in den Untersuchungen aus den 50er Jahren: es wird dasjenige Material erhoben, das der größtmöglichen Zahl von Interessenten an Problemkreisen der Jugendforschung den optimalen Nutzen verspricht.<sup>6</sup>

Laut Erinnerungen damaliger Protagonisten kam das Sponsoring durch Shell erst im Frühsommer 1953 hinzu. Explizit wies das Institut darauf hin, dass der Mineralölkonzern keinerlei Einfluss auf die Studie genommen habe, Anlage, Durchführung und Auswertung lagen allein in EMNIDs Händen.<sup>7</sup> Und diese Darstellung ist auch plausibel, handelte es sich doch hier um eine PR-Maßnahme der Deutschen Shell AG über ihr Jugendwerk, die im Zusammenhang mit anderen Aktivitäten wie Jugendverkehrsschulen, Studienfahrten oder Kinderverschickungsaktionen zu sehen ist. Shell war allerdings an der öffentlichkeitswirksamen Besprechung der Erhebungsergebnisse interessiert und wirkte somit auch als exogener Faktor zur Popularisierung von Jugendforschung insgesamt. Das Problem der Auftragsforschung ist in diesem Fall also weniger darin zu sehen, dass man dem Finanzier zu Gefallen habe sein wollen, sondern eher dahingehend, dass man sich mit den Studien für zukünftige Auftraggeber empfehlen wollte. An der enormen Bandbreite der Fragen ist dies ablesbar; dass dies auch Einfluss auf die Ergebnisse gehabt hätte, erscheint eher fraglich. Dass kommerzielle Institute in ihren Umfrageergebnissen Originalität

---

<sup>4</sup> EMNID I, S. 11.

<sup>5</sup> Von Stackelberg, Souffleur, S. 70.

<sup>6</sup> Jugendwerk, Jugend, Bd. I, S. 5.

<sup>7</sup> EMNID I, S. 5. Wenngleich wenig zur Erhebungs- und Auswertungspraxis nach außen drang und das meiste heute verschüttet ist – das leitende Personal der ersten Großstudien lässt sich immerhin rekonstruieren: Siegfried Drescher war für die Auswertung und Berichterstattung, Karl-Friedrich Flockenhaus für „statistische Anlage und Aufbereitung“ verantwortlich, außerdem war die Psychologen Helmut von Bracken und Sigrid Hild federführend beteiligt. Ab 1954 ist dann Rolf Fröhner in zentraler Position für die „thematische Anlage und Darstellung der Ergebnisse“ zuständig. Vgl. von Stackelberg, Souffleur, S. 72.

nachweisen mussten, wird im Grunde durch die Ergebnisse der Jugendumfragen nicht bestätigt, dazu sind die Ergebnisse zu unspektakulär. Die kommerziellen Markt- und Meinungsforschungsinstitute nutzen jedenfalls mehr als nur die „Insignien wissenschaftlicher Arbeit“. Zumindest die leitenden Köpfe wie Elisabeth Noelle-Neumann oder Karl Georg von Stackelberg waren als Kenner der Survey-Forschung anerkannt. Das Manko der Auftragsforschung waren wohl eher der Aktualitäts- und Kostendruck, unter dem die kommerziellen Institute standen, und die Tatsache, dass es „keine scientific Community gab, die als Regulationsinstanz fungierte, entscheidend war vielmehr die Community der Nutzer dieser Forschungsdienstleistungen, die fachliche und öffentliche Reputation dieser Branche“.<sup>8</sup> Die Studien waren sowohl auf Politik als auch die Jugendverbände und das vermutete öffentliche Interesse ausgerichtet. Offiziell als „Materialsammlung“ für eine interessierte Öffentlichkeit gedacht, wird zwar die eigene Bescheidenheit in Sachen Interpretation betont, da Vergleichsmaßstäbe ja für eine Einordnung der Ergebnisse fehlten<sup>9</sup>, auf Kommentare wird dennoch nicht ganz verzichtet. Vorsichtig verteidigt man die konstatierte jugendliche Normalität.

Bei der Datenauswertung via Lochkarte standen Verfahren der deskriptiven Statistik auf dem Programm, als Output dominieren Häufigkeitsauszählungen, allenfalls bivariate Tabellen. Hinzu kam der Zeitdruck der kommerziellen Marktforschungsinstitute, die in der Aufbereitung der Daten auf unbezahlte „Extras“ verzichteten. Jürgen Zinnecker, in den 80er Jahren für die Shell-Studien verantwortlich, stellt den hohen Kosten- und Zeitdruck in den Instituten heraus, wodurch kein Diskursklima aufkommen konnte, „das langfristiger theoretischer Ortsbestimmung günstig wäre“.<sup>10</sup> Die von Zinnecker betonte „Zwitterstellung“<sup>11</sup> der frühen EMNID-Studien zwischen den Disziplinen Pädagogik und Soziologie schlägt sich schließlich auch in den Fragebögen nieder: Item-Batterien zur Vorbildfrage oder zur Einschätzung von Autoritäten und Erziehungsstilen knüpfen an klassische Themen der pädagogisch-psychologischen Jugendforschung an; rückblickend ist sich Blücher sicher, dass die Panoramastudien einer damals weitgehend „orientierungsarmen Jugendarbeit“ erste Hilfe geleistet hätten.<sup>12</sup> Diese frühe Einbindung von pädagogisch-psychologischer Jugendforschung in die Konzeption der Repräsentativstudien blieb allerdings Episode, was hauptsächlich mit den Reaktionen aus diesen Disziplinen selbst zu tun hatte, denn „Fachvertreter der Pädagogik und pädagogischen Psychologie beobachteten die Studien fasziniert – oder mit Misstrau-

---

<sup>8</sup> Weischer, Unternehmen, S. 143.

<sup>9</sup> EMNID I, S. 11. Laut Zinnecker Teil der Marketingstrategie von EMNID bzw. dem Jugendwerk der Deutschen Shell, es sich nicht mit zukünftigen Kunden zu verderben. Zeitgenössisch schon Scheuch, Umfragen, S. 643-658.

<sup>10</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 432.

<sup>11</sup> Zinnecker, Jahrzehnte, S. 247-248.

<sup>12</sup> So Blücher in der 75er-Studie, Jugendwerk, Bd. I, S. 1-2.

en“.<sup>13</sup> Die frühen Kommentare der federführenden Meinungsforscher zeigen aber, dass die Beziehung zwischen Einrichtungen der Jugendarbeit und Forschergruppen empirischer Ausrichtung in der Anfangszeit durchaus eng sein konnte.<sup>14</sup> Der Fragebogen war wohl in einer Kooperation von Initiatoren und Umfrageinstitut entstanden, wobei der Pädagoge, Psychologe und Publizist Helmut von Bracken eine zentrale Position einnahm. Von Bracken war es auch, der in der Zeitschrift „deutsche jugend“ das Ansehen der Umfragemethode für Jugendarbeit zu steigern versuchte – freilich ohne darauf hinzuweisen, dass er selbst maßgeblich an deren Konzeption beteiligt gewesen war. Darin argumentierte er außerdem vorsichtig gegen die konventionellen Erhebungsmethoden wie die Aufsatzanalyse:

So interessant die Ergebnisse auch sind – der kritische Leser kann doch insbesondere eine Frage nicht unterdrücken: Wie weit läßt sich das, was da von einigen Jugendlichen geschrieben wurde, wirklich für die gesamte Jugend im Bundesgebiet verallgemeinern?<sup>15</sup>

Hier, deutlicher aber bei den Spezialuntersuchungen über jugendliche Teilgruppen, waren auch offizielle Stellen früh beteiligt. So wurde z.B. die bekannte Landjugenduntersuchung von Wollenweber und Planck nicht nur von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, sondern auch vom Bundeslandwirtschafts- sowie vom Bundesinnenministerium finanziert, der Bund der Deutschen Landjugend unterstützte organisatorisch, DIVO erhob die Daten. Die Zielrichtung war dabei gleichzeitig auch eine explizit pädagogische. Indem man Landjugendgruppen mit in die Planung und Durchführung der Untersuchung einbezog, hoffte man, mit dem Akt der Befragung selbst und anschließend mit den Daten als Diskussionsmaterial Reflexionsprozesse in Gang zu setzen und damit der Landjugend „aus ihrer gesellschaftlichen Isolierung herauszuhelfen“.<sup>16</sup> Dabei, so Planck, sei das Untersuchungsobjekt nicht von der Forschergruppe ausgewählt worden, sondern umgekehrt sei die Landjugend, „vertreten durch verantwortungsbewußte Persönlichkeiten“, also dem BDJ, auf die agrarsoziologischen Forscher zugekommen, sodass man weniger von einer Forscher-

---

<sup>13</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 438.

<sup>14</sup> Als Paradebeispiel für eine solche Zusammenarbeit praxisorientierter Jugendforschung gilt das interdisziplinäre Projekt von Wurzbacher und Jaide zur „jungen Arbeiterin“. Vgl. Wurzbacher/Jaide/Wald/von Recum/Cremer, Arbeiterin. Eine weitere prominente Auftragsarbeit: Wurzbacher/Kappe, Gruppe. Gegen den Verdacht einer Vereinnahmung durch den jeweiligen Auftraggeber galt in der quantitativ-empirischen Sozialforschung offiziell das Diktum Schelskys: „Die Soziologie sagt, was ist, und nicht, was sein soll.“ Schelsky, Stellung, S. 19.

<sup>15</sup> Von Bracken, Meinungsforschung, S. 117.

<sup>16</sup> Wollenweber/Planck, Lebenslage, Bd. 2, S. 6. Erneut mit der schon häufig genannten Flut-/Wellen-Bilderwelt formuliert: „In der stürmischen Entwicklung von Technik und Organisation heißt es gerade für den jungen Menschen auf dem Lande eine bewußte Stellung einzunehmen, um nicht von der Zivilisation als eigenständige Persönlichkeit oder auch als ganze Schicht weggespült zu werden“ (S. 8).

Objekt- als vielmehr von einer Arzt-Patienten-Beziehung sprechen könne.<sup>17</sup> Umfrageforschung mit dem emanzipatorischen Ziel, dem Untersuchungsobjekt Lebenslagen bewusst zu machen – dies ist ein Motiv, das zumindest die Verantwortlichen der Studien über die Land- und Arbeiterjugend als wichtig hervorhoben. Die Shell/EMNID-Studien hingegen wirkten als „Empirie mit offiziösem Zuschnitt“ und sollten offen für beide Seiten bleiben, „für Politik und Medienöffentlichkeit einerseits, für den innerwissenschaftlichen Diskurs auf der anderen Seite.“<sup>18</sup> Da man auf Interpretation weitestgehend verzichtete, kam man „dem Status der amtlichen Statistik nahe und blieb dem politisch umkämpften Bedeutungsfeld Jugend fern.“<sup>19</sup> EMNID empfahl sich mit den Jugendstudien zweifellos auch für die Zukunft als verlässlicher Datenlieferant und Berater für Politik und Verwaltung.

Doch bereits die dritte, 1955 durchgeführte Untersuchung war nicht mehr vom Jugendwerk der Deutschen Shell AG, sondern „mangels interessierter Förderer“ von EMNID selbst finanziert worden. Sie erschien 1956 mit deutlich größerem publizistischen Aufwand unter dem Titel: „Wie stark sind die Halbstarcken?“

Wir fanden jedoch so gut wie keine ‚Halbstarcken‘ – jedenfalls nicht in dem Sinne, in dem sie in den Massenmedien dargestellt waren. Wir wunderten uns sogar, wie wenig Umstürzlerisches, Revolutionäres, in den Einstellungen und Meinungen dieser Jugendlichen zum Ausdruck kam.<sup>20</sup>

Diese Überraschung ist dem ehemaligen EMNID-Leiter von Stackelberg kaum abzunehmen, zu sehr wusste er um das Verhältnis von medial interessierenden Randgruppen und den dominanten Mittelwerten in repräsentativen Umfragen. Hinzu kam, dass zum Zeitpunkt der Befragung die Halbstarcken noch keine Rolle spielten. Gleichwohl wurde Jugend in ihrer Etikettierung weiter als „Problem“ behandelt. Das Signal aus dem Untertitel: „Beruf und Berufsnot, politische, kulturelle und seelische Probleme der deutschen Jugend“ zielte auf ein breites Publikum, wurde auch – im Gegensatz zu den beiden Vorgängerstudien – nicht einfach nur verschickt, sondern im Buchhandel vertrieben. Doch schon im Vorwort lieferte Rolf Fröhner, typisch für die damalige Umfrageforschung, die Apologie einer „normalen“ Jugend gegenüber der öffentlichen Diskussion um auffällige, aber marginale Sondergruppen. Mit der EMNID-Studie beweise man einen „objektiven Überblick“, ähnlich einem „nüchternen Röntgenbild“.<sup>21</sup> Trotz sachlich-nüchterner Sprache: Die Ergebnisse wurden als spektakulär unspektakulär dargestellt.

---

<sup>17</sup> Wollenweber/Planck, *Lebenslage*, Bd. 2, S. 7.

<sup>18</sup> Zinnecker, *Jahrzehnte*, S. 249.

<sup>19</sup> Zinnecker, *Jugendkultur*, S. 431.

<sup>20</sup> Von Stackelberg, *Souffleur*, S. 63.

<sup>21</sup> Von Stackelberg in EMNID III, S. 7; Fröhner in EMNID III, S. 10.

Die Ergebnisse einer weiteren großen Repräsentativerhebung gehören gleichermaßen zum Kernbezugspunkt von Jugenddiskursen in den 50er Jahren: Noch vor den bundesweiten Shell/EMNID-Studien führte der Nordwestdeutsche Rundfunk im Mai 1953 eine breit angelegte Repräsentativumfrage mit insgesamt 959 Jugendlichen zwischen 15 und 24 Jahren durch. Sie bezog sich allerdings nicht auf die gesamte Bundesrepublik, sondern nur auf das Sendegebiet des NWDR, das die Länder Schleswig-Holstein, Hamburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, also die ehemalige britische Besatzungszone, einschloss. Das Quotensample verzerrt im Vergleich zum Bundesdurchschnitt etwas bei der Ortsgröße (Landgemeinden sind unterrepräsentiert) und beim Beruf (geringer qualifizierte Beschäftigungen sind unterrepräsentiert). Bei der Befragung handelt es sich jedoch keinesfalls, wie man vielleicht vermuten könnte, um eine typische Hörerbefragung mit dem Ziel einer Programmevaluation. Die Jugendlichen wurden unabhängig davon, ob sie NWDR-Hörer waren, befragt. Und das macht diese Daten auch so interessant: Im Vergleich zu den EMNID-Untersuchungen wurde mit einem elaborierteren Fragebogen gearbeitet, dessen besondere Schwerpunkte auf den Bereichen „Freizeitaktivitäten“ und „Mediennutzung“ lagen.

Neben diesen großen Panoramastudien empfiehlt es sich auch, einzelne Befunde aus weiteren Umfragen der 50er Jahre selektiv mit einzubeziehen. Ursprung und lange Zeit Vorbild ambitionierter Surveyforschung in Westdeutschland ist die Darmstadt-Studie von 1950. Das nach dem Modell der amerikanischen Middletown-Studien konzipierte und in Zusammenarbeit mit der amerikanischen Besatzungsmacht durchgeführte stadtsoziologische Projekt hatte als eines von sechs Themen auch „Jugend“ zum Gegenstand. Für die beteiligten deutschen Forscher war dies ganz gezieltes „training on the job“, denn es war ein erklärtes Ziel, über diese Arbeit den Deutschen die neuen Forschungsmethoden nahe zu bringen.<sup>22</sup> Die Monografie von Gerhard Baumert gibt Eindrücke vom jugendlichen Leben, konkret von Schülern und Lehrlingen zwischen 10 und 20 Jahren um 1950.<sup>23</sup> Andere wichtige Gemeindestudien sind vor allem Renate Mayntz' Studie zu Euskirchen sowie Gerhard Wurzbachers Dorfstudie, aus den Auftragsarbeiten für die UNESCO ging auch Reigrotzkis „Verflechtungen“ hervor – allesamt befeuert vom Kölner „Imperium König-Scheuch“. Das Kölner Engagement durch das soziologische Institut sowie die auf Zeit eingerichtete UNESCO-Forschungsstelle hat Folgen für die empirische Forschungslandschaft. Zu nennen sind hier Scheuchs Institut für vergleichende Sozialforschung ab 1965. Weitere Meilensteine sind 1975 die Gründung des des Instituts für angewandte Sozialforschung (IfaS). 1960 war bereits die Initiative zur Gründung des Zentralarchivs für empirische Sozialforschung als Nuk-

---

<sup>22</sup> Vgl. Gerhard, Denken, S. 167-239.

<sup>23</sup> Vgl. Baumert, Jugend.

leus sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen hinzugekommen.<sup>24</sup> Bis auf wenige Ausnahmen hatten aber die sich etablierenden inner- und außeruniversitären Forschungsinstitute in Köln wie auch in Frankfurt oder Dortmund/Münster insgesamt recht wenig zu Jugendthemen beizutragen. Als Ausnahmen können zum Beispiel die methodisch äußerst angreifbaren Forschungen zu Jugendlichen in einer Zehengemeinde von der 1946 gegründeten Sozialforschungsstelle Dortmund gelten.<sup>25</sup> Vor 1953 waren einige Spezialuntersuchungen durchgeführt worden, die Aufschluss über Teilgruppen von Jugendlichen gaben. Bekannt wurde die Untersuchung zur Landjugend, erinnert sei auch an das viel beachtete Projekt des Deutschen Gewerkschaftsbundes über Arbeiterjugend von 1952.<sup>26</sup> Daneben gibt es die Hörerforschung der Rundfunksender, besonders ausgeprägt beim Südwestrundfunk unter Intendant Fritz Eberhard, beim NWDR federführend der stark von der BBC inspirierte Wolfgang Ernst, auf dessen Engagement die besagte NWDR-Studie „Jugendliche heute“ von 1953 (erst 1955 veröffentlicht) beruht. Die Untersuchung von Elisabeth Pfeil, die 1964 nur einen Jahrgang, nämlich 23-Jährige in Hamburg näher betrachtete, steht dann schon in einer gewissen Tradition an sozialwissenschaftlicher Jugendforschung, die sich für Teilgruppen, Arbeiterjugendliche, Flüchtlinge, Landjugend etc. interessierte.

Bei IfD Allensbach scheint es keine Ambitionen gegeben zu haben, allgemeine Jugendberichterstattung zu fördern. Hier finden sich lediglich in den publizierten „Jahrbüchern zur Öffentlichen Meinung“ jeweils Teile mit jugendspezifischem Belang. Das DIVO-Institut erhob 1957 – ganz in der Tradition der amerikanischen Reports – die „ideologische und politische Orientierung der Deutschen Jugend und ihrer Führer“, tendierte anschließend eher zur Marktforschung, produzierte 1962 aber noch einmal eine wichtige Studie zur politischen Orientierung der Jugend. Auf diese soll als Ausblick in Kapitel 3.4 genauso wie auf die fünfte EMNID-Studie genauer eingegangen werden; auch, um den Unterschied und die für statistische Auswertungen komfortable Situation ab den 60er Jahren aufzuzeigen, wo es dann plötzlich heißt: „Der Datensatz ist archiviert“. Die computergestützte Re-Analyse von Umfragen ab den 60er Jahren eröffnet viel avanciertere statistische Zugänge. Doch hier geht es auch darum, das Dilemma zu kompensieren, dass neben EMNID 1953-1955 und

---

<sup>24</sup> Mayntz, Schichtung; Wurzbacher, Dorf, S. 94.

<sup>25</sup> Utermann, Freizeitprobleme.

<sup>26</sup> Ein weiteres Beispiel für die Offenheit des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Umfragemethoden gegenüber und gleichzeitig ein Musterbeispiel, wie man sich via Umfragedaten für politische Auseinandersetzungen argumentativ munitionierte: Sohn, Jugend. Hier ging es darum herauszufinden, inwieweit die Volksschulen junge Menschen über die Gewerkschaften informierten. Die Hilfe von Seiten des UNESCO-Instituts für Sozialwissenschaften in Köln wird im Vorwort dankend erwähnt, hatte das Institut doch u.a. die IBM-„Fachzählmaschine“ zur Auswertung überlassen, S. 9.



NWDR 1953 keine großen repräsentativen Jugendstudien vorliegen, die die kurzen, geschweige denn die langen 50er Jahre vollständig abdecken könnten.

Die erwähnten Spezialuntersuchungen über Jugend kamen meist nicht von den sozialwissenschaftlichen Instituten selbst, sondern eher von Seiten der Jugendwohlfahrt, Politik und Hörerforschung, und wurden durchgeführt in Zusammenarbeit mit den Markt- und Meinungsforschungsinstituten. Markt- und Meinungsforschung („opinion-“ und „market research“) kann hier als einheitliches Feld gesehen werden, entscheidend sind ihre kommerziellen Interessen an der Durchführung von Umfragen. Die reine Marktforschung über GfK o.ä. spielte jedoch in diesem Zusammenhang eine marginale Rolle, da die dominierenden Erhebungsagenturen stets beides machten. Diese neuen kommerziellen Dienstleister auf dem Gebiet der Umfrageforschung waren nach 1945, wie skizziert, mit enger infrastruktureller Unterstützung durch die westlichen Besatzungsmächte, v.a. der Amerikaner, entstanden. Sie wuchsen nicht nur über die unmittelbare Gründung wie bei DIVO, sondern auch über einen vielfältigen personellen Austausch und Wissenstransfer von den amerikanischen Researchern, sodass von einer „Westernisierung der Ideen und Methoden“ in der Sozialwissenschaft, i.S. eines Aneignungs- und Übertragungsprozesses gesprochen werden und deren Rezeption in den Medien auch als eine Geschichte ihrer Popularisierung gelesen werden kann.<sup>27</sup>

So wurde im Vorwort der frühen Hessen-Studie von 1950 als erklärtes Ziel der Jugendwohlfahrt formuliert, die „praktische Arbeit aus Liebe zur Jugend“ benötige „klare Erkenntnis aus der Hand der Wahrheit“.<sup>28</sup> Der Beirat für Jugendfragen zeichnete dafür verantwortlich und verschwieg dabei nicht, dass amerikanische Impulse (und wohl auch finanzielle Mittel) notwendig gewesen waren. Denn die Umfrage war jedenfalls keine „billige Methode“.<sup>29</sup> Umfangreich ist daher die Zahl der beteiligten Institutionen, die Dankesliste reicht von amerikanischer Unterstützung bei der Fragebogenerstellung über die Beratung durch Experten aus dem universitären Bereich, der Unterstützung durch die Statistischen Ämter bis hin zu den politisch verantwortlichen Gremien. In der Erhebung zu Wohnsituation, Zufriedenheit mit dem Beruf, Arbeitszeiten, Freiheit der Berufsentscheidung, Feriengestaltung, Freizeit usw. gehe es um die „gründliche Klärung eines objektiven Bestandes“, die dem Planen und Wirken vorauszugehen habe – mit deutlich appellativem Charakter.

Darin aber, daß soziale Vorbedingungen, Einrichtungen sachlicher und personeller Art für eine Befriedigung dieser natürlichen und gesunden, der Jugend zustehenden Bedürfnisse längst nicht im ausreichendem Maße vorhanden sind, liegt eine Aufforderung, in die unsere Umfrage ausmünden will.<sup>30</sup>

---

<sup>27</sup> Zur Entwicklung der großen Meinungsforschungsinstitute vgl. Kruke, Demoskopie, S. 55.

<sup>28</sup> Beirat, Erhebung, S. II.

<sup>29</sup> Beirat, Erhebung, S. III-IV.

<sup>30</sup> Beirat, Erhebung, S. III.

Umfragebasierte Jugendforschung gerierte sich hier als „Anwalt der Jugend“, denn „einen entschiedenen Dank“ sprach Herzfeld vom Beirat für Jugendfragen den Jugendlichen selbst aus für deren Bereitwilligkeit und Sorgfalt, mit der sie antworteten: „Möge ihre Antwort ein Echo finden!“

Seit den 50er Jahren hat sich die Umfrageforschung methodisch zügig entwickelt; mit der auch infrastrukturellen öffentlichen Förderung von Methodenforschung (u.a. ZUMA) und Datenarchivierung (ZA) verbesserten sich die anfangs bescheidenen Möglichkeiten, was Vielfalt und Komplexität der Erhebungsverfahren, aber auch, was die Möglichkeiten zur statistischen Auswertung der Daten betraf. Vieles, dessen sich ein empirischer Jugendforscher in den 50er Jahren noch nicht bewusst sein konnte, hat die Methodenforschung schwerpunktmäßig in den 70er Jahren entwickelt und so zu einer besseren Evaluierung und Vergleichbarkeit von Umfragen beigetragen.

Die Datenlage, hier insbesondere der Mangel an Metainformationen, macht es nicht ganz einfach, die Gültigkeit und Zuverlässigkeit der Umfragedaten genauer zu ermitteln. Denn leider befinden sich in den meisten Umfrageberichten kaum Erklärungen zur Methode, und wenn, dann sind diese äußerst knapp gehalten. So vermied man es in den 50er Jahren, sich in die „Lochkarten schauen zu lassen“ und den Weg zu den eigenen Ergebnissen öffentlich und detailliert darzulegen. Die Schnelligkeit des Geschäfts verlangte offenbar auch eine frühzeitige Kassation der für den Historiker interessanten Zwischenergebnisse, Fragebogenentwürfe oder Projektprotokolle. Allensbach legte dabei im Vergleich etwas mehr Wert auf ein eigenes Gedächtnis als EMNID, das nach mehrfachen Besitzerwechseln heute ein gänzlich anderes Institut ist als das der Frühzeit.<sup>31</sup>

Verzerrungen könnten sowohl bei der Datenproduktion als auch bei der Datenaufbewahrung und Datenauswahl entstanden sein – wobei im Bereich der prozessproduzierten Daten immer noch mehr Friktionsfelder zu umgehen sind: Dazu zählt man im Bereich der Datenproduktion das vermutete Eigeninteresse der Auftraggeber, Meinungsforschungsinstitute und Jugendforscher. Im Bereich der Aufbewahrung ist festzustellen, dass die frühen Umfragestudien nicht als Datensätze archiviert, sämtliche Metainformationen meist verschollen oder

---

<sup>31</sup> In den verfügbaren Analysen wird lediglich beschreibende Statistik in der Datenanalyse eingesetzt, der Überlieferungsstatus der Quellen und aller Metaquellen ist äußerst unbefriedigend: Bei IfD-Allensbach ist immerhin ein Archiv vorhanden, doch die Überlieferungssituation von EMNID-Daten kann man nach zahlreichen Recherchen nur als schlecht bezeichnen. Laut EMNID-Auskunft von Klaus-Peter Schöppner sind nach zahlreichen Umzügen und Fusionen des Instituts kein Primärmaterial, keine Projektberichte, keine Methodenkonzepte, Interview-Leitfäden oder ähnliches vorhanden. Laut Information vom Leiter des Hans-Bredow-Instituts, Hans-Ulrich Wagner, sind die Informationen zur wichtigen NWDR-Studie von Wolfgang Ernst persönlich bei dessen Weggang mitgenommen worden und heute unauffindbar. Lediglich das DIVO-Manuskript konnte vom Rundfunkarchiv Frankfurt übernommen werden.

kassiert sind. In der Phase vor der Gründung des Zentralarchivs für empirische Sozialforschung war dies üblich. Wenngleich für historische Re-Analysen hinderlich, kann diese Tatsache selbst schon als ein interessanter historischer Befund gelten. Nicht nur, dass professionelle Datenarchive fehlten; offenbar gab es kein Bewusstsein für eine mögliche Wiederverwendbarkeit von Umfragen und ihrer Metadaten oder für ein gesellschaftliches Interesse über den Tagesgebrauch hinaus. Es wäre eine Unterstellung, zu behaupten, die Studienmacher wollten die Nachvollziehbarkeit von möglicherweise unsauberen Erhebungs- und Auswertungsmethoden erschweren.<sup>32</sup> Doch dies ist ein großes Problem schon für die methodische Nachvollziehbarkeit in der Zeit selbst. So stehen die publizierten Ergebnisse aus der Markt- und Meinungsforschung bzw. deren monografische Weiterverwendung auch bei namhaften Sozialwissenschaftlern in der Kritik, weil dort kaum Verweise auf die Erhebungs- und Auswertungspraktiken zu finden sind. Aber dennoch liegen zahlreiche verstreute Hinweise vor, die zur Evaluierung des Quellenpotenzials der Umfragen beitragen können, hier grob geordnet nach der Reihenfolge im Forschungsprozess. In der Summe können diese Einzelaspekte die Validität der Daten aus zeithistorischer Sicht bestätigen, bezweifeln oder ablehnen.<sup>33</sup>

### *3.1.2 Pretests und Konzeptualisierungsphase*

Pretests gehörten auch in den 50er Jahren konstitutiv zum Erhebungsprozess. Schon bei den frühen amerikanischen Studien nach 1945 war dies so, und DIVO in jedem Fall, aber auch IfD und EMNID haben diesen zentralen Arbeitsschritt ausgeführt. Durch intensive Schulung deutscher Meinungsforscher war für die Institute der Vorlauf, Fragen hinsichtlich ihrer Eindeutigkeit und Verständlichkeit zu testen und in der Folge den Fragebogen im Ablauf zu optimieren, ganz selbstverständlich. Pretests hat es, so wie im Methodenteil von EMNID III zugesichert, also generell gegeben, unklar ist nur, in welchem Umfang dies geschah.<sup>34</sup> Der damals beteiligte Mungo Miller bescheinigt den westdeutschen Meinungsforschungsinstituten für die Zeit um 1952 ein vergleichbares methodisches Niveau wie den amerikanischen.<sup>35</sup>

Bei den Shell/EMNID-Studien der Jahre 1953-55 war aber die Befragtenauswahl die eigentliche Setzung, denn sie bestimmte das, was in Umfragen und zunehmend auch im Diskurs als jugendlich galt, stark mit. Die altersmäßige Auswahl (15-24 Jahre) marginalisierte diejenigen Gruppen, die zuvor als ideal-

---

<sup>32</sup> Das vermutet u.a. Scheuch, Untersuchungen, S. 343-344.

<sup>33</sup> Janssen, Umfragen, S. 253-265.

<sup>34</sup> Im Methodenteil heißt es: „Vor Beginn der Interviews wurden in mehreren Fragebogen-Entwürfen Probetests durchgeführt, um möglichst objektive, wirksame und störungsfreie Fragen zu entwickeln.“ EMNID III, S. 386. So war u.a. EMNID-Gründer Karl-Georg von Stackelberg bei einer USA-Reise 1950 entsprechend vorbereitet worden.

<sup>35</sup> Vgl. Schaefers u.a., Schwierigkeiten, S. 12.

jugendlich gegoten hatten, nämlich Schüler. Nun kam paritätisch auch der weibliche Jugendliche und dominant der junge Arbeiter und Angestellte vor. Entgegen der entwicklungspsychologischen Grundüberzeugung, dass, bedingt durch das frühere Einsetzen biologischer Reifeprozesse, die Pubertät bzw. Akzeleration je nach Geschlecht verschoben ausfällt, werden in den Studien die Altersgrenzen nicht danach gestaffelt.

Etwas zweifelhafter wird die Validität der Daten, wenn man sich vor Augen führt, dass mit der Quota-Stichprobe gearbeitet wurde und man überdies wenig über die Praxis in der Feldphase erfährt, wo ja der Einfluss des Interviewers eine schwer zu kalkulierende Größe darstellt und die Repräsentativität bei häufigen Antwortverweigerungen schwindet. Die Grundgesamtheit muss bekannt sein, um ein maßstabsgetreues Abbild der Zielgruppe in der Stichprobe einzufangen; damals ging man von den Ergebnissen der Volkszählung 1950 aus, doch die Zusammensetzung der Grundgesamtheit änderte sich, nicht zuletzt wegen der vielen Flüchtlinge. Zu vermuten ist ferner das bekannte Problem von Interviews im Bekanntenkreis, das die Maxime, das Interview habe ein „Gespräch unter zwei Fremden“ zu sein, desavouiert.<sup>36</sup> Das Problem von Antwortverweigerungen bei der Quota-Stichprobe war auch damals schon bekannt.<sup>37</sup> Der Vorteil ist, dass der einzelne Interviewer zeitsparend eingesetzt werden kann, weil er ja nur angehalten wird, Personen zu finden, die den vorgegebenen Quoten in den vorgegebenen Kategorien wie Alter, Geschlecht, Bildung usw. entsprechen. Zeitersparnis heißt für die Institute nicht nur Kostenersparnis, sondern hatte auch mit dem Druck zu tun, Auftraggeber und Öffentlichkeit die Ergebnisse innerhalb kürzester Zeit vorlegen zu müssen. Die potenziell hohen Verzerrungen der Stichprobe, begründet in dem hohen Spielraum des Interviewers, nahm man dabei meist in Kauf.<sup>38</sup> Eine viel höhere – und dann wieder kostspielige – Kontrolle der Interviewer wäre hier notwendig gewesen, um systematische Fälschungen zu reduzieren. Verteidiger des Quota-Verfahrens versuchten dieser schon früh geäußerten Kritik mit Schulungen und

---

<sup>36</sup> Scheuch, Interview in der Sozialforschung, S. 136-196. Die Adäquatheit von Alltagsgespräch und Interviewsituation, somit die Gewährleistung, alltägliches Verhalten abzubilden, ist dem zunehmenden methodologischen Zweifel ausgesetzt, dass „Interviews eine sehr künstliche Vorgehensweise unter Benutzung äußerlicher Übereinstimmung zu alltäglichem Verhalten sind.“ (Ausgabe 1973, S. 67). Hinweise bei Hoag, Bekanntenkreis, S. 123-132. Virulenter als in den Umfragen der 50er und 60er erscheint dieses Problem allerdings ab der Zeit, ab der die Umfrageinstitute vorzugsweise Studenten und Schüler als Befragte einsetzten.

<sup>37</sup> Generell galt, dass die Verweigerungsquote bei Frauen höher als bei Männern, bei Älteren höher als bei Jüngeren und bei Städtern höher als bei der Landbevölkerung war. So bereits das Statement von DIVO-Mitarbeiter Alfons Raab auf der Weinheimer Tagung 1951. Vgl. Institut, Sozialforschung, S. 211.

<sup>38</sup> Vgl. Noelle-Neumann, Umfragen.

strengen Kontrollen zu begegnen.<sup>39</sup> Unausgesprochenes Hauptargument für die kommerzielle Markt- und Meinungsforschung waren sicherlich die deutlich geringeren Kosten.

Die dem Interviewer verbleibende Freiheit verringert zwar die Kosten, sie beläßt aber auch die Möglichkeit erheblicher Verzerrungen. Obwohl sich dieses Verfahren empirisch gewöhnlich bewähren soll, läßt sich theoretisch ein Repräsentationsschluß bei Quotenauswahlen nicht rechtfertigen.<sup>40</sup>

Es sei denn, die Quote entspräche exakt der Verteilung der Merkmale in der Grundgesamtheit. Vermutlich auch aus Kostengründen bleibt Quota in den 50er Jahren das übliche Auswahlinstrument, Zufallsstichproben mussten sich dagegen erst durchsetzen.<sup>41</sup> Prägend waren für die Schriften W. Edwards Demings, der auch das Statistische Bundesamt beriet – und dringend zu Zufallsstichproben riet. Reigrotzkis „Verflechtungen in der Bundesrepublik“ ist mit seiner auf Zufallsstichprobe basierenden Repräsentativität im Forschungskontext der 50er Jahre eher die Ausnahme – eine Ausnahme übrigens auch im Hinblick auf den Umfang, den die methodischen Erörterungen einnehmen. Bei den kommerziellen Instituten arbeiteten sowohl EMNID als auch Allensbach meist mit Quotensamples. DIVO als amerikanische Gründung war hingegen schon früh auf Zufall eingestellt, so auch bei der Landjugenduntersuchung von 1953/54. Die Verweigerungstendenz ist bei Jüngeren in dieser Zeit zwar geringer als in der Gesamtbevölkerung, aber Jugendliche sind bekanntlich durchweg schwieriger erreichbar als andere Altersgruppen oder zu Tageszeiten, an denen nebenberufliche Interviewer gewöhnlich tätig sind, nämlich am späten Nachmittag oder abends, selbst unterwegs. Zu welchen Verzerrungen dies führen kann – z.B. bei Fragen, die das Freizeitverhalten thematisieren – ist mehrfach gezeigt worden.<sup>42</sup>

Wie folgenreich für die Jugenddefinition (und also auch für die Interpretation von jugendlichen Einstellungen und Verhaltensweisen) die altersmäßige Eingrenzung auf 15-24-Jährige war, verdeutlicht bereits eine Aufstellung über die soziale Zusammensetzung der Befragten (Tab. 3).

Rosenmayr benannte schon 1969 das Dilemma, dass man sich Jugend „via Geburtsurkunde“, also über demografische Altersjahrgänge, festlegen muss, ohne individuell zu berücksichtigen, ob die Kennzeichen einer vorher aufgestellten Jugenddefinition entsprechen: „Wären nicht soziale Festlegungen, wie aktives Wahlrecht usw., bessere Kriterien für eine Abgrenzung?“ Um dann ganz pragmatisch fortzufahren:

---

<sup>39</sup> Anschaulich beschrieben bei Dorrosch, Meinungsmacher-Report. So berichtete der SPIEGEL am 23. Oktober 1953, dass bei IfD Allensbach im Durchschnitt angeblich monatlich 13 Interviewer als Fälscher entlarvt werden. Schmidtchen, Quoten-Auswahl, S. 46-47.

<sup>40</sup> Scheuch, Meinungsforschung, S. 279.

<sup>41</sup> Gerhardt zitiert hier Hans Kellerers Engagement auf der Tagung in Weinheim 1951, Gerhardt, Denken, S. 230; Kellerer, Wesen, S. 103-116; außerdem: Kellerer, Theorie.

<sup>42</sup> Rosenmayr, Familienbeziehungen.

andererseits werden kalendarische Abgrenzungen benötigt, um die Verteilung solcher sozialer Festlegungen wie Beruf oder Eheschließung beschreiben und solche Daten für die Jugendlichen bzw. die ‚jungen Erwachsenen‘ verschiedener Gesellschaften oder sozialer Großgruppen miteinander vergleichen zu können.<sup>43</sup>

Tab. 3: Soziale Zusammensetzung der Befragtengruppe (1955), in %

Arbeiter / Facharbeiter	21
Anlernlinge, Lehrlinge	6
Hilfsarbeiter, ungelernter Arbeiter	8
Facharbeiter	7
Handwerker	20
Lehrlinge	9
Gesellen	11
Meister	0
Landwirtschaftl. Arbeiter	2
Angestellte	29
Kaufm. Lehrlinge, Anwärter, Volontäre	10
Angestellte, Kaufmannsgehilfen	19
Beamte	3
Beamtenanwärter	2
Beamte	1
Selbständige, Freiberufler	3
Selbständige	2
Freiberufler	1
Landwirt	2
Schüler	11
Student	2
Hausfrau	3
Ohne Beruf	4

Quelle: EMNID III, S. 395

Ein Problem der Vergleichbarkeit, was die Altersklassifikation betrifft, ergibt sich dennoch immer, wenn man Längsschnittvergleiche anpeilt. So nehmen zwar wichtige Hauptstudien die Altersgruppe der 15-24-Jährigen in den Fokus, andere konzentrieren sich hingegen auf die 16-24-Jährigen (DIVO 1957), wieder andere auf die 17-28-Jährigen (Planck 1955), die 15-20-Jährigen (Jaide 1961) oder die 18-22-Jährigen (Pipping 1950). Längsschnittvergleiche werden dann ab den 70ern noch schwieriger: EMNID nimmt 1975 die 13-25-Jährigen ins Visier (obwohl die Studie „Jugend zwischen 13 und 24“ heißt), 1992 sind es die 13-29- und heute zumeist die 12-25-Jährigen. Die Frage nach der Selbstzuordnung bleibt dabei – selbst wenn sie expliziert wurde – stets ohne Auswirkung auf die Befragtenauswahl – eins der Hauptprobleme für die erwünschten Längsschnittvergleiche neben anderen: Offene Fragen werden in geschlossene transformiert, man wechselt zwischen einfachen und mehrfachen Antwortmög-

<sup>43</sup> Rosenmayr, Hauptgebiete, S. 68.

lichkeiten, die Skalierung oder der Filter werden verändert, offene Fragen unvergleichbar vercodet. Allein: Altersgrenzen zu setzen ist operational ohne Alternative, wenngleich den Beteiligten die Schwierigkeit einer solchen klaren Einteilung angesichts der beschriebenen sukzessiven Verleihung von Teilreife durchaus bewusst ist:

Eine reich differenzierte Gesellschaft in der die Individualität der Gesellschaftsmitglieder vergleichsweise stark zum Zuge kommen soll, setzt sich in einem gewissen Maße über so formale Kriterien hinweg, wie es ein in Jahren quantitativ gemessenes Lebensalter darstellt.<sup>44</sup>

Gleichwohl bleibt die in den 50er Jahren meist vorgenommene Obergrenze von 24 Jahren bemerkenswert, wurden doch die meisten Erwachsenenrechte schon mit der Volljährigkeit von 21 Jahren verliehen. Womöglich dienten auch hier die USA als Vorbild, denn in der dortigen Jugendforschung war traditionell die Einteilung „persons aged 15 through 24“ üblich.<sup>45</sup> Den sozialen Status eines Vollerwachsenen mochte man einem 22-24-Jährigen offenbar nicht so recht zuschreiben – die von Jugendforschern damals definierte Zwischenphase des „jungen Erwachsenen“ belegt dies. Diese Einschätzung deckt sich mit den meisten Jugenddiskursen, die, auch wenn das biologisch oder rechtlich definierte Jugendalter längst vorbei ist, in psychologischer Perspektive die „geistig-seelische Reife“ noch nicht zugestehen. Arnold Gehlen etwa sah den psychischen Reifungsprozess des Mannes erst mit über die 30 abgeschlossen, auch Helmut Schelsky verlegte diesen an das Ende des dritten Lebensjahrzehnts:

Vielleicht ist diese psychologische Definition der Spanne ‚Jugend‘ die umfassendste, da wir den Abschluß der spezifisch jugendlich-plastischen Charakterentwicklung heute im allgemeinen, insbesondere bei der männlichen Jugend, wohl bis an das Ende der 20er Lebensjahre verlegen müssen.<sup>46</sup>

Von einigen Beobachtern, allen voran Friedrich Tenbruck, wird dieses Phänomen jedoch bereits als das beschrieben oder angedeutet, was man später im Hinblick auf verlängerte Ausbildungszeiten, späteren Berufseintritt und Familiengründung sowie juvenile Lebensstil noch für die gesamten „20er“ als „Postadoleszenz“ bezeichnet hat.

### *3.1.3 Aufbau, inhaltliche Schwerpunkte und Frageformulierung*

Die Fragebogenkonstruktion ist der zentrale Schritt bei der Operationalisierung des Forschungsinteresses. Bei der Rekonstruktion des Forschungsinteresses wäre nun der umgekehrte Weg über den Fragebogen zu gehen. Die Begrenzung auf die vorgegebenen Schwerpunkte und die Arbeit mit eben diesen Fragebatterien sind nach Allerbeck ein zentraler Aspekt, der Umfrageforschung aus retro-

---

<sup>44</sup> Neidhardt, *Generation*, S. 14.

<sup>45</sup> Vgl. Fairchild, *Sociology*, S. 341.

<sup>46</sup> Schelsky, *Generation*, S. 15.

spektiver Sicht begrenzt, denn sie kann im Nachhinein nur das „erfragen, was bereits fraglich ist“.<sup>47</sup> Die thematische Struktur der standardisierten Fragebögen, zu des Sekundäranalysten Leidwesen immer schon vorgegeben, bekommt aber für den Historiker eine ganz eigene Bedeutung – und dies nicht nur dann, wenn andere Unterlagen nicht auffindbar sind, weil sie damals nicht archiviert wurden (Zusammensetzung und Führung des Interviewstabes, Vercodung oder Stichprobendefinition). Zentrale Frage sollte sein: Wer steht hinter der inhaltlichen Konzeption, was steht also im Fokus der professionellen Beobachter von Jugend, was blenden diese aus?

Bei der wegweisenden ersten EMNID-Erhebung soll den Selbstaussagen zufolge nach dem ersten Impuls durch die Personengruppen aus der „Praxis“, durch Erzieher und Jugendbetreuer, bereits 1952 Themenkomplexe zusammengestellt worden sein, die dann im Sommer 1953 zu einem „Arbeitsplan“ weiterentwickelt und nach dem Feedback von einem „größeren Kreis von maßgeblichen Stellen und Persönlichkeiten“ schließlich in die Konzeption der Fragebögen mündeten. Vorausgegangen war hier außerdem noch eine „Literaturvorstudie“, in der die jeweils wichtigsten soziologischen und sozialpädagogischen Arbeiten der vorangegangenen Jahre durchgearbeitet und hieraus eine Themenagenda zusammengestellt wurden. Die nicht unproblematische Eingrenzung des Jugendalters auf den weit bemessenen Zeitraum 15-24 Jahre war offenbar weniger eine gezielte Überlegung als vielmehr ein Kompromiss zwischen den im Jugendhof Vlotho tagenden Pädagogen, Soziologen und Psychologen.<sup>48</sup> Nachfolgende Untersuchungen haben diese Altersgrenzen dann übernommen. Bemerkenswert scheint immerhin, dass auch Erzieher und Psychologen an der Urszene der bundesweiten Jugendumfragen direkt beteiligt waren, die prioritäre Zuständigkeit durch die Jugendsoziologie kam wenig später.

Selbsternanntes Ziel war es zunächst, lediglich Informationen über den geistig-seelischen Standort der deutschen Jugend zu sammeln und diese in verständlicher Form aufzubereiten. Und so standen Anfang bis Mitte der 50er Jahre Fragen zu aktuell thematisierten Problemen von Einsamkeit, Verschlossenheit und dem Mangel an Vorbildern und Idealen im Mittelpunkt der Untersuchungen. Außerdem erhoben Fragen die Stärke der Bindung an Erziehungsinstitutionen. Wie hoch ist die Akzeptanz von Schule, Staat und Familie, wie integrationsbereit erscheinen die Jugendlichen? Wer sind die Vertrauenspersonen der Heranwachsenden, wie gestaltet sich die Berufsfindung, und wie verarbeiten sie die Unvollständigkeit der Familien sowie die Vaterlosigkeit? Kurz: Dahinter stand ein psychologisches Modell, nach dem es galt, den seelischen Zustand des „Patienten Jugend“ zu untersuchen und zu prüfen, ob Nachwirkungen dessen, was man in den Nachkriegsjahren beobachtet und als „Regres-

---

<sup>47</sup> Allerbeck, Demokratisierung, S. 74.

<sup>48</sup> So der knappe Hinweis bei Blücher, Generation, S. 11.



sion ins Negative“ bezeichnet hatte, weiterhin vorhanden waren. Von Bracken resümiert in Folge von EMNID I beruhigt:

Die ‚Regression ins Negative‘, unter der die Jugend 1945-1948 litt, ist in der Hauptsache überwunden. Das bedeutet nicht, daß die Jugend nun in Ordnung sei und daß wir sie sich überlassen könnten; es besagt aber ganz klar: Der Patient hat das Schlimmste überstanden.<sup>49</sup>

In EMNID II (1954) erweiterte sich der Frageumfang augenfällig um den Bereich Sport, sicher, weil der Freizeitbereich insgesamt eine so entscheidende Beobachtungskategorie wurde – vielleicht aber auch, weil eine weitere „maßgebliche Stelle“ bei der Vorbereitung der Untersuchung unterstützend mitgewirkt hat und dies dem Deutschen Sportbund nun gedankt wird. In der thematischen Modifikation der Umfragen zwischen 1953 bis 1955 fällt in erster Linie die wachsende Thematisierung von Freizeit auf, auch wenn diese noch nicht die dominante Stellung einnimmt, wie sie sie in den expliziten Freizeitstudien der 60er Jahre bekommen sollte. „Freizeit“ schafft es dann in der methodisch deutlich anspruchsvolleren und differenzierteren Studie von 1965 gemeinsam mit dem zweiten neuen Zentralbegriff „Bildung“ sogar in den Titel.<sup>50</sup> Des Weiteren finden sich neue Fragen im Bereich Berufsbildung und soziale Beziehungen im Betrieb, wohl als Angebot an den ebenfalls neu in den Kreis der Unterstützer eingetretenen Deutschen Gewerkschaftsbund. Eine Erweiterung der Fragestellung zum Lesekonsum geschieht offenbar mit Blick auf die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, alles Stellen, an die EMNID laut Eigenauskunft „von sich aus“ bei der Vorbereitung der Studie herangetreten war.<sup>51</sup> Auch das primäre Interessengebiet der verantwortlichen Forscher mag eine gewisse Rolle gespielt haben: Von Bracken konzipierte 1953, bei prinzipieller interdisziplinärer Offenheit, aus einem eher pädagogisch-psychologischen Erkenntnisinteresse heraus, später sollte der eigene Forschungsschwerpunkt beim Freizeitforscher Blücher einen deutlichen Einfluss auf die Fragen haben. Außerdem sind Fragen, die sich mit dem Thema Arbeitsethos auseinandersetzen und Fragen, die in Richtung Aufstiegsorientierung zielen, regelrechte Dauerbrenner. Sie prägen bereits die sogenannte Hessen-Studie von 1950. Diese Befragung erfolgte schriftlich mit Hilfe von Kreisjugendpflegern, der IHK und Jugendorganisationen, unterstützt erneut durch amerikanisches Methoden-Know-how. Auch wenn die Stichprobe von 10.000 nur zu 36 Prozent ausgeschöpft wird – das Selbstbewusstsein ist schon da. Denn es zeige sich deutlich, „wie die empirische Tatsachenforschung alles bisherige Subjek-

---

<sup>49</sup> Von Bracken, Jugend, S. 156.

<sup>50</sup> Vgl. Jugendwerk, Jugend, [1966].

<sup>51</sup> Von Stackelberg, in: EMNID II, S. 5. Hinweise zum möglichen Einfluss der Unterstützer auf Fragebatterien bei Zinnecker, Jugendstudien, S. 414.

tive an Meinung und spekulativer Theorie über Jugend, Jugendfragen und Jugendarbeit und Jugenderziehung ergänzt und berichtet.<sup>52</sup>

Aufschlussreich sind auch der Aufbau und die Genese der Fragekomplexe: Die Interviews beginnen im Ablauf wie üblich zuerst mit Warm-Up-Fragen, u.a. zu Freizeittätigkeiten, Mediennutzung, danach folgen Batterien zu Schule, Beruf und Gesellung, und erst später im Interviewverlauf wird das „heiße Eisen“ Politik angepackt. „Heikle“ Fragen kommen schulbuchmäßig erst allmählich im Gesprächsverlauf vor. Auch gibt es zahlreiche Kontrollfragen, etwa das Nachfassen zum Leseverhalten durch Fragen wie „Welches Buch hat Ihnen in der letzten Zeit besonders gut gefallen?“ Zum Teil werden Staple-Scales eingesetzt – allerdings mit Problemen für Längsschnittvergleiche: Legte man den Befragten in den 50er Jahren noch ein achtstufiges Skalometer vor, agierte man in den 60er Jahren mit einem 7- oder 10-stufigen. Raffinierter wurde es erst einige Jahre später: Gerade auf dem Gebiet der psychologischen Motivforschung kamen Finessen wie Satzergänzungs-, Assoziations- oder Farbtests hinzu. Es wurde zunehmend mit standardisierten Fragebatterien, immer häufiger mit Skalen oder auch mit Sprechblasen agiert. Allgemein und auch in den Jugendumfragen ist noch ein großer Anteil an Wissensfragen zu beobachten, sodass die Umfrageforschung in den Medien teilweise als „methodisch unhinterfragte Darstellung von Wissensbeständen der Bevölkerung“ wahrgenommen wurde.<sup>53</sup> Nicht weniger interessant sind die Antworten auf offene Fragen, geben sie doch auch einen Einblick in den semantischen Kontext der Zeit.

1953 erfolgte im Fragebogen eine klare Aufteilung in die Kategorien Familie, Schule, Beruf, Kultur/Medien, Kirche, Politik und Freizeit, was bereits ein Jahr später um Sportfragen sowie um detailliertere Abfragen zum Freizeitverhalten erweitert wurde. Doch dominant blieb auch 1955 das Thema Arbeit, was bei 80-prozentiger Berufstätigkeit in der Befragtengruppe auch konsequent ist, vielleicht aber auch darin begründet liegt, dass Berufsauffassung und Arbeitseinstellung in Folge der Studien von Schelsky, Kluth u.a. für die bundesdeutschen Arbeitsgesellschaft Mitte der 50er Jahre thematisch auf der Hand lagen, darüber hinaus ein besonderes Interesse beim DGB bestand. Fragen zur Familie nahmen überraschend wenig Platz ein, vermutlich auch, weil diese potenziell mit einem gewissen Tabugehalt belegt waren. Jedenfalls findet sich erst in den Umfragen der 60er Jahre eine genaue Evaluation von Väter- und Mutterbildern nach Vorgaben „weich“ über „altmodisch“, „verständnisvoll“ bis „streng“.<sup>54</sup>

Zinnecker ist in der Aussage zuzustimmen, dass die Jugendstudien 1953-1955 an der Schwelle zwischen alter und neuer Jugenddebatte stehen.<sup>55</sup> Die

---

<sup>52</sup> Beirat, Erhebung, S. 218-225 (S. III).

<sup>53</sup> Kruke, Demoskopie, S. 449.

<sup>54</sup> EMNID V, v28-v52.

<sup>55</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 438.

„alte“ wird charakterisiert durch die sozialpolitische Sorge um die konkreten Lebens- und Arbeitsverhältnisse, die Thematisierung der materiellen und psychischen Kriegsfolgen, vor allem über Aspekte wie Vereinsamung oder Vaterlosigkeit. Die „neue“ Debatte ist eher gekennzeichnet durch Fragen nach dem Schutz vor niederen Kultureinflüssen und neuen Sozialisationsagenturen. Bei genauerem Hinsehen allerdings gibt es Unterschiede in der Art der Befragung, beispielsweise wenn man die Fragebögen mit denen aus Allensbachs jährlichen Befragungen vergleicht: Zum Thema Glück wurde gefragt: „Wenn jemand von Ihnen sagen würde: dieser Mensch ist sehr glücklich! – Hätte er damit recht oder nicht?“. Gesellschaftspolitische Aspekte indizierte man durch „Halten Sie es für möglich, dass auf dieser Welt, und also auch in Deutschland, ein wirtschaftlicher Zustand erreicht wird, unter dem alle, also auch die Besitzlosen, ohne Not leben?“ oder „Würden Sie sagen, dass wir in Westdeutschland viel oder wenig reiche Leute haben?“ Themen, die man in durchaus ausgefeilter Form und Frageformulierung bei erwachsenen Probanden in die Umfrage einbezog, sucht man in den Jugendumfragen allerdings noch vergebens, man blieb hinter den eigenen methodischen Möglichkeiten zurück. Im Grunde ist dies auch schon ein Statement in Richtung der Befragten, der man offenbar nicht gänzlich zutraute, sich zu essenziellen Dingen ernsthaft zu äußern. Und dies lag, wenn man sich die EMNID-Informationen der Jahre 1949-1965 ansieht, nicht am „Stil des Hauses“ – gleichwohl bleibt die „Institutshandschrift“ weitestgehend eine gedankliche Residualkategorie, solange Praktiken und Routinen nicht dokumentiert sind. Zinnecker weist darauf hin, dass die sich ändernden Standards der Institute, was Auswahl und Pflege des Interviewerstabs, Intervieweranweisungen, Fragebogengestaltung, Stichprobenqualität, Datenpräsentation etc. betrifft, eher als abhängige Größen anzusehen sind: Treibend sind sozialer Wandel, öffentliche Kommunikation und der sich verändernde Sozialstatus der Interviewten.<sup>56</sup>

Zur „Fragilität des Messens“ sei an dieser Stelle exemplarisch eine etwas ausführlichere methodologische Überlegung über die angewandte Fragetechnik auf einem inhaltlich zentralen Feld angeführt: die Vorgaben dessen, wie man Freizeit misst. Die Einstellungs-Verhaltens-Dimension, also die Überlegung, ob man reales Verhalten oder nur Meinungen der Jugendlichen über ihr eigenes Verhalten oder – was wohl wahrscheinlicher ist – eine Mischung von beidem erhebt, ist bei der Analyse von Umfragen ganz basal zu bedenken und von Beginn an Teil der Diskussion. Denn je nach Fragestellung werden auch unterschiedliche Antworten provoziert. So erhalten offene Fragen in der Regel mehr Nennungen als Listenfragen. In der NWDR- sowie in den EMNID-Studien finden sich drei jeweils offene Fragetypen:

---

<sup>56</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 455.

- 1) Womit beschäftigen Sie sich in der Freizeit am liebsten? / Wofür interessieren Sie sich hauptsächlich?
- 2) Womit beschäftigen Sie sich in Ihrer Freizeit?
- 3) Wie haben Sie (den letzten Sonntag, den gestrigen Feierabend etc.) tatsächlich verbracht?

Die Frage „Womit befassen Sie sich in Ihrer Freizeit am liebsten?“ ignoriert zunächst die sozial erwarteten oder erzwungenen Tätigkeiten Jugendlicher in ihrer freien Zeit. Doch: Sind Angebote mit partiellem Pflichtcharakter wie der sonntägliche Kirchgang der Freizeit zuzuschlagen? Die Antworten zeigen jedenfalls, dass die Befragten diese, genauso wie in Fragetyp 2, nicht in Zusammenhang mit Freizeit bringen, auch wenn von den 42 Prozent der Jugendlichen, die „regelmäßig“ oder „häufig“ die Kirche besuchen, den Umfragen zufolge über die Hälfte durch ein „Herzensbedürfnis“ dazu motiviert werden.<sup>57</sup> Hausarbeit wird dagegen genannt – und zwar v.a. von weiblichen Angestellten. Hier ist weniger davon auszugehen, dass es sich tatsächlich um eine Freizeittätigkeit handelt. Vielmehr haben die Befragten wohl einen ganz anderen Freizeitbegriff vor Augen und setzen ihn mit „freier Zeit“ gleich, sodass notwendige Arbeiten wie Kochen, Waschen, Putzen mit in die Nennung der Freizeitbeschäftigungen einfließen. Und dies ist ein ganz grundsätzliches semantisches Problem, denn alle Umfragen aus dieser Zeit lassen den Freizeitbegriff undefiniert. Bei der Aktivität „Weiterbildung“, die den Besuch von Abendkursen der Volkshochschule und privates Selbststudium einschließt, ist ohne vorherige Klärung ebenfalls nicht ganz klar, ob diese dem Freizeitbereich oder doch eher dem Arbeitsbereich zuzuschlagen sind, da diese Kurse doch meist der Verbesserung einer beruflichen Position dienen.

Der entscheidende Nachteil der Frage nach den Lieblingsbeschäftigungen liegt in der Tatsache begründet, dass sie weitgehend nur die Wünsche erfasst, die ja nicht zwangsläufig mit den wirklichen Aktivitäten übereinstimmen müssen. Blücher deckte in seinem Kommentar die teilweise extremen Diskrepanzen zwischen angegebener Präferenz und realer Tätigkeit auf und deutete sie als unterschiedlich starke Verankerung von Freizeitgebieten im Bewusstsein der Jugendlichen. Er unterteilte daraufhin die Tätigkeiten in einerseits „harte“, bei denen Interesse und tatsächliches Verhalten übereinstimmen – diese seien bewusst, intensiv und somit „innengeleitet“ – und andererseits „weiche“, seiner Meinung nach unbewusste und außengeleitete Verhaltensweisen mit reiner Konsumhaltung:

An die Stelle dieser von innen her, aus einer ganz bewussten Haltung heraus geleisteten Verhaltensweise ist bei der Masse der Gesamtheit aller Jugendli-

---

<sup>57</sup> NWDR, S. 91.

chen von heute (...) ein Sich-treiben-lassen in der Freizeit getreten, die Akzeptation des Angebots der Kultur- und Vergnügungsindustrie.<sup>58</sup>

Die Verbraucherhaltung des Sich-etwas-bieten-lassens dringe auch in vormalig „aktiver Freizeiterfüllung und personhafter Selbstbildung“ vorbehaltenen Tätigkeiten ein: Lesen wird Informationskonsum, Sport nur Zuschauertum und echtes Musikinteresse wird durch Rundfunkhören ersetzt., er agiert also mit allesamt schwer messbaren Kategorien („personhafte Selbstbildung“).<sup>59</sup> Der Übereinstimmungsgrad der Antworten von Fragetyp 1 und 2 stellt sich folgendermaßen dar:

Tab. 4: Übereinstimmung Freizeitverhalten mit Interessengebiet 1953

1 »Womit beschäftigen Sie sich am liebsten? Wofür interessieren Sie sich hauptsächlich?«

2 »Womit beschäftigen Sie sich in Ihrer Freizeit?« (in %)

Gebiet	Lieblingsbeschäftigungen, -interessen (1)	Beschäftigung(2)	Übereinstimmung
Sport	32	33	70
Handarbeiten/Basteln	29	31	63
Musizieren	11	9	57
Lesen	37	50	54
Tanzen	5	4	53
Jugendgruppen	2	3	35
Private Weiterbildung	7	6	30
Kulturelle Veranstaltungen	4	5	27
Spazieren/Wandern	9	24	22
Kino	6	10	19

Quelle: Blücher 1956, S. 63; NWDR, S. 135

Wenn beim Wandern noch davon ausgegangen werden kann, dass man es „einfach so“ tut, ohne die Tätigkeit, zumal sie keine Kosten verursacht oder spezielle Fähigkeiten verlangt, als spezielles Interesse zu reflektieren, könnte man doch beim Kino, vielleicht *dem* Highlight außerhäuslicher Freizeitgestaltung, erwarten, dass die Jugendlichen es an erster Stelle ihrer Lieblingsbeschäftigungen nennen. Das Gegenteil ist der Fall. Die offene Frage provozierte in diesem Falle nur 6 Prozent positive Antworten, während die exakte Nachfrage „Gehen Sie gern ins Kino?“ 88 Prozent bejahten.<sup>60</sup> Die Faktenkontrollfrage „Wie oft waren Sie in den letzten vier Wochen im Kino?“ aus EMNID I bestä-

<sup>58</sup> Blücher, Freizeit, S. 30. Schelsky stimmt zu und spricht von einem „Brauchtum der Moderne“, „wenn man unter Brauch eben jene habitualisierten Alltagsverhaltensformen versteht, die in ihrer Normalität und Routine überhaupt kaum noch Kräfte der Selektion der Handlung, des Vorziehens oder Ablehnens, zulassen“. Schelsky, Generation, S. 350-365.

<sup>59</sup> Blücher, Freizeit, S. 354.

<sup>60</sup> Blücher, Freizeit, S. 64.

tigt die Popularität des Films. Lediglich 17 Prozent der Befragten waren kein einziges Mal im Kino gewesen. Mit einbezogen werden muss bei dieser Frage allerdings, dass sie im November und Dezember, also im kinointensiveren Winter gestellt worden ist.

Aus der teilweise deutlichen Diskrepanz zwischen Verhalten und Bewusstheit des Verhaltens folgerte Blücher, in Anlehnung an Riesmans „außengeleiteten“ Charakter: „Sie gestalten ihre Freizeit weniger, als daß sie sich diese gestalten lassen.“<sup>61</sup> Bedeutet demzufolge der Kinobesuch eine „Kapitulation“<sup>62</sup> vor den universal angebotenen Freizeitbeschäftigungen im Sinne einer Verbraucherhaltung? Aus der zum Teil nachweisbaren Nichtkongruenz von tatsächlicher Tätigkeit und Lieblingsbeschäftigung ein fremd gesteuertes Verhalten zu schlussfolgern, erscheint doch stark verkürzt. Ein Grund ist sicherlich die Tatsache, dass es sich um eine Aktivität handelt, die mit circa 90 Minuten wöchentlich rein quantitativ nicht die gleiche Rolle spielt wie etwa das Lesen. Ein weiterer Grund für die Unterschiedlichkeit der Antworten besteht in der Tatsache, dass den Befragten der Begriff „Freizeit“ (der nur in Frage 2 auftaucht) nicht gänzlich klar war. Eine andere Vermutung weist erneut in Richtung sozialer Erwünschtheit, zeigt an dieser Stelle aber auch erneut die Problematik beim Umgang mit Umfragematerial. Es könnte mit der bewussten Selbstdarstellung der Jugendlichen zusammenhängen, die in ihren Antworten sehr sensibel auf zeitgenössische Diskurse reagierten. Sie wissen, dass bestimmte Vorlieben wie Kino oder neue Tanz- und Musikstile unter dem Verdacht der Oberflächlichkeit oder gar Unsittlichkeit stehen, sodass man dann im Interview bemüht ist, einen möglichst normangepassten, unauffälligen Eindruck zu erzeugen. Hinzuweisen ist auf die Kritik aus den Bereichen der Psychologie (Film als „Ersatzhandlung“), der Kriminologie (Zusammenhang von Kinobesuch und Verbrechen) und der Pädagogik (Film als Verdummungsmaschine). Eine weitere Unterteilung in passive und aktive Freizeitaktivitäten, so wie sie Blücher vornimmt, ist mit dem vorliegenden Zahlenmaterial jedoch nicht möglich. Problematisch ist sie auch deshalb, weil es streng genommen eine passive Tätigkeit überhaupt nicht gibt, denn auch beim Zuschauen und -hören finden bekanntermaßen kognitive Verarbeitungsprozesse statt. Die Einteilung in diese Dichotomie wird außerdem nicht aufrechterhalten, wenn das Zuschauen beim Sport als passiv deklariert wird, ein Theaterbesuch jedoch nicht.

Das angeführte Beispiel illustriert die intensive Suche der frühen Umfrageforschung nach Validität. Beim heiklen Thema „Einstellung zum Nationalsozialismus“ ist dies ebenfalls zu beobachten (Tab. 5). Hier ging es unter anderem darum herauszufinden, was der latent autoritäre Charakter überhaupt mit der Einstellung zum Nationalsozialismus zu tun hat – dies erhoffte man mithilfe

---

<sup>61</sup> Blücher, Freizeit, S. 121.

<sup>62</sup> Schelskys Vorwort in Blücher, Freizeit, S. V.

einer zweifachen Gruppierung und einer anschließenden Überprüfung des Zusammenhangs erheben zu können:

- 1) Aus den Antworten zur Skala-Frage „Wenn in einer öffentlichen Diskussion unsere heutige Staatsform angegriffen würde, würden Sie dann zu unserem Staat Stellung nehmen?“ wurden drei Kategorien gebildet: Die Jugendlichen, die dem Staat positiv gegenüberstehen (35 Prozent), diejenigen, die dem Staat negativ gegenüberstehen (19 Prozent) und die Unentschiedenen (46 Prozent).
- 2) Es wurde eine dichotomische Gruppierung in Bezug auf die Einstellung zum Nationalsozialismus vorgenommen: Denjenigen, die bei der Frage nach den Merkmalen des Nationalsozialismus und Eigenschaften Hitlers positive und eingeschränkt positive Wertungen nannten, wurden „gewisse Sympathien“ unterstellt (13 Prozent), diejenigen, die bei beiden Fragen negative Wertungen abgaben, als entschieden gegen den Nationalsozialismus eingestuft (31 Prozent).
- 3) Die Frage, die auf das Spannungsverhältnis zwischen politischer Interessiertheit und Engagement sowie autoritären Grundeinstellungen abzielt, wurde mit diesen beiden Gruppen gekreuzt, wobei ebenfalls mit der Vorlage von Skalenkarten gemessen wurde.

Tab. 5: Politische Einstellung 1953

*»Wie stehen Sie zu folgenden Aussage bzw. wie weit finden Sie sie richtig oder nicht richtig? Statt daß sich jeder allein für die Politik seines Landes interessiert und sich mit verantwortlich fühlt, sollte man das besser nur dem Mann überlassen, der die Staatsgewalt in Händen hat.« (in %)*

Einordnung	Insg.	Für heutigen Staat	Gegen heutigen Staat	Polit. unentschieden	Gewisse Sympathien mit NS	Gegen den NS
+ 4	12	12	13	12	20	8
+ 3	7	6	9	8	14	6
+ 2	9	9	8	9	11	7
+ 1	9	9	8	10	8	8
Keine	6	3	3	9	2	2
- 1	10	8	9	11	7	8
- 2	11	11	13	11	8	13
- 3	9	9	9	8	7	10
- 4	27	33	28	22	23	38

Quelle: EMNID I, S. 136; S. 279

Jetzt könnte man schlussfolgern, dass die Frage nach dem autoritären Charakter der Jugend weniger mit der Einstellung zur aktuellen Staatsform, sondern signifikant mit der Einstellung zum Nationalsozialismus zu tun hat. Allerdings gibt es zwei Einschränkungen: Erstens, dass die „gegen den heutigen Staat“ Eingestellten als diejenigen definiert werden, die auf der Skala die Minuswerte -1 bis -4 angaben, die „für den heutigen Staat“ Eingestellten aber nur die Karten +4 und +3 zugesprochen bekamen, somit wurden die Werte +2 und +1 aus

nicht ganz verständlichen Gründen den Unentschiedenen zugesprochen. Zweitens steht die Gruppierung der Pro- bzw. Gegen-NS-Eingestellten auf ziemlich wackeligen Füßen, erzeugen diese offenen Fragen doch eine zwar interessante, aber unübersichtliche Gemengelage. So wurde das Merkmal „ein straff organisierter, zentralgesteuerter Nationalstaat“ in der Rubrik „gute Ideen“ eingeordnet und die Antwort „Überschätzung der eigenen Kraft“ unter „Größenwahn“.

Bei allem Bejahen demokratischer Regeln – zum Ausdruck kommt dies zum Beispiel in der deutlichen Ablehnung eines Ein-Parteien-Systems (90 Prozent) – wurde bei den Jugendlichen auch 1961 noch eine prinzipiell zu geringe Tiefe dieser „erwünschten Einstellung“ bemängelt. In der Tat irritiert das inkonsistente Bild, das bei der „Abfragung des Nationalempfindens“ zutage tritt.

Tab. 6: Ausprägung des Nationalempfindens 1961

»Jetzt eine Frage, die das Vaterland betrifft. Dazu möchte ich Sie bitten, diese drei Sprüche einmal zu beurteilen.« (=Nach Vorlage einer zehnstufigen Stapelskala von „größter Zustimmung“ bis „größte Ablehnung“, hier in fünf Gruppen zusammengefasst, in %)

	Starke Zustimmung	Zustimmung	Keine Stellungnahme	Ablehnung	Starke Ablehnung
„Achte jedermanns Vaterland, aber das deinige liebe.“	62	29	4	4	1
„Sicherheit und Frieden findet der einzelne nur in einer größeren Gemeinschaft der Völker.“	49	35	5	8	3
„Privates Glück ist wichtiger als weitgesteckte Ziele.“	35	32	7	14	12

Quelle: EMNID 1961, S. 120

Allein: Was wird hier in Tab. 6 eigentlich abgefragt? Schon der erste Satz enthält gleichzeitig mehrere Dimensionen: die der positiven Empfindung der Nation gegenüber und die der Toleranz und Weltoffenheit. Der Satz über das private Glück würde vermutlich andere Zustimmungsqoten bekommen, wenn er nicht über den Kontext „Nationalempfinden“ eingeführt worden wäre. Wie leicht ein anderer Fragestil und eine andere Frageformulierung die Antworten beeinflussen können, lässt sich auch in probeweisen Vergleichen, z.B. zwischen der NWDR- und der EMNID-Studie, herauslesen.

Einer der wichtigsten Grundsätze ist, dass die Frage so einfach formuliert sein muss, „wie noch eben mit dem sachlichen Zweck der Fragestellung verbunden“, so Scheuch 1962.<sup>63</sup> Dazu zählt eine verständliche, kurze Formulierung, die nicht anbiedernd oder suggestiv ist, die gleichzeitig möglichst nah an der Alltagssprache ist und den Wissensstand der Befragten nicht überfordert. Der Satz „Jugendliche sollten Vorschriften nicht kritisieren, sondern befolgen“

<sup>63</sup> Scheuch, Interview in der empirische Sozialforschung, S. 142.



wurde jedenfalls von 53 Prozent der Befragten bejaht.<sup>64</sup> Suggestivfragen wie „Erfüllen Sie regelmäßig Ihre kirchlichen Pflichten“ kamen vor – allerdings eher in den von Interessengruppen selbst konstruierten und durchgeführten Umfragen. Bei EMNID oder bei IFD findet man dies ganz selten bzw. eher Vorgaben wie: „... soll das erlaubt oder nicht erlaubt/verboten werden?“ – ein Effekt, der bei historischen Umfragen noch höher einzuschätzen ist, als heute.

Daneben findet man auch explizit wertende Formulierungen; Formulierungen, die stark mit sozialen Verhaltenserwartungen verknüpft sind. Es ist bekannt, dass, je heikler eine Frage wahrgenommen wird, desto stärker die Effekte der sozialen Erwünschtheit zum Tragen kommen.<sup>65</sup> Dabei darf man unterstellen, dass zahlreiche Frageinhalte, die aus heutiger Sicht harmlos daherkommen, von 16-Jährigen im Jahr 1953 als heikel wahrgenommen wurden – Fragen also, deren wahrheitsgemäße Beantwortung leicht zur sozialen Erwünschtheit tendieren kann. So steht zu vermuten, dass die normative Erwartungshaltung als hoch angenommen wurde, sodass hier Fragen im Bereich des Ausgehverhaltens, Freizeitkonsums, der Religion, Politik und Erziehungsideale teilweise schon in die Rubrik „heikel“ fallen. Bei Vorgaben wie in EMNID III (F7a) „Trinken Sie gern alkoholische Getränke, machen Sie sich nicht viel aus Alkohol, oder trinken Sie gar keinen Alkohol?“ dürfte die mehrheitliche Antwort der 15-24-Jährigen voraussehbar sein. Umso wichtiger wird dann eine neutrale Frageformulierung. Schon früh kritisierte Erwin K. Scheuch den Charakter einer Prüfungssituation, welcher auch durch den Duktus der Fragestellung hervorgerufen wird:

Man ist doch offensichtlich der Tendenz erlegen, die bei den öffentlichen Instituten in Deutschland immer noch als typisch angesehen werden muß: ein penetranter Behörden- und Funktionärsstil, eine gewisse Unfähigkeit, eine Untersuchung einmal aus der Blickweite des ‚Konsumenten‘ zu sehen, und ein gewisses herablassendes Wohlwollen in der Tonart.<sup>66</sup>

Gibt es eine spezielle Sprache, in der Jugendliche angesprochen werden sollten? Im Untersuchungszeitraum erscheint diese wohl etwas zu formell, wie auch Scheuch schon zeitnah bemängelte.<sup>67</sup> Die Antwortvorgaben wurden in der Regel mündlich genannt, was nur dann problematisch wird, wenn die Aufmerksamkeit der Interviewten durch zu lange oder viele Antwortmöglichkeiten beansprucht wird oder falls diese nicht das gesamte Spektrum der möglichen Antworten abdecken. Je länger und komplexer die Antwortvorgaben, desto höher die Wahrscheinlichkeit von „Reihungseffekten“. Auch die Reihenfolge der Antwortmöglichkeiten und ihr Einfluss waren damals bekannt, seit längerem ist dies gerade bei Meinungsfragen belegt, die mit jüngeren Befragten

---

<sup>64</sup> EMNID III, S. 301.

<sup>65</sup> Koolwijk, Fragen, S. 864-875.

<sup>66</sup> Scheuch, Untersuchungen, S. 335.

<sup>67</sup> Scheuch, Umfragen, S. 651.

arbeiten. Grob gesagt: Bei zwei bis drei Antwortvorgaben gibt es deutliche Primacy-Effekte bei schriftlicher Befragung und Listenvorgaben, einen Recency-Effekt bei mündlicher Befragung – ein Problem, dem man mit vorangehenden Kontext-Fragen begegnen kann.<sup>68</sup> Bei langen Listen tauchen übrigens beide Effekte zugleich auf – Antwortmöglichkeiten in der Mitte werden hier seltener gewählt. Des Weiteren muss auf die Rolle von Kontrastprozessen hingewiesen werden, also die Auswirkung von „extremen Stimuli“ in der Abfolge von Antwortvorgaben. Nach einem klar zugeordneten Item („unbeliebte Persönlichkeit“) wird das nachfolgende umso positiver bewertet.<sup>69</sup> So konnte gezeigt werden, dass, wenn ein extremer Stimulus vorausgeht (z.B. hinsichtlich Beliebtheit), dies deutliche Auswirkungen auf die Bewertung des nachfolgenden Items hat. Aber die Reihenfolgen-Effekte sind in der Forschung schon lange bekannt.<sup>70</sup> Bei geschlossenen Fragen mit mehreren Antwortmöglichkeiten und der Rubrik „Sonstiges“ hat man außerdem das Phänomen (damals noch mehr als heute), dass der Befragte glaubt, der Fragesteller sei nicht an spezifischen Alternativen interessiert bzw. die eigene Einschätzung fiele aus dem normalen Verhaltens- oder Wertespektrum heraus. Man weiß ex post jedoch nicht, ob eine Randomisierung der Antwortvorgaben stattgefunden hat. Zum Teil wurden Listen vorgelegt, damit die Jugendlichen theoretisch über jede Antwortalternative gleich lang nachdenken können – dennoch treten auch hier Primacy-Effekte auf.

Abhängig von der Fragebogenkonstruktion, treten je nach Reihenfolge „Ausstrahlungseffekte“ bzw. „Frageeffekte“ auf, weil sich der Befragte bemüht, möglichst widerspruchlos zu bleiben. Zwei Beispiele aus EMNID III für ungünstige Reihenfolgen: Zunächst wurde gefragt, ob in letzter Zeit eine musikalische Veranstaltung besonders beeindruckt hat, und erst danach, ob man eine Veranstaltung besucht hat. Ähnlich ist eine Ausstrahlung in der Abfolge von Frage 25 auf 26 zu vermuten, als zuerst gefragt wird, wie streng man erzogen worden ist und direkt anschließend, ob man sich auf seinen Beruf genügend vorbereitet fühlt. Außerdem sind gewisse Antwortvorgaben problematisch: Durch die auszuwählenden Kategorien werden Normalität und Extremverhalten bzw. -einstellung als gesetzt empfunden. Bei geschlossenen Fragen gibt es kaum die Möglichkeit eines „anderes, und zwar...“. Ansonsten nutzten die Fragebogenkonstrukteure von EMNID das Prinzip des „Funneling“, also den Übergang von allgemeinen zu spezielleren Themenfragen, und auch das Timing, die inhaltlich wichtigsten Fragen im mittleren Drittel zu platzieren. Selten finden sich Verstöße gegen das Gebot der Eindimensionalität. So wird in der Frageformulierung ein Statement noch einmal in andere Worte gefasst,

---

<sup>68</sup> Vgl. Schwarz/Hippler/Noelle-Neumann, Einflüsse, S. 24-38. Vgl. Fuchs, S. 60-88.

<sup>69</sup> Schwarz u.a., Einflüsse, S. 28; S. 34.

<sup>70</sup> Payne, Art.

sodass im Nachhinein nicht mehr zu klären ist, auf welchen Teil der Frage sich die Antwortgeber beziehen.<sup>71</sup>

### 3.1.4 Fragesituation und Interviewerprofil

Die EMNID-Befragungen fanden Face-to-face und bei den Jugendlichen zu Hause statt.<sup>72</sup> Die Dauer der Befragung wird mit etwa 20-30 Minuten angegeben und läge damit im üblichen Bereich. Es soll aber auch mündliche Einzelbefragungen gegeben haben, die etwa eine Stunde dauerten. Im Gegensatz zur heutigen Vorgehensweise, bei der Jugendliche auch meist von jüngeren Leuten in möglichst lockerer Atmosphäre befragt werden, galt für die 50er Jahre eine viel formellere Norm, was dem Ideal eines „Gesprächs unter zwei Fremden“ näher kommt. Das Siezen war die gebräuchliche Anredeform und prägte 70 Prozent der Gespräche. Die Interviewer waren deutlich älter als 15-24 Jahre und die Anweisungen für die EMNID-Interviewer deuten auf eine „quasi-pädagogische Beziehung“ zwischen Jugendlichen und Interviewern hin.<sup>73</sup> So warnten die EMNID-Anweisungen die Interviewer, dass „Mißtrauen und Verschllossenheit auf der einen Seite, herausforderndes Benehmen oder ‚Angabe‘ des Jugendlichen andererseits“ die Durchführung des Interviews und die Validität der Ergebnisse negativ beeinflussen könnten. „Wenn Sie den richtigen Ton finden und sich ganz auf den Jugendlichen einstellen“, so der Rat des Instituts, seien diese Probleme erfolgreich zu umgehen.<sup>74</sup>

Als Hintergrundgewissheit bei den Probanden wird einige Jahrzehnte später sehr viel präsenter gewesen sein, dass eine solche Befragung „in irgendeiner Verbindung steht mit Marketing und Jugendmarkt, Medienberichterstattung und journalistischem Interview, Computereinsatz und Datenschutz, politischer Meinungsbildung und Öffentlichkeitsarbeit“. <sup>75</sup> Als ein noch wichtigerer Punkt erscheint außerdem die bei Zinnecker zitierte Veränderung des sozialen Vertrauensklimas. Einem Befragten, der sich heute (oder auch schon in den 80er Jahren) zu einem umstrittenen Thema äußert, würde es weniger schwer fallen, eine extreme Position zu beziehen, weil er, subjektiv gesehen, weniger zu riskieren hätte als ein Befragter in den 50er Jahren. Es bleibt außerdem zu bedenken, dass den damaligen Befragten diese Gesprächssituation noch völlig unbekannt war. Dieser Aspekt wird kaum berücksichtigt, wenn in einem Analogieschluss von den teilweise kargen Auskünften der Jugendlichen auf deren verschlossenen und skeptischen Charakter geschlossen wird.<sup>76</sup> Nicht

---

<sup>71</sup> Ähnlich bei „Über welche beiden Punkte Ihrer Zukunft bis zum Jahre 2000 möchten Sie besonders gerne Bescheid wissen?“, EMNID III, F8c.

<sup>72</sup> Vgl. Oberwittler/Naplava, Auswirkungen, S. 49-77.

<sup>73</sup> Zinnecker, Jahrzehnte, S. 266.

<sup>74</sup> EMNID II, S. 315.

<sup>75</sup> Vgl. Zinnecker, Jahrzehnte, S. 263-264.

<sup>76</sup> So bei von Bracken, Jugend, S. 155-158.

ohne Einfluss auf die Validität der Antworten ist dabei das Alter der Interviewer. Tendenziell dürften die damals befragten Jugendlichen in Einzelgesprächen mit ihnen unbekanntem Erwachsenen eher dazu geneigt haben, sich als erwachsen, ernst- und tugendhaft zu präsentieren, zumindest sah der Verhaltenskodex dies vor. Aber auch das Gegenteil ist, in einem anderen historischen Kontext, denkbar. So ist für die Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre durchgeführten Jugendbefragungen von der Überbetonung einer rebellischen Selbstdarstellung in den Antworten auszugehen. Auf Unverbindlichkeit stießen zum Beispiel Fragen, die direkt auf den geistig-seelischen Zustand der Jugendlichen zielten. So erhielt „Worüber haben Sie sich im letzten Jahr am meisten geärgert?“ die Top-Antwort „Das Wetter“. Zwei Jahrzehnte später wurden als Ärgernisse v.a. schulische und berufliche Probleme oder Misserfolge, persönliche Streitigkeiten und das politische Geschehen genannt.<sup>77</sup> Und dies, obwohl EMNID seine Mitarbeiter in speziellen Hinweisen für die Durchführung der Interviews mit den Jugendlichen nachdrücklich auf den „richtigen Ton“ in den Gesprächen hingewiesen hatte: „Fragen Sie ohne Strenge in möglichst gelockertem Ton.“<sup>78</sup> Die vom Institut angemahnte neutrale Interviewtechnik und die Versicherung, dass Antworten jeder Art vertraulich behandelt würden und ohne Sanktion blieben, erscheinen in der Frühphase der Umfrageforschung umso bedeutender. Bei reinen Quota-Stichproben ist die jeweils sehr subjektive Befragtenauswahl zum Teil problematisch. So wurden in den frühen Shell-Studien keine Jugendlichen befragt, die in Gemeinschaftsunterkünften, also z.B. in Heimen lebten, die Bewohner West-Berlins wurden ebenfalls selten berücksichtigt. Auch die Befragungszeit ist bekanntermaßen nicht unerheblich. Die erste Untersuchung fand beispielsweise im Winter statt, die Vergleichszahlen mit der im Mai durchgeführten Hörerstudie des NWDR zeigen demgegenüber jedoch kaum die vermuteten Effekte.

Doch im Gegensatz zu Situation in den 70er/80er Jahren, in denen die Befragungsausfälle v.a. wegen Unit-Non-Response stark, zum Teil bis zu 40-50 Prozent, anstiegen, waren die Ausfälle in der Frühzeit noch gering. Diese lagen bei den bundesweiten IfD-Befragungen Anfang der 50er Jahre im Schnitt bei lediglich 15 Prozent, bei Jüngeren war die Ausfallquote sogar noch niedriger.<sup>79</sup> Generell ist nicht ganz klar, wie Jugendliche der 50er Jahre, die keinerlei Erfahrung mit dem Erhebungsinstrument Umfrage hatten, überhaupt mit der neuartigen Situation umgingen, einem fremden Interviewer gegenüberzusitzen und ihm Rede und Antwort zu stehen. Es mag ihnen womöglich ähnlich wie in der Schule, vielleicht auch wie in der eigenen Familie vorgekommen sein – beides meist hierarchisch strukturierte Formationen, in denen die eigene Meinung nur bedingt frei vorgetragen werden konnte. Die Strukturähnlichkeit mit

---

<sup>77</sup> EMNID II, S. 154; Blücher, Jugend, Bd. II: Tabellenteil, S. 4.

<sup>78</sup> EMNID I, S. 113.

<sup>79</sup> Von Friedeburg, Frage, S. 190.

einem „Verhör“ und die (zumindest familienintern bekannten) Erfahrungen mit den Fragebögen der Alliierten zur Entnazifizierung spielten daneben sicherlich auch noch eine Rolle. So ist auch der mehrheitlich angegebene Grund bei Interview-Verweigerungen 1951, dass die Befragung als Instrument der Regierung oder Besatzungsmächte angesehen wird. Weitere Gründe: Zeitmangel und die generelle Ablehnung von Umfragen als „neumodischen Unsinn“.<sup>80</sup> Generell muss gefragt werden, was dies für die Aufrichtigkeit bei deutschen Befragten bedeutete. Überspitzt wurde argumentiert, dass es die Deutschen gewöhnt waren, „den Anweisungen der Obrigkeit zu gehorchen“.<sup>81</sup> Auf der anderen Seite zeigen doch gerade die Befragungen im Zuge der Entnazifizierung die vielfältigen Strategien der Verschleierung, des Verschweigens und der Falschantwort. Zu diesem Problem hat es 1950 einen Test zum „Sponsorship effect“ gegeben, in dem zwei identische Fragebögen benutzt wurden, jedoch einer mit amerikanischer Firmierung, der andere mit einem fiktiven deutschen Institutsnamen: Es gab tatsächlich einige Unterschiede im Antwortverhalten und somit den Beweggrund für die Gründung eines deutschen Umfrageinstituts – eben DIVO.<sup>82</sup> Dementsprechend waren die EMNID-Interviewer angehalten, Hinweise auf den Urheber, das EMNID-Meinungsforschungsinstitut, sowie auf die spätere wissenschaftliche Nutzung der Daten und den vertraulichen Umgang mit ihnen zu geben. Als Beispiel für ein Eingangsstatement wurde den Interviewern mit auf den Weg gegeben:

Wir führen Umfragen durch, die nur für wissenschaftliche Zwecke ausgewertet werden. Wir wollen uns diesmal nur an junge Menschen wenden. Ich möchte mich mit Ihnen über einige Probleme unterhalten, die im Leben eines jungen Menschen vielleicht einmal von Bedeutung sein können.<sup>83</sup>

Nichtsdestotrotz: Besonders schwierig gestaltete sich die Erhebung politischer Einstellungen. Einerseits war die Mehrzahl der Jugendlichen kaum in politische Diskurse eingebunden, in der Schule wie im Elternhaus war die Meinung der Jugendlichen zu politischen Themen wenig gefragt. Umso mehr musste die Jugendlichen irritieren, nun doch Stellung nehmen zu dürfen bzw. zu müssen. In einer Gesprächssituation mit einem Erwachsenen – so kann bei einem Teil der Befragten vermutet werden – wird zur Unterstreichung der eigenen Ernsthaftigkeit politisches Interesse vorgegeben, selbst wenn dieses nicht oder kaum vorhanden ist. Dieser Bias wird möglicherweise durch eine andere Gruppe ausgeglichen, die politische Abstinenz als Norm bei weiten Teilen des sozialen Umfelds als gegeben sieht, man sich demzufolge auch selbst mit Äußerungen

---

<sup>80</sup> Stiebler, Meinung, S. 134.

<sup>81</sup> Schaefer u.a., Schwierigkeiten, S. 10. Dies ist in der Anfangszeit den Erwachsenen ähnlich gegangen, wie Scheuch schon früh herausfand: Scheuch, Ein Interview über das Interview.

<sup>82</sup> So Schaefer als ehemaliger Interviewer für die Opinion Surveys Section der amerikanischen Militärregierung, Schaefer u.a., Schwierigkeiten, S. 10.

<sup>83</sup> So die Einleitungssätze laut Original-Fragebogen aus einer EMNID-Befragung von 1961: Jaide, Verhältnis, S. 136.

zurückhielt. Und abgesehen von politischen Meinungsäußerungen: Hat man generell bei Einstellungsfragen so geantwortet, wie man glaubte, dass es von Seiten des Interviewers (resp.: der zum Teil anwesenden Eltern) erwünscht sei? Es ist zumindest zu vermuten, dass Normalitätsvorstellungen einen erheblichen Einfluss auf das Antwortverhalten der Jugendlichen hatten. Doch falls die Effekte der sozialen Erwünschtheit wirklich so groß waren, dann sagen die Zahlen etwas anderes Aufschlussreiches aus: die gemeinsamen Vorstellungen politischer, kultureller und gesellschaftlicher Normalität in der frühen Bundesrepublik aus Sicht der Jugendlichen. Öffentliche Meinung würde dann verstanden als diejenigen Anschauungen, die man in umstrittenen Feldern äußern kann oder unter bestimmten Bedingungen sogar äußern muss, will man sich als Individuum gesellschaftlich nicht isolieren.<sup>84</sup>

Auffällig ist, dass sich weibliche Befragte in besonderer Weise auf Antwortmöglichkeiten wie „weiß nicht“, „vielleicht“ und „etwas“ zurückzogen. Dies bestätigt Erkenntnisse aus dem Aufsehen erregenden „Gruppenexperiment“ des Frankfurter Instituts für Sozialforschung von 1950/51. So gab es in der Haltung zu den NS-Verbrechen zwei „Meinungswährungen“, die „öffentliche“ und die „nichtöffentliche Meinung“. Dies macht nicht nur die Konsistenz nationalsozialistischer Denkweisen bewusst, sondern auch die Fragilität der Quelle Meinungsumfrage, gerade in der Zeit ihrer frühen Erfolge. Das Experiment zeigt im Antwortverhalten eine Doppelbödigkeit, die man den unerfahrenen Probanden eigentlich nicht zugetraut hatte. Die jüngste Gruppe der unter 21-Jährigen hatte bei den Frauen insgesamt übrigens weniger antisemitisch und der Demokratie und dem Westen freundlicher gegenüber geantwortet.<sup>85</sup>

Dass Befragte mit formal niedrigerem Bildungsstand häufiger die Antwort verweigern als diejenigen mit hohem, finden wir damals wie heute, außerdem häuften sich Antwortverweigerungen zu vielen, v.a. die Politik betreffenden Fragen bei Mädchen öfter als bei Jungen. Dass diese weibliche Zurückhaltung um ein Vielfaches höher ausfiel als heute, ist selbst schon ein wichtiges Ergebnis im Hinblick auf die wesentliche Gender-Frage. An dieser Stelle erweist sich ein Teil der Legitimationsstrategie der ersten Shell/EMNID-Studien als interessant: Die Tatsache, dass die Jugendlichen, denen prominente Pädagogen und Psychologen das Kennzeichen „Verschlossenheit“ attestiert hatten, offen und auskunftsfreudig an den Befragungen teilnahmen, wurde nicht ohne Stolz als ein Befund „an sich“ verkündet.<sup>86</sup> Tatsächlich sind die Fragen mit dem höchsten Anteil an „k.A.“ neben schwierigeren Wissensfragen zum Beispiel nach bekannten Bildhauern oder dem dialektischen Materialismus bzw. mittelschwe-

---

<sup>84</sup> Vgl. die Theorie der Schweigespirale bei Noelle-Neumann, Schweigespirale, S. 91. Die Beiträge von zeitgenössisch wahrgenommenen Veränderungen vom Begriff und der Produktion von „Öffentlicher Meinung“ sind zahlreich. Vgl. u.a. Braun, Wandlungen, S. 3-9.

<sup>85</sup> Pollock, Gruppenexperiment, S. 247-250.

<sup>86</sup> Von Bracken, Meinungsforschung, S. 120.

ren quasi Quiz-Fragen nach Ministern der Bundesregierung diejenigen, die eine eigene politische Einschätzung oder Stellungnahme verlangten („Worin würden Sie für uns Deutsche die wichtigste Zukunftsaufgabe sehen?“) oder eine Reflexion über das eigene Lebenskonzept und persönliche Zukunft („Auf welche beiden Leistungen, die Sie gerne in Ihrem Leben vollbringen möchten, würden Sie besonders stolz sein?“). Auf das Niveau von einem Drittel, bei weiblichen Jugendlichen auf ca. 50 Prozent, stieg die Quote der Antwortverweigerungen, wenn es um die Merkmale des Nationalsozialismus oder kennzeichnende Eigenschaften Hitlers ging. Ganz oben bei den Antwortverweigerungen standen aber auch die traditionellen Fragen nach Vorbildern und bewunderten Persönlichkeiten.

Tab. 7: Merkmale zum Nationalsozialismus, keine Antwort 1954/1955

	K.A., %
<b>Wohnortgröße (1954)</b>	
<2000	48
2000- bis unter 10.000	36
10.000 bis unter 100.000	25
100.000 und mehr	30
<b>Vaterberuf (1954)</b>	
Landwirte	43
Arbeiter	39
Angestellte	34
Selbständige / Freie Berufe	30
Beamte / Behördenangestellte	28
<b>Geschlecht (1954)</b>	
Weiblich	42
männlich	29
<b>Jahrgänge (1954)</b>	
1937-1939	50
1934-1936	37
1930-1933	20
<b>Bildungs-Berufsabschluss (1955)</b>	
Berufstätige mit Volksschulbildung	48
Schüler	38
Berufstätige mit gehobener Bildung	21

Quelle: EMNID II, S. 241-243; EMNID III, S. 306

Der Item-Non-Response ist, insgesamt gesehen, im Vergleich zu späteren Shell-Studien enorm hoch, während allerdings die Quote eines Unit-Non-Response von den 50er bis zu den 80er Jahren von 4 auf 16 Prozent stieg.<sup>87</sup> Dies hat zum Teil sicher mit dem gestiegenen Bildungsniveau der Befragten zu tun. Man kann dies als Indikator für den temporären sozialen Vertrauensverlust nach dem Zweiten Weltkrieg deuten, die hohe Sprachlosigkeit bei bestimmten Fragen (Politik, deutsche Vergangenheit, persönlich-berufliche Lebensplanung)

<sup>87</sup> Költringer, Gültigkeit, S. 125.

aber auch in der anerzogenen Zurückhaltung im Gespräch mit Erwachsenen begründet sehen, vor allem, was mögliche Kontroversen und politische Themen betrifft.<sup>88</sup> Aufschlussreich erscheint auch die Analyse, bei welchen soziodemografischen Gruppen eine besondere Verweigerungshaltung, hier zur Frage nach den Merkmalen des Nationalsozialismus, zu beobachten war. Demnach sind es tendenziell eher die Befragten in kleinen Orten, Kinder aus dem landwirtschaftlichen und dem Arbeitermilieu, eher die Mädchen und eher die jüngere Gruppe der Befragten. Mit gehobener Schulbildung äußert man sich wesentlich eher zu heiklen Themen.

Und selbstverständlich stellt sich auch hier die wichtige Frage nach den „Interviewereffekten“. EMNID selbst spricht davon, dass man eine „zahlenmäßig kleine Gruppe“ an „besonders befähigten Interviewern“ mit der Feldarbeit betraut habe. Bei der Studie 1953 wurden die fast 1.500 Interviews von 93 Befragern durchgeführt, 1954 waren schon 141, und 1955 dann 149 Personen „aus dem ständigen Interviewerstamm des Instituts“ im Einsatz, wobei 1954 33 Interviewer im Team waren, die schon ein Jahr zuvor beteiligt gewesen waren, 25 vom Ursprungsteam machten auch ein Jahr später noch mit.<sup>89</sup> Dies ergibt schon eine gute Quote von 10 bis 15 Interviews pro Mitarbeiter, eine Quote, die mit dazu beitragen kann, Fälschungen zu vermeiden.<sup>90</sup> Wie geschult die Fragesteller waren und ob sie, wie von Allensbach als ideal beschrieben, tatsächlich „kontaktfähige Pedanten“<sup>91</sup> waren, ist nicht zu eruieren. Die Interviewereffekte müssen im Nachhinein als hoch taxiert werden. Zu wenig wusste man noch über die Einflüsse, die Geschlecht oder Alter des Interviewers haben konnten, welche Verzerrungen die Anwesenheit Dritter bewirken.<sup>92</sup> Ein Beispiel findet sich in einer Studie von 1964. Sexuell-moralische Normen sollten über folgende Frage abgefragt werden:

Wie würde man im Kreise Ihrer Altersgenossen sich zu folgender Geschichte äußern? „Ein junges Mädchen hat ein Verhältnis mit einem Mann und findet heraus, dass er ähnliche Beziehungen zu anderen Mädchen hat. Würde man darüber entsetzt sein und den Mann verurteilen? Würde man sagen, das Mädchen hat selbst schuld, warum lässt sie sich mit einem Mann auf so etwas ein? Würde man es als ziemlich normal hinnehmen, als etwas, worauf ein Mädchen gefasst sein muss?“<sup>93</sup>

---

<sup>88</sup> Noelle-Neumann/Piel, *Generation*, S. 93; vgl. Almond/Verba, *culture*.

<sup>89</sup> EMNID I, S. 6; EMNID II, S. 6. Vgl. EMNID II, S. 317, EMNID III, S. 384.

<sup>90</sup> Das deckt sich jedenfalls mit den Erfahrungen und Empfehlungen Noelles. Vgl. Noelle, *Umfragen*, S. 193.

<sup>91</sup> Noelle, *Umfragen*, S. 165.

<sup>92</sup> Reuband, *Personen*, S. 117-156. Einflüsse äußerer Interviewermerkmale auf die Ergebnisse schon diskutiert bei Noelle, *Umfragen*, S. 164-201. Daneben ist bekannt, dass es sogar „Dialekteffekte“ gibt.

<sup>93</sup> Pfeil, S. 172.



Immerhin erhielt man von 95 Prozent der befragten 23-Jährigen eine Antwort, was bei diesem heiklen Themengebiet sicher ein außerordentlich hoher Wert ist. Fraglich ist aber, wie dieser zustande gekommen ist, wie eigenmächtig zum Beispiel die Interviewer in das Gespräch eingriffen, Antworten beeinflussten oder sogar fälschten. Zuwenig ist über die Interviewsituation bekannt. So wäre interessant zu erfahren, wie gut die Kontaktergebnisse mit dem Profil des Interviewers korrelieren. Immerhin: Eine Betrachtung der Unterschiedlichkeit im Antwortverhalten in Abhängigkeit vom Geschlecht des Interviewers gibt Hinweise auf die vermuteten Interviewereffekte (Tab. 8). Dass gleichgeschlechtliche Interviewer die Neigung zu Stereotypen verstärken, wurde schon damals vermutet, aber in der einschlägigen Literatur nicht eigens thematisiert oder als Scheinkorrelationen (Noelle-Neumann) abgewertet.

Tab. 8: Urteil der Altersgenossen nach Geschlecht des Befragten/des Interviewers 1964 (23-Jährige Hamburger, in %)

Geschlecht des Befragten		Geschlecht des Interviewers	
		Männl.	Weibl.
Männl.	Mann verurteilen	13	21
	Frau verurteilen	46	38
	ziemlich normal	36	36
	k.A.	5	5
Weibl.	Mann verurteilen	25	16
	Frau verurteilen	42	46
	ziemlich normal	26	36
	k.A.	7	2

Quelle: Pfeil, S. 174

Das Vier-Augen-Gespräch gilt meist als Idealfall für das standardisierte Interview.<sup>94</sup> Bei den frühen Jugendumfragen ist dies leider nur eingeschränkt der Fall: So weiß man, dass 80 Prozent der Interviews 1955 ohne und 17 Prozent „in Anwesenheit von Zeugen“, also meist im Beisein der Eltern durchgeführt wurden.<sup>95</sup> Laut EMNID-Selbstauskunft war die Anwesenheit von Familienmitgliedern gerade auf dem Dorf oft unvermeidlich. Immerhin wohnten 1954 85 Prozent der 15-24-Jährigen noch zu Hause. Wie stark aber die Eltern in das Interview eingriffen, ist nicht bekannt. Dass aber Fragen zu Themen, die Elternhaus, Schule, Staat oder Freizeitbeschäftigungen allein durch die Anwesenheit der Eltern andere Antworten evozierten, liegt auf der Hand, der Einfluss

<sup>94</sup> Denkbar ist aber auch, dass anwesende Dritte als Kontrollinstanz gegen Falschaussagen, insbesondere bei heiklen Items, wirken.

<sup>95</sup> Vgl. EMNID III, S. 392. 1965 ist dies sogar ein Drittel EMNID V, v474.

anwesender Dritter war aber zum damaligen Zeitpunkt noch kaum in der Diskussion.<sup>96</sup>

### 3.1.5 Von der Datenaufbereitung zum Tabellenband

Weniger noch als über die Datenerhebung weiß man über die Datenaufbereitung und Datenbereinigung, zum Beispiel, wie mit fehlenden Werten umgegangen wurde und wie der Vercodungsprozess ablief. Die Antworten auf offene Fragen sind nicht immer rekonstruierbar, man ist auf die korrekte und bei einem Zeitvergleich auch gleiche Vercodung angewiesen. Sicher wurden im Pretest die Fragentexte und Antwortkategorien überprüft. Einige verstreute Hinweise deuten immerhin darauf hin, dass es, zum Beispiel bei DIVO, eine aufwendige Aufbereitung der erhobenen Daten gegeben haben muss, ebenso eine Qualitätskontrolle und sorgfältige Vercodung, so zum Beispiel für den Fall der Vercodung von „illegitimen“ Mehrfachnennungen: Wenn der Interviewer trotz der Vorgabe, nur eine Nennung zu notieren, mehrere Antworten eintrug, wurde in der Datenaufbereitung für die Lochkartenauswertung noch einmal standardisiert.<sup>97</sup>

Das Jugendwerk der Deutschen Shell AG verschickte die Tabellenbände 1954/55 an offizielle Adressen der Jugendarbeit und an Anfragende, versehen mit einem knappen Kommentarteil, der nur wenige Bemerkungen zur Erhebungsmethode enthielt. Interpretationen wurden mittelbar dennoch über die Auswahl der ausgewerteten Befunde vorgenommen. Auch die Aufschlüsselungen von bestimmten Merkmalsausprägungen sind Selektionsprozesse, die die weitere Bewertung mitsteuern, indem sie gewisse Zusammenhänge suggerieren, andere vernachlässigen. Während EMNID für die Datenanalyse und Publikation nur wenige Monate benötigte, waren es beim NWDR gut 1 ½ Jahre. Laut Selbstauskunft waren diese Ergebnisse auch ursprünglich gar nicht zur Veröffentlichung gedacht gewesen, erst der Juventa-Verlag hatte dies ange-regt.<sup>98</sup> Die Motivation ging laut NWDR-Selbstauskunft von einem hohen öffentlichen Interesse an den Problemen der Jugend aus. Somit sei die Studie eine Service-Leistung, um jedem Publizisten, der mit und für die junge Generation arbeite, „möglichst sachliche und exakte Unterlagen“ zu liefern.<sup>99</sup> Die NWDR-Kommentatoren, von keinem Werbeinteresse geleitet, trauten sich in den Tabellenbänden auch mehr Interpretation zu. Dass sich aber in den groben Ten-

---

<sup>96</sup> Etwas später als in der amerikanischen Literatur: Esser, Befragte, S. 107-145; Allerbeck/Rosenmayr, Einführung. Daraus ein Beispiel: Werden Mädchen/junge Frauen in Gegenwart ihres Vaters nach Freunden und Freundinnen befragt, nennen diese seltener männliche Freunde als in der Situation ohne Beisein des Vaters. Außerdem: Hoag/Allerbeck, Interviewer, S. 413-426.

<sup>97</sup> Reigrotzki, S. 261-271.

<sup>98</sup> Wolfgang Ernst im Vorwort zu NWDR, S. 8.

<sup>99</sup> NWDR, S. 8.

denzen die Ergebnisse beider Studien ungefähr entsprechen, kann als gutes Zeichen für die Einschätzung der Validität gewertet werden, und das, obwohl sich die Untersuchungsgruppe etwas anders zusammensetzte, da lediglich auf dem Gebiet des Nordwestdeutschen Rundfunks Befragungen stattfanden.

Offen gestand EMNID in den publizierten Tabellenbänden mögliche Fehlerquellen ein und ging unter anderem auf das Problem der sozialen Erwünschtheit ein, auf bewusste oder unbewusste Interviewereffekte und auf Fehler beim Codieren und Auszählen.<sup>100</sup> Deutlich wird, wie stark sich die Auswertungsteile der jeweiligen Studienberichte auf einige der drängenden Fragen konzentrierten. In einer Beruhigungsrhetorik stellen die Kommentatoren eine Normalität von Jugend heraus – eine Normalität vor dem Hintergrund der publizistischen Befürchtungen bezüglich materieller Orientierung, Medienkonsum, politischer Einstellung und Vereinsamung. Der Ton des Kommentars war zwar durchweg nüchtern, doch bemühte man sich, Signale zu senden, denen zufolge man über den Stand der aktuellen Jugendsdiskussionen und über die Problematik gewisser Themen im Bilde war und dass man die Sorgen der potenziellen zukünftigen Auftraggeber in Politik und Jugendarbeit verstehe.<sup>101</sup> Konkrete Vergleiche zu anderen Altersgruppen wurden nicht gezogen und damit der Frage ausgewichen, was man denn empirisch als eigentlich jugendgemäß bezeichnen könnte. Selten und – jedenfalls im engen Kontext der Studien – recht vorsichtig versuchten die Kommentatoren, einen Vergleich mit einem Gestern (und das heißt: mit der Jugend der 20er Jahre!) zu ziehen, über das es bekanntermaßen keine entsprechende Datenbasis gibt.

Die NWDR- und die EMNID-Ergebnisse eigneten sich fortan als Munition für Interessenverbände aller möglichen Couleur. So stellte der Arbeitgeberverband 1955 zufrieden fest, dass dies jetzt eindeutig keine Nihilismus- oder Ohne-mich-Jugend sei: „Allensbach und Bielefeld beweisen es!“ In ihrer überwiegenden Mehrheit neige die Jugend nämlich zur „wirtschaftlich tüchtigen Bürgerlichkeit, ist anpassungsfähig, aktiv, gutwillig und aufgeschlossen für alle Neuerungen der Zivilisation“. Letztendlich werde die junge Generation damit „zur großen Hoffnung für die Zukunft des ganzen deutschen Volkes!“, so Arbeitgeberpräsident Paulssen.<sup>102</sup>

Auch der Bundestag rezipierte die Umfrageergebnisse punktuell, doch erst die Zahlen der 1964er-Studie wurden offizielle Basis für die Bundesjugendpolitik.<sup>103</sup> Die im Auftrag des Bundesministeriums für Familie produzierte EM-

---

<sup>100</sup> EMNID I, S. 129.

<sup>101</sup> Manchmal sind dies nur kleine, sprachliche Signale, wie im Unterkapitel zum Thema Film in EMNID II, S. 110: „Das bewegte Bild suggeriert eine Wirklichkeit, es ‚überwältigt‘ und verführt zur Identifikation.“

<sup>102</sup> Bundesvereinigung, *Generation*, S. 3; S. 12-13; S. 21.

<sup>103</sup> Ausführliches darüber, wie im Deutschen Bundestag über Jugend debattiert wurde, bei Janssen, *Jugend*, S. 191-204. Selektive Einblicke in die Jugendpolitik zeigen, dass auf bundespolitischer Ebene viel über Jugend geredet, der junge Staat sich aber in der Praxis von

NID-Untersuchung von 1964 geht in den ersten Jugendbericht der Bundesregierung „Über die Lage der Jugend und die Bestrebungen der Jugendhilfe“ ein. Dies war nach den drei EMNID-Studien 1953-55 auch das erste Mal, dass Analyse- und Tabellenteil separat voneinander publiziert wurden. Expertenwissen für Regierungshandeln oder doch zumindest für die Legitimierung von Politik – die empirisch-quantifizierende Jugendforschung hatte es geschafft und drang in die Politikberatung ein, die Medienaufmerksamkeit stieg. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass die instrumentelle Verwendung von Umfrageergebnissen in der jugendpolitischen Kommunikation häufig nicht mehr als eine Alibi-Funktion hatte. Außerdem gab es Stimmen in der Politik, denen die Umfragedaten allein offenbar zu abstrakt waren, zu wenig konkrete Hilfestellung bei der Beantwortung jugendpolitischer Fragen gaben. Hierzu bemerkte die SPD-Jugendexpertin Irma Keilhack im Zusammenhang mit der Diskussion über die Gründung eines Jugendinstituts vor dem Deutschen Bundestag 1956:

Ich glaube, daß die ernsthaften Leute in unserem Volke sich nicht mit einer Beantwortung zufrieden geben werden, wie sie durch zweifellos in vielfacher Hinsicht interessante Feststellungen von Meinungsforschungsinstituten und ähnlichen Einrichtungen erfolgte. Wir alle erwarten ein wirklich gutes Bild von Erkenntnissen, die uns sachliche und objektive Hinweise geben, wirklich durchgreifende Hilfen einzuleiten.<sup>104</sup>

Die traditionelle qualitative Analyse von meist schriftlichen Zeugnissen jugendlicher Innenansicht (Tagebücher, Briefe, Aufsätze) waren durch die repräsentativen Surveys nicht nur ergänzt, sondern zeitweise verdrängt worden. Selbst einer der konservativsten Jugendforscher, Hans-Heinrich Muchow, konzidierte 1961:

Wir halten sie [die Umfrage, P.J.] nur dann für sinnvoll, wenn sie nach Fakten, also z.B. danach fragt, ob der Befragte ein Musikinstrument spielt, ob er Schallplatten – und aus welcher Periode der Musikgeschichte – sammelt und oder wie er seine Freizeit (...) ausfüllt.<sup>105</sup>

Gänzlich konnte auch ein geisteswissenschaftlicher Hermeneut „alter Schule“ die neuen Erhebungsmethoden nicht ignorieren. Gleichwohl hat es, wie noch

---

Jugendarbeit und Jugendhilfe Zurückhaltung auferlegt hatte, nicht zuletzt als Reflex gegen die allumfassenden Erziehungsansprüche des nationalsozialistischen Staates und mit Rücksicht auf die familiären Friktionen in der Nachkriegszeit. Ein Blick in den Bundestag zeigt, wie eng die Debatten um Jugendnot und Jugendkultur auch im öffentlichen politischen Schlagabtausch miteinander vermischt werden und wie es beim Thema Jugend auch im Parlament häufig „ums Ganze“ ging, nicht zuletzt aber auch, wie sich die politische Sprache ab Ende der 50er Jahre versacht. Jugendschutz als das markanteste Merkmal einer restriktiven Jugendpolitik erweist sich als vielleicht letzter großer „abendländischer“ Widerstand gegen die Moderne, traf Kinder aber wohl noch stärker als die Jugendlichen selbst, schuf dabei aber zumindest eine Verbotsatmosphäre für alle aktiv mit.

<sup>104</sup> So MdB Keilhack (SPD) in: Verhandlungen, S. 9179.

<sup>105</sup> Muchow, Jugend und Zeitgeist, S. 293-294.

zu zeigen sein wird, von einigen Seiten zum Teil harsche, nicht selten christlich-moralisch motivierte Kritik an der „Fragerei“ gegeben. So heißt es zum thematisch Aufsehen erregenden Kinsey-Report, dieser sei ein Angriff auf die Menschenwürde und „symptomatisch für das Chaos einer enthumanisierten und entgeisteten Welt“. Gerade Fragen zum Thema Religion würden Bekenntnis zur „bloßen Meinung“ degradieren: „Erkennt man darin denn nicht, daß hier die Soziologie den Rang einer alle tragenden Fundamentalwissenschaft beansprucht und damit zu einem ‚Soziologismus‘ entartet?“<sup>106</sup>

### 3.1.6 Zum Einsatz der Quelle

Besondere Herausforderungen ergeben sich im Fall der Jugendumfragen der 50er Jahre durch deren lückenhafte Tradierung wie durch die Verstreutheit des Quellenmaterials und der Metainformationen. Die Umfragen selbst erscheinen für die Beantwortung historischer Fragestellungen in ihrer Form zwar nicht unproblematisch, ihre Validität bleibt aber trotz der aufgezeigten Defizite in Sachen Stichprobenauswahl, Interviewsituation oder Frageformulierung handhabbar. Die Übereinstimmungen zwischen EMNID- und NWDR-Ergebnissen sprächen jedenfalls dafür. Und die genannten Einschränkungen, beispielsweise der Verdacht, an einigen Stellen lediglich Verbalverhalten zu analysieren, macht die Quelle nicht weniger wertvoll – und die konvergente Analyse umso wichtiger. Neben den Spuren, die die Umfrageergebnisse in der zeitgenössischen Publizistik und wissenschaftlichen Literatur hinterlassen haben, würden sich weitere komplementäre Umfragen wie etwa die großen Familien- oder Gemeindeumfragen sowie Kontextstatistiken anbieten. Nicht zuletzt sind es die im Rahmen der jeweiligen Untersuchung entstandenen und heute noch vorhandenen Quellen, die Aufschluss über den Entstehungszusammenhang der Fragen und Zahlen geben.

Trotz aller Skepsis, die im Umgang mit diesem Quellentyp geboten ist, soll im Anschluss an exemplarischen Themenfeldern versucht werden, einen speziellen Fokus auf die Zahlen zu legen:

Es gab eine Zeit, in der nur in Archiven gefundene Dokumente geeignetes Beweismaterial für den Historiker darstellten. Das bewirkte, dass er sich auf politische Ereignisse konzentrierte; alles übrige war Interpretation. Dann lenkte die „Neue Geschichtsforschung“ die Aufmerksamkeit auf wirtschaftliche und soziale Statistiken. Das vergrößerte wesentlich den Anteil von Erscheinungen, die man als Tatsachen ansah.<sup>107</sup>

Die Hoffnung Paul Lazarsfelds von 1950, dass gerade das „Zusammenspiel von objektiven Tatsachen und Einstellungen“ einen „großen Fortschritt in der Geschichtsschreibung“ verspreche, wäre hier zuzustimmen; keinesfalls dage-

---

<sup>106</sup> Schückler, Irrwege, S. 5; S. 8.

<sup>107</sup> Lazarsfeld, Verpflichtung, S. 37.

gen der Überzeugung, dass die Meinungen und Einstellungen nicht weiter Angelegenheit der Interpretation, sondern auch zu Tatsachen geworden sind; wengleich Meinungsforschung sozusagen als „Beobachtung zweiter Ordnung“ ein Wissen generiert, das – teilweise ohne Quellenskepsis – in der Gesellschaft zirkuliert und wirkmächtig Gesellschaft mit konstruiert. Systemtheoretisch gesprochen ist die Umfrage (wie auch die Jugend) reziprok – ein Phänomen, das gesellschaftlich bedingt ist, gleichzeitig aber auf sie zurückwirkt.<sup>108</sup>

Wenn Verhaltensunsicherheit heißt, dass man das Eine unter spezifischen Bedingungen tut oder bekundet, Gegenteiliges aber bei leichter Veränderung der Bedingungen ohne großen Widerstand auch tun könnte, dann lässt sich alles an der Oberfläche Abgefragte und Beobachtete kaum zu, wonach wissenschaftliche Analyse drängt: Prognosen zu entwickeln.<sup>109</sup>

Wenn sich Friedhelm Neidhardt 1970 dermaßen skeptisch über Meinungsforschung äußert, dann liegt dem auch die herbe Enttäuschung zugrunde, die in dem nicht vorhergesehenen Studentenprotest lag. Und auch wenn man sich dem Anspruch, Wissenschaft habe prognostisch zu sein, nicht anschließen möchte, scheint Vorsicht geboten bei der Quelle Umfrage. Solch traditionelle Skepsis gegenüber der Erhebungsmethode äußerten Bourdieu und andere immer wieder. Dessen Einschätzung der Meinungsforschung als „Wissenschaft ohne Wissenschaftler“ und die Vorbehalte wegen ihrer Suggestion von einfachen, in Zahlen ablesbaren Wahrheiten als Komplexitätsreduktion sind nach wie vor weit verbreitet:

Die Meinungsumfrage kommt der landläufigen Vorstellung von Wissenschaft entgegen: Sie gibt auf die Fragen, die „alle Welt sich stellt“ (alle Welt oder doch die kleine Welt derer, die Meinungsumfragen finanzieren können: Zeitungen und Zeitschriften, Politiker, Unternehmer), rasche, einfache und in Zahlen fassbare, anscheinend leicht zu verstehende und zu kommentierende Antworten.<sup>110</sup>

Trotz aller herausgearbeiteten quellenkritischen Vorbehalte und der skizzierten „Störfaktoren“: Wenn im Folgenden auf die empirischen Daten Bezug genommen wird, erscheint dies zwar nicht unproblematisch, aber sinnvoll. Weniger soll dies in Form einer klassischen Sekundäranalyse geschehen, sondern vielmehr als umfragenbasierter Gegenprobe des bis dahin Gesagten, mit der Vermutung, dass es in den Umfragen weniger um „reale“ Jugend als vielmehr um die Verhandlung und Konstruktion von Jugendbildern geht, die dann als gesamtgesellschaftliche Stellvertreter herhalten müssen.

---

<sup>108</sup> Luhmann, *Realität*, S. 160.

<sup>109</sup> Neidhardt, *Bezugspunkte*, S. 33.

<sup>110</sup> Bourdieu, *Meinungsforschung*, S. 208-216.

### 3.2 Fragen an die „skeptische Generation“

Der Horizont einer Analyse von Jugend und Jugendbildern, jetzt stärker auf Basis der Umfragen, muss also, nicht zuletzt wegen des vorgestellten Panorama-Charakters der Studien selbst, im Folgenden einigermaßen breit bleiben und fokussiert wieder auf die schon zu Beginn der Studie ausgewählten Themenkomplexe, die sich in zwei Teile gliedern lassen: Im ersten Komplex soll es um die als klassisch zu bezeichnenden Fragen an die als „skeptisch“ titulierte Generation gehen, also mit Variablen gearbeitet werden, die Aufschluss über politische Interessen und Einstellungen geben, außerdem auch um Fragen, die im Bereich der Wertevorstellungen einzuordnen sind: Vorbilder, Erziehungs-ideale und Arbeitsethos. Im zweiten Komplex wird auf Variablen abgehoben, die etwas zu der jetzt schon mehrfach diskutierten Vermutung einer sich entwickelnden Jugendkultur beitragen können, dabei geht es um Freizeit, besonders Mediennutzung und auch um „Gesellung“, was u.a. die Frage nach den Peers impliziert. In diesem Kontext soll besonders auf den Topos von heterogenem Jugendleben, auf weibliche Jugend, die Frage nach Bildungshintergrund und sozialer Disposition eingegangen werden. Abschließend wird auf Basis der dann herausgearbeiteten Befunde ein umfragebasierter Exkurs in die 60er Jahre unternommen, der gleichzeitig Ausblick dieser Studie ist.<sup>111</sup>

#### 3.2.1 Politisches Interesse / Demokratiepotenzial

How deeply have young people from ten to twenty-five years of age been infected by the Nazi ideology to which they were systematically subjected?<sup>112</sup>

Ausgangspunkt der Umfragen in Deutschland waren nach 1945 die alliierten Fragebögen, die die deutsche Demokratiefähigkeit und die Restbestände nationalsozialistisch-totalitärer Ideologie empirisch überprüfen sollten. Der Fragekomplex nach Internalisierung demokratischer Grundregeln, nach Einschät-

---

<sup>111</sup> Dazu ergänzend die Kontextstatistiken soziodemografischer Art, zur Bildungs- und Arbeitsmarktsituation sowie Ausführlicheres zum Geld- und Freizeitbudget der Jugendlichen vgl. Janssen, Jugend, S.129-162, demzufolge die Rahmenbedingungen für eine jugendliche Freizeitkultur eng waren, auch wenn ein „Sehnsuchtpotenzial“ deutlich messbar ist. Nicht allein die Mittel an Geld, Zeit und Raum, auch der Zeitgeist, wie er sich unter anderem im westdeutschen Familienideal offenbart, musste eigenständigen jugendlichen Wegen fundamental widersprechen. Die Bedingungen in den Schulen und am Ausbildungsplatz sind zunächst schlecht, die Lebens- und Konsumbedingungen bis zum letzten Drittel der 50er Jahre noch entfernt von Wirtschaftswunder-Zuständen, zahlreiche materielle Probleme wie Wohnungs- und Arbeitslosigkeit, zudem gesellschaftlich wie politisch die große Aufgabe einer millionenfachen Integration von Flüchtlingsjugend stehen im Vordergrund auch jugendpolitischer Debatten. Die sozio-demografischen Fakten zeigen aber vor allem das Paradox, dass die meisten Jugendlichen der 50er Jahre früh in die Institutionen der Erwachsenengesellschaft eingebunden waren, aber lange in Abhängigkeit von ihrer Herkunftsfamilie standen.

<sup>112</sup> Limbert, Youth, S. 726.

zung tagespolitischer Entscheidungen sowie nach autoritären Tendenzen spielte auch in den Jugendumfragen zunächst die zentrale Rolle und blieb der konstanteste Block in den meisten Umfragen der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte. Viel diskutiert wurden auch die einschlägigen Befunde aus Pollocks „Gruppenexperiment“ von 1950/51; und noch die Habermas-Studie „Student und Politik“ nannte 39 Prozent „formale Demokraten“ und fand bei 22 Prozent der befragten Studenten mehr oder weniger autoritäre Neigungen vor, trotz guter politischer Informiertheit.<sup>113</sup> Umso mehr wurden Ergebnissen pädagogischer Abhandlungen, Sozialstudien und Meinungsumfragen über die Jugend seismografische Funktion zugeschrieben, sie dienten als Indikator für die demokratische Zukunftsfähigkeit der Westdeutschen insgesamt. Denn sobald man die jugendliche Haltung zum Staat und zu den politischen Parteien kennt, so die Hoffnung, „ist die Antwort auf die Frage nach der Stabilität der staatlichen und politischen Ordnung bereits erteilt.“<sup>114</sup>

Die frühesten Ergebnisse in diesem politischen Frühwarnsystem waren in der Tat alarmierend: Denn was die Einstellung zur Politik im Allgemeinen und zur demokratischen Re-Education im Besonderen betraf, waren die Jugendlichen laut der Umfragen in den unmittelbaren Nachkriegsjahren und Anfang der 50er Jahre tatsächlich zurückhaltend bis ablehnend eingestellt.<sup>115</sup> Dies müsste aber eher als Periodeneffekt gesehen werden, denn dasselbe galt für die Erwachsenenengesellschaft, wie die hohen Zustimmungswerte zum Ein-Parteien-System und zu einem „starken Mann“ belegen.<sup>116</sup> Im Jahr 1955 fanden 55 Prozent, dass „Hitler ohne Krieg einer der größten deutschen Staatsmänner“ gewesen wäre, 1960 sahen dies immerhin noch 34 Prozent so. Anfang der 50er Jahre fanden 42 Prozent in einer repräsentativen Umfrage, dass es Deutschland im 20. Jahrhundert in der Zeit zwischen 1933 und 1945 am besten gegangen sei. 45 Prozent glaubten, dass dies eher vor 1914 der Fall gewesen wäre.<sup>117</sup>

Auch die ab 1949 durchgängig leicht geringere Wahlbeteiligung der Jungwähler spricht auf den ersten Blick für eine gewisse Politikverdrossenheit. Die jugendliche Wahlbeteiligung in den darauf folgenden Jahrzehnten kletterte

---

<sup>113</sup> Pollock, Gruppenexperiment; Habermas/von Friedeburg/Oehler/Welz, Student, S. 131.

<sup>114</sup> Sohn, Jugend, S. 7.

<sup>115</sup> Politische Interesselosigkeit bestätigt die Gruppe um Kluth in Schelsky, Arbeitslosigkeit, ähnlich Pipping, S. 321. Weitere Beispiele für amerikanische Jugenderhebungen vor 1949 bei Braun/Articus, Forschung, S. 726-730. So sprechen sich 1952 56 Prozent für eine starke nationale Partei aus, vgl. Merrit/Merritt, HICOG Surveys, S. 198. Noch in DIVO 1956 sind dies immerhin 43 Prozent.

<sup>116</sup> So beispielsweise bei Reigrotzki, S. 72-74 oder Wurzbacher, Dorf, S. 257; ebenso Blücher, Generation, S. 311. Auch Allerbeck, Demokratisierung, S. 63-65 kann nach Sekundäranalyse einiger HICOG-Umfragedaten aus den 50er Jahren nachweisen, dass die Kategorie Alter dort keine Auswirkung auf die Beurteilung politischer Streitfragen im Kontext Westbindung und Wiederbewaffnung hatte.

<sup>117</sup> Noelle-Neumann/Piel, Generation, S. 191 und Noelle/Neumann, Jahrbuch 1956, S. 116. Die Zahlen beziehen sich auf 1951.



allerdings auch nicht wesentlich höher und blieb bis 1980 durchweg etwas niedriger als die der Über-24-Jährigen.<sup>118</sup> Einschränkend müsste man allerdings erstens bemerken, dass die Wahlbeteiligung insgesamt überdurchschnittlich hoch war und selten unter 85 Prozent lag, und zweitens, dass staatsbürgerliche Beteiligung in Form der Ausübung des aktiven Wahlrechts ja erst mit Beginn der Volljährigkeit, also ab dem 21. Lebensjahr, stattfinden konnte. Insofern war das spät erwachende Interesse an Politik nicht, oder nicht nur durch Entpolitisierung nach den Erfahrungen unter dem nationalsozialistischen Regime oder durch eine antiidealistische Grundeinstellung hervorgerufen, sondern hatte seine Ursache wohl auch in der aus heutiger Sicht relativ späten formalen Einbindung in parlamentarisch-demokratische Vorgänge. Das Wahlverhalten der Jungwähler in den 53er und 57er Bundestagswahlen unterschied sich im Übrigen nicht von dem der Älteren, man wählt vorwiegend konservativ – was sich erst in den 60er Jahren deutlich ändert.

In solchen Hinsichten waren die Jugendlichen also der Gesamtgesellschaft strukturähnlich in ihrer Wertschätzung der westdeutschen Demokratie gegenüber, eingebettet in ein „Klima, das deutschnationaler war als die Politik“.<sup>119</sup> Die HICOG-Reports Anfang der 50er Jahre bestätigen dies – wieder andere Umfragen zum jugendlichen Autoritätsverständnis widersprechen dem.<sup>120</sup> Denn bereits die EMNID-Jugendbefragungen 1953-55 ergaben, dass nur noch zehn Prozent der Befragten dem Nationalsozialismus positive Eigenschaften abgewinnen konnten. Von den 1953 Befragten der Jahrgänge 1929-1938 gaben übrigens diejenigen mit HJ-Erfahrung deutlich mehr Stellungnahmen (27 Prozent k.A.) ab als die ohne (52 Prozent k.A.) – so jedenfalls die Erklärung der Kommentatoren, vermutlich ist dies aber ein reiner Alterseffekt.<sup>121</sup> Und an dieser Stelle wird auch ein ganz wesentliches politisches Motiv von Jugendforschung offenbar: Das Ganze zielt auch in Richtung der westlichen Siegermächte und ist als ein positives Signal gerade vor dem Hintergrund der frühen Nachkriegsstudien und den damit verbundenen Befürchtungen gemeint. Was aus heutiger Sicht gesellschaftlich als bedenkenswert und für den Fortbestand der demokratischen Grundordnung gefährlich angesehen wird, nämlich eine mehrheitlich „unpolitisch-demokratische“<sup>122</sup> Haltung bei den Jüngeren, war für zahlreiche Beobachter Mitte der 50er Jahre Ergebnis einer positiven Entwicklung, schien doch eine apolitische immer noch besser als eine autoritäre, mutmaßlich dem Nationalsozialismus nachhängende Einstellung zu sein. Oder hat,

---

<sup>118</sup> Bundesamt, Jugend, S. 55; Vgl. Grotum, Halbstarke, S. 62.

<sup>119</sup> Winkler, Weg, S. 169.

<sup>120</sup> HICOG-Report No. 40 (23.10.1950) – hier ausnahmsweise aufgeteilt in „Youth“ (15-25 Jährige) und „Adults“ (Über 25-Jährige), HICOG-Report No. 113 (05.12.1951), Gesis-Datenarchiv für Sozialwissenschaften Köln.

<sup>121</sup> EMNID I, S. 84.

<sup>122</sup> Schelsky, Generation, S. 451.

mit David Riesman gesprochen, die politische Teilnahmslosigkeit der „außen-geleiteten“ Generation nicht sogar etwas epochal Positives?

Sie beraubt sie zwar der Fähigkeit zum Enthusiasmus und zu echtem politischem Einsatz, aber sie hilft auch, sich davor zu schützen, auf viele der politischen Illusionen hereinzufallen, die in der Vergangenheit die Menschen in politische Abenteuer gestürzt haben.<sup>123</sup>

Doch auf Nachfrage war die Zahl derer, die zu autoritären Problemlösungen neigten, um ein Vielfaches höher. Aus einem HICOG-Report vom Januar 1953 geht hervor, dass 56 Prozent der befragten 18-24 Jährigen ihre Vorliebe für eine einzige starke nationale Partei bekundeten. „Youth seem to be carried away by the appeal of a single national party.“ Diese unveröffentlichten Berichte lagen offenbar auch Helmut Schelsky vor, denn auf diese Zahl spielt er in seiner Skeptischen Generation an.<sup>124</sup> Und im Vergleich über 30 Jahre muss festgestellt werden: Jugendliche der 50er äußerten sich im Vergleich zu denen der 80er im Staatsverständnis und in den Auffassungen zur Erziehung, in ihrer Zustimmung zur Todesstrafe und ihrer Beurteilung des Militärs tatsächlich autoritär.<sup>125</sup>

Allerdings sind die Fragen, die sich auf die Einstellung zum System beziehen, zunächst nicht besonders ausgefeilt. Es fällt auf, dass im Fragekomplex zu den politischen Einstellungen zunächst zwei deutliche Schwerpunkte gesetzt wurden. Zum einen ging es um eine Selbstverortung gegenüber Autoritäten: „Sollten Jugendliche Vorschriften nicht kritisieren, sondern diese befolgen?“ und „Sollte man Politik besser dem Mann überlassen, der die Staatsgewalt in Händen hat?“<sup>126</sup> Parallel wurde zum anderen nach den Ursachen für die deutsche Kriegsniederlage, den „wesentlichen Merkmalen des Nationalsozialismus“ und nach den „Eigenschaften Hitlers“ gefragt. Zu den letzten beiden Themen hatten die 20-24-Jährigen (geboren zwischen 1929-1933) doppelt so häufig eine Meinung wie die jüngere Gruppe der 15-19-Jährigen (geboren zwischen 1934 und 1938). Das Kriegsende 1945 wurde von keiner Gruppe auch nur ansatzweise als „Befreiung“ gedacht.<sup>127</sup>

Damit zusammenhängend wird in mehrfacher Hinsicht nach der Einstellung zum Militär gefragt. Dies kann man als das Bemühen lesen herauszufinden, wie stark die (para-)militaristischen Prägungen bei der Hitlerjugend- und Flak-

---

<sup>123</sup> Riesman, Masse, S. 183.

<sup>124</sup> HICOG-Report No. 167 (12.01.1953); Schelsky, Generation, S. 438.

<sup>125</sup> Vgl. Zinnecker, Politik, S. 321-408; S. 323.

<sup>126</sup> EMNID I, S. 274; S. 277. Die genauen Fragestellungen lauteten: „Wie stehen Sie zu der folgenden Aussage bzw. wieweit finden Sie sie richtig oder nicht richtig: 1. ‚Jugendliche sollen Vorschriften nicht kritisieren, sondern befolgen.‘ (Jeder Zweite stimmt zu) 2. ‚Statt daß sich jeder allein für die Politik seines Landes interessiert und sich mit verantwortlich fühlt, sollte man das besser nur dem Mann überlassen, der die Staatsgewalt in Händen hat.‘“

<sup>127</sup> EMNID I, S. 305-312.

helfergeneration noch nachwirken; gleichzeitig war dies auch ein Beitrag zur damals aktuellen Wiederbewaffnungsdebatte – und sicher auch Ergebnis der Tatsache, dass die „Dienststelle Blank“ an der Feldphase der Umfrage beteiligt gewesen war. Einen Nationalismus, operationalisiert in der Aussage, dass die „Fahne mehr als der Tod“ sei, lehnten 67 Prozent ab, gleichzeitig tendierte eine leichte Mehrheit dazu, dem Satz „Die Soldatenzeit ist die beste Erziehung für einen jungen Menschen“ zuzustimmen, dass ein Mann „in Uniform viel besser aussieht als in Zivil“, fand im Prinzip jeder Zweite richtig.<sup>128</sup> Die Frage nach der Attraktivität männlicher Uniformen verweist zwar erneut auf eine „Umfrageforschung in den Kinderschuhen“, denn die Frage ist alles andere als valide. Jedoch ist sie aus dem Zeitkontext weniger abwegig, als es zunächst scheint. Nicht nur, wenn man bedenkt, welche Bedeutung das Militärische für das deutsche männliche Selbstverständnis bis 1945 hatte. Die Diskussionen um alte und neue Männerbilder waren in den 50er und 60er Jahren äußerst lebendig; unter anderem auch deshalb, weil neue amerikanische Stars aus dem Film- und Musikgeschäft mit Erfolg einen neuen zivilen männlichen Habitus verkörperten und dennoch gleichzeitig, vor allem in den zahlreichen Kriegsfilmern der 50er Jahre, ein traditionelles Männerbild nachspielten.<sup>129</sup>

In der dezidiert ablehnenden Haltung der Jugendlichen in der Wiederbewaffnungsdebatte erkannte Schelsky die Motivation, sich nicht die eigene Laufbahn unterbrechen und von seiner vertrauten Umwelt trennen zu lassen. Die Möglichkeit, dass es auch eine, wenn nicht direkt pazifistische, so doch in gesellschaftlicher Verantwortung gedachte politische Stellungnahme sein könnte, passte nicht ins Bild einer apolitischen und pragmatischen Generation ohne „Pathos, Programme und Parolen“<sup>130</sup>. Dass aber die 50er Jahre nicht durchweg als unpolitische Zeit zu betrachten sind, hat Wolfgang Kraushaar in seiner „Protest-Chronik“ gezeigt, wengleich nicht alle politischen Protestaktionen einen jugendlichen Hintergrund hatten.<sup>131</sup> Bei der Wehrdienst-Debatte 1956, der „Kampf dem Atomtod“-Kampagne ab 1958 und den ersten Ostermärschen 1960 spielten aber auch die Arbeiterjugendverbände, besonders die Falken und die Gewerkschaftsjugend eine gewisse Rolle, wengleich sich diese noch nicht in den „modernen“ politischen Protestformen der Neuen Linken äußerten. Hinzu kamen unpolitische oder politisch unkonkrete, spontane Aktionen wie die beschriebenen Halbstarkenkrawalle, die „Schwabinger Krawalle“ 1962 oder Provokationen im Rahmen neuer großstädtischer Jugendkultur (Polizei-

---

<sup>128</sup> EMNID I, S. 280. Da auch hier mit Skalen-Karten gearbeitet wurde, drückt sich die leichte Zustimmung in dem Durchschnittswert von +0,34 aus (Skala von -4 bis +4); EMNID I, S. 284, S. 288.

<sup>129</sup> Ein Beispiel für ein ambivalentes Auftreten ist Marlon Brando und die „Diskussion“ in der Jugendzeitschrift BRAVO darüber, welcher Typ attraktiver sein: Der lässige Brando oder der uniformierte. Nachgezeichnet von Maase, BRAVO, S. 113-130.

<sup>130</sup> Schelsky, Generation, S. 488.

<sup>131</sup> Vgl. Kraushaar, Protest-Chronik.

razzia im Star-Club u.ä.). Tatsache ist auch, dass Politik für Studierende im Vergleich zu Gleichaltrigen ein deutlich wichtigeres Gesprächsthema ist.<sup>132</sup> Eine Idee, für die man sich „einsetzen bzw. begeistern“ könnte, nannten 1953 insgesamt 37 Prozent – aus der Gruppe der Jugendlichen mit Abitur bzw. Universitätsabschluss hingegen 73 Prozent.<sup>133</sup> Nennungen waren an erster Stelle die Europäische Einigung, Frieden und die Wiedervereinigung Deutschlands. Ein Ausstrahlungseffekt kann vermutet werden: Nachdem die Frage am Ende einer Batterie mit Fragen zur politischen Einstellung stand, nannten lediglich zwei Prozent eine religiöse Idee, für die man sich einsetzen bzw. begeistern konnte.

Die bekannte internationale Vergleichsstudie von Almond und Verba beschreibt die Westdeutschen als relativ informierte Formaldemokraten mit hoher Wahlbeteiligung ohne tiefe Bindung oder Aktivität.<sup>134</sup> Im internationalen Vergleich sind die Westdeutschen fügsam, aber in der Tendenz 1950 bis 1957 wächst die Bedeutung vom Selbstbehauptungswillen.<sup>135</sup> Je stärker politische Fragen konkret die eigenen Lebensumstände betreffen, desto klarer wird auch die eigene Meinung vertreten. So ist 1954 die Abneigung, Soldat zu werden, bei den männlichen Befragten in EMNID II mit 71 Prozent außergewöhnlich groß. Durch wiederholten Druck mittels Nachfragen, ob man unter besonderen Umständen nicht doch bereit zum Wehrdienst wäre, steigerte sich die Zustimmung zwar, aber die Skepsis blieb angesichts der intensiven öffentlichen Diskussionen über die Wiederbewaffnung jener Zeit deutlich bestehen.<sup>136</sup> Eine Studie von 1961 bestätigt dies: Gerade bei den jungen Männern, bei denen es konkret wurde, die sogar schon eingezogen worden sind, war die Ablehnung höher.<sup>137</sup> Bei den Begründungen für die Ablehnung des Militärs ist die prinzipielle Ablehnung am größten, jeder Dritte äußerte sich so. Von anderer Warte aus und in zeitlicher Nachbarschaft zu den Halbstarckenkrawallen an die Erwachsenen gerichtet: „Wenn jemand sagt, die heutige Jugend braucht das Militär – da wird ihr Ordnung und Anstand beigebracht: hat er damit recht oder nicht recht?“, bejahten 1956 fast zwei Drittel diese erzieherische Dimension des Wehrdienstes, sicher nicht unbeeinflusst vom damals publizistisch hergestellten Zusammenhang, dass die Bundeswehr als „Besserungsanstalt“ für Halbstarke erhalten könnte.<sup>138</sup>

---

<sup>132</sup> 50 Prozent unterhalten sich „häufig“, 41 Prozent „gelegentlich“ über Politik, sonst: 13 bzw. 43 Prozent. Aus: Stifterverband, Bild, S. 25.

<sup>133</sup> NWDR, S. 75.

<sup>134</sup> Almond/Verba, culture, insbes. S. 339, S. 533.

<sup>135</sup> So weist auch Meulemann auf die Inkubationszeit für den gesamtgesellschaftlichen Wertewandel hin. Vgl. Meulemann, Wertewandel in der Bundesrepublik, S. 403.

<sup>136</sup> EMNID II, S. 263-268.

<sup>137</sup> EMNID 1961, S. 122.

<sup>138</sup> Dieser Gedanke findet sich dann u.a. auch wieder in Noelle/Neumann, Jahrbuch (1957), S. 308 wie auch in Verhandlungen des Dt. Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 26.10.1956, S. 9241.

Die allgemeine Beurteilung der Weltlage fiel im Vergleich zu Erwachsenenbefragungen immer etwas optimistischer aus. Bei freier Antwortmöglichkeit nach Missständen im privaten oder politischen Leben, in der Schule oder im Beruf gefragt, sind die benannten Unzufriedenheiten nur schwer auf einen Nenner zu bringen, zu groß ist die Bandbreite zwischen „Berlin-Frage“, „zu langen Arbeitszeiten“, „Lebensmittelpreise“, „ungerechte Lehrer“ und vielem mehr. Ein Drittel der 15-20 Jährigen zeigt sich beunruhigt über die Weltlage, ein Viertel lediglich „etwas“ und 40 Prozent gaben an, dass die Weltlage sie überhaupt nicht beunruhige bzw. dass sie sich nicht dafür interessierten.<sup>139</sup> Immerhin fiel 44 Prozent der Befragten spontan etwas ein, das sie unzufrieden macht. Dass dabei die wenigsten Punkte die politische Sphäre streifen, hat auch mit dem Alter der Befragten zu tun. Die große Mischung aus Zustimmung und Desinteresse an politischen Themen kann aber auch auf die Tatsache hinweisen, dass die jungen Befragten (hier: 15-20-Jährige) ihre Beteiligung an einer Meinungsumfrage nicht als die geeignete Plattform ansahen, um Ärger oder Nicht-Einverständnis Ausdruck zu verleihen.

Tab. 9: Grundsätzliche Einstellung zur Politik 1961

»Über die Einschätzung zur Politik kann man ja heute unterschiedlicher Meinung sein. Was würde hiervon für Sie zutreffen?« ( in %)

	Insg.	Männl.	Weibl.
Ich kümmere mich darum nicht.	40	32	47
Man müsste wohl, aber man kommt nicht dazu.	14	13	15
Ich beschäftige mich wohl damit, aber Politik ist leider keine saubere Angelegenheit.	6	8	5
Ich beschäftige mich damit, aber man kann ja doch nichts machen.	20	23	18
Ich habe Interesse und beschäftige mich damit.	20	24	15
K.A.	0	0	0

Quelle: EMNID 1961, S. 81

Fünf von sechs Antwortmöglichkeiten in Tab. 9 enthalten eine ablehnende Komponente, und doch beschäftigt sich fast die Hälfte der Jüngeren (15-20-Jährigen) mit Politik. Auch hier ist das Interesse bei den männlichen Befragten höher und wächst mit wachsendem Alter und höherer Bildung. Was „Beschäftigung“ bzw. „etwas machen“ dann konkret heißt, bleibt undefiniert, was problematisch ist, zumal, wenn man bedenkt, dass die Befragten noch nicht einmal wählen gehen durften.<sup>140</sup> Die Frage nach dem allgemeinen Politikinteresse

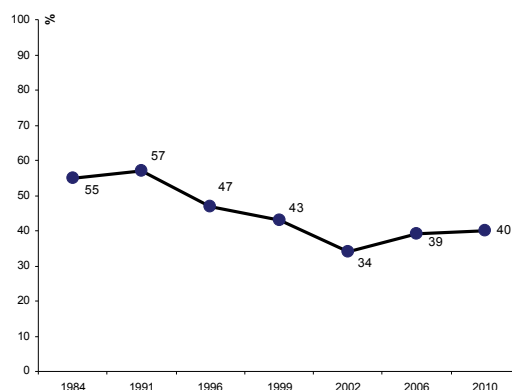
<sup>139</sup>EMNID 1961, S. 108-114; S. 74-75.

<sup>140</sup>Durchweg ist in der Fragestellung zu konstatieren, dass politisches Interesse mit positiver Einstellung gegenüber den aktuellen Verhältnissen gleichgesetzt wurde. Blücher, Generation, S. 355; Baumert, Jugend, S. 188-199.

bejahen 53 Prozent in der NWDR-Studie und nur 42 (1954) bzw. 37 Prozent (1955) in der EMNID-Untersuchung, wobei es gerade im Vergleich zu Umfrageergebnissen ab den 70er Jahren eindeutig die Mädchen und Jüngeren sind, die die Quote drücken, und noch eindeutiger die weiblichen Befragten aus Arbeiter- oder Bauernfamilien. Ein Beispiel für die Unvergleichbarkeit vieler Zahlen: Wagner und Planck kommen in ihrer Landuntersuchung zu einem etwas anderen Ergebnis, finden, dass das politische Interesse der Landjugend sogar höher ist als das der Stadtjugend: „57 % der befragten Jungbauern und 25 % der Jungbäuerinnen beschäftigen sich mit Politik.“<sup>141</sup>

Interesse an Politik haben im Altersvergleich nach Geschlecht: 15-17 Jahre: 45 (m)/20 (w), 18-20 Jahre: 59 (m)/31 (w), 21-24 Jahre: 67 (m)/30 (w). Die Zahlen aus der ersten Hälfte der 60er Jahre bringen dann bezüglich des politischen Interesses nichts wesentlich Neues, auch hier zeigt sich ein durchweg eher geringes Interesse an Politik.<sup>142</sup> Zeitnah wurden solche Ergebnisse als politische Abstinenz gewertet, wenngleich in diversen Umfragen für das IfD auch bei der erwachsenen Bevölkerung ähnliche Werte zu beobachten sind.<sup>143</sup> Die Entwicklung der nachfolgenden Jahrzehnte zeigt aber, dass diese Zahlen keine Ausnahmesituation markieren. Nachdem die Jugendlichen in den 70er und 80er Jahren ein durchweg etwas höheres Interesse bekundet hatten, liegen die Werte ab den 90er Jahren wieder im Bereich um die 40 Prozent. Als politisch interessiert bezeichnen sich in den Shell-Studien Nr. 10-16 (Grafik 1).

Grafik 1: Interesse an Politik 1984-2010



Quelle: Jugend 2010, S. 131

<sup>141</sup> EMNID II, S. 227. Wagner/Plank, Jugend, S. 159.

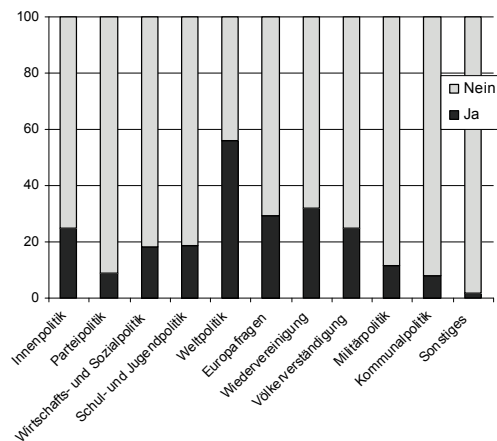
<sup>142</sup> EMNID V, v53-V63.

<sup>143</sup> Nachvollziehbar in den Jahrbüchern von Allensbach, u.a. Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 51 bzw. dies., Jahrbuch (1958-1965), S. 239.

Dass wie immer, so auch hier das Interesse mit steigendem Alter zunimmt, überrascht nicht, ebenso wenig die Tatsache, dass Jungen weit häufiger ihr starkes Interesse bekundeten als Mädchen.<sup>144</sup> Ein interessanter Nebenaspekt ist dabei, dass jeder Dritte 1965 „in Anwesenheit Dritter“, also meist im Beisein eines Elternteils interviewt wurde. Bei diesen, im Durchschnitt keinesfalls jüngeren Befragten, fiel das Interesse für Politik noch geringer aus – wohl ein Indiz für die Vorstellung, Nichteinmischung in politische Themen sei sozial, also von der Erwachsenen- bzw. Elternseite, erwünscht. Tests mit anderen Variablen dieses Datensatzes bestätigen die Vermutung, dass das Beisein eines Dritten, meist des Erziehungsberechtigten, das Antwortverhalten deutlich beeinflusst und Trends in Richtung soziale Erwünschtheit noch verstärkt. Dies lässt sich beispielsweise an einer Frage, die stark auf die Übernahme konventioneller Umgangsformen im Alltag abzielt, zeigen. So signalisieren deutlich mehr Jugendliche ihre Bereitschaft, älteren Menschen ihren Platz in der Straßenbahn anzubieten, wenn sie im Beisein Dritter befragt werden.<sup>145</sup>

Grafik 2: Interesse an Politik 1965

»Welche politischen Fragen interessieren Sie besonders? Sind das Fragen der ...«



Quelle: EMNID V, v53-v64

In genauerer Fragestellung wurde dann untersucht, ob es vielleicht bestimmte Themengebiete sind, die mehr Interesse hervorrufen als andere. Ungefähr jeder

<sup>144</sup> Heute ist dieser geschlechtsspezifische Unterschied noch sichtbar, aber nicht mehr so deutlich. Vgl. Shell, Jugend 2010, S. 133. Im Bildungsbereich löst sich die ungleiche Verteilung tendenziell auf, kehrt sich in Teilen sogar um: So ist der weibliche Anteil an (Fach-) Abiturienten und an qualifizierten Abschlüssen nach dem 10. Schuljahr mittlerweile höher.

<sup>145</sup> EMNID V, v149.

Zweite interessierte sich ja grundsätzlich für Politik. Bei dieser Gruppe wurde nach besonderem Interesse für bestimmte Fragen gesucht. Spitzenwerte erreichten dabei die globaleren Themen der Welt- und Europapolitik sowie Wiedervereinigung und nicht etwa buchstäblich Naheliegendes wie Kommunal- oder Jugendpolitik (Grafik 2).

Im Allgemeinen wird eine Kovarianz zwischen Interesse und aktiver Beteiligung vermutet – und dies trifft hier auch im Allgemeinen zu. Denn bestätigende Ergebnisse erhält man, wenn es um die eigene Bereitschaft zur politischen Partizipation geht (Tab. 10).

Tab. 10: Verhalten gegenüber Politik 1965

»Gegenüber Politik kann man sich verschieden verhalten. Was kommt für Sie in Frage?« (in %)

Politik anderen überlassen, die davon mehr verstehen	31,5
Zur Kenntnis nehmen, was in der Politik geschieht, aber sich im übrigen die Politik vom Leibe halten	38,5
Politik in Parteien, Verbänden, Schule oder Beruf praktisch anwenden	15,5
K.A.	14,5
Total	100,0

Quelle: EMNID V, v75

In diesem Fall gab es bemerkenswerterweise keinen bedeutenden Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Befragten, und auch die Gebundenheit an das Alter ist weniger deutlich als bei der reinen Interessenfrage. Allerdings besteht ein signifikanter Zusammenhang im Hinblick auf die Berufsgruppen der Befragten. So zeigen Arbeiter und Angestellte inklusive der Lehrlinge eine unterdurchschnittliche Bereitschaft zum politischen Engagement, deutlicher noch die Gruppe der Selbstständigen, zu denen hier in der Regel die Landwirte zählten. Dass sich die Schüler (hier durchweg Gymnasiasten) und am klarsten die Studenten zur politischen Partizipation bekannnten, ist eine Konstante, der überdurchschnittliche proportionale Anteil innerhalb der Berufsgruppe „Beamter/Behördenangestellter“ hat mit dem Bildungshintergrund zu tun (Tab. 11).

Wenn man für die 50er Jahre davon spricht, dass sich Alltagsleben entpolitisiert, privatisiert und verhäuslicht, geht man stillschweigend davon aus, dass es vorher mehr Interesse und Engagement an öffentlichen Dingen gegeben habe, und so gibt es wie bei anderen Interpretationen das Grundproblem des Vergleichs. Mit was vergleicht man eigentlich jugendliches Verhalten? Mit den 20er Jahren, die nicht über vergleichbare Studien verfügen? Mit den Erinnerungen an die 30er/40er Jahre, obwohl die Situation in einem totalitären Staat bzw. einer exzeptionellen Nachkriegssituation doch eine völlig andere ist? Mit Ergebnissen aus Erwachsenenstudien, in denen zum Teil ganz andere Dinge abgefragt wurden? Oder dienen auch Vorannahmen und Erinnerungen an die eigene Jugend als Vergleichsmaßstab, wie die Analyse von Jugenddiskursen in Kapitel 2 vermuten lässt? Gerade bei den Themen Politikinteresse und poli-



tische Einstellung schimmert jedenfalls mitunter die Folie eines normativen Idealbildes des engagierten Jugendlichen durch. Doch mit Trendaussagen sollte man schon aufgrund der unzureichenden Tradition vergleichbarer Umfrageforschung eigentlich vorsichtig sein.

Tab. 11: Verhalten gegenüber Politik nach Berufsgruppen 1965

»Gegenüber Politik kann man sich verschieden verhalten. Was kommt für Sie in Frage?« (in %; k.A. kassiert)

Berufsgruppe		Politik anderen lassen	Zur Kenntnis nehmen	Politik praktisch	Total
Arbeiter, einschl. Lehrling	% innerh. Berufsgr.	44,3	42,8	12,9	100,0
	% innerh Verhältnis	37,4	29,4	22,3	31,1
	% von Gesamt	13,8	13,3	4,0	31,1
Angestellter, einschl. Lehrling	% innerh. Berufsgr.	36,4	48,2	15,4	100,0
	% innerh Verh.	34,9	37,6	30,3	35,3
	% von Gesamt	12,8	17,0	5,4	35,3
Beamter, Behördenangestellter	% innerh. Berufsgr.	10,2	58,0	31,8	100,0
	% innerh Verhalten	1,4	6,5	8,9	5,0
	% von Gesamt	0,5	2,9	1,6	5,0
Selbständig, fr. Beruf, Landwirt	% innerh Berufsgr..	45,5	45,5	9,1	100,0
	% innerh Verh.	3,9	3,2	1,6	3,2
	% von Gesamt	1,4	1,4	0,3	3,2
Schüler	% innerh Berufsgr.	36,3	40,8	22,9	100,0
	% innerh Verh.	21,2	19,4	27,4	21,5
	% von Gesamt	7,8	8,8	4,9	21,5
Student	% innerh Berufsgr.	10,3	45,6	44,1	100,0
	% innerh Verh.	1,1	3,9	9,6	3,9
	% von Gesamt	0,4	1,8	1,7	3,9
Total	% innerh Berufsgr.	100,0	100,0	100,0	100,0
	% innerh Verh..	36,8	45,2	18,0	100,0

Quelle: EMNID V, v75 v437

Auch die politische Informiertheit, abgefragt über die Funktionsweise der staatlichen Organe, Ministernamen oder Bundesländer, ist bundesweit und altersübergreifend als sehr gering einzustufen.<sup>146</sup> Bei den Antworten auf eine der wenigen Fragen, die ganz pauschal eine politische Einschätzung verlangte, fällt auf: 47 Prozent der Befragten glaubten 1954 nicht, dass die Bundesregierung genügend für die Jugend tue, während 45 Prozent die Frage „Glauben Sie, dass von der Bundesregierung genügend für die Jugend getan wird“ bejahten; lediglich 8 Prozent machten keine Angaben. Dies erstaunt, denn es deckt sich nicht mit der oben dargestellten Beobachtung, die Jugendlichen seien politischen

<sup>146</sup> Vgl. u.a. Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 95-96; S. 161-167, EMNID I, S. 296-301, Frage zu den Ostgebieten nur in EMNID II, S. 254-256.

Fragen gegenüber vorsichtig oder gänzlich ohne Meinung. Die Mädchen, die Jüngeren und die auf dem Lande Lebenden gaben der Bundesregierung hier leicht bessere Noten. In der Anschlussfrage, was denn konkret verbessert werden könne, ragen lediglich heraus: „Ausbildungsmöglichkeiten verbessern“ (12) sowie die „Förderung von Sport“ (8). Doch auch Verfechter eines Jugendschutzes finden sich hier, mit immerhin 5 Prozent beinhaltet diese Kategorie jedoch so unterschiedliche Vorstellungen von Jugendschutz wie „mehr Aufklärung“ und „mehr Freizeit, mehr Arbeitszeitverkürzungen“ bis hin zu „schlechte Filme verbieten“ und „Jugendliche dürfen sich nicht auf dem Tanzboden herumtreiben“ zusammen.<sup>147</sup>

Trotz all dieser Einzelbefunde stellt sich insgesamt heraus, dass Alter – im Vergleich zu späteren Zeiten – als Variable von geringer Bedeutung war, wenn es um politisches Interesse und politische Aktivität ging. Das relative Desinteresse an Politik einte Jung und Alt, was nicht wenige Beobachter irritierte.<sup>148</sup> Oder sollte man sagen: Die normative Erwartung jugendlichen Abweichens wurde enttäuscht? Der Einfluss von Alter auf die politische Einstellung wird in der Bundesrepublik zwar insgesamt als evident angesehen, ist jedoch mit der Schichtungsstruktur quergelagert und hat deutliche Hochphasen gehabt, insbesondere in den 70er und Anfang der 80er Jahre. So konnte auch Allerbeck über eine Re-Analyse der wenigen Stellungnahmen zu politischen Streitfragen in den 50er Jahren nachweisen, dass sich die Variable Alter in dieser Zeit nicht signifikant auf das Antwortverhalten auswirkte. Dies entspräche ja auf den ersten Blick der von Schelsky diagnostizierten Ununterscheidbarkeit zwischen jugendlichem und erwachsenem Verhalten. Es irritiert aber gleichermaßen, wenn man sich die Entwicklung im Zuge der Studentenbewegung und Fundamentalpolitisierung Ende der 60er Jahre vergegenwärtigt. So deutlich wie im politischen Verhalten bzw. der politischen Einstellung findet sich diese Kongruenz allerdings in wenigen anderen Fragefeldern wieder.

Ursprung und lange Zeit auch thematischer Schwerpunkt der Umfragen war die Frage nach politischer Informiertheit und der Einstellung gegenüber der Demokratie. Insofern sind die aus dem empirischen Material hervorgegangenen soziologischen Analysen, unbenommen ihrer vielfach beachtlichen Differenziertheit, vor allem von ausländischen Beobachtern mit eben diesem Hauptaugenmerk rezipiert worden – auch wenn die Agenda der Umfragen zunehmend viel allgemeiner auch auf Kultur-, Bildungs- und immer stärker auch auf Freizeitfragen abzielte. Das Bild, das die westdeutsche Forschung auf dem politischen Gebiet vermittelte, war in erster Linie Entwarnung. In dieser Interpretation ist unter anderem auch die Beschreibung der skeptischen Generation zu lesen. Sie ist zwar auch Schelskys markante Positionierung im interdisziplinären Jugendschutzdiskurs, gesamtgesellschaftliche Analyse, soziologisches

---

<sup>147</sup> EMNID II, S. 259-260.

<sup>148</sup> Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 321-408.

Methodenmanöver und zum Teil sogar persönlich-biografisch motivierte Rechtfertigung. Aber sie ist eben auch das wissenschaftlich abgesicherte Zeugnis, dass die deutsche Jugend von allen totalitären, nationalistischen, ideologischen Indoktrinationen „geheilt“ sei und dass man somit beruhigt in die (west-)deutsche Zukunft schauen könne. Die Ergebnisse zur politischen Einstellung lassen die westdeutschen Jugendlichen mehrheitlich als indifferent erscheinen. Im Verlauf der folgenden Jahre stieg das politische Interesse von Jüngeren an, blieb aber insgesamt damals wie auch später hinter dem der Älteren zurück wie auch nach der Bildungsexpansion noch das weibliche Interesse hinter dem männlichen bestehen blieb. Der unter methodischem Vorbehalt vorgenommene längsschnittliche Vergleich über 40 Jahre von Ursula Hoffmann-Lange konnte außerdem neben Periodeneffekten wie z.B. 1989 auch den Politisierungsschub der Kohorte der 1940-1959 Geborenen in den 70er Jahren nachzeichnen – was unter anderem mit dem gewachsenen Bildungsniveau korreliert, wenn auch weniger stark als gewöhnlich.<sup>149</sup>

### 3.2.2 Vorbilder / Werte

Jedem steht in dieser Zeit ein Bild von dem vor der Seele, was er werden soll; nicht als abstrakte Formel eines kategorischen Imperativs, sondern als das plastische Bild einer idealen Form der eigenen Seele.<sup>150</sup>

Die besorgte Frage nach Vor- und Leitbildern gehört zu den Klassikern der Jugendpsychologie, die formative Kraft von Idealbildern ist beim philosophischen Nachdenken über Bildung schon lange konstitutiv – man denke nur an das Hegelsche „Zu-sich-kommen“ – und es hat besonders in Krisenzeiten Konjunktur. Lagen auch 1945 Eugen Kogon zufolge sämtliche „Idole und Ideale in Trümmern“<sup>151</sup>, die existenzielle Notwendigkeit von Vorbildern zum Zwecke der Identifikation und Orientierung für die Adoleszenzphase wurde von Seiten der Entwicklungspsychologie immer noch als unbestritten vorausgesetzt, und auch in der Pädagogik haben Vorbilder im Sinne von nachahmenswerten Modellen ihre zentrale Funktion, und zwar in beide Richtungen: positive, die für die sittlich-moralische Entwicklung Jugendlicher als förderlich angesehen werden, und negative, die das Gegenteil dieser Werte personifizieren.<sup>152</sup>

Bedenkliche oder doch zumindest suspekten Vorbilder – das waren in dieser Zeit die neuen Stars aus der Film- und Musikbranche. In den Zeitungen und Zeitschriften wandten sich Kulturkritiker verschiedener Couleur gegen den

---

<sup>149</sup> Vgl. Hoffmann-Lange, Beitrag, S. 187-210.

<sup>150</sup> Eduard Spranger, hier zitiert von Thomae, Vorbilder, S. 2.

<sup>151</sup> Kogon, Republik, S. 280.

<sup>152</sup> Vgl. Schaub/Zenke, Handwörterbuch, S. 329. Laut Wörterbuch wird als Vorbild eine Person als Modell gewählt, die „fesselt“, „ergreift“ oder aufgrund seiner sozialen Macht, die er besitzt (Eltern, Lehrer, Politiker), wohingegen Idole in Person eines oft fanatisch verehrten Stars als „Ersatz“ für nachahmenswerte Vorbilder gewählt werden; S. 159.

Starkult um Schauspieler und Musiker, wie er den Jugendlichen als Hauptzielgruppe über die neuen medialen Verbreitungswege Jugendzeitschriften, Konzerte, Musikfilme und Radiosendungen angeboten wurde. Angeblich 800 von sogenannten „Star-Clubs“ mit insgesamt über 130.000 Mitgliedern existierten 1958 als Fan-Zusammenschlüsse, getragen wurden diese vor allen Dingen von weiblichen Mittelschicht-Jugendlichen.<sup>153</sup> Thema der Jugendschutzdebatten waren jedoch auch die in den Schundheften propagierten Vorbilder, hier mit besonderem Fokus auf Geschlechterbilder. Denn dort sei es „jedenfalls nicht die Mutter, die Krankenschwester, die treue Magd, die Heilige, sondern die Modepuppe, das ‚Fräulein Nummer‘, die Revuetänzerin, die ‚Schönheitskönigin‘“, die als vorbildlich dargestellt wurden.<sup>154</sup> Man ging damit grundsätzlich von einer Fragilität der jugendlichen Wertesysteme aus. Der junge Mensch wisse eben noch nicht, „worauf es im Leben wirklich ankommt“, er versuche, „mit allen Sinnen das Leben zu erfahren und zu genießen, zugleich sucht er aber auch nach Verhaltensvorbildern“.<sup>155</sup> Diskurse über richtige und falsche Ideale, in den Begriffen „Idole“/„Stars“ negativ konnotiert, stehen dann auch häufig in direktem Zusammenhang mit dem Ruf nach Jugendschutz. So galt der Starschnitt von Brigitte Bardot in der BRAVO dem rheinland-pfälzischen Sozialministerium 1959 als „falsches Leitbild“ und damit jugendgefährdend, sodass es eine Indizierung bei der Bundesprüfstelle beantragte.<sup>156</sup> Angesichts solcher öffentlicher Kritik stellten Beobachter stellvertretend die Gegenfrage, ob denn dieses Übel der Freizeitindustrie in der Konsumlenkung wirklich so groß sei und vergleichbar mit der „Roten Schablone“ jenseits des Eisernen Vorhangs, oder ob man hier nicht das kleinere Übel beobachte und man sagen müsse: „Lieber ‚twisten‘ als ‚marschieren‘“.<sup>157</sup>

Bei den Antworten in den Umfragen dominieren eindeutig die Vorbilder aus der Familie oder Schule. Personen, die nicht aus dem persönlichen Umfeld stammen, werden nicht einmal zu einem Viertel genannt. Lediglich 13 Prozent geben Personen als Vorbild an, die man grob als Bühnen- oder Sportstars bezeichnen könnte. Aber rund 40 Prozent können oder wollen 1954 überhaupt kein Vorbild angeben.<sup>158</sup> Für etliche Beobachter ein alarmierender Wert: Zum neuen Typ der „individualistischen“ Jugend gehöre es offenbar, dass paradoxerweise deren einziges Ideal sei, kein Ideal mehr zu haben, so Georg Reimann

<sup>153</sup> Zahlenangabe bei Heigert, Typ, S. 117.

<sup>154</sup> Metzger, Was ist jugendgefährdend? S. 450-451.

<sup>155</sup> Beer, Jugend. Dass Beer in seinem vom Deutschen Sparkassenverlag herausgegebenen Buch in seiner Forderung nach Konsumerziehung unter anderem empfiehlt, den Jugendlichen frühzeitig einen „Überblick über die Möglichkeiten des Sparens und Geldanlegens“ mit auf den Weg zu geben, ist ein eher skurriles Beispiel für die Probleme der Auftragsforschung.

<sup>156</sup> Nach Maase, BRAVO, S. 111.

<sup>157</sup> Pfaff, Welt, S. 127.

<sup>158</sup> EMNID II, S. 171.

im Anschluss an die EMNID-Befragung 1953.<sup>159</sup> Und so konnte Schelskys Bild der skeptischen Generation mit ihrer Traditions-, Ideal- und Ideologielosigkeit tatsächlich als ein „Gegenprogramm von Jugend“<sup>160</sup> funktionieren, das Pädagogen provozierte. Die Begründungen für die jeweilige Vorbildwahl lassen sich wie in Tab. 12 kategorisieren.

Insbesondere der Spitzenwert für „Tüchtigkeit“ ist bezeichnend, kann diese doch, über alle Sozial- und Bildungsgrenzen hinweg, als die Kardinaltugend der Wiederaufbau- und Wirtschaftswundergesellschaft gelten. Und dies entspricht in Verbindung mit „Fleiß“, „Arbeitsamkeit“ und „Strebsamkeit“ auch dem Selbstbild, das die Mehrzahl der Westdeutschen von sich hatte.<sup>161</sup>

Tab. 12: Begründungen für die Vorbildwahl 1954

»Weshalb?« (= Anschlussfrage an: „Jeder von uns hat so etwas wie ein Vorbild. Wem möchten Sie am liebsten gleichen?“; an die 60% Befragten, die ein Vorbild nannten)

Begründung	%
Haltung und Charakter	20
Güte, Ausgeglichenheit	9
Vorbildlich; „ganzer Kerl“	7
Anständigkeit, Gerechtigkeit	3
Humor	1
Wissen und Können	16
Tüchtigkeit	13
Klugheit/Wissen	3
Sympathiekundgabe	8
Sympathie, Bewunderung, Verbundenheitsgefühl	8
Leistung und Erfolg	8
Leistung und Erfolg (allgemein)	5
Sportliche Leistung	3
Äußere Merkmale	5
Schönheit/Ruhm	5
K.A.	3

Quelle: EMNID II, S. 176

Wenn schon direkt nach dem Zweiten Weltkrieg Elisabeth Noelle fragen ließ: „Glauben Sie, daß der Erfolg im Leben hauptsächlich vom Glück abhängt, von der Tüchtigkeit, von guten Beziehungen oder von ererbtem Besitz?“ – und 85 Prozent der befragten Jugendlichen in Tüchtigkeit den Hauptfaktor für Erfolg

<sup>159</sup> Reimann, Verderbt, S. 12.

<sup>160</sup> Fend, Sozialgeschichte, S. 205.

<sup>161</sup> EMNID-Informationen 9, 44 (1957) und dies unabhängig von der Bildungsschicht: Erfolg im Leben hängt nach Meinung der in der Frankfurter Studie befragten Studenten zu 83 Prozent von der „Tüchtigkeit“ ab, vgl. Stifterrat, Bild, S. 29.

sahen, hätte man dies noch den als unstrukturiert wahrgenommenen Nachkriegsverhältnissen zuschreiben können.<sup>162</sup> Die Persistenz dieser Einstellung bis Mitte der 60er Jahre macht den Wert dann aber zu einem lange Zeit allgemeingültigen – und zwar über alle Altersgrenzen hinweg. Nur wenige kritische Stimmen sahen in der starken Fixierung auf Fleiß und Arbeitsbereitschaft einen „Taumel maßloser Tüchtigkeit“.<sup>163</sup> Tüchtigkeit als quasi sozial- und bildungsunabhängige „deutsche“ Eigenschaft (womöglich gleichzeitig auch als Rechtfertigung für soziale Ungleichheit) kollidiert überraschenderweise dann in der späteren 1965er Befragung mit der überdeutlichen Ablehnung des Statements, dass sich Tüchtigkeit auch mit Volksschulbildung durchsetzt. Hier hatte sich offenbar ein breites Bewusstsein für die durch Bildung eingeschränkte soziale Mobilität herausgebildet. Zu den Auffassungen über ein dominantes Thema der 60er Jahre, nämlich Bildung und Bildungschancen, hier in EMNID V von 1965 (v373): „Über eine gute Ausbildung für Leben und Beruf gibt es verschiedene Meinungen. Ich habe Sie hier aufgeschrieben: a) Tüchtigkeit setzt sich auch mit Volksschulbildung durch.“ Nur etwa jeder Vierte sieht dies so. 70,2 Prozent glauben nicht (mehr) daran. Allen Unkenrufen einer konsumorientierten Jugendkultur zum Trotz galt unter den Jugendlichen das Sparen als eine wesentliche von den Eltern übernommene Tugend, sodass sich auch Konsumorientierung strukturell kaum von dem der Erwachsenen unterschied: Man träumte von und sparte auf langlebige Konsumgüter wie den Fotoapparat oder dem Auto und hielt sich bei den alltäglichen Ausgaben für Freizeit zurück.<sup>164</sup>

Bei der dritten EMNID-Untersuchung 1955 hatten schon deutlich weniger Jugendliche ein Vorbild genannt als in den Jahren zuvor, nämlich nicht einmal jeder Zweite. Dies mag eventuell mit der veränderten und weniger suggestiven Fragestellung („Haben Sie ein Vorbild, dem Sie ungefähr gleichen möchten?“) zusammenhängen.<sup>165</sup> Zu vermuten wäre auch ein Reiheneffekt: So kommt die Frage nach dem Vorbild in EMNID III im Fragebogen, unmittelbar nachdem nach der Begründung für die Präferenz einer entweder selbstständigen oder abhängigen Berufsposition gefragt worden war.<sup>166</sup> Trotzdem: Vielleicht bezeichnet diese Entwicklung einen Trend, dass Vorbilder in der Reflexion zum eigenen Sozialisationsprozess an Bedeutung einbüßen – was durch spätere Untersuchungen bestätigt wird. So in Pfeil (1964), wo 23-Jährige rückblickend auf ihre Schulzeit nur zu 40 Prozent ein Vorbild nennen konnten.<sup>167</sup>

---

<sup>162</sup> Vgl. Institut, Jugendbefragungen.

<sup>163</sup> Schallück, Tüchtigkeit, S. 8-10.

<sup>164</sup> Vgl. Scharmann, Konsumverhalten, S. 39-60.

<sup>165</sup> EMNID III, S. 35. In den Methodenausführungen zu EMNID II wurde die absichtlich suggestiv formulierte Vorbildfrage noch als ideal angesehen, um die Antwortbereitschaft zu erhöhen: „Jeder von uns hat so etwas wie ein Vorbild. Wem möchten Sie am liebsten ungefähr gleichen?“

<sup>166</sup> Fragebogen in EMNID III, S. 29.

<sup>167</sup> Pfeil, S. 125-126.

Eine ähnliche Form, Idealbildung über Personen zu messen, lief über die Frage nach den „bewunderten Persönlichkeiten aus der deutschen Vergangenheit“. Hier lag Bismarck eindeutig vorne. Friedrich der Große, Hitler und Goethe folgten mit Abstand.<sup>168</sup> Die Tatsache, dass Ober- und Hochschulgebildeten hier mehr einfiel, unterstreicht den Wissenscharakter der Frage. Andere, wie der Thomae-Schüler Glöckel, versuchten 1956 eine Vorbildstudie aus dem Jahr 1932 zu wiederholen. Sein Fazit: Es hat sich überraschend wenig geändert, die Reihenfolge und Häufigkeit der Idealgruppen ist gleich. Am meisten werden die Menschen aus der nahen Umgebung als positives Ideal genannt, dann Persönlichkeiten aus Geschichte und Gegenwart.<sup>169</sup> Dabei stand in den 50ern die Frage im Raum, ob das Vater-Vorbild im Schwinden begriffen sei. Vaterlosigkeit als „abendländisches Schicksal“ ist auch ein zentraler Topos weit über die Jugendschutzdebatten der 50er Jahre hinaus. Ein Kind, so kann man exemplarisch zitieren, das – sei es durch den Tod des Vaters oder durch den Verlust von dessen Autorität – ohne die „Schutzmacht des Vaters aufwächst“, hat es „außerordentlich schwer, dem Andrang der Triebwelt zu widerstehen“.<sup>170</sup> Und der Halbstarke wäre demnach je nach Lesart erstes Opfer oder erster Profiteur einer Kontroll-Lücke durch die temporäre oder permanente Abwesenheit der Väter. Anders argumentierte übrigens René König, der zwar auf die daraus resultierende ökonomische Notlage der Familie hinwies, die Bedeutung der Mutter für die „Aufrechterhaltung der Familie“ höher einschätzte, ihr Verlust ziehe eine größere moralische Gefährdung nach sich. Die autoritär-patriarchalische Vaterhaltung interpretierte König als Zeichen von Schwäche, als Surrogat „wirklicher Autorität“, generell seien die „Gewaltverhältnisse des Vaters gegenüber Weib und Kind“ im Verschwinden begriffen.<sup>171</sup> Etwas später sprach Ludwig Friedeburg etwas vorschnell von einem grundlegenden Wandel in der Erziehung: weg von Subordination, hin zu einer neuen „Kollegialität“.<sup>172</sup> Alexander Mitscherlichs „Vaterlose Gesellschaft“ von 1961 stand als Schlagwort Pate und wurde, auch wenn es mit einer anderen Intention geschrieben worden war, auf wohlstandsverwahrloste und ohne rechte Erziehung aufgewachsene Jugendliche gemünzt. Mitscherlich konstatierte dort eigentlich eine ungesunde Affirmation, das Verschwinden eines konfliktreichen und produktiven Reibens an erwachsenen Bezugspersonen, einen Generationskonflikt, der sich verflüchtigt habe und der eine „unheilige Allianz zwischen paternalistischer Autorität und Konsumismus“ nach sich ziehe:

---

<sup>168</sup> Konkret lautete die Fragestellung „Welche Persönlichkeit aus unserer deutschen Vergangenheit bewundern Sie am meisten?“ Bismarck nannten 13, Friedrich 6, Hitler 5 und Goethe 4 von hundert Befragten. EMNID II, S. 165-170.

<sup>169</sup> Bericht von Thomae, Probleme, S. 31-32.

<sup>170</sup> Büntrop, Probleme, S. 11-12.

<sup>171</sup> Vgl. König, Familie, S. 159.

<sup>172</sup> Von Friedeburg, Verhältnis, S. 178; Grundmann, Generationenbeziehungen, S. 109-128.

In der unübersichtlichen Massengesellschaft hat diese autoritäre Form der Eingewöhnung in das soziale Feld aber eine unerwartete Antwort gefunden, nämlich eine Stärkung der Abhängigkeitsbestrebungen und eine Bejahung der Unmündigkeit. Das faktische Gegenbild zu den für unsere Zeitläufte charakteristischen Helden der Massen sind die ‚initiativarmen‘ Frühpensionäre, die in ihren Wohlfahrtsstaaten nie flüchte werden wollen.<sup>173</sup>

In der EMNID-Befragung nach „Grundeinstellungen und Orientierungsmaßstäben“ nannte 1961 dann nur noch ein Drittel eine positive Antwort auf die Frage: „Gibt es für Sie ein persönliches Vorbild oder einen Idealtyp?“<sup>174</sup> Bei diesen 15-20-Jährigen trägt höchstens ein höherer Bildungshintergrund leicht dazu bei, persönliche Vorbilder und Idealtypen zu nennen. Deutlich häufiger weiß man einen Menschen oder Typen, dem man „gar nicht ähnlich werden möchte“.<sup>175</sup> Offen abgefragte Begründungen für die Vorbild- bzw. Negativbild-Wahl ergeben wörtliche Nennungen mit weiter Streuung und geringer Aussagekraft. Kaum konkreter wird es durch die genauere Fragestellung nach „Eigenschaften an Menschen, die man besonders schätzt“. Hilfsbereitschaft, Kameradschaftlichkeit, Offenheit und Ehrlichkeit gehören, unabhängig von Altersgruppe oder Geschlecht, zu den Top-Nennungen.

1965 schließlich fiel die Frage nach den Vorbildern, nach den Menschen, „denen man ungefähr gleichen will“ ersatzlos und ohne weitere Begründung weg. Stattdessen wurde versucht, die Jugendlichen ihre Sozialisationsfaktoren selbst beurteilen zu lassen und zu sagen, von wem sie „Wichtiges gelernt“ haben (EMNID V, v364-v371). Die genaue Fragestellung lautete: „Wo haben Sie eigentlich Dinge gelernt, die Ihnen heute für das Leben wichtig erscheinen?“ Elternhaus und Schule dominieren, Gleichaltrigengruppen oder Medien kommen als Antwortmöglichkeit nach Liste überhaupt nicht vor. Und allein das intensive Fragen danach erscheint als ein Indikator für einen wesentlichen Umbruch dieser Zeit: Die Produzenten von Jugend waren im Begriff, sich grundlegend zu ändern: Die Situation von vor 1945 muss als Ausnahme gesehen werden, in der der Staat bzw. die Partei das Monopol beanspruchte, die heranwachsende Generation zuzurichten, und dabei traditionelle Sozialisationsinstanzen zurückdrängte. Nach Wiederfindungsphase und Restitution des Bildungssystems wurde versucht, die traditionellen Konstrukteure der Bildungsinstitutionen, der Kirche und vor allem der Familie wieder in ihre alten Positionen zu verhelfen. Die Familie als „Gruppe besonderer Art“ (König), die emotionale Verbundenheit garantiert, das Schulsystem noch vor der Phase der zeitlichen Ausbreitung mit für alle Beteiligten klarer Platzierungsmacht waren aber bei genauem Hinsehen doch eher Sozialisatoren von Kindern und Gymna-

---

<sup>173</sup> Mitscherlich, Gesellschaft, S. 321.

<sup>174</sup> EMNID 1961, S. 1.

<sup>175</sup> 40prozentige Nennung, vor allem in den Eigenschaften „unehrlich/hinterhältig/egoistisch“ (freie Angabe), EMNID 1961, S. 17-21.



siasten. Die Definition dessen, was Jugend ist, die Kompetenz, wer sie prägt, und die Verfügung darüber, was sie darf, war aber schon nach einigen Jahren nicht mehr ganz so eindeutig. Der Wechsel des „Aktivierungs- und Kontrollparadigmas“<sup>176</sup> vollzog sich vergleichsweise schnell. Die direkte Verfügungsgewalt schwächte sich ab, der Markt präsentierte Alternativangebote in einem gewissen Vakuum, das dadurch entstanden war, dass in der Nachkriegszeit „das schlechte Gewissen der Älteren“ im Verbund mit der „Skepsis der Jüngeren“ die Propagierung von lebenden personalen Vorbildern verhindert hatte.<sup>177</sup> Neu hinzu kamen die Identifikationsangebote der Werbung, kommerzielle Stars und ihre Medien. Poster mit den Lieblingsmusikern oder -schauspielern drangen in die Privaträume ein, die BRAVO und andere Jugendzeitschriften boten, welche Idole zu wählen waren. Gleichzeitig ist aber plausibel, dass solche Angebote erst dann normativ werden, wenn sie durch die Bezugsgruppen im engeren Sinne (Familie, Peers, Freund/Freundin) anerkannt werden. Je größer der Wirkungsbereich altershomogener Gruppen ist, desto einflussreicher sind die Peers – und diese Gruppen entstehen nach Eisenstadt ja am ehesten dort, wo sich die Wert- und Normmuster der Gesellschaft von denen der Familie unterscheiden. Wohlgemerkt: Das ist ein Erklärungsansatz aus den USA, der in Westdeutschland gerne aufgenommen wird, ohne genauer auf die besseren Voraussetzungen hinzuweisen, die in den USA für die Herausbildung informeller altershomogener und gemischtgeschlechtlicher Gruppen herrschten.

Die zentrale Frage im Komplex Vorbilder ist auch hier: Löst sich Jugend von vorhandenen Idealen? Lassen sich demzufolge generationsspezifische Werte ablesen und beschreiben? Lässt sich zeigen, dass neue Sozialisationsagenturen (Massenmedien und moderne Freizeitindustrie) nicht nur den Lebensstil, sondern schon den Wertehorizont der Heranwachsenden prägen? Vom Rumoren eines herannahenden Generationenkonflikts oder einer Kollision von alten und neuen Werten ist in den Antworten auf die Fragen in diesem Bereich jedenfalls wenig zu lesen. Dies kann zwei Gründe haben: Entweder waren diese Konflikte bis Mitte der 60er Jahre tatsächlich nicht (mehr) vorhanden oder sie waren nur bei marginalen Gruppen existent, sodass diese in den Häufigkeitsverteilungen schlichtweg „untergehen“ – das alte Problem nicht sichtbarer „Trägergruppen“ einer Jugendgeneration und der Tatsache, dass Umfragen in dieser heruntergebrochenen Form ungeeignet sind, so etwas darzustellen. Und schließlich ist zu trennen zwischen Gesamtgesellschaft und Familienalltag, wie dies auch Tenbrucks Eindruck 1963 ist: Wiewohl sich die Jugend zur „Teilkultur“ entwickelte, habe sich das Verhältnis der Generationen in den Familien entschärft.<sup>178</sup>

---

<sup>176</sup> Zinnecker, Jugendkultur, S. 85.

<sup>177</sup> Griese, Orientierungen, S. 230.

<sup>178</sup> Vgl. Tenbruck, Väter, S. 136.

### 3.2.3 Arbeitseinstellung / Aufstiegsorientierung

Arbeit ist in der frühen Bundesrepublik ein Wert „an sich“ und auch ein ganz zentrales Thema in den Jugendstudien. Die abgefragte Arbeitseinstellung der Jugendlichen (immerhin sind 4/5 der Befragten 1955 berufstätig!), lässt eine durchaus pragmatische Einstellung erkennen. Die dominante Funktion der Arbeit lag demnach im Gelderwerb, eine Prioritätensetzung, die einige Beobachter, besonders im Hinblick auf die Arbeiterjugendlichen enttäuschte. Karl Bednarik schrieb zur veränderten Einstellung des jungen Arbeiters – ungefähr drei Jahre vor dem Halbstarke-Phänomen – dass dieser „die Arbeitswelt nur als die Basis seines Vergnügungslebens“ auffasse, nicht mehr an „großen sozialen Aufgaben“ Politik und Identifikation mit traditionellen Klassenbildern interessiert sei und sein „Klassenethos“ verloren habe.<sup>179</sup> Orientiert sei dieser „neue Typ“ bzw. „Schlurf“ an amerikanischen Vorbildern, er neige zu modernen Tänzen und Musik, seinen kargen Wortschatz beziehe er aus den amerikanischen Filmpapieren. Der neue Typ des „Kinoeingangsherumstehers“ falle durch „exzentrische Aufmachung“, „primitive Redeweise“ und „Kinolatein“ auf.

Nun sind schleichende Prozesse wie etwa eine „Entproletarisierung“ in den Umfragen kaum ablesbar. Der „Abschied von der Proletarität“ durch rasante Verbesserung der sozialen Lage ist aber zumindest historisch erklärbar, wenn auch Teil des gesamtgesellschaftlichen Fahrstuhleffekts. Dazu zählt die de-facto Vollbeschäftigung, der Anstieg sozialer Sicherheit durch den schnellen Ausbau staatlicher Sozialleistungen (tarif- und rentenpolitische Neuerungen wie die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und dynamische Rente) sinkende Wochenarbeitszeiten, vor allen natürlich: die Entwicklung der Reallöhne nach 1949, und damit verbunden die gewachsene Kaufkraft, Wohneigentum etc.<sup>180</sup> Die viel beachtete Studie, die die Schelsky-Gruppe 1953 mit 1.300 Hamburger

---

<sup>179</sup> Bednarik ist beliebtestes Angriffsziel der neueren Soziologie, die zunehmend auf quantitativ-empirische Methoden setzte. Für sie war Bednarik der Prototyp des aus der eigenen biografischen Erfahrung argumentierenden Forschers, der aufgrund von Einzelbeobachtungen epochale Typen entwirft, die aber nicht repräsentativ sind. Unter anderem von Bracken, Meinungsforschung, S. 117. Dass der „neue Typ“ auch eine „alte Klage“ ist, betont Kluth, Arbeiterjugend, insbes. S. 74-101; vgl. auch Schildt, Zeiten, S. 174-175. Was bei der Diskussion um Bednariks Buch aber ebenfalls deutlich wird: Die Stimmen, die vor Dramatisierung in der Darstellung und Interpretation moderner Lebensstile warnen, sind zahlreich und einflussreich. Zwei einflussreiche Studien zum wahrgenommenen Wandel der Arbeits- und Lebensverhältnisse und des Selbstbildes des Arbeiters sind in dieser Phase: Mayntz, Schichtung; Popitz/Bahrdt/Jüres/Kersting, Gesellschaftsbild.

<sup>180</sup> Vgl. zur Stabilität sozialer Ungleichheiten: Bolte/Hradil, Ungleichheit. Auch die geschlechtsspezifische Chancen- und Einkommensungleichheit bleibt deutlich: vgl. Braun, Konzept. Doch ist der Einschätzung zuzustimmen, dass ungleiche Konsumstile in Einrichtung, Kleidung, Massenmedien, persönlicher Inszenierung usw. „bei aller demonstrativen Unterschiedlichkeit die klassenkulturellen Attribute abgelegt haben“; Beck, Risikogesellschaft, S. 125.

Berufsschülern durchführte, bestätigt den „gefühlten Wandel“ in der vorherrschenden Arbeitermentalität. In dem Band „Arbeiterjugend gestern und heute“ wird herausgearbeitet, dass der Wunsch nach sozialem Aufstieg ein individueller, keiner für die gesamte Klasse ist. Vergleichsmaßstab ist hier ein vermutetes hohes Klassenbewusstsein in den 20er Jahren. Der Freizeitstil des Arbeiterjugendlichen, so ein zentrales Ergebnis, ist an den Wertvorstellungen des Kleinbürgers orientiert. Das traditionelle Distanzgefühl zur bürgerlichen Welt sei bei der jungen Arbeitergeneration vermindert, mit dem Begriff des „Proletariats“ konnten die meisten Befragten in der 1953er-Erhebung schon überhaupt nichts mehr anfangen, was angesichts des zunehmenden Facharbeitertums auch wenig überrascht.<sup>181</sup> Desweiteren stellte man fest, dass der alte Schichtungsbegriff verschwunden ist und der tiefe Graben zur bürgerlichen Welt so nicht mehr existiert, wobei man fragen muss, ob auch in diese Debatte der Systemgegensatz hereinspielt. Dergestalt, dass gezeigt wird, dass die Bundesrepublik entgegen der DDR-Sicht sich auf friedlichem Weg von der alten Klassengesellschaft verabschiedet hat – und dabei lediglich aufpassen muss, nicht in Materialismus oder „kleinfamiliären Gruppenegoismus“ zu verfallen.<sup>182</sup> Dies ist zumindest bei Schelsky weniger scharf gemeint, als es klingt. Auch hier werden Leistungs- und Aufstiegsgedanke sowie materielle Orientierung grundsätzlich als systemkonform und positiv gesehen. An die Stelle einer Gruppenidentität tritt eine individuelle Aufstiegsmentalität – und dies steht auch für den gesellschaftlichen Wertewandel hinsichtlich eines Einsickerns der US-amerikanischen Mentalität. Und dieses individuelle Aufstiegsstreben gilt als grundsätzlich positiv, ungeachtet der kulturellen Vorbehalte („Kulturverflachung“), die zahlreiche westdeutsche Intellektuelle Amerika ja weiterhin entgegen brachten.

Mit Blick auf die relevanten Fragebatterien in den EMNID-Studien könnte man außerdem zusammenzufassen: Jugendliche Einstellungen liegen nicht jenseits von Klassen- bzw. Schichtunterschieden, aber ihre Aussagen sind schon lesbar im Kontext erodierender sozio-kultureller Milieus. Zur „klassischen Berufsethik“ kann man wenig sagen, zumindest wird aber schon das sichtbar, was man später „Gleichgewichtsethik zwischen Beruf und Freizeit“<sup>183</sup> nennt. Also eher ein Normenwandel in dem Sinne, dass sich die vereinbarten Formen ändern, Prioritäten gesellschaftlich zu begründen und zu legitimieren. Jedenfalls ist aufschlussreich, welchen Raum die Einstellungen zu Arbeit und Beruf in den Jugendstudien einnehmen. Die Arbeitsgesellschaft der frühen Bundesrepublik thematisiert sich selbst und eine Differenz: Beruf wird im

---

<sup>181</sup> Vgl. Kluth, Arbeiterjugend, S. 111-118; S. 146-149. Diese Befunde bestätigen Popitz/Bahrtdt, Gesellschaftsbild, S. 169.

<sup>182</sup> Schelsky, Wandlungen, S. 161. Dennoch wäre bei solchen Themen kritisch zu fragen, inwieweit bei solchen Fragen Umfrageforschung zur Ideologieproduktion erhalten musste – man steuert über Frageauswahl und -formulierung. Politisch jedenfalls liegen solche Ergebnisse ganz auf Schelskys Linie, die bekanntermaßen alles andere als links lag.

<sup>183</sup> Noelle-Neumann/Strümpel, Arbeit, S. 98.

bürgerlichen Ideal als „Berufung“, von den Jugendlichen eher pragmatisch als das, was man aus seinen individuellen Möglichkeiten und der Schulbildung machen kann, gedacht. Der Beruf, so wurde hernach argumentiert, verlöre zunehmend den Status eines Lebensinhaltes und würde, ganz rational, als notwendig hingegenommene Vorbedingung einer „schönen Freizeit oder eines behaglichen Lebens“ betrachtet.<sup>184</sup> Die Einstellung zu Arbeit und Beruf – das ist wie immer auch eine Frage des Vergleichs. Nimmt man sehr alte Studien zum Vergleich, dann relativiert sich das Ausmaß materiellen Strebens: Nach EMNID II bezeichneten 8 Prozent Arbeit als „schwere Last“ bzw. „notwendiges Übel“ und ein Drittel als „Möglichkeit zum Geldverdienst“, 38 Prozent als „befriedigende Tätigkeit“ und 21 Prozent als „Erfüllung einer Aufgabe“ – Verschiebungen zu einer Untersuchung Rudolf Regnets aus dem Jahr 1929 bestehen nur insofern, als Arbeit erfüllender wahrgenommen und Geldverdienst demgegenüber etwas in den Hintergrund getreten war, was auch als Ausdruck einer zunehmend stabilen volkswirtschaftlichen Situation gesehen werden kann.<sup>185</sup> Gleichwohl weisen Beobachter immer wieder darauf hin, dass der Einkommensvorsprung der berufstätigen Jugend – am meisten dürften in der ersten Berufsphase die Ungelernten in der Lohntüte gehabt haben – eine gegenwärtige Gratifikation zuungunsten der Zukunftschancen ist, die Arbeiterkinder sich „im Einklang mit ihren Eltern häufig für den raschen Verdienst und damit gegen die für sie unüberschaubar langfristigen Investitionen einer akademischen Ausbildung“ entscheiden.<sup>186</sup>

Tab. 13: Einstellung Berufstätiger zur Arbeit, Vergleich 1955 und 1984  
 »Empfinden Sie Ihre Arbeit in erster Linie als...« (15-24 J., einschl. Azubis, in %)

	Jugend 1955		Jugend 1984	
	Männl.	Weibl.	Männl.	Weibl.
Schwere Last	1	1	3	2
Notwendiges Übel	6	8	17	11
Möglichkeit, Geld zu verdienen	29	35	38	32
Befriedigende Tätigkeit	40	36	26	33
Erfüllung einer Aufgabe	23	18	17	21
K.A.	1	2	-	-

Quelle: Fischer u.a., Jugendliche, S. 16

Diese Werte zum Arbeitsethos blieben auch in den folgenden Jahren des eigentlichen Aufschwungs stabil, ein Vergleich zur 1964er Befragung zeigt nur

<sup>184</sup> Thomaе, Verhältnis, S. 39.

<sup>185</sup> Diese Gegenüberstellung zitiert nach Undeutsch, Entwicklung, S. 61. Original: Regnet, Arbeitserlebnis.

<sup>186</sup> Dahrendorf, Arbeiterkinder, S. 18.

minimale Veränderungen.<sup>187</sup> Ein Ausblick in die 80er Jahre macht dann aber, bei allen methodischen Vorbehalten (unterschiedliche Alterseingrenzung, Frageformulierung und Antwortkategorien) deutlich, wie relativ eine solche Einschätzung ist, wie besonders bei den männlichen Jugendlichen der schon in den 50er Jahren diagnostizierte Prozess einer negativeren bzw. instrumentellen Einstellung erst deutlich später einsetzt (Tab. 13).

Was aber ist hier Arbeit? Es ist ja zu vermuten, dass die Semantik von Arbeit aus der Zeit heraus eine andere als heute ist, sich auf dem Weg in die Dienstleistungsgesellschaft zum Beispiel gerade erst von der originären Verquickung zum Physischen löst. Das eigentlich Erstaunliche ist aber, dass die Werte für die Gesamtbevölkerung bei identischer Fragestellung sogar noch deutlich weniger idealistisch ausfallen, die Erwartungshaltung aber hinsichtlich jugendlichem Arbeitsethos offenbar ein höheres ist: Bereits 1955 ist für 18 Prozent der Erwachsenen Arbeit die Erfüllung einer Aufgabe und nur für 28 Prozent eine befriedigende Tätigkeit und 4 Prozent als schwere Last, 14 als notwendiges Übel und 35 Prozent als Möglichkeit, Geld zu verdienen.<sup>188</sup> Eine weitere Replikationsstudie zum Arbeitsethos bei Allerbeck/Hoag unterstreicht den Bedeutungsverlust von Arbeit zwischen den 60ern und 80er Jahren (Tab. 14). Dies deckt sich auch mit den bekannten Ergebnissen aus Längsschnittvergleichen auf Erwachsenenebene. Demnach hat sich die Einstellung zur Arbeit zwischen den 50er und 80er Jahren für alle Altersgruppen fundamental relativiert: In den 15 Jahren zwischen ca. 1967 bis ca. 1982 entwickelte sich die mehrheitsfähige Vorstellung der angesprochenen „Gleichgewichtsethik“.<sup>189</sup>

Tab. 14: Arbeit und glückliches Leben 1962 und 1983

»Jeder Mensch hat seine eigene Auffassung darüber, was die Arbeit für sein Leben bedeutet. Können Sie mir sagen, welche dieser Ansichten Ihrer Auffassung von der Arbeit am nächsten kommt?« (16-18 Jährige, in %)

	Jugend 1962		Jugend 1983	
	Männl.	Weibl.	Männl.	Weibl.
Auch ohne Arbeit könnte man ein glückliches Leben führen.	4	8,5	8,6	8,2
Etwas Arbeit gehört mit zu einem glücklichen Leben.	29,5	48,2	43	56,4
Ohne Arbeit ist ein glückliches Leben unmöglich.	50,4	33,4	43,2	32,6
Nur durch Arbeit wird man glücklich.	16,1	9,9	5,2	2,8

Quelle: Allerbeck/Hoag, Jugend, S. 70

<sup>187</sup> Blücher, Menschen, S. 44.

<sup>188</sup> Vgl. von Stackelberg, Souffleur, S. 186.

<sup>189</sup> Ähnlich Strümpel, der von „Gleichgewichtsethikern“ spricht, in: Noelle-Neumann /Strümpel, Arbeit, S. 9-10.

Im Jugendvergleich lässt sich zwischen den Stellungnahmen während der entbehrungsreichen Zeit Anfang der 50er und der vergleichsweise saturierten Zeit Mitte der 60er Jahre erstaunlicherweise noch keine signifikante Veränderung feststellen. Es hält sich zumindest das, was Schelsky den „zivilisatorischen Bezug zur Arbeit“ genannt hat, als nüchterne Realisierung des Vertragsverhältnisses der Arbeit: Die funktionale Einordnung der Arbeit als ein Bereich neben anderen wird als positiver Fortschritt gesehen, da die notwendige „Distanzierung von Ganzheits- und Sinnerfüllungsansprüchen“ die einzelnen Gebiete schlicht überfordere.<sup>190</sup> Dabei ist zu bedenken, dass ein Drittel der 1955 bereits Erwerbstätigen ihren ursprünglichen Berufswunsch aus unterschiedlichsten Gründen nicht hat verwirklichen können.<sup>191</sup> Als interessanter Nebenaspekt fällt in der NWDR-Studie 1953 die relativ enge Bindung zum Beruf auf, was angesichts der Tatsache, dass viele sich in der schwierigen Situation auf dem Arbeits- und Lehrstellenmarkt und aufgrund der elterlichen Entscheidungsgewalt ihren Beruf ja selten frei ausgewählt hatten, erstaunlich ist. Ebenso überraschen die Arbeitsplatz-Flexibilität und die hohe Bereitschaft, den Betrieb zu wechseln. Dennoch sind von den in offener Frage erhobenen Sorgen die überwiegende Zahl dem Bereich „Beruf/Verdienst“ zuzuordnen.<sup>192</sup>

Als mit hohem Arbeitsethos zusammenhängende zentrale Werte der frühen Bundesrepublik gelten Fleiß und soziales Aufstiegsstreben. Und das stark ausgeprägte persönliche Aufstiegsstreben war der skeptischen Generation als eine der auffälligsten Verhaltensweisen zugeteilt worden. Weiterbildung ist aber eine der wenigen Kategorien, bei der das in den Umfragen angegebene Interesse größer ist als die tatsächlich ausgeführte Tätigkeit. An Veranstaltungen der Volkshochschule oder ähnlicher Einrichtungen nahmen nach eigenen Angaben 1954 insgesamt 16 Prozent teil, was zum Teil auch als prestigegesteuertes Antwortverhalten gewertet werden kann. Doch hinzu kam sicher auch ein weitverbreiteter Anspruch auf eine bessere Berufsposition, soziale Sicherheit und auf einen höheren Verdienst. Weiterbildung kann nämlich neben dem Sport und dem Kino als ein dezidiert jungendliches Freizeitfeld bezeichnet werden, wenn man sieht, dass der Anteil der unter 25 Jährigen an der Gesamtzahl der VHS-Klienten 1956 und auch 1962 bei über 50 Prozent lag.<sup>193</sup> Als besonders fortbildungshungrig, indiziert durch Abendkurse, berufliche Fortbildung und Fachzeitschriften-Lektüre, kann der männliche Lehrling und Student gelten. Die Jugendlichen mit niedriger Schulbildung, für die die Volkshochschulen ja in erster Linie geschaffen worden waren, besuchten deren Kurse aber sehr viel seltener, als es ihre Altersgenossen mit Mittel- oder Oberschulab-

---

<sup>190</sup> Vgl. Schelsky, *Generation*, S. 265-268.

<sup>191</sup> EMNID III, S. 211.

<sup>192</sup> NWDR, S. 93-106; S. 109.

<sup>193</sup> Aus der pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes. Zit. nach Strzelewicz, *Jugend*, S. 57.

schluss taten. Besonders auffällig ist das überdurchschnittliche Interesse der Befragten mit Mittelschulabschluss, von denen ein Drittel Weiterbildungskurse besuchte.<sup>194</sup> Das oft gelobte, manchmal als untypisch für Jugend und als „privatistisch“ interpretierte Aufstiegsstreben ist übrigens schon Thema seit der Hesen-Studie von 1950. Als Tatsache akzeptiert, heißt es ein paar Jahre später, eine wachsende Zahl von jungen Berufstätigen verbringe ihre „Freizeit hinter Fachbüchern“.<sup>195</sup> Dass das „persönliche Vorwärtskommen“, der berufliche Aufstieg für die Mehrzahl von eminenter Bedeutung war, wird daneben auch von qualitativen Untersuchungen bestätigt.<sup>196</sup> Und die Möglichkeiten waren durch Volkshochschulen, konfessionelle Erwachsenenbildung, Kulturvereine oder Gewerkschaftsangebote äußerst vielfältig. Etwa jeder Fünfte nahm Weiterbildungsangebote in Form von Kursen und Einzelveranstaltungen wahr. Genauere, auch gemeindefsoziologisch orientierte Studien im Ruhrgebiet können das mit Blick auf die konkrete Aufstiegsorientierung der Bergmannssöhne, die in überwältigender Mehrheit eine Stelle im handwerklichen und kaufmännischen Bereich anstrebten, bestätigen.<sup>197</sup>

Bleibt man bei der strukturfunktionalistisch gesetzten Dichotomie, dem Konflikt zwischen zwei gegensätzlich strukturierten Welten – dem familiären vs. dem gesellschaftlich-öffentlichen Lebensbereich – und bei den im Übergang auftretenden Verhaltensunsicherheiten und Orientierungsproblemen, dann müsste man tatsächlich bestätigen, dass die Jugendlichen diesem mit zunehmender Berufsorientierung, Privatismus und frühzeitiger Anpassung an die Erwachsenengesellschaft begegneten. Zumindest, was den „Privatismus“ betrifft, kann man aber vorsichtig von einem gleichzeitigen Perioden- und Kohorteneffekt sprechen. So haben sich nämlich derartige Einstellungen bei den untersuchten Jahrgängen in der Replikation erhalten.<sup>198</sup> Die Tatsache, dass Schelsky das ihm vorliegende empirische Material zielgerichtet auf seine These hin deutete, erscheint bei genauerem Blick auf die Zahlen zwar unübersehbar. Doch die tendenziell funktionale Arbeitseinstellung, die seit Mitte der 50er Jahre bei den Jugendlichen beobachtet wurde, setzt sich in den folgenden Jahrzehnten durch: die Beobachtung eines zunehmenden „Jobdenkens“ mit der Hauptmotivation des Gelderwerbs. Parallel ist der wachsende Trend zu mehr Genussorientierung schon ab Anfang, deutlicher aber ab Mitte der 60er bei den Jüngeren ablesbar. Dazu gibt es die schon fast klassisch zu nennende Frage des Allensbach Instituts – in der es im Grunde um die Grundfesten der Industrie-

---

<sup>194</sup> EMNID II, S. 302.

<sup>195</sup> Schiefer, Deutschlands, S. 131.

<sup>196</sup> So bei Grosse-Hartlage/Rauch, Zwanzigjährige, S. 408ff.

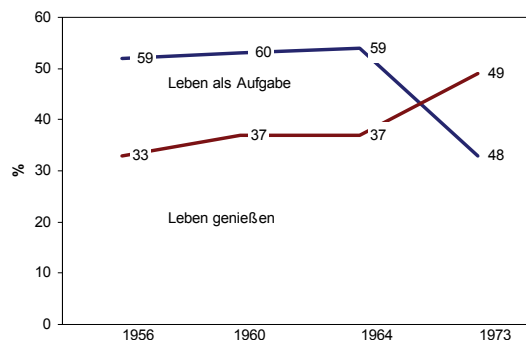
<sup>197</sup> So z.B. Croon und Utermann in ihrer Studie zur Zechengemeinde, eine Studie, die am Endpunkt dessen steht, was man noch als originäre Arbeiterkultur im Ruhrgebiet bezeichnen kann. Vgl. Croon u.a., Zeche, S. 199.

<sup>198</sup> Fuchs, Orientierungsmuster, S. 142.

als Arbeitsgesellschaft geht.<sup>199</sup> Für die Unter 30-Jährigen sieht man die Entwicklung schon etwas früher mit größerem Ausschlag Richtung Genuss, besonders entfernte sich die jüngere Generation allerdings erst Anfang der 70er mit einem beschleunigten Wertewandel (Grafik 3).

Grafik 3: Leben als Aufgabe vs. Leben genießen 1956-1973

»Es unterhalten sich zwei Leute über das Leben. Der erste sagt: ‚Ich betrachte mein Leben als Aufgabe, für die ich da bin und für die ich alle Kräfte einsetze. Ich möchte in meinem Leben etwas leisten, auch wenn das oft schwer und mühsam ist.‘ Der zweite sagt: ‚Ich möchte mein Leben genießen und mich nicht mehr abmühen als nötig. Man lebt nur einmal, und die Hauptsache ist doch, dass man etwas von seinem Leben hat.« (unter 30-Jährige)



Quelle: IfD-Umfragen 1000, 1041, 1086, 2096

### 3.2.4 Kulturelle Normen / Werte im Wandel?

Auch die Jugendforscher äußerten, wie im Kapitel 2.5 dargestellt, den diffusen Verdacht, dass sich kulturelle Chiffren verschieben, Hochkultur ihre Leitfunktion einbüßt und dass dies mit einem allgemeinen Wertewandel, schließlich mit sozialen Umschichtungsprozessen in den westlichen Gesellschaften nach 1945, aber eben auch mit einem unsicheren Kulturtransfer auf die Jugend zu tun hat. Und bei oberflächlicher Betrachtung könnte man Jugendkultur, hier: das „Wesen“ des Rock ‘n’ Roll, und die Klassennivellierung bzw. Milieuerosion ja „spielend“ zusammenbringen:

Rock ‘n’ Roll und seine Abkömmlinge (...) überwandern (...) spielend Landes- und Rassengrenzen, soziale Schichten, religiöse und kulturelle Prägungen. Was der Jazz nie geschafft hat (er war und blieb elitär, städtisch und kopflastig), gelang Rock ‘n’ Roll sozusagen nebenher: Beschränkungen, Eingrenzungen

<sup>199</sup> Noelle-Neumann/Strümpel, Arbeit, S. 10-11.



gen und Spezialisierungen zu überwinden, gesamtgesellschaftliche Bedeutung zu erlangen.<sup>200</sup>

Doch bei näherem Hinsehen wird deutlich, dass „Jugendkultur“ noch andere Codes der Unterscheidung beinhaltet, und zwar ganz klassische. Wenn man von Jugendkultur spricht, sind in den 50er Jahren besonders das Arbeitermilieu und katholische Milieu noch stark in die jeweils zielgerichtete milieuummanente Sozialisation durch die vorhergehende Generation involviert.<sup>201</sup> So ist zunächst die Mitte des 20. Jahrhunderts dominante Position von Religion und Glaubensgrundsätzen der christlichen Kirchen für das Alltagsleben und als Wertorientierung evident. Jede der Jugendstudien enthält – neben den Fragebatterien zu Freizeitverhalten und Vorbildern – jeweils auch einen eigenen kleinen Teil mit Glaubensfragen. Eine mögliche Entkirchlichung, eine gefühlte Säkularisierung beschäftigt die Gesellschaft der 50er Jahre stark. Konfessionelle Gegensätze scheinen hingegen angesichts der jahrhundertealten Spaltung vergleichsweise schnell an Bedeutung zu verlieren, was man an der sinkenden Quote konfessionell homogener Eheschließungen ablesen kann: War 1910 lediglich jede zehnte Ehe konfessionell gemischt, 1935 schon 15 Prozent, gab es 1955 schon über ein Viertel gemischtkonfessionelle Ehen und Anfang der 70er Jahre dann ein Drittel.<sup>202</sup> Diese nachprüfbar interkonfessionelle Annäherung hat selbstverständlich viel zu tun mit der konfessionellen Diffusion der westdeutschen Bevölkerung durch die Flüchtlingsströme aus den ehemaligen Ostgebieten. Dass die millionenfache Integration von Flüchtlingen durch die konfessionelle Durchmischung an Brisanz kurzzeitig aber noch zunahm, auch wie hartnäckig sich Vorbehalte hielten, ist in zahllosen Berichten belegt und hält sich als „Mentalreservation“. 1953 glaubte noch jeder vierte befragte Jugendliche, dass man in einer „gemischten“ Ehe nicht glücklich werden könne. In Ortschaften unter 2.000 Einwohnern war dies sogar jeder Dritte.<sup>203</sup>

Im Untersuchungszeitraum gab es kaum Kirchenaustritte. Aus der evangelischen Kirche lag der Anteil lediglich zwischen 0,13 und 0,25 Prozent, bei den Katholiken sogar bei unter 0,1 Prozent.<sup>204</sup> Stabil war auch der Indikator Kirchengang, bei den Katholiken war dieser permanent höher als bei den Protestanten, vor allem auf dem Land.<sup>205</sup> Keine Veränderungen oder Auffälligkeiten gibt es im Altersvergleich, im Gegenteil: Die Kirchenbesucherzahlen lagen bei den 18-24-jährigen Katholiken höher als bei den 25-44-jährigen, die Frequenz des Kirchenbesuchs geht mit zunehmender persönlicher Unabhängigkeit vom Elternhaus zurück.<sup>206</sup> Eine Korrelation kirchlicher Bindung mit dem Grad der

---

<sup>200</sup> Kröher, Urknall, S. 34-40; S. 36-37.

<sup>201</sup> Großböling, Jugendkulturen, S. 68.

<sup>202</sup> Lepsius, Sozialstruktur, S. 264.

<sup>203</sup> EMNID I, S. 334.

<sup>204</sup> Gabriel, Religiosität, S. 275.

<sup>205</sup> EMNID I, S. 265; EMNID II, S. 307.

<sup>206</sup> Reigrotzki, S. 40-42.

familiären Integration bestand hier ganz eindeutig. Bei zunehmender persönlicher Unabhängigkeit vom Elternhaus – ein Prozess, der sich bei den Mädchen generell langsamer vollzog – ging auch die Häufigkeit des Kirchenbesuchs zurück.<sup>207</sup> Es sind neben den Älteren gerade auch die Jüngeren, und hier in besonderem Maß die jungen Frauen, die regelmäßig in die Kirche gehen, das „Treueverhältnis“ sank aber im Altersverlauf der Befragten zwischen 15 und 24 Jahren.

Dass die christlichen Kirchen selbst schon Ende der 50er Jahre im Rahmen von umfangreichen kirchensoziologischen Forschungen damit begannen, mittels Umfragen zu versuchen, Glaubensverbreitung und -intensität zu messen, erscheint nebenbei als ein weiteres Indiz für den raschen Legitimationsgewinn quantitativ-empirischer Sozialforschung. „Religion ohne Entscheidung“ ist das Schlagwort der bekannt gewordenen Publikation zur ersten repräsentativen Umfrage zu Glaubensthemen überhaupt, das von der Evangelischen Kirche Deutschlands in Auftrag gegeben, vom Bund mitfinanziert und vom EMNID-Institut durchgeführt wurde – ein Beispiel dafür, dass die Strategie des Meinungsforschungsinstituts, sich über die ersten Panorama-Studien öffentlich als Experte zu profilieren, zum Teil bereits aufging. Mit „Religion ohne Entscheidung“ ist gemeint, dass es eher die Hinnahme einer als schicksalhaft wahrgenommenen Kirche/Konfession/Religion als eine bewusste Entscheidung ist, die als vorherrschende Haltung bei den Jugendlichen auszumachen sei. Gegen die herkömmliche Dichotomie gläubig/nichtgläubig argumentiert Wölber auf empirischer Grundlage: Von einem Glaubens-Kern ausgehend, zerfließe die Religiosität der Jugend. Während 76 bis 79 Prozent Kirche als notwendig bejahen und ihr ein positives Zeugnis ausstellen, verkleinert sich die Gruppe, wenn es konkreter um die weltanschaulichen Basissätze geht. So finden 64 Prozent der Befragten, dass Gott durch die Bibel zum Menschen spricht, 56 glauben an einen personifizierten Gott, 47 an die Abhängigkeit des eigenen Lebensweges von göttlicher Fügung, lediglich 39 Prozent sehen im Christentum den einzigen Weg zu Gott.<sup>208</sup> Interpretiert wurden solche Zahlen vom Protestanten Wölber als ein „kraftloses Unbehagen“ in Glaubensfragen, als eine „religiöse Unselbständigkeit“, als „Anzeichen relativistischer Betrachtungsweisen“.

Der Vorbehalt der katholischen Kirche gegenüber der Meinungsforschung und der „Zählbarkeit“ von Frömmigkeit war zunächst vergleichsweise höher: Generell stand sie der neuen Methode, die „vox populi“ zu erheben, kritisch gegenüber, vor allem Fragen zur Intimsphäre wurden teilweise als „Dämoskopie“ verteufelt, um schon wenige Jahre später die größte Umfrage ihrer Zeit, nämlich eine Totalbefragung aller deutscher Katholiken, zu veranlassen.<sup>209</sup> So

---

<sup>207</sup> NWDR, S. 93.

<sup>208</sup> Wölber, Religion, S. 149; S. 221.

<sup>209</sup> Paul Wenger, „Dämoskopie“, in: Rheinischer Merkur vom 26. September 1956, zit. nach Kruke, Demoskopie, S. 459. Gleichwohl es christliche Sozialwissenschaften und eine län-

blieben also selbst die Kirchen von dem Trend der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ nicht unberührt und griffen bei der Beobachtung ihrer Mitglieder vermehrt auf Umfragedaten zurück, zwar noch nicht in dem Umfang, wie dies dann in den 70er Jahren der Fall sein wird – aber immerhin: Auch Glauben erschien operationalisierbar.

Tab. 15: Kirchenbesuch, aufgeteilt nach Alter und Geschlecht 1964  
(Prozentsatz derer, die am letzten Sonntag in der Kirche waren)

Altersgruppen	Protestanten		Katholiken	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
16-20 Jahre	12	22	52	73
21-29 Jahre	7	12	48	57
30-39 Jahre	8	13	48	57
40-49 Jahre	10	16	53	60
50-59 Jahre	11	16	53	68
60-69 Jahre	20	29	59	71
70 Jahre und älter	25	34	65	73
Insgesamt	12	18	52	62

Quelle: Schmidtchen S. 275, zusammengestellt aus IfD-Umfragen 1964

Man muss sich den Raum, den das kirchliche Leben – gerade auf dem Land und in katholischen Gegenden – für das „Teenagerleben“ einnahm, noch einmal vergegenwärtigen. Laut Höffners Spezialuntersuchung von 1961 besuchten 25 Prozent der 14-20-jährigen Jungen und 44 Prozent der Mädchen die Sonntagsmesse – in den Landpfarreien taten dies sogar 60 bzw. 71 Prozent – den Topwert erreichen Kinder katholischer Landwirte mit 91 Prozent.<sup>210</sup> Im Gegensatz zur konkreten Frage, ob man am vergangenen Sonntag in der Kirche war, steigt die Besucherfrequenz in der Selbstdarstellung der Befragten sogar um ca. 1/3 (Tab. 15).<sup>211</sup> Und es liegen auch wenig Anzeichen dafür vor, dass hier ein Bruch im kirchlichen Verhalten stattfindet oder sich abzeichnet, doch ist der anschließende Bedeutungsverlust konfessionell gebundener Religion durch Zeitreihen hinlänglich dokumentiert.<sup>212</sup>

---

gere Tradition einer Zählbarkeit von Frömmigkeit gab, wie Ziemann zeigt. Vgl. Ziemann, Kirche.

<sup>210</sup> Höffner, *Revolution*, S. 26; Wollenweber/Planck, *Lebenslage*, S. 405.

<sup>211</sup> Wölber, *Religion*, S. 194. Zum Kirchbesuch als ländliche Angelegenheit vgl. Noelle/Neumann, *Jahrbuch (1947-1955)*, S. 11, wonach in Dörfern 40, in kleinen Städten 30, in Mittelstädten 27 und in Großstädten lediglich 17 Prozent angeben, regelmäßig den Gottesdienst zu besuchen.

<sup>212</sup> Vgl. u.a. Köcher, *Wandel*, S. 145-161. Fundamental der Bedeutungsverlust der Konfessionen auf dem Bereich ihrer ursprünglich starken sozialisatorischen Funktion innerhalb des sozio-moralischen Milieus. Vgl. Fuchs, *Milieus*, S. 265-304.

Die Vereinbarkeit von „Religion und Moderne“ – das interessiert ganz besonders in der Zeit ab Anfang der 60er Jahre. Eine komplette Fragebatterie ist dafür in der 1961er-Befragung vorgesehen. Bei aller Vorsicht vor Umfrageergebnissen, die sich mit dem heiklen Bereich der Religion befassen: Drei Viertel der 15-20-Jährigen – evangelisch wie katholisch – halten diese Vereinbarkeit für möglich – was ja zunächst nur für eine relativ hohe Toleranz steht bzw. dafür, dass dieses diffuse „modern“ in der Vorstellungswelt der Jugendlichen nicht als Antithese zu herkömmlichen Lebensformen taugte.<sup>213</sup> Grundsätzlich ist auch eine positive Einstellung zu den zehn Geboten vorhanden.<sup>214</sup> An eine höhere, lenkende Kraft glauben insgesamt 58 Prozent, allerdings 53 Prozent der männlichen, 64 Prozent der weiblichen, 52 der evangelischen und 69 der katholischen befragten 15-20-Jährigen, wobei dies – nicht überraschend – mit dem Kirchenbesuch korreliert.<sup>215</sup> Der hohe Stellenwert von Religiosität und Bürgerlichkeit ist ja für diese Phase nicht zu trennen von dem, was man retrospektiv die Dominanz der „Pflicht- und Akzeptanzwerte“ genannt hat. Stabile Wertmuster, auch bedingt durch die starke Präsenz der Kirchen, das heißt ja nicht nur soziale Integration, sondern auch – insbesondere für die Jugendlichen – soziale Kontrolle. Erinnert sei hier auch noch einmal an die nicht kleine Gruppe der Heim- und Internatskinder und -jugendlichen, die, meist unter religiöser Obhut, in ein viel dichteres Kontrollnetz gebunden waren. Auch die formale Einbindung in kirchliche Jugendgruppen ist nach wie vor hoch. Und zumindest in einer ihrer Funktionen – der des möglichst wenig kontrollierten Zusammenseins – wächst Konkurrenz durch offene Jugendheime, sodass auch die kirchliche Jugendarbeit ab der zweiten Hälfte der 50er Jahre versuchte, neue Trends in den jugendlichen Freizeitpräferenzen einzufangen. Waren dies zunächst noch stark vom Jugendschutz-Gedanken getragene Tanztees, als Form „erlaubter Geselligkeit unter der Glasglocke“<sup>216</sup>, ging man dann zaghaft dazu über, diese Veranstaltungen in Kooperation mit z.B. jugendlichen Fanclubs zu organisieren. Diese blieben im Vergleich zu den kommerziellen Angeboten aber verhaltensdispositiv. Aufsichtspersonal, Krawattenzwang für Jungen, Hosenverbot für Mädchen, allgemeines Alkohol- und Rauchverbot minimierten die Attraktivität solcher moderner Angebote.

Anders als die Hinweise zu Kohorteneffekten bei der Einstellung zur Arbeit und zur Religion, lassen sich bei der Messung der Erziehungsziele immer noch mehr autoritär-traditionalistische als liberal orientierte Prägungen erkennen. Dass die Jugendlichen nicht außerhalb des konservativen Klimas standen,

---

<sup>213</sup> „Was meinen Sie: Kann man nach Ihrer Meinung ein ‚moderner Mensch‘ sein, d.h. ein Mensch, der in die heutige Zeit hineinpasst, und dabei gleichzeitig religiös sein? Oder lässt sich das nicht miteinander vereinbaren?“ EMNID 1961, S. 46.

<sup>214</sup> EMNID 1961, S. 46-73.

<sup>215</sup> Köcher, Welt, S. 175.

<sup>216</sup> Müller/Nimmermann, Jugendclubs, S. 64-65.

sondern Teil desselben waren, illustrieren auch exemplarisch einige Umfrageergebnisse. Laut der zweiten Shell/EMNID-Studie von 1954 würden 70 Prozent ihre Kinder „genau so“ oder „ungefähr so“ erziehen, wie sie selbst erzogen worden sind.<sup>217</sup> Und auch 1964 waren dies noch 73 Prozent.<sup>218</sup> Nur bei der Landjugend sah es völlig anders aus, die Kritikpunkte sind fulminanter. Lediglich ein Viertel zeigt sich mit der Erziehung durch ihre Eltern zufrieden, ihren eigenen Kindern würden sie in erster Linie eine bessere Ausbildung geben, an zweiter Stelle „mehr Vertrauen“.<sup>219</sup> Allgemeiner nach der Vorbildhaftigkeit in der Lebensführung gefragt, gaben 41 Prozent der Jüngeren (15-20 Jährige) im Jahr 1961 an, dass sie ihr Leben später so führen möchten, „wie es im Elternhaus geführt worden ist“.<sup>220</sup> Das heißt aber gleichzeitig, dass eine Mehrheit es „ganz“ (5 Prozent) oder „manches“ (35 Prozent) anders machen würde oder sich nicht dazu äußern möchte (16 Prozent). Die Streuung ist groß: Neben der Kritik an altmodischer und stillloser Lebensführung, Äußerlichkeiten wie Einrichtung und Mode reicht die Ablehnung bis hin zu den Erziehungsprinzipien, „zu wenig Familienleben“ und grob „Generationengegensätze“.<sup>221</sup> Weniger streng als sie selbst erzogen wurden, wollten 1955 ihre eigenen Kinder erziehen: 36 Prozent der Schüler/Studenten, 42 Prozent der Berufstätigen mit Volksschulbildung und 49 Prozent der Berufstätigen ohne Volksschulbildung – ein Indiz für die sozial unterschiedlich bedingte Erziehungspraxis.<sup>222</sup> Erst in den 80ern kippte die Zustimmung zu den elterlichen Erziehungsmethoden in eine 50-50-Aufteilung.<sup>223</sup> Im 21. Jahrhundert (2010) sind es dann wieder 73 Prozent der 12-25-Jährigen, die ihre eigenen Kinder „genau so“ oder „ungefähr so“ erziehen wollen, wie sie selbst erzogen worden sind.<sup>224</sup> Von der großen Mehrheit, die nach eigenen Angaben ihre Erziehungsideale an denen ihrer Eltern ausrichten wollten, blieb übrigens in der späteren Praxis wenig übrig. In der spektakulären Vergleichsstudie „Jugend 1955/Jugend und Erwachsene 1985“, dem bisher einzigen systematischen Versuch, Jugendgeschichte unter Zuhilfenahme historischer Umfragedaten zweier Zeitpunkte zu schreiben, befragte man eben diese Generation, wie sich denn ihre Erziehungspraxis tat-

---

<sup>217</sup> EMNID II, S. 184.

<sup>218</sup> Blücher, Menschen, S. 72.

<sup>219</sup> Etwas altersabhängig liegen diese bei 45-61 und 33-39 Prozent. Auch „weniger Arbeit“, „größere Freiheiten“ und „mehr Taschengeld“ finden 10-15prozentige Zustimmungen, vgl. Wollenweber/Planck, Lebenslage, Bd. 2, S. 485.

<sup>220</sup> EMNID 1961, S. 29.

<sup>221</sup> EMNID 1961, S. 34.

<sup>222</sup> EMNID III, S. 169.

<sup>223</sup> 1953: „genauso“ (32), „ungefähr so“ (41), „anders“ (18), „ganz anders“ (6), gegenüber dem Jahr 1984: „genauso“ (12), „ungefähr so“ (41), „anders“ (37), „ganz anders“ (11 Prozent). EMNID I, S. 170, Zinnecker, Kindheit, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 97-292; S. 158-162.

<sup>224</sup> Shell, Jugend 2010, S. 68.

sächlich gestalte – 54 Prozent konzedierten, sie hätten ihre Kinder doch gänzlich anders erzogen als ihre eigenen Eltern sie.

Aufschlussreich im Kontext Wertehorizont sind auch die Antworten auf die Frage, was man vom künftigen Ehepartner erwarte. Bei den ledigen jungen Männern steht, noch weit vor „gut, lieb, gute Kameradin“ (16 Prozent) sowie „äußere Erscheinung“ und „Fleiß“ (je 14 Prozent) die Eigenschaft „gute Hausfrau“ mit 40 Prozent am höchsten im Kurs. Die jungen Frauen erwarteten von ihrem zukünftigen Ehemann vor allem „Können, Leistung, Fleiß“ (34 Prozent), „Treue“ (24 Prozent) und die Eigenschaften „gut, lieb, guter Kamerad“ (22 Prozent). Die Jugendforscher stellten außerdem, z.T. nicht ohne Erleichterung, fest, dass sich das jugendliche Wahlverhalten – dies bezieht sich also nur auf die 21-24-Jährigen – von dem der Erwachsenen kaum unterschied.<sup>225</sup> Die Tendenz zu autoritären Staatsauffassungen und die hohe Zustimmung zur Prügel- und Todesstrafe bestätigen das Bild von einer eher autoritär denn liberal orientierten Mehrheit der Jugendlichen, wobei auffallend viele Mädchen und junge Frauen sich überhaupt nicht zu politischen Fragen äußern. Für die Todesstrafe sprechen sich 1961 60 Prozent der 15-20-Jährigen aus, dabei scheint die Zustimmung zur Todesstrafe bei der Gesamtbevölkerung noch etwas höher zu liegen, Anfang der 60er bei etwa 71 Prozent, was im internationalen Vergleich ein Spitzenwert ist.<sup>226</sup> Die Zustimmung der 16-29-jährigen Befragten, die 1950 grundsätzlich für die Todesstrafe sind, nahm anders als heute, mit höherer Schulbildung zu. Dafür waren 51 Prozent (Volksschule), 59 Prozent (Mittelschule) und 74 Prozent (Gymnasium), was sich in der Abstufung später umkehrte: 1980 beträgt die Zustimmung: 20, 12 und 6 Prozent.<sup>227</sup>

Eine weitere interessante Fragebatterie erhob 1954, mitten in der Phase von Besatzungsstatut und Adenauers Politik der Westbindung, die Meinung der Jugendlichen zum Ausland. Ob, wenn ja was und überhaupt von welchen Völkern wir Deutschen etwas lernen können, wollten die EMNID-Interviewer wissen. Immerhin 70 Prozent bejahten dies, als bevorzugte Länder wurden die USA (27), England (11), die Schweiz (7) und Frankreich (5) genannt.<sup>228</sup> Die Antworten auf die offene Nachfrage, was man lernen könnte, sind wenig spektakulär. Insgesamt werden wirtschaftliche, technisch-wissenschaftliche Leistungen und politische Einstellungen genannt („Neutralität“, „Demokratie“, „Nationalgefühl“). Größter gruppierter Einzelpunkt aber ist die „Lebensart“ (13 Prozent). Umgekehrt nach dem nationalen Selbstbild gefragt, erstaunt die Deutlichkeit, in der die bekannten deutschen Tugenden reproduziert werden: Von

---

<sup>225</sup> Reigrotzki, S. 126.

<sup>226</sup> EMNID 1961, S. 131; DIVO, Umfragen, S. 133. Völlig unterschiedliche Fragestellungen machen hier einen Vergleich schwierig.

<sup>227</sup> Zahlen aus: Noelle-Neumann/Piel, Jahrbuch, S. 313.

<sup>228</sup> Von Russland glaubten lediglich 2 Prozent, etwas lernen zu können. Die genaue Frageformulierung lautete: „Können wir als Deutsche von anderen Völkern etwas lernen?“, offene Nachfrage lediglich: „Von wem?“ bzw. „Was?“ EMNID II, S. 269-273.

80prozentiger Zustimmung, dass das Ausland von den Deutschen etwas lernen könnte, entfallen 28 auf „Fleiß“, 8 auf „Ordnungsliebe, Organisationstalent“, und je 7 Prozent auf „Technik“ und „Idealismus, Standhaftigkeit, Tapferkeit“.<sup>229</sup>

### 3.3 Fragen an eine mögliche Jugendkultur

Working-class subcultures are clearly part-time, temporary episodes of shorter duration, and are neighbourhood-based with local peer group affiliations. (...) Middle-class subcultures tend to be more diffuse, more conscious of an international cultural influence. (...) They have a longer influence over their members' life circle (...). [For young industrial workers,] work and leisure remain separated, work providing the means to enjoy leisure.<sup>230</sup>

Die Vermutung einer autonomen kommerziellen Jugendkultur stellte sich, wie in Kapitel 2.5 gezeigt, als ein vielfach diskutiertes „Problem“ der modernen Gesellschaft dar. Als Kehrseite einer instrumentellen Arbeitseinstellung – und sicher meist unausgesprochen auch: der ersten Säkularisierungstendenzen – wurde auf der einen Seite festgestellt, dass viele Menschen in der modernen Gesellschaft die Freizeit als neue Sinnerfüllung überlasten, für andere schien Freizeit durch Entleerung als bloße Unterhaltung und als Zeitvertreib mit reiner Entlastungsfunktion gekennzeichnet. Der Kern des Freizeitproblems wird in der völligen Beschäftigungswillkür gesehen sowie in dem Effekt, dass sich „Lebenssinn restlos individualisiert“ und „nicht an einem institutionell gesicherten Wert orientiert“ ist.<sup>231</sup> Besonders brisant erschien dies bei Jugendlichen, denen im Diskurs, wie gezeigt, zwei gegensätzliche Folgen zugeschrieben wurden: Entweder Langeweile (der Jugendliche weiß mit seiner freien Zeit nichts anzufangen) oder Reizüberflutung (der Jugendliche nutzt falsche, weil kommerzielle oder allein technisch-orientierte Freizeitangebote). Simplifizierend kann man unterscheiden zwischen denjenigen, die wie Muchow oder Bednarik der Meinung sind, dass es dem Jugendlichen nur selten gelingt, „die gewonnene Zeit richtig zu nutzen, indem er lernt oder liest“<sup>232</sup> und der Gruppe an Kommentatoren, die jugendliches Freizeitverhalten verteidigen oder grundsätzlich als systemrational beschreiben (Schelsky, Tenbruck, Tartler). Freizeit sinnvoll zu „gestalten“ wurde von kulturkritischer Seite, vor allem von Seiten der Kirchen auch im Sinne einer Konsumskese/Konsumpädagogik, als eine der wesentlichsten Aufgaben für die Gesellschaft der jungen Bundesrepublik

---

<sup>229</sup> EMNID II, S. 275. Was die wegen kultureller Vorbehalte ambivalente Haltung zu Amerika bestätigt, vgl. Merrit/Merrit, HICOG-Reports.

<sup>230</sup> Brake, sociology, S. 86.

<sup>231</sup> Tartler, Generationsgestalt, S. 108.

<sup>232</sup> Bednarik, Arbeiter, S. 72.

überhaupt gesehen, Freizeithilfe schien angesichts des „Erziehungsproblems Nr.1“<sup>233</sup> dringend geboten.

„Hobby“ – das ist Anfang der 50er Jahre ein eher pejorativ besetzter Begriff. Man spricht in diesem Zusammenhang lieber vom „Steckenpferd“, das gegenüber dem Anglizismus bzw. Amerikanismus „Hobby“ offensichtlich eine ernsthaftere und tiefere Beschäftigung mit den Dingen suggerierte. Eine in geschmacklicher Ausprägung zwar sozial unterschiedliche, aber eine über Medien generell gleichartige Zugangsmöglichkeit und ein universaler Konsum von industriell hergestellten Massenproduktionen – auch das ist mit nivellierter Mittelstandsgesellschaft gemeint. Der moderne Freizeitraum ist laut Schelsky im Wesentlichen „Konsumraum“.<sup>234</sup> Tatsache ist hingegen: Der Anteil der Vielen an den „drei Hauptstützen der Konsumgesellschaft“ Motorisierung, Tourismus, Massenmedien ist zunächst nur partiell, scheint aber zu wachsen.

### 3.3.1 Freizeit zwischen Häuslichkeit und „Kulturindustrie“

Lediglich zwei Prozent können auf die Frage nach ihrer liebsten Freizeitbeschäftigung keine Antwort geben. Reigrotzki sprach schon 1956 bei der als sehr groß erscheinenden Variationsbreite von einem „Gestrüpp der Freizeitaktivitäten“.<sup>235</sup> Doch insgesamt machen es die Umfrageergebnisse schwer, von einer jugendlichen Pionierstellung in einer neuen konsumorientierten Freizeitkultur zu sprechen. Es zeigt sich ein insgesamt unspektakuläres Bild jugendlichen Freizeitverhaltens, das sich vor allem in der Woche häuslich und „erwachsenenähnlich“ abspielt.

Auf die engen zeitlichen, finanziellen und räumlichen Rahmenbedingungen wurde bereits hingewiesen.<sup>236</sup> Leider fehlen genauere Studien über die jeweilige zeitliche Gewichtung von unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen oder beispielsweise ihre Unterscheidung nach Werktag und Wochenende. Eine Ausnahme stellt EMNID III dar, bei der zwei separate Fragen: „Womit befassen Sie sich nach Feierabend am liebsten?“ und „Womit befassen Sie sich sonntags am liebsten?“ gestellt wurden und man so interessante Hinweise auf die zeitliche Verteilung der sogenannten „Liebhabereien“ erhält, mit der Einschränkung, dass der Samstagabend, der doch immerhin in einer 6-Tage-Woche als wichtigster „Ausgehabend“ gilt, leider nicht eigens thematisiert wird. Aus dieser Unterscheidung geht allerdings hervor, dass der Wochentag viel stärker durch rezeptive und Einzelbeschäftigungen wie Lesen, Basteln und Radiohören und ein starkes regeneratives Element im familiäreren und häuslicheren Rahmen geprägt war. Der Sport hingegen, „Tanzen und Vergnügen“ sowie Kino-, Kon-

---

<sup>233</sup> Becker, Bewältigung, S. 363-384.

<sup>234</sup> Schelsky, Beruf, S. 257.

<sup>235</sup> Reigrotzki, Verflechtungen, S. 196.

<sup>236</sup> Ausführlich in Janssen, Jugend, S. 153-163.



zert- und Theaterbesuche sind eindeutige Sonntagsbeschäftigungen, die alle-  
 samt einen außerhäuslichen und geselligen Charakter aufweisen. Auch ist am  
 „heiligen Sonntag“ weniger Neigung zu praktischen Beschäftigungen zu er-  
 kennen. Für viele stand ja auch zunächst der Besuch des Gottesdienstes auf  
 dem Programm – fast die Hälfte der Befragten war innerhalb der letzten Woche  
 (die Katholiken zu drei Viertel) in der Kirche gewesen.<sup>237</sup>

Tab. 16: Freizeittätigkeiten werktags und am Wochenende im Vergleich  
 1954/55

»Womit befassen Sie sich in Ihrer Freizeit am liebsten?« (1954); »Womit befas-  
 sen Sie sich nach Feierabend am liebsten?« (1955); »Womit befassen Sie sich  
 sonntags am liebsten?« (1955); in %; Mehrfachnennungen möglich

„Liebhabeereien“	Insgesamt (1954)	Werktags (1955)	Sonntags (1955)
Einzelbeschäftigungen	51	68	25
Lesen	35	41	16
Praktische Beschäftigungen	29	29	9
Zeichnen, Malen, Musizieren	9	6	3
Fortbildende Beschäftigung	3	5	2
Gesellige Beschäftigungen	44	29	74
Sport, Wandern	33	13	52
Erzählen, Unterhalten, Spiele	10	12	9
Tanz, Vergnügen	5	4	16
Besuche machen, bekommen	-	2	5
Zuhören, Zuschauen	12	16	25
Rundfunk und Fernsehen	7	13	6
Kino, Konzert, (Theater)	6 (1)	5	21
Schlaf, Ruhe, Erholung	3	6	6
Sonstiges	2	4	5
K.A.	1	2	3

Quelle: Zusammenstellung aus EMNID II, S. 139; EMNID III, S. 261, 264

Der Überblick in Tab. 16 zeigt neben dem zweigeteilten Verhalten, das abhän-  
 gig vom Werk- bzw. Sonntag ist, noch ein zweites: Stellt man, wie 1954, die  
 Frage ganz allgemein nach den liebsten Freizeitbeschäftigungen, so verstehen  
 die Jugendlichen darunter vorwiegend die feierabendliche Freizeit. Dass aber  
 der Sonntag ganz anders verbracht wurde, ist bei der Analyse zu bedenken,  
 auch und gerade dann, wenn von einigen Seiten eine schon fast übertriebene  
 Häuslichkeit und Familienorientierung der jugendlichen Freizeit festgestellt  
 wurde.<sup>238</sup> Und für den Samstagabend, für den ja leider keine gesonderte Frage  
 vorliegt, kann eine noch höhere Außerhäuslichkeit angenommen werden. Wie  
 Utermann andeutete, kann gerade auf dem Freizeitsegment eben keine Nivellie-  
 rung jugendlicher Verhaltensformen beobachtet werden, auch nicht, dass die

<sup>237</sup> EMNID III, S. 94. Rolf Fröhner kommentiert: „Der Strickstrumpf bleibt im Nähkasten.“;  
 S. 111.

<sup>238</sup> Fröhner, Familie, S. 99.

einzelnen Lebenswelten zunehmend amorph geworden seien, wie von Schelsky als Signal für eine als positiv gewertete Entsegmentierung der Gesellschaft gesehen.<sup>239</sup> Im Gegenteil: Gerade hier differenziert es sich sozial aus. So konnte der Arbeiterjugendliche mehr Geld für den Besuch von Veranstaltungen und für gemeinsame Unternehmungen ausgeben, sich an Freizeitbeschäftigungen beteiligen, die etwas kosten, sich Musikgeräte oder -instrumente anschaffen oder Dinge, die „soziales Gewicht“ besitzen, wie Kleidung, Fahrräder oder Motorräder.<sup>240</sup> Zum Komplex Freizeitkultur sollen im Folgenden einzelne Beobachtungsfelder separat betrachtet werden: Reisen, Sport und Tanzen.

Auf dem Gebiet von *Reisen/Urlaub* vollzieht sich eine schnelle Entwicklung weg von der Bescheidenheit und dem kurzen, meist bei Verwandten verbrachten Jahresurlaub der frühen Jahre hin zu mehrfachen Kurzurlaube, die dann auch einmal ins nahe Ausland führen konnten. Das Klischee von der Italienreise war allerdings vor dem Ende der 50er Jahre für viele Westdeutsche mehr Sehnsuchtsmelodie in den Schlagern als Realität – lediglich neun Prozent der westdeutschen Bevölkerung reisten beispielsweise 1960 ins hauptsächlich deutschsprachige Ausland, und noch 1955 hatten drei Viertel überhaupt noch nie eine Reise ins Ausland gemacht.<sup>241</sup> Die Sehnsucht aber ist groß – und sie entspricht dem Klischee: Jeder vierte Mann, sogar jede dritte Frau gab 1957 an, bei freier Wahl nach Capri reisen zu wollen.<sup>242</sup> Die Auswahlmöglichkeiten nahmen zu: Man wählte zwischen Kleingruppenreisen mit dem Verein oder der Kirchengemeinde, privat organisierten Reisefreizeiten oder Pauschalreisen. Entwicklungen auf dem Gebiet des Reisens wurden gleichwohl ähnlich argwöhnisch verfolgt wie Veränderungen im Bereich des Sports oder der Medienutzung. Gerade professionelle Jugendbetreuer und -beobachter, die stark durch die Jugendbewegung geprägt waren, standen den neuen Formen, die weg vom Jugendwandern führten und sich in den „neuen Mächten der Technisierung, Kommerzialisierung und Kollektivierung“ – kurz: im „Tourismus“ manifestierten, kritisch gegenüber. Diese drei neuen Mächte seien es, gegen die die Jugenderziehung ihren Standpunkt einnehmen müsse, so Anton Graßl, Mitglied des Bayerischen Jugendrings (BJR) und Präsident des Welt-Jugendherbergverbands 1953. Er wandte sich gegen weite Fahrten und „wilde Unterkünfte, die weder hygienisch noch moralisch einwandfrei sind“, und gegen die „Reisegesellschaft“, die die „Gruppe“ nicht ersetzen könnte, das Gemeinschaftserlebnis der Gruppe, das Bildungserlebnis der Entdeckung dürften nicht durch den Tourismus genommen werden. Eine Welt, die gefühlt kleiner wird, in der die

---

<sup>239</sup> Schelsky, *Generation*, S. 384-437.

<sup>240</sup> Utermann, *Freizeitprobleme*, S. 42-43; Bornemann/Böttcher, *Jugendliche*, S. 29-30.

<sup>241</sup> DIVO, *Erhebungen*, S. 22; Noelle/Neumann, *Jahrbuch (1947-1955)*, S. 49.

<sup>242</sup> Noelle/Neumann, *Jahrbuch (1957)*, S. 41. „Wenn Sie tun könnten, was Sie wollen: Wohin würden Sie fahren, was möchten Sie sich am liebsten einmal ansehen, was möchten Sie gern einmal erleben?“ Direkt hinter der Sehnsuchtsinsel lagen Paris und Petersdom/Rom.

jungen Menschen „nicht mehr mit Klampfe und Geige, sondern mit ihren neuen Leichtmetall-Fahrrädern oder auch schon auf Motorrollern und Motorrädern“ beschäftigen, klingt in Graßls Beschreibung kapitalismuskritisch:

Reisebüros und Jungreiseunternehmen wollen den Jugendgruppen alle Mühe abnehmen und preisen in bunten Prospekten ihre Fahrten an. Das Fremdenverkehrsgewerbe ist zu einer mächtigen Industrie geworden. Visen und Devisen bilden keine unüberwindlichen Schranken mehr, und der Bundesjugendplan gibt Zuschüsse für internationalen Jugendaustausch.<sup>243</sup>

Rein rechtlich stand den bereits berufstätigen Jugendlichen auch wenig Zeit für ausgedehnte Reisen zur Verfügung: Bis zur Novellierung des Jugendarbeitsschutzgesetzes standen ihnen im Alter unter 16 Jahren 15 Tage, zwischen 16 und 18 Jahren lediglich 12 Urlaubstage zu. Dennoch tat sich auf diesem Gebiet einiges: War die entweder bei Verwandten oder gemeinsam mit der Familie verbrachte „Sommerfrische“ ursprünglich ein Privileg der bürgerlichen Jugend, dann ein wesentliches Element der Hitlerjugend, die eben auch eine riesige Freizeit- und Reiseorganisation von oben war, so differenzierte sich das Bild danach wieder aus. Nach den Jahren des Wiederaufbaus konnte die DIVO-Untersuchung über Freizeit und Ferien der Jugend 1957 zeigen, wie auch Schüler in bescheidenem Rahmen verreisen konnten. Mehr als die Hälfte der 11- bzw. 13-Jährigen war demnach 1956 in den Sommerferien verreist gewesen – Schüler von der Höheren Schule hatten offenkundig deutlich mehr Möglichkeiten (Tab. 17).<sup>244</sup>

Tab. 17: Verreist nach Schulform, Dauer 1957

»Wie lange warst du verreist?« (von den Verreisten, in %)

	5. Schuljahr		7. Schuljahr	
	Volksschüler	Höhere Schüler	Volksschüler	Höhere Schüler
Bis zu 3 Tagen	2	1	3	-
4-9 Tage	7	2	13	6
10-15 Tage	12	18	12	18
16-21 Tage	10	20	7	13
22-35 Tage	14	25	11	13
36 Tage und mehr	6	5	6	13
K.A.	2	1	3	2

Quelle: DIVO 1957, S. 51

Diese Reisen bestanden dann, meist in Begleitung der Eltern, in erster Linie aus Verwandtenbesuchen, während Kinder von Höheren Schulen auch häufiger in einer Pension oder einem Hotel übernachteten und auch länger unterwegs wa-

<sup>243</sup> Graßl, Jugendtourismus, S. 16.

<sup>244</sup> DIVO 1957, S. 49.

ren.<sup>245</sup> Generell gilt: Großstädter verreisten deutlich häufiger und länger als Jugendliche vom Land, Oberschüler länger als Berufsschüler, Jungen häufiger als Mädchen, Jugendliche insgesamt deutlich häufiger als Erwachsene.<sup>246</sup> So haben von den 16-24-Jährigen nach eigenen Angaben 37 Prozent eine, allerdings eher kurze Urlaubsreise gemacht, im Durchschnitt waren dies nur 28. Überdurchschnittlich viele Jugendliche gingen auf den Campingplatz.<sup>247</sup> Man wurde mobiler, allerdings in überschaubaren Ausmaßen: Ein eigenes Auto ist noch kein Thema, das kommt erst einige Jahre später in Gestalt der kleinen und von den Eltern abgelegten „Jugendautos“. Das Unterwegssein mit dem eigenen Moped oder Motorrad war zuvor das auffälligste und am meisten untersuchte Phänomen jugendlicher Mobilität, sei es aus kulturkritischer Sicht als „Motorisierung der Muße“ im Rahmen tourismus-kritischer Diskurse<sup>248</sup>, sei es aus verkehrspsychologischer Sicht. So stellte Heinz Schimetschke in seiner Münchener Studie von 1958 fest, dass das Fahrzeug primär für den Arbeitsweg angeschafft wird, doch Motorradfahren aus entwicklungspsychologischer Sicht eine typisch pubertäre Tätigkeit ist, die nach „perfektionierter Freizeit“ sucht, nach einer Beschäftigung also, die keine „schöpferische“ ist.<sup>249</sup> Auch Schelsky stellte die zweiseitige Motivationslage des Motorradfahrens für junge Arbeiter und Handwerker heraus, wenn er es als Resultat grundsätzlicher Technikaffinität und gleichzeitig als emotionalen Ausgleich und Gegenpol gegen die „disziplinierte und unemotional-sachliche Handarbeit des Berufs“ beschrieb, da es „Freiheitsgrade des eigenen Willens, emotionale Erlebnisse und Selbstwertbestätigung“ zulasse.<sup>250</sup> Als weitere Motivationslagen müsste man noch die Funktion eines Status- und Männlichkeitssymbols hinzuzufügen, weiterhin das Provokationspotenzial im öffentlichen Raum (via Lautstärke und „frisierter“ Leistung), die Gruppen-Bildung durch Motorisierung („Horden“), die faktische Ausweitung der Freizeitzone und damit verbundene größere Unabhängigkeit – schließlich die pure Notwendigkeit, seine Arbeitsstätte zu erreichen.

Das Trampen war in der frühen Bundesrepublik die neueste unkonventionelle Form des Reisens, in der das „Wegkommen“ und „Unterwegssein“ neben dem Kontrollenzug im Vordergrund stehen. Trampen stand bei den Jugendschützern der 50er noch stärker als das „moderne Nomadentum“ des

---

<sup>245</sup> Diese Schüler-Studie wirft einige Fragen auf, sie thematisiert zum Beispiel am Rande die soziale Prädisposition von Schulkarrieren, vgl. S. 67-68 (Kategorien im Original, wobei „selbständige Handwerker und Geschäftsleute“ sowie „Landwirte“ zu gruppieren, nicht unproblematisch ist. Ein ähnliches Gruppierungsproblem auch bei den EMNID-Studien 1953-55, in denen ich bei den Selbständigen die ganze Bandbreite vom Fabrikbesitzer bis zum Straßenhändler findet.)

<sup>246</sup> Strzelewicz, Jugend, S. 35.

<sup>247</sup> Zumindest für die Erhebung von 1960 lässt sich dies sagen. Vgl. DIVO, Markt, S. 143.

<sup>248</sup> Sieburg, Lust, S. 94.

<sup>249</sup> Schimetschke, Mopedfahrer, S. 22.

<sup>250</sup> Schelsky, Generation, S. 345.

Campings unter kritischer Beobachtung. Und dies weniger wegen der Gefahr, Opfer einer Straftat zu werden, sondern aus charakterlichen Gründen. Denn allein das stundenlange Warten am Straßenrand

mit all seinen Enttäuschungen hat zweifellos charakterlich einen ungünstigen Einfluß. Im Ausland werden dazu meist die Winkzeichen als Belästigung und Bettelei empfunden. So schadet das Reisen per Anhalter nicht nur den Jugendlichen selbst, sondern auch dem deutschen Ansehen im Auslande.<sup>251</sup>

Hier sind erste Ansätze von ganz eigenen Wegen in den Urlaub zu sehen, eine Art subkultureller Jugendtourismus, der schnell zu einem Massenphänomen wurde. Konzerte und Festivals, internationale Jugendtreffen und Interrail gehörten schon einige Jahre später ganz selbstverständlich zu diesem Ensemble an beliebten Jugendreisen.

Aktives *Sporttreiben* ist eine sehr jugendliche Angelegenheit, und dies ist schon in den frühen 50ern so. Am beliebtesten sind Fußball und Schwimmen, danach Turnen und Wintersport, wobei die Aktivität schon ab dem 18. Lebensjahr deutlich nachläßt – und ab dem 25. dann noch einmal.<sup>252</sup> Ob im Verein mit dem konkurrenzlos populären Fußball oder ungebunden (hier sind Radfahren, Schwimmen und Wandern am beliebtesten) – die Ausübung eines Sports ist stark mit der Geselligkeit unter meist Altersgleichen verbunden. Vielleicht ist dies der Hauptgrund für seine wachsende Attraktivität: War der Sport bis 1955 schon neben dem Lesen die mit Abstand beliebteste Freizeittätigkeit, so stieg seine Popularität in den Jahren darauf noch weiter an. Allein: Es waren primär die männlichen Jugendlichen, für die mit 43 bzw. 44 Prozent der Sport die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit war, während bei den weiblichen Befragten nur ein Fünftel Interesse für Sport zeigte.<sup>253</sup> In der jüngsten Altersgruppe der 15-18-Jährigen zeigt sich die größte Beliebtheit (50 Prozent), bei den über 22-Jährigen fallen die Anteile dann deutlich ab (25-28 Prozent).<sup>254</sup> Diese geschlechtsspezifische Differenzierung kann als typisches Merkmal für die 50er Jahre gelten. In den folgenden Jahrzehnten holen die weiblichen Jugendlichen auf und weisen ab den 70ern gleich hohes Sportinteresse und Sportaktivität auf. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass Sport eine der wenigen Freizeitbeschäftigungen ist, deren Beliebtheit unabhängig von der sozialen Stellung und dem Bildungsabschluss sowie der Ortsgröße ist. Das schließt jedoch noch keineswegs aus, dass sich diese Unterschiede über die Wahl einer bestimmten Sportart oder eines bestimmten Sportvereins – z.B. gab

---

<sup>251</sup> Camping, S. 7-10.

<sup>252</sup> Vgl. Strzelewicz, Jugend, S. 25.

<sup>253</sup> NWDR, S. 135. Wie oben gezeigt, ist beim Sport der höchste Grad an Übereinstimmung von Fragetyp 1 („Lieblingsbeschäftigung, Interesse“) mit Fragetyp 2 („Beschäftigung“) festzustellen.

<sup>254</sup> NWDR, S. 138.

es etwa beim Fußball immer noch die klassischen „Arbeiterklubs“, die bürgerlichen Vereine oder die katholischen „DJKs“ – fortführen ließen.

Ein gegenüber der eigenen sportlichen Betätigung noch höheres Interesse galt – sehr zum Missfallen einiger EMNID-Kommentatoren – dem Besuch von Sportveranstaltungen, die unter dem Verdacht standen, eine „Suggestivwirkung des Massensports in Bezug auf passive Teilnahme“<sup>255</sup> auszuüben, womit die Dichotomie innen- vs. außengeleiteter Freizeitgestaltung seine Fortführung erfuhr. Knapp zwei Drittel insgesamt und 80 Prozent der männlichen Jugendlichen sahen sich „öfter einmal eine Sportveranstaltung an“.<sup>256</sup> Die Untersuchung von Sportplatzbesuchern in einer Ruhrgebietsstadt 1954 zeigt, dass dies eindeutig eine Domäne der jungen Männer ist.<sup>257</sup> Zu diesem Zeitpunkt wurde wegen der Bedeutungslosigkeit des Fernsehens in der Fragestellung übrigens noch nicht zwischen Live-Teilnahme und medial vermitteltem Zuschauen unterschieden, obwohl sportliche Großereignisse wie die Fußball-Weltmeisterschaft bereits ein frühes, meist bei Bekannten oder in Gaststätten stattfindendes Fernseherlebnis waren. Die klassische Erziehungsfunktion des Sports, das spielerische Einüben von Affektkontrolle und sozialen Regeln, drohte auch dadurch in Gefahr zu sein, dass laut kulturkritischen Beobachtern andere Formen der Einstellung zum Sport wichtiger wurden. Dies gilt zum einen für die Unterscheidung „passiv“ und „aktiv“, also die Tendenz, dass das Zuschauen von Sportveranstaltungen, live oder medial vermittelt, eine zunehmend wichtigere Rolle spielte; zum anderen, wenn die Motivationslage der Sporttreibenden eine abweichende war und diese den Sportverein aus ganz anderen Gründen als zum Zweck der körperlichen Ertüchtigung besuchten, nämlich, wie oben gezeigt, der Geselligkeit, des „Networking“ wegen – und man kann weiterhin vermuten: auch als Legitimation, um von zu Hause wegzukommen. Nur teilweise zum Sport gehörig, war das Wandern eine Freizeitbeschäftigung, die ein besonderes Interesse der zeitgenössischen Jugendforscher auf sich zog. Sie galt als unverdächtige Beschäftigung, die in ihrer Naturbezogenheit und Unentgeltlichkeit geradezu als Gegenpol zur Konsum- und Vergnügungsorientiertheit fungierte. Gleichwohl wurde angemerkt, dass der weltanschauliche, idealistische Hintergrund aus den Zeiten des Wandervogels neuerdings fehle. Doch laut Blücher habe die Gesamtheit der Jugend „eine der Grundverhaltensweisen der Jugendbewegung übernommen“.<sup>258</sup> Die Tatsache, dass das Wandern deutlich weniger ein Interessengebiet, jedoch eine alters-, geschlechts- und bildungsübergreifend ausgeübte Tätigkeit ist, könnte aber viel schlichter in seiner Unentgeltlichkeit liegen. Auch ist zu vermuten, dass der Oberbegriff sich nicht ausschließlich auf das klassische Wandern bezog, sondern auch das Spazieren

---

<sup>255</sup> EMNID II, S. 74.

<sup>256</sup> EMNID II, S. 74, S. 218-219.

<sup>257</sup> NWDR, S. 138-139; Kieslich, Freizeitgestaltung, S. 91.

<sup>258</sup> Blücher, Freizeit, S. 73.

gehen, „Bummeln“ und das Durch-den-Ort-Schlendern mit Freunden mit einschloss.

Von Blücher als sogenannte „weiche“ Freizeitbetätigung ermittelt, war das Tanzen keine Spontannennung auf die Frage nach den bevorzugten Aktivitäten am Wochenende. Die Frage „Tanzen Sie gern?“ wurde hingegen zu zwei Drittel bejaht, aus Gründen des beschränkten Zugangs (Jugendschutz) deutlich mehr von den Über-18-Jährigen. Noch Anfang der 50er Jahre waren dementsprechende Wünsche zur Abendgestaltung auf breiten Widerstand der Eltern gestoßen.<sup>259</sup> Es verwundert allerdings, dass das Thema Tanzstunde in den Umfragen nicht vorkommt. Der traditionelle Gesellschaftstanz wurde als wichtiger Erziehungsbereich und Kulturtransfer von Alt nach Jung angesehen und spielte, ebenso wie die Benimm-Bücher dieser Zeit, eine wichtige Rolle, wenn es darum ging, die „Initiationsriten“ der bürgerlichen Gesellschaft zu beschreiben, etwa 300.000 Jugendliche besuchten jährlich die Kurse in den Tanzschulen.<sup>260</sup> So steht die Tanzschule als Ganzes für ein aus Sicht der Erwachsenengesellschaft wichtiges Element im Altersübergang: Die Einübung von Affektkontrolle hat damit ebenso zu tun wie das Erlernen allgemeingültiger Umgangsformen. Darüber hinaus diente die streng ritualisierte Tanzstunde der beobachteten und kontrollierten Begegnung der Geschlechter untereinander, bestätigte dabei traditionelle Normen. Die örtliche Tanzschule war aber auch eine Art „bewachter Heiratsmarkt“, wie sich in späteren Studien an der Frage, wo man sich als Paar kennen gelernt habe, ablesen lässt, auch im Kontrast zum weniger kontrollierten lokalen Heiratsmarkt Schützenfest und Kirmes.

Oft erzählt und beschrieben drang der Rock ‘n’ Roll in diese heile Welt des Gesellschaftstanzes mit seiner ostentativen Körperlichkeit als „Schock“ und Tabubruch ein. Zudem zeigte er Anfänge einer „Individualisierung“ auch im Tanzstil, was sich wenig später im Einzeltanz des Twist fortsetzte. Zumindest bis 1955 kann aber von einer jugendlichen „Tanzwut“ noch nicht die Rede sein. Lediglich eine Minderheit von 5 Prozent gab Tanzen (bei offener Frage) als Interessengebiet an; immerhin 6 Prozent, und dabei stark beschränkt auf die Gruppe der 17-22-Jährigen, gingen oft, d.h. mindestens einmal in der Woche, zum Tanzen, fast jeder Zweite kam aus dem Angestellten-Milieu.<sup>261</sup> Unter den bevorzugten Tänzen Ende 1955 sucht man den Rock ‘n’ Roll noch vergeblich, was aber sicher auch damit zusammenhängt, dass die EMNID-Fragesteller nur eine Antwortmöglichkeit zuließen. Dominant waren weiterhin die konventionellen Tanzschul-Standardformen Walzer, Tango, Foxtrott und Langsamer Walzer, die mit insgesamt 77 Prozent die US-Importe Boogie-Woogie, Jitterbug und Swing mit 8 Prozent weit hinter sich ließen. Es mangelte nicht zuletzt schlicht an den Plattformen für die freie Ausgestaltung eines eigenen Musikge-

---

<sup>259</sup> Baumert, Jugend, S. 91.

<sup>260</sup> Bornemann/Böttcher, Jugendliche, S. 18; Mitterauer, Sozialgeschichte, S. 52.

<sup>261</sup> EMNID III, S. 82-83.

schmacks, sieht man einmal von öffentlichen kommerziellen Freizeiträumen wie Cafés oder Milchbars ab; und zu Hause, was ja meist hieß: Bei den Eltern unterlag man in der Regel auch einer musik-ästhetischen Kontrolle. Doch zeichnete sich 1955 bereits ab, dass die neuen Tanz- und Musikstile in der jüngsten Altersklasse der 15-18-Jährigen an Bedeutung gewannen, ebenso bei einer Minderheit der Großstadtjugendlichen, denen es leichter fiel, sich subkulturelle Musik-Räume z.B. in Form von Jazz-Kellern zu erschließen.<sup>262</sup>

Die Zahlen vermitteln allerdings nicht den Eindruck, dass den Jugendlichen „eine regelrechte Trink- und Tanzwut befallen hat“, wie Bednarik 1953 schrieb.<sup>263</sup> Es wird auch deutlich, dass sich ungefähr ab den 1940er Jahrgängen – vor allem in Kontrast zu den um 1930 Geborenen neue Möglichkeiten auftun. Stilrepertoires erweitern sich erst für einige, dann für eine immer größer werdende Gruppe. Breiter als dies bei den Halbstarken wirksam werden konnte, erreichte der Twist/Beat die Jugend.<sup>264</sup>

Soziale Prädispositionen reproduzieren sich, diese Differenzierungen finden aber zunehmend auf kultureller Ebene statt – mittels Umfragen lassen sich neue „Stile“ jedoch nicht immer ideal nachvollziehen. Plakativ formuliert, prägen zwei Halbstarke das öffentliche Bild von Jugend mehr als 20 Messdiener. Neue Trends sind aber nichts, was sich in den repräsentativen Untersuchungen unmittelbar niederschlägt. Sind sie erfolgreich, dann entfalten sie erst, gerade in produktiver Wechselwirkung zwischen aktiven Minderheiten und Massenmedien, nach einer gewissen Inkubationszeit weite Wirkung. Ganz ähnlich verhielt es sich übrigens Ende der 60er Jahre in den USA, als man sich darüber wunderte, dass das überall sichtbare Hippiephänomen in den Umfragen schlichtweg nicht vorkam. So wird tatsächlich erst in dem Fall, in dem Ereignisse neue Strukturen generieren, sich dies auch auf der Einstellungsebene messbar zeigen. Zugespitzt: Messbare Bereitschaften gehen den öffentlich sichtbaren Handlungen nicht voraus – sie folgen ihr unter Umständen.<sup>265</sup>

Weitgehend einig war man sich im Jugenddiskurs, dass die Jugend Mitte bis Ende der 50er Jahre kein Generationsbewusstsein besitze. Kennzeichnend sei ein fortlaufender Anpassungsprozess von Verhaltensmustern. Manche vermuten heute, dass sich dieses Bewusstsein ohnehin erst später, oft via Mediengeneration bildet.<sup>266</sup> Und tatsächlich erscheint die medienpezifische Sozialisation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen zunehmendem Einfluss auf

---

<sup>262</sup> Vgl. EMNID III, S. 267-268.

<sup>263</sup> So Bednarik, Arbeiter, S. 73. Beruhigend dagegen Reinhold Bergler, der herausgefunden hat, dass „von den Jugendlichen eine beschwingte, dabei aber irgendwie gepflegte Atmosphäre bevorzugt wird“ und dieser sich dort wohl fühlt, „wo man sich zwar vergnügt, lustig, aber anständig und nicht ausfallend beträgt“; Bergler, Dimensionen; S. 513. Ergebnisse zum Tabak- und Alkoholkonsum vgl. EMNID II, S. 145; EMNID III, S. 270.

<sup>264</sup> EMNID IV, S. 178.

<sup>265</sup> Vgl. Eckert, Orientierung, S. 41-48; S. 46-47.

<sup>266</sup> Vgl. Hörisch, Mediengenerationen.



„schlummernde Potenzialität“ von Generationenzusammenhängen zu haben. Auch deshalb soll Freizeit in Bezug auf Mediennutzung nun eingehender untersucht werden.

### 3.3.2 Mediennutzung

Fragen zur Mediennutzung und Informationsbeschaffung verfügen über eine längere Tradition. In den OMGUS- und HICOG-Studien der Amerikaner findet sich – neben Fragen hinsichtlich Demokratisierung, internationale Politik, Einstellung zur Besatzungspolitik eine nicht unerhebliche Menge an „Medienfragen“. Für die Jahre 1945-1949 kann man bei etwa einem Fünftel der Reports den Schwerpunkt Medien ausmachen.<sup>267</sup> Dort ging primär es darum, herauszufinden, welcher Medieneinfluss die NS-Herrschaft mit ermöglicht hat und umgekehrt, inwieweit demokratische Umorientierung medial „transportiert“ werden könnte.

Ausgehend von der These, dass allgemeiner Medienwandel und individueller Mediengebrauch für den Menschen des 20. Jahrhunderts von prägender Bedeutung sind und dass die Medien, mit denen man im Jugendalter umgeht, für die Gesamtbiografie bestimmend bleiben, dass also Jugend die lebenszyklische Phase ist, in der aus einer gewissen Einstellungsoffenheit dominante habituelle Praxen inkorporiert werden, könnte man für die Jugendlichen der 50er Jahre ein Medienprofil erstellen, wohlwissend, wie vorsichtig die Umfragen gerade im Bereich Mediennutzung zu interpretieren sind. Und das aus zwei Gründen: 1. Mediennutzung findet häufig unbewusst statt (Radio, später Fernseher laufen im Hintergrund) und 2. Die Nennung von Medien ist mit starken Prestigewerten belegt.<sup>268</sup> Dies gilt für heutige Umfragen zum Medienkonsum und muss für die frühe Bundesrepublik noch stärker zutreffen: Da weiß man, dass das „gute Buch“ dem Kino prestigemäßig weit überlegen ist, und gibt es häufiger an, als tatsächlich genutzt.<sup>269</sup> Die kulturellen Generatoren von Generationenerfahrungen haben sich, wie Jürgen Zinnecker gezeigt hat, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zügig vermehrt – Erfahrungen aus der Alltagskultur, die eben viel mit Technik, Medien, Konsum und Popkultur zu tun haben, entfalten prägende Kraft für gemeinsame Erinnerungsgemeinschaften.<sup>270</sup> Und wenn heute von zunehmender Medialisierung und Kommerzialisierung im Jugendleben die Rede ist, greift dies auf einen schon älteren Diskurs, bzw. eine ältere Klage zurück. Schon in den 50er Jahren dominierte die Wahrnehmung, in einer Zeit des (massen-)medialen Umbruchs zu leben. Viele Jugenddebatten

---

<sup>267</sup> Wettach, Volk, S. 40-41.

<sup>268</sup> Vgl. Meyen, Quelle, S. 47.

<sup>269</sup> Meyen, S. 47. Meyen weist in diesem Zusammenhang auf die EMNID-Umfrageserie „Meinungen über Massenmedien“ in den 60er Jahren hin. Ziel war, die Medienkonkurrenz Radio/TV vs. dem alten Leitmedium Zeitung zu untersuchen.

<sup>270</sup> Vgl. Zinnecker, Deutungsmuster, S. 61-98, insbesondere S. 88-90.

wurden von den Befürchtungen geprägt, diesen Medien käme eine unkontrollierbare Macht als neue Sozialisationsinstanz zu.

Ein Beispiel vorweg, das zeigt, wie stark die Analyse jeweils von der Fragestellung und Darstellung der Zahlen gelenkt wurde. Die NWDR-Hörerstudie, aber auch die erste Shell/EMNID-Studie legte einen Fokus auf die „publizistischen Mittel“, die die Jugendlichen interessieren und nutzen, jeweils im Vergleich Rundfunk, Buch, Zeitung und Film. Der NWDR stellte überrascht fest, dass die Zeitung in der Gunst vor Radio und Kino steht, während EMNID anders kategorisierte (Tab. 18 a/b).

Heraus kommt eine Präferenzliste, die über die Vorgabe der Zeitangabe („Gestern“, „in den letzten vier Wochen“) beliebig gesteuert werden kann. Versucht man übrigens, aus der NWDR-Studie analoge Fragestellungen zur EMNID-Untersuchung herauszuholen, kommt man auf fast identische Zahlen – ganz nebenbei ein wiederum gutes Zeichen, was die Validität der Umfragen betrifft (Tab. 18c).

Tab. 18a: Vergleich des Interessesgrades an den Publikationsmitteln (NWDR)

Grad des Interesses	Rundfunk	Film	Zeitung	Buch
Stark interessiert	44	41	57	28
Durchschnittlich interessiert	32	30	24	51
Schwach interessiert	21	29	9	15
Überhaupt nicht interessiert	3	-	10	6

Quelle: NWDR, S. 52

Tab. 18b: Übersicht über die publizistischen Einflüsse (EMNID)

1. lesen Zeitungen („gestern oder vorgestern“)	70
2. lesen Bücher („in den letzten vier Wochen“)	53
3. hören Rundfunk („gestern oder vorgestern“)	77
4. gehen ins Kino („in den letzten 4 Wochen“)	83

Quelle: EMNID I, S. 53

Tab. 18c: Mediennutzung NWDR/EMNID-Studie im Vergleich

	NWDR	EMNID
Zeitungen lesen	68 „regelmäßig“, „häufig“	70 „gestern oder vorgestern“
Ins Kino gehen	87 „1x im Monat o. mehr“	83 „in den letzten vier Wochen“
Bücher lesen	55 „sehr viel“, „des öfteren“	53 „in den letzten vier Wochen“
Radio hören	76 „viel“, „durchschnittlich“	77 „gestern oder vorgestern“

Quelle: NWDR 1953, S. 15-41; EMNID I, S. 235-247

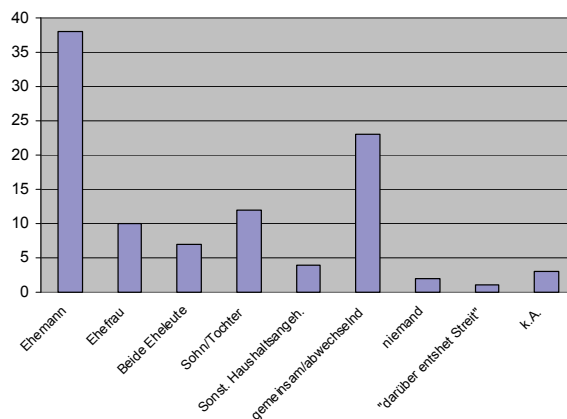
Nun zu den einzelnen Medien selbst. Das *Radio* durchläuft in dieser Phase eine offenkundige Bedeutungsverschiebung: Der Rundfunk ist bereits zu Beginn der 50er Jahre nicht nur Hauptquelle für politische Information, wie amerikanische

Surveys herausfanden. Es ist zudem erster Unterhalter und hatte eine wichtige Funktion in der Strukturierung der Tageszeiten. Das Radio blieb „Hegemon der häuslichen Freizeit“ bis weit in die 60er Jahre hinein.<sup>271</sup> Insgesamt besaß 1953 nur etwa jeder vierte Jugendliche ein eigenes Rundfunkgerät, wobei die soziale Stellung hier keine wesentliche Rolle spielt. Wichtige Faktoren sind dagegen Einkommen und Alter. Vor allem die Jüngeren besaßen selten ein eigenes Radio und mussten sich – das elterliche Gerät stand gewöhnlich in der beheizten Wohnküche – auch den elterlichen Hörgewohnheiten anschließen.

Für das Radiohören ist seine Verwendbarkeit als Sekundärtätigkeit, die Primäraktivitäten begleitet, typisch, also als Hintergrundmusik zur Hausarbeit, zum Basteln, Lesen oder Unterhalten. Selbst die Mahlzeiten wurden in den vielen westdeutschen Haushalten vom Rundfunk begleitet. Laut Hörerpost und erfragtem Hörverhalten wurden von den Programmgestaltern in erster Linie Sendungen zur Unterhaltung und Zerstreuung verlangt. Ein Altersgruppenvergleich zeigt, dass 15-24-Jährige mehr Radio hörten (46 Prozent hören „viel“) als Angehörige älterer Jahrgänge, wo es 37 Prozent sogenannter „Vielhörer“ gab.<sup>272</sup>

Grafik 4: Auswahl des Radioprogramms 1954

»Wer bestimmt bei Ihnen, wenn Sie zusammensitzen und Radio hören, meist, welches Programm gehört wird?« (Radiobesitzer, Ehepaar mit Kindern, in %)



Quelle: Fröhner, S. 395

Erst mit der Verbreitung des Fernsehens und dessen Ausbau mit dem Zweiten Kanal 1963 wurde das Radio in der Abendgestaltung zunehmend unwichtiger.

<sup>271</sup> Schildt, Hegemon, S. 458-476.

<sup>272</sup> Vgl. Institut, Rundfunkhörer.

Der Rundfunk als Hausfreund mit „seiner fröhlichen akustischen Welt“ in einer entbehrungsreichen Nachkriegszeit verlor in der Hochphase des Wirtschaftswunders etwas von seiner „pathologischen Rolle.“<sup>273</sup> Anders die Situation bei den Jugendlichen. Für diejenigen, die noch zu Hause wohnten, wandelte sich die Nutzung vom geduldeten Mithören zum souveränen individuellen Zugriff. So konnte man sich, während die Eltern fernsahen, mit dem Radio in einen anderen Raum zurückziehen. Radionutzung individualisierte sich: falls ein eigenes Zimmer vorhanden ist, mit einem eigenem Radio und mobil dem Zugriff der Eltern völlig entzogen über das Transistorradio oder Tonbandgerät. Beides waren technische Innovationen, die ihren Siegeszug Ende der 50er Jahre begannen und sich, wie die zahlreichen Werbeanzeigen in der „Twen“ und anderen Zeitschriften zeigen, speziell an jugendliche Käuferschichten richteten. Die Tragbarkeit des Mediums hatte für die Jugendlichen maßgebliche Folgen: den Entzug vor elterlicher Kontrolle und die Möglichkeit zu demonstrativem Musikkonsum in Öffentlichkeit und Peers. Gleichzeitig steht die neue Mobilität auch für das Besetzen und Umdefinieren des öffentlichen Raums, ja ist sogar Ausdruck für Grenzverschiebungen von Privatheit und Öffentlichkeit insgesamt.<sup>274</sup> Musikgeräusche werden schnell nicht nur einfach „Teil der urbanen Lautkulisse“<sup>275</sup>, sondern zu einem Statussymbol und Distinktionsmittel innerhalb der Gleichaltrigengruppe und, je nach Musikrichtung und Lautstärke, zu einem Provokationspotenzial auf der Straße, auf Parkbänken, Spielplätzen oder in Freibädern.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gab es aber lange Zeit kaum Sendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, die speziell auf Jugendliche abzielten – deshalb auch die „Sensation“ Jukebox als eine der seltenen Gelegenheiten, mit der man seine musikalischen Präferenzen öffentlich zur Schau stellen konnte.<sup>276</sup> Ausnahmen stellten Sendungen wie beispielsweise „Tanztee der Jugend“ (ab 1956 im Süddeutschen Rundfunk) oder die „Teenager-Party! Rhythmus für junge Leute“ dar, die 1959 für kurze Zeit eine Stunde wöchentlich im Bayerischen Rundfunk lief. Der Schulfunk ist zwar in den 50er Jahren von zentraler Bedeutung, gehört aber in eine andere Kategorie und ist dem Bildungsauftrag der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten geschuldet. Ansonsten ist aus heutiger Sicht wenig Juveniles im Programm, und das, obwohl schon 1954 als bevorzugte Rundfunksendungen im weitesten Sinne „Tanz- und Unterhaltungsmusik“ und „Bunte Sendungen“ genannt wurden.<sup>277</sup> Der Kommentar in einer Allensbach-Studie von 1958 beurteilte die Tendenzen zu leichter Unterhal-

---

<sup>273</sup> Vermutlich ist damit eher „kurierend“ gemeint. Institut, Rundfunk, Bd. I, S. 1-10, zit. nach Meyen, Quelle, S. 55.

<sup>274</sup> Vgl. Petzold, Geschichte, S. 331-338.

<sup>275</sup> Weber, Vom Ausflugs- zum Alltagsbegleiter, S. 135.

<sup>276</sup> Auf immerhin 12.000 solcher Jukeboxes schätzt Grotum den Bestand im Jahr 1957. Grotum, Halbstarke, S. 200.

<sup>277</sup> EMNID II, S. 278, S. 279.

tungsmusik ambivalent: Bei sozial schlecht integrierten Personen wird leichte Musik als Realitätsflucht gewertet. Bei den „Vitaleren“ hingegen ist die Tendenz zu leichter Musik lediglich Ausdruck einer allgemein größeren Kontakt- und Erlebnisstärke.<sup>278</sup>

Im Altersvergleich von 1953 fällt auf, dass es bei den heranwachsenden 18-24-Jährigen deutlich weniger konkreten Zuspruch zu einzelnen Sendeformaten gab als bei den Älteren. Und für die Mädchen bzw. Frauen war noch weniger dabei (Tab. 19).

Tab. 19: Lieblingssendungen im Hörfunk 1953

»Bei welchen Sendungen möchten Sie ungestört sein?« (in %, Mehrfachantworten möglich)

	Männer					Frauen				
	18-24	25-29	30-44	45-50	Ab 60	18-24	25-29	30-44	45-50	Ab 60
Wirtschaftsfunk	8	12	15	17	18	3	4	7	7	6
Landfunk	10	10	14	25	29	14	11	13	19	18
Parteisendungen	6	10	10	14	19	1	3	2	4	6
Gewerchafts-sendungen	5	12	10	12	10	1	2	2	2	1
Lokale Nachrichten	24	23	32	37	36	20	20	22	28	23
Hausfrauensendungen	-	-	1	4	6	30	36	47	45	41
Politische Kommentare	20	20	34	28	32	3	7	7	10	8
Kirchliche Nachrichten	6	9	7	12	23	6	8	14	18	28
Sportsendungen	48	62	47	40	22	15	11	11	6	5
Hörspiel	52	57	44	47	35	69	60	63	51	46
Nachrichten	40	57	62	61	68	23	30	37	66	40
Gottesdienst	10	11	12	22	38	14	19	30	61	41
Gesamt	229	283	287	319	336	199	209	255	317	263

Quelle: IfD, Rundfunkhörer, S. 7

Insgesamt waren Hörspiele und Sportsendungen bei allen Altersgruppen beliebt. Der deutlichste Unterschied – das bestätigt eine Allensbach-Erhebung für den Süddeutschen Rundfunk, die die Präferenzen von 14-17-Jährigen mit denen der erwachsenen Hörerschaft vergleicht – ist in der geringeren Bedeutung politischer Sendungen zu sehen, auch kirchliche Sendungen waren weniger

<sup>278</sup> Vgl. Institut, Freizeit.

beliebt.<sup>279</sup> Den Spitzenplatz unter den Radiosendungen, die aufgrund meist väterlicher Entscheidungsgewalt nicht eingeschaltet werden durften, nahm der Jazz mit der Hälfte aller Nennungen ein. Allerdings gab es überhaupt nur eine Minderheit von 7 Prozent, die diese Musik besonders goutierte. Trotz der in der Jugend-/Hörerforschung des NWDR leider äußerst groben Einteilung fällt die bildungsdeterminierte Unterscheidung zwischen populärer U- und elitärer, akademisch-bürgerlicher E-Kultur deutlich auf. Bei der Frage nach den bevorzugten Radiosendungen zeigt sich der gegensätzliche Geschmack dergestalt, dass „Leichte Unterhaltungsmusik“ und „Bunte Abende“ bei steigendem Bildungsniveau unpopulärer, „ernste Musik“ und politische sowie kulturelle Wortsendungen beliebter werden.<sup>280</sup>

Attraktive Alternativen fanden sich im Programm der American Forces Network (AFN), deren Einschaltquoten man für Mitte der 50er Jahre bei höchst unterschiedlicher Erreichbarkeit auf immerhin ca. 3-5 Prozent taxierte, beim BFN lagen diese wohl noch etwas darüber.<sup>281</sup> Auch Radio Luxemburg, dessen deutschsprachiges Programm 1957 startete, steht für eine Modernisierung der stets dominanten „leichten Unterhaltungsmusik“. Insofern war – von der „Hardwareseite“ aus gesehen – nicht der Siegeszug des Fernsehens, sondern mehr noch die Etablierung des Zweiradios ein entscheidender Schub für die Entwicklung jugendlicher Eigenwelten. So verfügten 1953 15-18-jährige NWDR-Hörer nur zu 6 Prozent über ein eigenes Radio, die 19-20-Jährigen zu 14 Prozent und bei den Anfang 20-Jährigen war es bereits jeder Dritte.<sup>282</sup> Anfang der 60er Jahre hatte sich der Besitz eigener Radios bereits weiter erhöht, hinzu kamen die neuen, in der Werbung häufig auf Jugendliche ausgerichteten Plattenspieler. Bei anderer Alterseinteilung sind es 13 (w) bzw. 14 (m) Prozent der 12-16-Jährigen, 26 (w) bzw. 37 (m) Prozent der 17-20-Jährigen und 27 (w) bzw. 56 (m) Prozent der 21-24-Jährigen, die 1960 ein eigenes Radio besitzen.<sup>283</sup> Die berühmten Schallplattensammlungen waren zwar Mitte der 50er Jahre noch kein Thema, doch schon 1960 besaßen fast die Hälfte der Heranwachsenden eine eigene Plattensammlung.<sup>284</sup> Genauer muss man sagen, dass es die 16-30-Jährigen waren, die beim Schallplattenkauf ganz vorne waren: 40 Prozent des Gesamtumsatzes machte allein diese Altersklasse aus.<sup>285</sup> Der

---

<sup>279</sup> IfD, Rundfunkhörer, S. 3-8; S. 20-21.

<sup>280</sup> NWDR, S. 22.

<sup>281</sup> „Welchen Sender hören Sie sich im allgemeinen zuerst an, wenn Sie Radio hören wollen?“ Immerhin vier Prozent schalten zuerst AFN an, einige mehr dürften dorthin umgeschaltet haben. Denn 20 Prozent der 14-17- und 18 Prozent der 18-23-Jährigen hören neben dem Süddeutschen Rundfunk auch AFN. IfD, Rundfunkhörer, S. 6; vgl. auch Schildt, Zeiten, S. 14.

<sup>282</sup> NWDR, S. 16-17.

<sup>283</sup> Ehrmann/Landgrebe, Bravo-Leser, S. 43; S. 47.

<sup>284</sup> Scharmann, Konsumverhalten, S. 34.

<sup>285</sup> Schildt, Zeiten, S. 223.

schnell wachsende Musikmarkt wurde mit der Beat-Generation ein „Jugendmarkt“ und der Musikstil Beat mehr noch als in den bildungsdistinktiven Unterscheidungen in den 50ern eine Musikrichtung, die verschiedene soziale Gruppen ansprach.<sup>286</sup>

Unabhängig vom Transportmedium war Musik das jugendliche Leitmedium, die wichtigste Ausdrucksform für Jugendliche in der frühen Bundesrepublik und es war zugleich auch das erste und deutlichste Feld, auf dem Gemeinschaft hergestellt wurde. Auf diesem Feld finden aber gleichzeitig immer auch auch zahlreiche soziale Distinktionsprozesse statt. Deutlich wird dies bei der sozial unterschiedlichen Rezeption des Rock ‘n’ Roll, der in einer Phasenverschiebung rezipiert, dann verändert und in der schließlich vorhandenen Vielschichtigkeit schließlich doch als Generation angenommen werden konnte, ausnahmsweise als Nachahmungseffekt von „unten“ nach „oben“. Die idealtypische dichotomische Aufteilung zwischen U- und E-Kultur lässt sich mit dem Aufkommen von Jazzmusik kaum beibehalten, liegt diese doch genau „dazwischen“. Von weniger Informierten wurde Jazz zwar als Teil der neuen Jugendkultur gesehen und ganz allgemein dem „Rock ‘n’ Roll“ zugeschlagen. Dies lag sicherlich auch an der gleichen Form informeller Gruppenbildung qua Musikpräferenz und an der Etablierung spezieller Orte wie dem Jazzkeller, die sich vom Habitus des „klassischen“ Kulturkonsums deutlich unterschieden. Die assoziativen Verknüpfungen, die entstehen, wenn in der Umfrage ungestützt und ohne Tonbeispiel nach „Jazz“ gefragt wird, beschrieb der Mentor der Hörforschung beim NWDR, Wolfgang Ernst, Anfang der 50er Jahre:

Wenn wir die Frage stellen: ‚Wie ist Ihrer Meinung zur Jazzmusik?‘, so löst das in sehr vielen Fällen Assoziationen aus, die dann die tatsächliche Meinung verzerren. Solche Assoziationsabläufe sehen etwa so aus: Jazz = amerikanisch = Krieg gegen Amerika verloren = ablehnen, oder (vornehmlich bei Jugendlichen): Jazz = amerikanisch = progressiv = zustimmen.<sup>287</sup>

Bei höherer Popularität unter den jungen Leuten war und ist der Jazz als Bildungsmusik mit hohem Distinktionsgrad dennoch ein Minderheitenprogramm. Im Vergleich zu den Fans der entstehenden angloamerikanisch dominierten und stark körperorientierten Rock ‘n’ Roll- und Pop-Kultur waren die Jazzer deutlich älter und rekrutierten sich in erster Linie aus dem städtisch-studentischen Milieu. Er wurde auch nie für größere Zuhörerkreise populär, denn dieser „Hörgenuss“ hatte viel mit Expertenwissen zu tun. Die Umfragen bestätigen dies: 7 Prozent in der NWDR-Befragung und nur 4 Prozent der EMNID-Befragten gaben 1953 an, gerne Jazz im Radio zu hören. Die Katego-

---

<sup>286</sup> Neben eigenen musikalischen Vorlieben haben sicher auch die im Vergleich deutlich besseren Fremdsprachenkenntnisse der Unter-25-Jährigen eine Rolle gespielt. Vgl. DIVO, Markt, S. 150.

<sup>287</sup> Ernst, Zweck, S. 70-75; S. 73.

rie „Unterhaltungsmusik“ erreichte den achtfachen Wert.<sup>288</sup> Ergebnisse aus Spezialuntersuchungen wie die von Radio Bremen 1958 unterstreichen, wie sich Musikpräferenzen schon in frühen Jahren bildungsabhängig auseinanderentwickelten: Während Volks- und Mittelschüler zu 76,7 Prozent Schlager, zu 12 Prozent Volkslieder bevorzugten, aber deutlich weniger zu klassischer Musik (2,9), Opern und Operetten (7,2) und Jazz (1,2) tendierten, waren dies bei Oberschülern immerhin 35,3 Prozent Schlager und 1,3 Prozent Volkslieder, dagegen standen klassische Musik (25), Opern und Operetten (19,5) und Jazz (18,9) hoch im Kurs.<sup>289</sup> Dennoch existierte im Jugendsdiskurs die Befürchtung, kulturelle Codes könnten durch Kategorie- und vor allem Hierarchielosigkeit in fast schon postmodern anmutender Weise verschwimmen, was die Nivellierungsthese auf Kulturmilieu-Ebene zu bestätigen schien, denn

es wachsen Menschen heran, die sich der klassischen Literatur ebenso hingeben können wie einem Kriminalroman, die der Jazz-Musik genau so positiv gegenüber stehen wie der klassischen Musik. Die Gültigkeit der Kategorien für die Bestimmung des kulturellen und bildungsmäßigen Status eines Menschen ist nicht mehr unbestritten, alte und neue Maßstäbe gehen ineinander über.<sup>290</sup>

Im Beat findet sich dann wenig später tatsächlich eine Synthese, weniger musikhistorisch, sondern auf Zielgruppenebene. Er ist ebenfalls zunächst eher die Sache der „Postadoleszenten“, aber im Gegensatz zum Jazz mit weniger hohen Bildungsschranken verbunden und bezieht im Vergleich zum Rock ‘n’ Roll auch die weibliche Jugend stärker mit ein. Der neue Musikstil Beat und der dazu gehörige Tanzstil Twist wurden schnell zu einer Sache der Mehrheit, und sie können in den 60er-Studien als erste wirklich messbare jugendkulturelle Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen gelten – der Vergleich von 1955 mit 1964 zeigt jedenfalls diese signifikante Entwicklung. Denn Rock ‘n’ Roll und Jazz waren gleichermaßen Minderheitenprogramm für Gruppen mit dem beschriebenen sozialen Hintergrund und Bildungsprofil. Und die Teenagemusik eines Peter Kraus kann man, wenn man Intentionalität unterstellt, retrospektiv tatsächlich auch als den Versuch deuten, die neuen Rhythmen in eine weiche Schlagerhülle zu packen und damit zu entschärfen. Parallel dazu wurde aber von derselben Plattenfirma Ted Herold etabliert, die im Vergleich immer noch rebellischere Variante eines deutschen Presleys. Auch „Schlager“ als Begriff ist schon wieder mehrdeutig, meint aber v.a. die kommerziell erfolgreiche „leichte“ Musik eines Freddy Quinn oder Peter Alexander. Dennoch erscheint Rock/Pop-Musik als ein wichtiger Einschnitt für die Internationalisierung von Kultur; einschränkend wäre zu sagen: als erste globale Sprache, die von einer

---

<sup>288</sup> NWDR, S. 20; EMNID I, S. 243.

<sup>289</sup> Ergebnisse bei Hegele, Welt, S. 168-179. Bildungsbedingte Musikpräferenzen bestätigen die NWDR-Ergebnisse von 1953, S. 22.

<sup>290</sup> Lohmar, Jugend, S. 225.



Mehrheit der jungen Menschen im Westen goutiert und gesprochen wurde. Doch auch mehr als das: Über Musik gelang vielleicht nicht direkt die „Sozialisierung in eigener Regie“ (Tenbruck). Aber sie war doch wesentlich für den Beginn einer jugendlichen Selbstdefinition. Auch hier kam – folgt man beispielsweise den BRAVO-Musikcharts als Indikator – der Wechsel weg von der Deutschsprachigkeit in der populären Musik erst um 1964/65: Waren 1963 noch 19 deutsche Stücke und ein amerikanischer (Presley) unter den ersten zwanzig, so blieben 1966 und in der Folge nur noch vier deutsche Titel übrig.<sup>291</sup> Nicht nur in Bezug auf die Internationalisierung des Marktes steht dieses Detail für eine rasante Entwicklung auf dem Gebiet, das in der Folge das Jugendterritorium schlechthin darstellte: Rock- und Popmusik sowie alle ihre Spielarten.

Zu Beginn der Bundesrepublik waren die Jugendlichen noch in den Musikgeschmack der Erwachsenen eingebunden und der Mediengewalt ihrer Eltern unterworfen. Da verliefen die Grenzen noch eindeutig zwischen den Bildungsschichten. Aber bereits fünfzehn Jahre später war dieses eigene Feld für die Jugendlichen erschlossen und bildet ein Reservoir, das in der Folge immer neue Revivals und Stilausdifferenzierungen und -mixturen ermöglicht. Streng genommen blieb ein eigener jugendlicher Musikstil aber doch eine Episode von etwa drei Jahrzehnten, wenn man bedenkt, wie generationenübergreifend die meisten Spielarten der Popmusik heute funktionieren. Man könnte sogar behaupten, dass Jugendlichen dies schmerzhaft bewusst ist und sie zum Teil Gegenmaßnahmen durch neue Exklusionsverfahren entwickeln, um wieder „unter sich“ zu sein; etwa, indem sie noch stärker auf ihr Körperkapital setzen, wie beim Techno/Rave geschehen – ähnlich, wie beim Rock ‘n’ Roll (und noch früher beim Walzer) auch schon die expressive Körperlichkeit und die für die Zeit provokanten sexuellen Andeutungen als das Neue und Junge dazugekommen waren.

Zu Beginn des *Fernsehzeitalters* war dieses neue Medium alles andere als ein jugendliches. Erwachsene und Kinder schauen nach einer empirischen Studie von 1959 doppelt soviel fern wie die Jugendlichen, nämlich 14-16 statt 7-8 Stunden.<sup>292</sup> Insgesamt sahen Mädchen, die stärker unter dem Häuslichkeitsgebot standen, häufiger fern als Jungen, beliebteste Programme sind in allen Altersgruppen „bunte Unterhaltungssendungen“ sowie „Sport“ und „Spielfilme“, wenngleich die Auswahl zu Beginn noch gering ist. Die soziale Zusammensetzung der Besitzer eines TV-Geräts zeigt von dem Aufkommen (mit dem Katalysator Fußball-WM 1954) bis hin zur relativen Etablierung (ca. 1962), wie stark abhängig der Besitz eines Fernsehgeräts vom verfügbaren

---

<sup>291</sup> Vgl. Herrwerth, Itsy. Auch hier handelte es sich um eine Umfrage: Die BRAVO-Musicbox setzte sich zusammen aus den wöchentlichen Abstimmungen der Leser.

<sup>292</sup> Maletzke, Fernsehen. Die Untersuchung eines der Pioniere der Medienforschung beruht auf einer Befragung von 15-20-jährigen Hamburgern im Jahr 1957/58.

Einkommen war – aber eben nicht nur. Anfangs noch Statussymbol von Selbstständigenfamilien, hält der Fernseher schon bald Einzug in die Wohnzimmer der sogenannten Mittelschicht, bevor diese wiederum von Arbeiterhaushalten überholt wurden.<sup>293</sup>

Gegen alle Vorbehalte, die bei neuen Medien stets aufkommen, nämlich dass sie die alten ersetzen und inhaltlich flacher als diese sind, konnte schon 1959 festgestellt werden, dass TV-Konsum keinen Einfluss auf das Buch- oder Zeitungslektüre-Verhalten hat. Unbestritten verstärkte er hingegen den Trend zur häuslichen Freizeitgestaltung. Auch die Etablierung des neuen Mediums Fernsehens wird von warnenden Stimmen des Jugendschutzes begleitet, Jugendschützer stellten schon bald erste Fälle von Fernsehsucht bei Kindern und Jugendlichen fest.<sup>294</sup> Bemerkenswert ist aber, dass das Fernsehen vergleichsweise weniger der Kulturkritik ausgesetzt war als andere Medien, wie beispielsweise das Kino. Das mag mit der starken erwachsenen Nutzung zu tun haben, womöglich auch mit dem öffentlich-rechtlichen, behäbigen Bildungshabitus, den die frühen Programme „ausstrahlten“. Ein weiterer Grund liegt sicher auch in der Tatsache, dass es sich hier um eine absolut familienkonforme Freizeitaktivität handelte – schließlich saßen Ende der 50er Jahre im Schnitt 3,6 Personen gemeinsam vor dem Bildschirm, um sich dann zum Teil Duplikate des eigenen Familienlebens („Die Schöllermanns“) anzusehen. Und dies war für Jugendliche offenbar weniger attraktiv, wobei in Befragungen das Fernsehen, ähnlich wie das Radiohören, von vielen überhaupt nicht als eigenständige Freizeitbeschäftigung gesehen wird bzw. man als Befragter nach vielen öffentlichen Mediendiskussionen um die relative soziale Unerwünschtheit von starkem Medienkonsum weiß. Nicht nur die Häuslichkeit des Konsums, wohl auch das Programm selbst machte die mangelnde Attraktivität der „Mattscheibe“ für die Jugendlichen aus, während es für Kinder im Nachmittagsprogramm mit „Fury“ & Co. bereits einige Pflichttermine gab.

„Willkommen im Beat-Club!“ hieß es bei Radio Bremen erst am 25. September 1965. Das erste Jugendformat im deutschen Fernsehen ging auf Sendung – wurde legendär und steht für die weitere Verbreitung westlicher Musik- und Modestile via TV. Signifikant ist dabei Wilhelm Wiebens Ankündigung, der um Verständnis bei den erwachsenen Zuschauern bat:

Guten Tag, liebe Beat-Freunde. Nun ist es endlich soweit. In wenigen Sekunden beginnt die erste Show im Deutschen Fernsehen, die nur für Euch gemacht ist. Sie aber, meine Damen und Herren, die Sie Beat-Musik nicht mö-

---

<sup>293</sup> Statistisches Bundesamt, Preise, S. 11. In der Studie von 1962/63 unter Großstadtjugendlichen findet sich schon deutlicher die Tendenz von Schichten mit niedrigerem sozioökonomischem Status zur neuen Medientechnologie und dem mit ihr verbundenen Prestigege-  
winn. Vgl. Stückrath/Schottmayer, Fernsehen.

<sup>294</sup> So beispielsweise Becker, Jugendschutz.

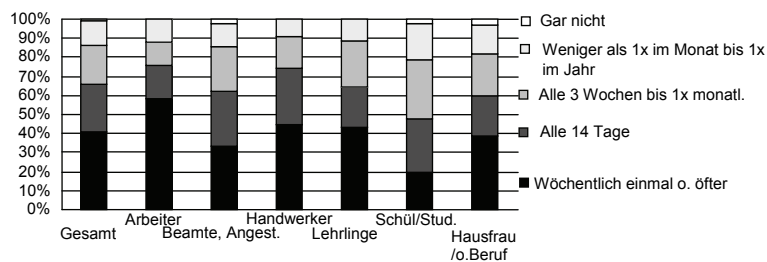
gen, bitten wir um Ihr Verständnis: Es ist eine Live-Sendung mit jungen Leuten, für junge Leute. Und nun geht's los!<sup>295</sup>

Der „Beat Club“ fand schnell viele begeisterte Anhänger wie auch erbitterte Gegner. Das Zitieren einiger diffamierender Leserbriefe („Massenausbruch von Wahnsinn“, „Affenhaus!“) wurde fortan selbst Bestandteil der Sendung, und feindliche Kritik autoritärer Erwachsener diente offenbar dazu, „Fortschrittlichkeit und Bedeutsamkeit der eigenen Position zu beglaubigen“.<sup>296</sup> Und so wurden im Vergleich zum Medium Kino und zur Popmusik, die als Vehikel jugendlicher Selbstdefinition sicher wichtiger waren, nun relativ spät auch TV-Formate von Produzentenseite „jugendgerechter“ inszeniert und die Verbindung Jugend mit Popmusik auch im Fernsehen institutionalisiert.

Parallel entwickelte sich der *Kinofilm* im Verlauf der frühen Bundesrepublik erst zum jugendlichen Medium, vor allem in dem Moment, in dem sich das „Pantoffelkino“ Fernseher als häusliches Pendant anbot und überwiegend von Erwachsenen genutzt wurde. Aber schon 1953 gingen zwei Drittel der Jugendlichen mindestens alle 14 Tage ins Kino (Grafik 5).

Grafik 5: Häufigkeit jugendl. Kinobesuch nach Berufsgruppen 1953

»Wie oft gehen Sie durchschnittlich ins Kino?«



Quelle: NWDR, S. 177

Überdurchschnittlich oft gingen junge Arbeiter und Handwerker, am seltensten dagegen Schüler und Studenten ins Kino. Ein in diesem Fall unwesentlicher Faktor war bei einem Eintrittspreis von circa 40 Pfennig die unterschiedliche finanzielle Potenz. Junge Angestellte und Beamte hatten ja ähnlich viel Geld zur Verfügung, gingen aber nicht häufiger ins Filmtheater als Befragte der Kategorie „Hausfrau/ohne Beruf“. Hinzu kam womöglich eine, je nach sozialer Position, ganz generell unterschiedliche Einstellung zum Medium Film. Dem-

<sup>295</sup> Gefunden auf <<http://www.radiobremen.de/tv/beatclub/anfang.html>> – der Radio-Bremen-Hommage an die „Legende“ Beat-Club.

<sup>296</sup> Siegfried, Teenager, S. 615.

nach war das Kino in jener Zeit eher ein Vergnügen von körperlich arbeitenden Berufsgruppen sowie tendenziell niedrigeren Bildungsschichten (Tab. 20).

Tab. 20: Häufigkeit Kinobesuch 1953 (nach Schulbildung, in %)

	Mindestens alle 14 Tage	Alle 3 Wochen u. seltener
Volksschule	70	30
Mittelschule/ Mittl. Reife	59	41
Abitur/ Universität	42	58

Quelle: NWDR, S. 44

Das Kino als spezifischer Jugendraum mit Saal, Eingangsbereich und Kinovorplatz besaß schon länger seinen hohen symbolischen Stellenwert. In den Umfrageergebnissen fällt dies nicht besonders auf – Kinobesuch als außerhäusliche Freizeitbeschäftigung wurde weniger genannt als tatsächlich über komplementäre Statistiken nachweisbar. Und dies entweder, weil es eine eher unbewusste Tätigkeit ist und somit laut Blücher zu den „weichen“, weil habitualisierten Freizeitbeschäftigungen gehört, oder weil Filmkonsum in den Antworten bewusst unterschlagen wird, wohl wissend, wie kritisch die Erwachsenenwelt im Allgemeinen und der Jugendschutz im Besonderen diese Freizeitbeschäftigung beurteilte. Tatsächlich zeigen aber zeitgenössische Untersuchungen, dass der jugendliche Kinobesuch häufiger war, als es sich in den Umfragen darstellt.<sup>297</sup> Vergleichsstudien zeigen, dass die Praxis, Freizeit außerhäuslich z.B. in Kneipe und Kino zu verbringen, insbesondere wochentags ohnehin kaum üblich war. Die starke Häuslichkeit ist dabei tatsächlich als eine außergewöhnliche Fixierung auf die Kernfamilie zu sehen, da auch außerfamiliäre Kontakte, das Treffen mit Freunden und Bekannten im Zeitvergleich wenig „Raum“ einnahmen.<sup>298</sup> In der Hörerforschung wurde 1957 nach dem letzten Silvesterfest gefragt und danach, wo man denn die Stunde vor Mitternacht verbracht habe. Hier nur als komplementäre Information zum Thema Außerhäuslichkeit, erscheint es als Indiz dafür, wie sich das Ausgehverhalten der älteren Jugendlichen von den Jüngeren und Älteren unterschied (Tab. 21).

Kino ist ein Gemeinschaftsereignis, das zu einem außerhäuslichen Freizeitensemble gehört: Wer häufig ins Kino ging, ging auch öfter zum Tanzen oder besuchte ein Lokal.<sup>299</sup> Kommentatoren der Umfragergebnisse zeigten sich

<sup>297</sup> Vgl. Blücher, *Freizeit*, S. 80-81; vgl. Reigrotzki, S. 227-228; Martin/Wasem, *Jugend*, S. 10-11. Das Verhältnis von Jugend zum Film ist zwar ein vor allem seit den Jugendschutzgesetzen 1951 und 1953 stark diskutierter „Problemkreis“, solche Debatten finden aber in ähnlicher Form auch in den anderen westeuropäischen Ländern und im internationalen Austausch statt. Vgl. u.a. *Film und Jugend*.

<sup>298</sup> Jedenfalls im Vergleich mit den 80er Jahren, wo etwa die Hälfte, und nicht, wie in den 50ern ein Viertel der Befragten sich mindestens einmal in der Woche mit Freunden und Bekannten traf, bei Nave-Herz, *Veränderungen*, S. 45-63; S. 57-58.

<sup>299</sup> NWDR, S. 45.

Mitte der 50er Jahre auch darüber überrascht, dass es eine Konvergenz in der Mediennutzung gab, egal ob in der Kombination Radio mit Zeitung oder Radio mit Buch. Eine wichtige Beobachtung in der Freizeitkultur ist auch der Trend, dass sich jugendkulturelle Angebote zunehmend „vernetzen“ und gegenseitig bedingen: Kinofilme verweisen auf Schallplatten, Jugendzeitschriften auf die Stars, diese wiederum auf Werbeprodukte.

Tab. 21: Ausgehen 1957

»Wissen Sie noch, wie Sie den letzten Silvesterabend verbracht haben?« (in %)

	14-17 J.	18-23 J.	Hörerschaft > 23 J.
Zu Hause gewesen	54	34	54
Schon geschlafen	11	6	19
Im Lokal	20	35	12
Bei Bekannten gefeiert	11	20	13
Gearbeitet, spazieren, auf der Bahn etc.	4	5	2

Quelle: IfD, Junge Rundfunkhörer 1957, S. 23

Das Kino als aufsehenerregende „Sozialstation für die Widerborstigen“<sup>300</sup> manifestierte sich nur in den seltenen Fällen, in denen Filme Stimulans für Gewalt- und Protestaktionen waren, wie bei „Rock around the Clock“ geschehen. Die Antworten auf die Frage nach ihrem Lieblingsfilm der letzten Zeit zeigen schon die breite Fächerung des jugendlichen Geschmacks: Es wurden insgesamt 850 verschiedene Filme aus unterschiedlichsten Genres genannt – also eigentlich alles, was lief – von „Wenn die Heide träumt“ und „Marie Antoinette“ bis „Rommel“ und „12 Uhr mittags“ – ohne dass, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, die Kassenschlager des Jahres 1953 („Don Camillo“, „Grün ist die Heide“ und „Sie tanzte nur einen Sommer“) eine übermäßige Erwähnung erfuhren. Ab circa 1955 häuften sich dann solche Filme, die sich ganz speziell an das junge Publikum richteten. „Teenpics“ mit dem Thema Generationskonflikt („Denn sie wissen nicht, was sie tun“, „Die Saat der Gewalt“, „Außer Rand und Band“ oder „Die Halbstarken“) wie auch Komödien, z.B. mit „Conny & Peter“, kamen in Mode.

Laut EMNID-Studie lagen bei den weiblichen Jugendlichen „Heimat- und Dorffilme“ in der Gunst ganz vorne, bei den männlichen ebenfalls, zusammen mit Filmen aus der Rubrik „Abenteuer und Wildwest“; außerdem „Problemfilme“ und „künstlerisch wertvolle Filme“. Etwas unglücklich erscheint, dass der NWDR 1953 „Historische und Problemfilme“ sowie „Unterhaltungs- und Lustspielfilme“ zusammenfasst. Die Gruppierung hat den Vorteil, dass beruhigt festgestellt werden konnte, jeder dritte jugendliche Kinogänger besuche „künstlerisch wertvolle Filme“, und dies erscheint „angesichts des pessimistischen

<sup>300</sup> Kerlen, Jugend, S. 103.

Orakeln über den Filmgeschmack der Jugendlichen als recht positiv“. Eine selten klare Bezugnahme auf damals aktuelle pädagogische Jugendschutzdebatten: Die Ergebnisse ließen die Auffassung einer auch nur „teilweise ‚Verseuchung‘ der Jugendlichen durch Kriminalfilme“ nicht zu.<sup>301</sup> Inhaltlich widerspricht eine Analyse der Filmpaletten zwar dem Klischee der Eintönigkeit des Programms, die Kassenschlager aber waren in der Tat die leichten Heimat- und Kitschfilme und auch die Abenteuer- und Kriegsfilm standen im Zentrum des Interesses. Eindeutig ist auch, wie geschlechts- und bildungsspezifisch die verschiedenen Genres ihr junges Publikum jeweils ansprachen.<sup>302</sup> Kurz: Auch bei gleichem Angebot präferierten in einer Spezialerhebung von 1956 männliche Berufsschuljugendliche abenteuerlich-spannungsgeladene Filme (u.a. „Canaris“), genauso wie die gleichaltrigen Oberschüler, die aber auch „Problemfilme“ (u.a. „Jenseits von Eden“) mögen. Der Heimat- und Liebesfilm („Sissi“) war Favorit bei den Berufsschülerinnen, wurde aber auch von den männlichen Berufsschülern genannt, während ihn männliche Oberschülern ablehnten. Die Oberschülerinnen hingegen schauten sowohl Romy Schneider als auch James Dean.<sup>303</sup>

Wenn damals von „Kinosucht“ oder „Kinobesessenheit“ die Rede war, dann lag dies weniger am Programm als vielmehr am Raum, der für Jugendliche so attraktiv sein konnte. Ein Problem wurde von Pädagogen darin gesehen, dass der Jugendliche via Film zu früh Einblicke in erwachsene Lebensweisen bekommen konnte, dass sich über das Kinoerlebnis Generationengrenzen verwischen und sich „der Vorhang beiseite geschoben hat, der für frühere Jugendgenerationen noch vor dem vollen Leben hing.“<sup>304</sup> Für die Vorhänge war dann die FSK selbst bzw. die Jugendschutzgesetzgebung zuständig.

1956 ist als „Kinojahr“ in die Geschichte eingegangen: Die 6.438 westdeutschen Filmtheater freuten sich über 817,5 Millionen Besucher. Auf dem Höhepunkt der Kino-Begeisterung zeigt sich (hier leider mit nicht unproblematischen Klassifikationen nur ab dem Alter von 16 erhoben) das Bild, dass das Kino keine exklusiv junge, eher eine junge und mitteljunge Angelegenheit war, an der alle mehr oder weniger teilhatten (Tab. 22).

---

<sup>301</sup> NWDR, S. 47, S. 49.

<sup>302</sup> Verschiedene Erhebungen zusammenfassend: Keilhacker/Wasem, Jugend. Darin wird auch eine Studie des Wissenschaftlichen Instituts für Jugendfragen in Film und Fernsehen zitiert, dessen Kategorisierung für die Jahre 1958-1963 sich aber auf einem ähnlich allgemeinen Niveau befindet. „Abenteuerlich-spannungsgeladene Filme“, also Wildwest, Krimi, Kriegs- und Geschichtsschinken, dominieren deutlich (918 im Verleih), gefolgt von „leichter Unterhaltung“, d.h. Lustspiele und Musikfilme, (452) und den sogenannten „Problemfilmen“ (404). Deutlich dahinter – und zum Jahrzehntwechsel schon auf dem Rückzug – die „gemütsbetonten Filme“, also Heimat und Liebesfilme (113) und „Kulturfilme“ (74); S. 20.

<sup>303</sup> Keilhacker/Wasem, Jugend, S. 22. Vgl. u.a. von Moltke, Place; Kreimeier, Film, S. 283-305; Szöllösi-Janze, Aussuchen, S. 308-321; Greis, Heimatfilm.

<sup>304</sup> Stückrath/Schottmeyer, Psychologie, S. 170.

Tab.22: Kinobesuch, November 1956

»Könnten Sie mir sagen, wie oft Sie ins Kino gehen?« (in %)

	> 1x wöchentl.	ca. 1x wöchentl.	2-3 x monatl.	ca. 1x monatl.	< 1x monatl.	seit Jahren nicht
Gesamt	3	16	16	19	28	18
Männer	4	15	15	18	29	19
Frauen	2	16	16	21	27	18
Altersgruppen						
16-17 Jahre	9	32	34	15	9	1
18-29 Jahre	5	28	26	21	17	3
30-44 Jahre	3	16	17	25	29	10
45-59 Jahre	2	10	11	19	36	22
60 Jahre und älter	1	6	5	10	30	48
Stadt/Land						
Dörfer	2	7	10	18	33	30
Kleinstädte	3	19	17	19	24	18
Mittelstädte	3	16	16	19	29	17
Großstädte	3	19	18	21	27	12

Quelle: Jahrbuch Öffentliche Meinung 1956, S. 60

Dabei kam es beim Kinobesuch offenbar nicht so sehr auf die Ortsgröße an. Solange ein Kino erreichbar war, wurde dies von der hier untersuchten Altersgruppe überrepräsentativ häufig besucht. Ausgeschlossen sind allerdings die in der Landwirtschaft beschäftigten Jugendlichen, genauer: die im Familienbetrieb eingebundenen.<sup>305</sup> Auch wenn eine Korrelation zwischen steigender Wohnortgröße und Filmanspruch besteht, die Jugend in den ländlichen Gebieten blieb keinesfalls außen vor.<sup>306</sup> Mit einem Drittel aller Befragten stellten die Landarbeiter- oder Landwirtskinder zwar die kinoabstinenteste Gruppe dar – sie war im letzten Monat kein einziges Mal im Kino gewesen. Aufgeteilt nach Ortsgrößen kann man jedoch feststellen, dass die Landbevölkerung durchaus am Film teilhatte. In Wohnorten mit unter 10.000 Einwohnern hatte jeder Vierte in den letzten vier Wochen das Kino besucht und damit häufiger als die Jugendlichen in Städten bis zu 100.000 Einwohnern (23 Prozent) und die in der Großstadt (nur 18 Prozent).<sup>307</sup> Aber eben dort sind die „Vielgänger“ zu finden, die, bei größerer Auswahl und öfter wechselndem Programm, drei bis fünfmal monatlich das Kino aufsuchten.

Trotz der großen Popularität von Radio und Kino hielten die *Printmedien* in der frühen Bundesrepublik ihre nach wie vor ihre dominante Stellung. Bücher,

<sup>305</sup> Vgl. Wurdack, Film, S. 71-180; S. 174. Bei Ortsgrößen von weniger als 500 wird der Filmbesuch allerdings deutlich zurück, Wollenweber/Planck, Lebenslage, Bd. 2, S. 323.

<sup>306</sup> EMNID I, S. 249; S. 251.

<sup>307</sup> EMNID I, S. 247. Diese Zahlen differieren etwas von den Zahlen der NWDR-Studie; sie beziehen sich nicht wie oben auf die Frage „Wie oft gehen Sie durchschnittlich ins Kino?“, sondern auf: „Wie oft waren Sie in den letzten vier Wochen im Kino?“

Zeitungen und Zeitschriften waren bei Jung und Alt gleichermaßen beliebt und differenzierten sich in ihren Angeboten immer weiter aus. Jeder zweite Jugendliche las demnach in seiner Freizeit Bücher, Zeitungen, Zeitschriften oder „Heftchen“. Der Grad der Lesefreudigkeit war eher eine Frage des soziokulturellen Hintergrunds und der Schulbildung, steht aber in keinem Zusammenhang mit dem finanziellen Budget. Denn durch die Verbreitung von Büchereien, Buchgemeinschaften sowie „Lesezirkeln“ und preisgünstigen Taschenbüchern war das Lesen zu einer leicht zugänglichen und erschwinglichen Freizeitbeschäftigung geworden, deren außerordentliche Beliebtheit von den Antworten auf die Kontrollfrage zum angegebenen Leseverhalten „Wann haben Sie zuletzt ein Buch gelesen?“ bestätigt wird. Laut NWDR-Befragung haben dies innerhalb der letzten 14 Tage 61, des letzten Monats 15, innerhalb der letzten zwei Monate 7 und vor mehr als zwei Monaten 14 Prozent getan. Dabei werden „Schmöker“, also leichte Unterhaltung in Form von Abenteuer-, Gesellschafts- und Liebesromanen der sogenannten „guten Literatur“ gegenüber vorgezogen. Gerade so, wie der Sport ein überwiegend männliches, stellte das Lesen, gerade im Bereich der Zeitschriften, ein eher weibliches Interessengebiet dar. Zudem ist hier gegenüber den Schülern, Studenten und Angestellten die Gruppe der Handwerker und Arbeiter deutlich unterrepräsentiert. Die sogenannten „Leseheftchen“ schließlich, die es für 20-50 Pfennig zu kaufen gab, waren tatsächlich äußerst beliebt: Jeder Vierte hatte 1954 im letzten Monat mindestens eins davon gelesen. Es handelte sich bei den männlichen Jugendlichen v.a. um „Kriminal- und Abenteuergeschichten“, während die weiblichen der Kategorie „Liebe und Gesellschaft“ zugetan waren. Die Comics sind demgegenüber wieder eine ganz eigene Form der Text/Bild-Kombination und schwerpunktmäßig an das ältere Kind adressiert.<sup>308</sup>

Lesen Jugendliche Zeitung? Die Umfragen geben Aufschluss darüber, dass, nicht aber was in der Zeitung gelesen wurde. Beim Zeitungs-Leseverhalten sollte am meisten interessieren: Welche Teile in der Zeitung erscheinen am interessantesten? Seit langem ist bekannt, dass Zeitungen vor allem wegen des Lokalteils gelesen werden.<sup>309</sup> Laut EMNID 1953 favorisierten männliche Leser in dieser Reihenfolge Politik, Sport und Lokales, während weibliche Jugendliche die Bereiche Lokales und Feuilleton, aber auch Anzeigen und Fortsetzungsromane am meisten ansprachen. Allerdings bleibt offen, welche Zeitung präferiert wurde – Bild, FAZ oder die regionale Presse? NWDR 1953 gibt immerhin grob Aufschluss: Regionale Zeitungen (57 Prozent) rangieren vor Kopfblättern (20) und Heimatblättchen (20).<sup>310</sup>

---

<sup>308</sup> „Readers Digest“ oder die für 14/15-Jährige konzipierte Jugendzeitschrift „Die Rasselbande“ gehören nicht zur Rubrik „Leseheftchen“. EMNID II, S. 287; NWDR, S. 136.

<sup>309</sup> Vgl. Die Zeitungsleser.

<sup>310</sup> NWDR, S. 36; S. 32.



Neben einer seriösen Zeitung stand aber das „gute Buch“ nicht nur in der Wertschätzung der Medienforscher ganz oben, seine Nutzung war auch vergleichsweise am besten erforscht, in erster Linie durch Studien, die von Bertelsmann in Auftrag gegeben worden waren. In den Analysen aus der Zeit wurde das Buch nicht nur als eines von mehreren Medien betrachtet – es war *das* Mittel zum Kulturtransfer schlechthin. Lesen galt als aktiver, produktiver, bildungspositiver Akt, während Radio und Fernsehen häufig der Kategorie „Nichts tun“ zugeordnet wurden.<sup>311</sup> In einer 1958 für Bertelsmann durchgeführten Spezialuntersuchung fällt auf, dass die Kategorie Alter überraschend wenig Einfluss auf das Leseverhalten und die Einstellung zum Buch hat, wenn man vom „Lesecknick“ nach der sogenannten Vorpubertät einmal absieht.<sup>312</sup> Der einzige nennenswerte Unterschied bestand demnach darin, dass Jüngere mehr Interesse an „Abenteuer-, spannenden Tatsachengeschichten, Wildwest- und Indianergeschichten“ hatten als die Erwachsenen. Völlig ohne Bedeutung ist auch bei der beliebtesten Freizeitbeschäftigung das zur Verfügung stehende Taschengeld. Viel entscheidender für die Fragen, wie viel man liest, wie wichtig Lesen im Ensemble der Freizeitaktivitäten und welcher Art die Literatur ist, sind auch hier soziale Herkunft bzw. Bildung (Tab. 23).

Tab. 23: Lesen 1953

Zusammenhang Bücherlesen mit 1. Geldbudget, 2. Schulbildung, 3. Sozialer Herkunft/ Beruf des Vaters 1953. »Lesen Sie Bücher?« (in %)

1.	Insges.	Taschengeld bis 25,-	Taschengeld 26-75 ,-	Taschengeld 76-150,-
„Sehr viel“, „des öfteren“	55	57	53	51
„Gelegentlich“, „selten“	38	38	39	40
„Nie“	7	5	8	9

2.	Volksschule	Mittelschule, Mittlere Reife	Hochschule, Abitur
„Sehr viel“, „des öfteren“	46	67	81
„Gelegentlich“, „selten“	44	31	19
„Nie“	10	2	-

3.	Selbständige	Angestellte	Beamte	Arbeiter	Landwirtschaft
„Sehr viel“, „des öfteren“	75	64	74	47	46
„Gelegentlich“, „selten“	25	32	26	43	47
„Nie“	-	4	-	10	7

Quelle: NWDR, S. 26-27

<sup>311</sup> Haseloff, Buch, S. 96-113.

<sup>312</sup> Fröhner, Buch.

Welcher Lesestoff aber wurde bevorzugt? Im Ganzen waren in den westdeutschen Bücherschränken zu dieser Zeit im weitesten Sinne Unterhaltungsliteratur, historische Romane, Liebesromane, religiöse Bücher bzw. Gesangs- oder Gebetsbücher und die Bibel, Kochbücher, Lexika und Atlanten zu finden. Zuletzt gelesen aber wurden hauptsächlich „normale Unterhaltungsliteratur“ (48 Prozent), „flache Unterhaltungslektüre“ (23 Prozent), gefolgt von „hoher Unterhaltungsliteratur, auch Klassikern“ (17 Prozent). Auch in einem anderen Zusammenhang sieht man nicht nur, wie eklatant die Affinität zu Büchern je nach Bildungsgrad variiert, sondern auch, dass dies auch mit der Variable Alter zu tun hat; im Gesamtvergleich lasen die Jugendlichen, vor allem die Mädchen nämlich sehr viel.<sup>313</sup>

Der Wachstumsmarkt der Zeitschriften richtete sich sowohl an generationenübergreifende Zielgruppen (z.B. Hörzu) als auch ausdifferenziert an bestimmte Altersgruppen (BRAVO, TWEN). Die Zeitschriften, egal, ob wöchentlich erscheinende Illustrierte, Rundfunk- und Fernsehblätter oder Frauenzeitschriften, waren bei den Jüngeren weiter verbreitet als bei den über 24-Jährigen. Illustrierte standen hoch im Kurs, über die Verbreitung durch Lesemappen fand sie bei den Jüngeren eine hohe Resonanz, fast ein Drittel der rund 5 Millionen Mitglieder der populären Buchclubs waren unter 25 Jahre alt.<sup>314</sup> Gerade im Zuge der ersten Bundesjugendpläne war ein besonderer Wert der „Geistigen Nahrung“ zugemessen worden, sodass ein nicht unerheblicher Teil des Budgets Jugendbibliotheken, Jugendabteilungen in allgemeinen Bibliotheken und Büchereien in Heimen und Bildungsstätten zugute kam.

Die jugendeigenen Publikationen, also die in der „jungen Presse“ zusammengefassten Organe, unter anderem Lehrlings- oder Schülerzeitschriften, wurden in einer Gesamtauflage von ca. 600.000 gedruckt.<sup>315</sup> Bei diesen wie bei den auflagestarken Periodika, zum Beispiel der kirchlichen Jugendorganisationen oder der Gewerkschaftsjugend („Aufwärts“) ist hingegen nur schwer einzuschätzen, inwieweit diese von den Mitgliedern tatsächlich gelesen wurden. Insgesamt lässt sich die jugendliche Zeitschriftenlandschaft nach 1945 nach Hussong grob in drei Phasen einteilen: 1. „Re-Education“, der Förderung demokratischer Tugenden und Engagement verpflichtet und von den Alliierten lizenziert („Pinguin“, „Zukunft“, „Horizont“ etc.), 2. „Jugendpflege“ und „Jugendschutz“ in weltanschaulich gebundenen Zeitschriften, oft durch Bund und Länder finanziell unterstützt („Aufwärts“, „Der Fährmann“, „Jugend unterm Wort“ etc.) und 3. „Kommerz“, eine Hinwendung zum Jugendlichen selbst unter Einbezug der neuen populären Kultur und Bejahung von Konsumorientierung.<sup>316</sup> Erfolgreichste Zeitschrift war zunächst die „Rasselbande“ gewesen,

---

<sup>313</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 102.

<sup>314</sup> Beiträge zum Jugendbüchereiwesen und Jugendlesen, S. 48.

<sup>315</sup> Dies schätzt man für 1960. Vgl. Hussong, Jugendzeitschriften, S. 556.

<sup>316</sup> Vgl. Hussong, Jugendzeitschriften.

die ab 1953 immerhin mit einer Auflage von 300.000 erschien. Vom Profil her ist die „Rasselbande“ schon eine Zeitschrift neuen Typs, zwar noch gefördert vom „Verein zur Förderung guter Jugendzeitschriften“ und mit eher harmlosen Themen versehen, aber schon leicht reißerisch und bunt mit Abenteuergeschichten und Comics illustriert. Als „Propagandazeitschrift der Wirtschaftswundergeneration“ diffamiert, ebnete die Rasselbande den Weg für das Zentralorgan kommerzieller Jugendkultur, der BRAVO.<sup>317</sup>

Seit August 1956 auf dem Markt, entwickelte sich die BRAVO von einem Film- und Fernsehblatt zur „Zeitschrift mit dem jungen Herzen“, so der kurzzeitige Untertitel 1957. Der BRAVO kann man im Rückblick eine wichtige Mittlerfunktion zuschreiben, denn auf der einen Seite entschärfte sie gewisse jugendkulturelle Äußerungen durch eine verstehende redaktionelle Verarbeitung mit dem Ziel, mögliche inter- und intragenerationelle Konflikte auszugleichen, wie dies bei den Berichten während der Halbstarcken-Krawalle deutlich wird. Auf der anderen Seite reihte sie sich in ihren Berichten schon aus Eigeninteresse nicht in die zeitgenössische Materialismus-Kritik ein und übersetzte kommerzielle Angebote bejahend in eine jugendkulturelle Sprache, die verstanden wird. Was folgt, sind erste Ansätze zur Untersuchung einer eigenen Jugendsprache. Die eigentliche Jugendsprachforschung beginnt nicht zufällig so richtig erst in den 50er Jahren, als die anglophonen Einflüsse im jugendlichen „Slang“ immer deutlicher wurden.<sup>318</sup> Zudem nahm es die Erzeugnisse amerikanischer Popkultur positiv auf – mehr noch: Die BRAVO propagierte bestimmte Film- und Musikstars, die in Westdeutschland noch nicht bekannt waren und wurde so zur „erstrangigen Ressource für jugendliche Selbstamerikanisierung“, und „gleichermaßen Produkt und Medium der Rezeption US-amerikanischer Populärkultur“.<sup>319</sup> Nach Eigenauskunft 1960 waren mehr als die Hälfte der BRAVO-Leser zwischen 10 und 20 Jahre alt, 30 Prozent zwischen 12 und 16. War die Rasselbande noch ohne Stars und Sternchen aus der Film- und Musikwelt ausgekommen, war dies nicht erst seit dem Starschnitt ein ganz wesentlicher Bestandteil der BRAVO, dabei gleichermaßen Hauptangriffsfläche wegen des Propagierens falscher Vorbilder und zentrales Kaufargument – noch bevor 1963 die zweite Säule des BRAVO-Erfolgs, die Aufklärungsberatung hinzukam.<sup>320</sup> Inhaltlich gab es eine klare Linie, die nicht überschritten wurde. Bei aller Wertschätzung kommerziell erfolgreicher Populärkultur und trotz der aufgeschlosseneren Haltung gegenüber allem Informel-

---

<sup>317</sup> Was sich in der EMNID-Jugendstudie von 1965 bestätigt: Demnach lesen die 14-15-Jährigen mehr als doppelt so häufig solch eine Jugendzeitschrift wie die 16-17-Jährigen. Bei noch älteren sinkt die Beliebtheit schnell, vgl. EMNID V, v237 v430. Vgl. auch Husong, *Jugendzeitschriften*, S. 572.

<sup>318</sup> Vgl. Küpper, *Sprache*, S. 186-188.

<sup>319</sup> Maase, *Medium*, S. 16, S. 110.

<sup>320</sup> Auf die aufschlussreiche Quelle Leserbriefekann hier nicht weiter eingegangen werden kann: vgl. Wensierski, *Befehlsempfänger*, S. 497-685.

len und der Propagierung einer neuen Körperlichkeit – Existenzialisten und rebellierende Halbstarke passten ebenso wenig in die positiv-saubere Teenagerwelt der BRAVO wie Auseinandersetzung über Politik. Im Grunde blieben alle Statements zum Zeitgeschehen im Kern konservativ und generationsharmonisch. Gleichzeitig suggerierte die Zeitschrift als Ganzes, unvoreingenommen auf der Seite der Jugendlichen zu stehen. Und so entschärfte die Zeitschrift tatsächlich auch das Protestpotenzial der aufkommenden Rock ‘n’ Roll-Kultur und schaltete sich beschwichtigend in Diskussionen zum Beispiel über die Halbstarke ein. Anders verhielt es sich mit der seit 1959 erscheinenden TWEN. Diese pflegte mit ihrer Jazztrompete als Markenzeichen auf dem Titel schon ein deutlich avantgardistischeres Image und warf durchaus auch brisante Themen wie Pille und Atombombe auf, lag aber in der Auflage mit anfangs ca. 60.000 noch deutlich unter den späteren Erfolgen um 1970.<sup>321</sup>

### 3.3.3 „Gesellung“

Von zahlreichen Jugendforschern der frühen Bundesrepublik wurde die jugendliche „Gruppe“ als überzeitliche Sozialform angenommen. Jugend in der Gruppe wird im Tönnies’schen Sinne als „Gemeinschaft“ verstanden, und als ein Ideal, in der ein wesentlicher Teil der biologischen und geistigen Reifezeit stattfinden sollte. Jugendbewegte Vorstellungen von Gruppe in der „Kulturpubertät“ waren zwar auf dem Rückzug, aber zu Beginn der 50er Jahre für die Jugendarbeit noch dominant.

Dagegen setzten viele neue Diskursführer auf dem Feld der Jugendforschung, allen voran Schelsky, Eisenstadt und Tenbruck, neue Akzente. Nach Tenbruck vollzieht sich eine Ausgliederung aus altersheterogenen Gruppen wie Familie, Verwandtschaft und Gemeinde, während altershomogene Gruppen zu den dominanten Sozialisationsträgern und zur „wahren Brücke des Jugendlichen in die Gesellschaft“ werden – Sozialisation in eigener Regie wird hier überhaupt erst denkbar.<sup>322</sup> Für die Strukturfunctionalisten gilt der Sozialisator Peergroup als ein wichtiges Element der „interlinking sphere“ zwischen altem Sozialisationsraum Familie und den institutionellen Bereichen der (Erwachsenen-)Gesellschaft. Die neue Zeit zeichne sich demnach immer weniger durch innige Bindungen und gruppengeführte Gemeinschaften aus und immer mehr durch Peers – ein weitverbreitetes Gefühl, dass die empirische Sozialforschung bestätigte. Die informelle, lockere Gruppe freier Jugendgeselligkeit mit weniger Bindung und Intimität, unter Wahrung individueller Selbstständigkeit, schien eine von den USA übernommene soziale Tatsache in der Massengesellschaft.<sup>323</sup> Gerhard Wurzbacher stellte in seiner Quintessenz aus Sicht von An-

---

<sup>321</sup> Siegfried, Time, S. 521.

<sup>322</sup> Tenbruck, Jugend, S. 75-76; S. 98.

<sup>323</sup> Vgl. Schelsky, Generation, S. 110.

fang der 60er Jahre die auffallende Versachlichungstendenz, was die jugendliche Einstellung zum Beruf und zur Freizeit betrifft, heraus, und bestätigte auch deren grundsätzliche Erwachsenenbezogenheit. Doch es gebe weiterhin jugendbezogene und -bestimmte Gesellungsformen, weniger in Form eines Moratoriums, eher im Sinne eines Experimentierraums als eines der wichtigsten „Erfordernisse einer dynamisch sich verändernden Gesellschaft“. <sup>324</sup> Überhöhte Freundschaftsbeziehungen hätten demnach an Emotionalität verloren – statt des Freundes wird ein „aktueller Freizeitpartner“ gesucht, die „nicht so verpflichtende Kameradschaft und Bekanntschaft“ trete an die Stelle ernsthafter, tiefer Freundschaft. <sup>325</sup>

Im Kontext soziologisch-pädagogischer Kontroversen wurde ab der zweiten Hälfte der 50er Jahre zunehmend auf die desintegrative Wirkung der Freizeit hingewiesen, die diese im Hinblick auf die Familie habe. Die Jugendlichen, so eine zentrale These, verbrächten immer mehr Zeit „außerhalb der familialen Atmosphäre“ und würden ebendort auch hauptsächlich sozialisiert. <sup>326</sup> Nur 10 Prozent der liebsten Freizeitbeschäftigungen, so wurde nach der EMNID-Befragung 1953 beklagt, bezögen sich auf irgendeine Art familienbezogener Beschäftigung. Dabei wird jedoch nicht berücksichtigt, dass eben diese familiennahen Tätigkeiten, also gemeinsames Radiohören, Garten- und Hausarbeit oder sich unterhalten von den Befragten womöglich als zu selbstverständlich, alltäglich und unspektakulär angesehen wurden, als dass diese besondere Erwähnung in der Rubrik „Liebste Freizeitbeschäftigung“ finden konnten, zumal dann, wenn man bedenkt, dass im Schnitt überhaupt nur 1,4 Lieblingsaktivitäten angegeben wurden. <sup>327</sup>

Schon die Genese der Fragestellungen zeigt den Wandel auf dem Gebiet der „Gesellung“ an. Denn noch wenige Jahre zuvor, zu Beginn der 50er Jahre, steht die Sorge um Vereinsamung im Zentrum des Interesses, nach informellen Gruppen wurde zunächst gar nicht gefragt. Die allgemeine „Bindungslosigkeit“ in der modernen Gesellschaft war im Diskurs von Nachkriegszeit und beginnender Bundesrepublik aufs Engste mit der Jugend verknüpft, die gleichzeitig neue sozial-ökonomische Not und psychische Haltlosigkeit symbolisierte – Meinungsforscher thematisierten diese „Regression ins Negative“ in den frühen Studien. So wurde die Nachkriegsgeneration gefragt, ob sie „wirkliche Freunde“, Vertrauenspersonen habe, ob sie ihre Sorgen mit jemandem durchsprechen

---

<sup>324</sup> Wurzbacher, *Gesellungsformen*, S. 12; S. 121.

<sup>325</sup> Münster, *Geld*, S. 29.

<sup>326</sup> Thomae, *Verhältnis*, S. 44.

<sup>327</sup> Bei der Wiederholungsuntersuchung im Jahre 1984 gaben die befragten Jugendlichen bereits fast doppelt so viele, nämlich 2,4 Lieblingsbeschäftigungen an, was auf eine Ausdifferenzierung des Freizeitfeldes hinweist. Nicht zu unterschätzen ist daneben die größere Auskunftsfreudigkeit der 80er-Jahre-Jugend sowie eine veränderte Interviewsituation. Vgl. Zinnecker, *Jugendkultur*, S. 178.

könne, gar, ob sie gern ein „Tier als guten Freund hätte“.<sup>328</sup> Der Subtext ist ein komparativer, doch auch hier bleibt das grundsätzliche Problem des Vergleichs mit einem immer nur vermuteten oder aus eigener Erinnerung zusammengesetzten „Vorher“. Doch das Vertrauensproblem in der unmittelbaren Nachkriegszeit ist virulent, wenn in einer frühen Allensbach-Umfrage von 1947 immerhin 69 Prozent die Frage „Glauben Sie, daß man den meisten Menschen um sich herum vertrauen kann?“ verneinten, und auch die Civic Culture-Studie zeigt, dass hier im internationalen Vergleich auch über die nächsten Jahre noch wenig Vertrauensbasis aufgebaut worden war.<sup>329</sup> Die Frage „Haben Sie einen wirklichen Freund?“ indiziert, dass es auch hinsichtlich der Jugend anfangs noch weniger um die Frage nach Peers und deren sozialisatorischen Einfluss geht, sondern noch um die ganz grundsätzliche Frage, ob die junge Generation überhaupt Bezugspersonen habe, zumal sie ja häufig in unvollständigen Familienverhältnissen aufwuchs. Generell gaben etwas zwei Drittel an, einen Freund bzw. eine Freundin zu haben, womit stets gleichgeschlechtliche Freunde gemeint waren. In der Rubrik „Seelische Probleme“ wurde außerdem gefragt, ob man eine Person habe, mit dem man „Sorgen und Nöte durchsprechen“ kann. Das konnten in leicht steigender Tendenz 1953-1955 immerhin zwischen ca. 70 und 84 Prozent bejahen, ohne dass es hinsichtlich des Profils der Befragten größere Unterschiede gäbe, wie offenbar vermutet wurde. Entscheidende Veränderung in der Fragestellung: 1955 fragt man nach „Sorgen und Nöte allgemein menschlicher Art“, als Antwortmöglichkeiten sind hier nur Ja, nein, k.A. möglich, während vorher zwischen den Möglichkeiten nach „allen“, die meisten“, „nur wenige“ und „keine“ gewählt werden konnte. Ein interessantes Detail: Die Aufschlüsselungen „Flüchtling/Nicht-Flüchtling“ und „Vater Soldat/nicht Soldat gewesen“ fallen in der Darstellung 1956 weg.<sup>330</sup>

Die Personen des Vertrauens waren mit großem Abstand die Mutter bzw. Eltern, die Freunde schoben sich in der kurzen Entwicklung von 1953 bis 1955 noch vor den Vater, wobei besonders auffällt, wie wenig dieser der Tochter eine Vertrauensperson war.<sup>331</sup> Außerdem fällt auf, wie die Schüler, Studenten sowie die bereits Berufstätigen mit Volksschulbildung in der ersten Hälfte der 50er noch stark elternorientiert waren, während sich die jungen Berufstätigen

---

<sup>328</sup> EMNID I, S. 142. Dass 72 Prozent der befragten Jugendlichen hier mit „Ja“ antwortete, bleibt vom Aussagewert gering.

<sup>329</sup> Während nur 16 Prozent mit „Ja“ antworteten und 15 Prozent keine Meinung hatten. Institut, Jugendumfragen, Frage 46. Laut Allensbach steigt das soziale Vertrauen im Zeitraum zwischen 1953 auf 1964 von 13 auf immerhin 28 Prozent, die Vorstellung, man könne den meisten Menschen nicht vertrauen, sinkt von 83 auf 55 Prozent. Vgl. IfD, Demokratieverankerung.

<sup>330</sup> Vgl. EMNID II, S. 146-149; EMNID III, S. 275-277.

<sup>331</sup> Die Vertrauensperson Freund bzw. Freundin steigt im weiteren Verlauf noch weiter an: Jugendwerk, Jugend, Bd. III, S. 32.

mit gehobener Bildung bereits häufiger an Freunde wandten.<sup>332</sup> Was in den Umfragen ebenfalls eine eigene Batterie erhielt, sicher auch hinsichtlich potenzieller zukünftiger Auftraggeber, waren Fragen nach der Zugehörigkeit und Beliebtheit von Jugendorganisationen, dabei wollte man unter anderem die „wichtigsten Eigenschaften eines guten Jugendführers“ erfahren.<sup>333</sup> Der NWDR sah jeden Zweiten, EMNID jeden Vierten organisiert, letztere Annahme wurde von DIVO 1957 bestätigt. Die in diesem Zusammenhang abgefragte Motivation für die Vereins- oder Verbandszugehörigkeit erschien allerdings äußerst unterschiedlich: Reine Dienstleistung im Sinne z.B. des speziellen Angebots, Gemeinschaftserlebnis, Orientierung, schlicht der legitime Vorwand, von zu Hause wegzukommen.<sup>334</sup> Den Vereinen wurde häufig eine stark sozial-integrative Funktion zugeschrieben, die soziale Zusammensetzung der jeweiligen Vereine blieb jedoch häufig homogen. Die Organisiertheit zeigt eben doch klassenspezifische Unterschiede: Für den Bereich des Vereinswesens ist jedenfalls unübersehbar, dass es noch eine definierbare männliche Arbeiterkultur gab – mit dem Hauptintegrator Fußballverein.<sup>335</sup>

Tab. 24: Organisationsgrad 1953  
Angehörigkeit 15-24-Jähriger zu Jugendorganisationen/Vereinen  
(Mehrfachn. mgl.)

Mitgliedschaft in	%
Turn- und Sport	15
Konf. Gruppen	12
Katholische Jugend	(6)
Evangelische Jugend	(6)
Gruppen für spez. Interessen (Weltclub, Akkordeonclub, Taubenzüchterverein etc.)	6
Gewerkschaftsjugend	3
Kirchenchor, Gesangsverein	2
Bündische Jugend	1
Falken	1
Sonstige (Landjugend, DJO, Trachtenjugend, Studentenvereinigungen etc.)	3
Nicht organisiert	64

Quelle: EMNID I, S. 153-154

Die Validität von Vereinsstatistiken und Angaben über Mitgliedschaften ist zwar immer etwas zweifelhaft; generell kann man aber sagen, dass etwa ein Drittel der Mädchen und die Hälfte der männlichen Jugend organisiert waren, wobei bis 21-Jährige eher in Vereine und Verbände eingebunden sind als Ältere.

<sup>332</sup> EMNID III, S. 276-277.

<sup>333</sup> EMNID II, S. 130-39.

<sup>334</sup> EMNID I, S. 30, EMNID II, S. 132. Man erhält konstante Werte trotz veränderter Fragestellung. EMNID I, S. 155-157. Zur Entwicklung des Jugendvereinswesens innerhalb einer reglementierenden Jugendpolitik vgl. die Skizze bei Janssen, Jugend, S. 167-176.

<sup>335</sup> Bietau, Pütt, S. 186-199.

re. Auch abgehoben von der realen Situation zeigt sich bei der Frage, welcher Jugendgruppe man bei „völlig freier Wahl“ beitreten würde erneut, wie populär die Sportvereine waren.<sup>336</sup> Es waren also nicht die reinen Zahlen, die irritierten, sondern eher der Nachweis, dass der umfassende Anspruch von Jugendverbandsarbeit überzeichnet war, dass man den Verbänden den „Grundwiderspruch zwischen Motivationen der Teilnehmer und Intentionen der Veranstalter“, den Monopolanspruch an „Gemeinschaftsbildung“ empirisch aufgezeigt hatte.<sup>337</sup>

Viele Formen jugendlicher Gesellung werden über das Aufzählen reiner Mitgliedschaften allerdings nicht erhoben. Komplementär müssten gerade hier auch andere, qualitative Zugänge erschlossen werden, zum Beispiel wenn man nach der Sozialisation fragt, die auf der Straße, in „Szenen“ stattfindet. Dieter Baacke führte dies in der Jugendforschung der 70er/80er Jahre mit seiner Theorie der „ökologischen Zonen“ ein, indem er vier „Kreise“ zog:

- 1) Alltag, in der Regel von Familie geprägt durch enge emotionale Bindungen und direkte Kommunikation,
- 2) Nahzone, Nachbarschaft – erste Außenbeziehungen,
- 3) funktionspezifische Einrichtungen (Schule, Betrieb, Schwimmhalle etc.), diese sind zeit- und zweckbeschränkt, das Handeln folgt festen Rollenmustern,
- 4) gelegentliche Kontakte/Peripherie: Freizeit, Kaufhaus, Wohnung von Verwandten.<sup>338</sup>

Von innen nach außen werden die nach Konnexität, Intimität, Institutionalisierung, Kontrolle und Wertbesetzung unterschiedlichen „Kreise“ für den Heranwachsenden erschlossen. Wenn man Baackes Theorie der „ökologischen Zonen“ auf die 50er Jahre überträgt, könnte man im Vergleich zur Situation ab den 70er/80ern zumindest sagen, dass die erste und dritte stärker, die vierte Zone noch kaum erobert war. Die „Zonenerschließung“ vollzieht sich von innen (Familiengemeinschaft) nach außen (Freizeit, Öffentlichkeiten). Diese Erschließung, so könnte man übertragen, geht aber, je nach sozialer Prädisposition, unterschiedlich schnell vonstatten. Ausflüge in die „ökologische Peripherie“ mit ihren höheren Kommunikations- und Handlungschancen haben nicht nur mit ökonomischen Möglichkeiten zu tun (hier wären die bereits arbeitenden Jugendlichen im Vorteil), sondern auch mit Zeitbudget und den Netzwerken des gemeinsamen „Aufspürens“ (Oberschüler und Studenten), nicht zuletzt sicherlich mit der Kontrollsituation, wo ältere und v.a. männliche Jugendliche im Vorteil sind. Jugendliche Freundschaftsgruppen, die auszeichnet, dass sie geschlechts- und im Vergleich zu Kindergruppen auch sozialhomogen sind,

---

<sup>336</sup> EMNID II, S. 130.

<sup>337</sup> Faltermaier, Nachdenken, S. 15.

<sup>338</sup> Vgl. Baacke, 13-18-Jährigen, S. 48.



sind meistens männlich. Die Jugendschutzgesetzgebung jedenfalls trug in ihrer sozialräumlichen Perspektive („Orte, die geeignet sind, Jugendliche zu gefährden“) dem Eindruck Rechnung, dass von neuen Öffentlichkeiten eine latente Gefahr ausgehe.

Von soziologischen Studien zu amerikanischen Subkulturen beeinflusst, unterscheiden auch deutsche Jugendforscher fortan terminologisch zwischen den mit Kriminalität konnotierten „Banden“ bzw. „Gangs“, die aus Jugendlichen der Unterschichten bestehen, und den „Cliques“, in denen sich Jugendliche der Mittelschicht zusammenfinden.<sup>339</sup> Tendenz steigend: 59 Prozent der männlichen und 42 Prozent der weiblichen Befragten gaben schließlich 1964 an, in einem Kreis von Leuten zu sein, der sich „regelmäßig oder öfters trifft und sich zusammengehörig fühlt“.<sup>340</sup> Diese empirisch belegbare Zunahme an Gleichaltrigengruppen, wohl auch ihre emotionale Bedeutung wurden zwiespältig aufgenommen: Einerseits wurde in dem zunehmenden sozialisatorischen Einfluss von Gleichaltrigen eine Schwächung der klassischen Erziehungsinstitutionen Schule und Elternhaus befürchtet. Andere, u.a. Samuel N. Eisenstadt, betonten, dass mit den „Peers“ ein Übungsfeld entstanden sei, das für die Bewältigung des Lebens in der funktional differenzierten Gesellschaft enorm wichtig ist: Diese entstehen beim Übergang von Kindheit zur Erwachsenenwelt ja überhaupt erst in komplexen, differenzierten, arbeitsteiligen Gesellschaften. In der öffentlichen Wahrnehmung wurden und werden sie allerdings weniger im strukturfunktionalistischen Sinn als gesamtgesellschaftlich wichtige jugendkulturelle „interlinking sphere“ im Freizeitbereich gesehen, die hilft, sich von den partikularistischen Werten der Herkunftsfamilie zu lösen und allmählich die universalistischen Rollenerwartungen der Erwachsenenengesellschaft einzuüben, sondern sie werden eher als Gefahr, meist als Unruheherd ausgemacht.

Tab. 25: Informale Bindung 1953

»Wie oft gehen Sie durchschnittlich zu Freunden und Bekannten bzw. zu Verwandten am Ort?« (in %)

	Zu Freunden & Bekannten			Zu Verwandten		
	Insg.	Männl.	Weibl.	Insg.	Männl.	Weibl.
2-7 wöchentlich	41	48	32	11	11	13
Wöchentlich o. zweiwöchentlich	35	31	40	25	23	26
Alle 1-3 Monate	13	12	14	15	18	12
Überhaupt nicht	9	6	12	28	28	28
Keine Verwandten am Ort				16	14	17
K.A.	2	3	2	5	6	4

Quelle: NWDR, S. 156

<sup>339</sup> Die Diskussion über jugendliche Subkulturen kommt etwa Anfang der 60er Jahre mit der Rezeption der Arbeiten von Coleman und Salisbury auf, wird Mitte der 60er immer dominanter, wobei in Deutschland Tenbrucks Teilkultur-Thesen im Mittelpunkt stehen. Vgl. Kentler, „Subkulturen“, S. 403-412.

<sup>340</sup> EMNID IV, S. 104.

Auch in Bezug auf diese „Gesellung“ läge ein klarer Vorteil bei den bereits berufstätigen oder im Lehrlingsverhältnis stehenden Jugendlichen. Sie hatten zwar vergleichsweise weniger Freizeit, aber eine deutlich höhere Autonomie von den Eltern. Die Hälfte der Freizeit eines männlichen Lehrlings verbrachte dieser mit Freund und Peers, die andere Hälfte teilten sich Eltern und Freundin im Verhältnis 1:3. Bei einem gleichaltrigen Schüler war dieses Verhältnis genau umgekehrt zugunsten der Eltern.<sup>341</sup> So zeigt auch die erhobene „Freizeitbindung“ in der NWDR-Studie das männliche Privileg, sich häufiger in informellen meist geschlechtshomogenen Gruppen außerhalb des Elternhauses zu treffen (Tab. 25).<sup>342</sup>

Eine besonders schwer zu erkundende Form der „Gesellung“ waren und sind feste Zweierbeziehungen und sexuelle Erfahrungen, ist doch die sogenannte sexuelle Befreiung eine „Matrix“, die hinter sämtlichen Liberalisierungstendenzen der 60er/70er Jahre steht und häufig wirkmächtiger ist als alles Politische.

### 3.3.4 Liebe / Partnerschaft

„Als die kleine Jane grade 18 war, führte sie der Jim in die Dancing Bar. Doch am nächsten Tag fragte die Mama: Kind warum warst du erst heut morgen da!“ Wenn die Sängerin Manuela darauf hinweist, dass allein der Bossa Nova schuld sei, dann klingen dort Abenteuerlust und neue, aus Amerika kommende Ausgeh- und Musikstile deutlich mit – aber ebenso der drohende Konflikt mit den Eltern. 1962 gaben von der Gruppe der 16-Jährigen lediglich 3 Prozent der Mädchen und 2 Prozent der Jungen an, einen festen Freund bzw. eine feste Freundin zu haben. Vor allem jungen Mädchen waren, anders, als es viele Songtexte der Teenager-Hitparade suggerierten, enge Grenzen für Liebesbeziehungen gesetzt. So berichtete Edith Göbel 1959 nach ihrer Analyse von etwa 10.000 Schulaufsätzen, dass die größten Schwierigkeiten immer dann entstehen, wenn die Mädchen versuchen, Beziehungen zu Jungen aufzubauen, und sie konstatiert, dass etwa ein Drittel aller angegebenen Behinderungen durch die Eltern sich auf „diesen Bereich“ beziehen und etwa ein Fünftel aller befragten Mädchen sich „hinsichtlich des Kontaktes mit dem anderen Geschlecht von verständnislosen Erwachsenen alleingelassen“ oder sogar zu Unrecht behindert fühlt.<sup>343</sup> Vom zukünftigen Partner erwarteten die Jugendlichen 1953 ganz konventionelle Eigenschaften und Fähigkeiten – aufschlussreich dabei: die unterschiedliche Kategorisierung bei den frei gegebenen Antworten.

---

<sup>341</sup> Rosenmayr/Köckeis/Kreuz, Interessen, S. XLVII.

<sup>342</sup> NWDR, S. 153-155.

<sup>343</sup> Göbel, Mädchen, S. 361.

Tab. 26: Vorstellungen über den Ehepartner 1953

»Welche Eigenschaften oder Fähigkeiten vor allem soll die Frau/der Mann, die/den Sie einmal heiraten, haben?« (in %)

Antworten	Ledige männl. Jugendliche
1. gute Hausfrau	38
2. gut, lieb, gute Kameradin	16
3. äußere Erscheinung	14
4. Fleiß	14
5. Treue	12
6. sparsam (...)	10
(...)	
19. Liebe	1
Antworten	Ledige weibl. Jugendliche
1. Können, Leistung, Fleiß	34
2. Treue	24
3. gut, lieb, treuer Kamerad	22
4. guter Charakter	20
5. äußere Erscheinung	13
6. solide, sparsam	11
(...)	
15. Liebe	3

Quelle: EMNID I, S. 328-333

Andere verstreute Ergebnisse im Zeitraum bis 1964 bestätigen diesen Befund. So lässt sich auch nicht sagen, dass, wie man vielleicht vermuten könnte, bestimmte Altersgruppen traditionellen Rollenbildern eher zusprachen als andere. Auch ist dies kein Phänomen einer ländlichen Gesellschaft. Untersuchungen am Beispiel Hamburgs bestätigen die konservativen Erwartungen an den potenziellen Partner bzw. die Partnerin.<sup>344</sup> Ein besonders interessantes Detail ist die Frage nach der Berufstätigkeit der Frau. In den Umfragen wurde berufliche Tüchtigkeit nur dann von der zukünftigen Partnerin erwartet, wenn es sich um das Umfeld der Landwirte, selbstständige Handwerker und kleine Geschäftsleute handelte. Die beruflich aktive Ehefrau wurde demnach von den meisten jungen Männern und Frauen gleichermaßen als Ausnahme gesehen, befristet vor allem auf die erste kinderlose Phase der Ehe mit der Funktion des „Hinzuverdienens“.<sup>345</sup> Und dies entsprach auch dem von der offiziellen Familienpolitik propagierten Modell der Versorgerehe. Immerhin fand mehr als die Hälfte der 23-jährigen Hamburger, dass beide Ehepartner in der „Familie bestimmen“ sollten, ein Drittel wies dem Mann die entscheidende Rolle zu (Tab. 27). Auf die Nachfrage allerdings, wer den Ausschlag geben soll, falls sich beide nicht einigen können, kehren sich diese Zahlen um.<sup>346</sup> Damit lagen die Befürworter

<sup>344</sup> Pfeil, S. 76.

<sup>345</sup> Pfeil, S. 87-88.

<sup>346</sup> Pfeil, S. 78-79.

von Gleichberechtigung leicht über den Werten ähnlicher Untersuchungen bei der erwachsenen Bevölkerung.<sup>347</sup>

Tab. 27: Befürwortete Entscheidungsstrukturen bei Familienentscheidungen 1964

Der bestimmende Teil in der Familie soll sein:	Spontanangaben »Wer soll in der Familie bestimmen?« (in %)	Nachfrage: »Aber wenn man sich nicht einigen kann, wer soll dann den Ausschlag geben?« (in %)
Beide	54	32
Der Mann	32	54
Je nach Gebieten	10	10
Die Frau	2	2
Andere Antworten	2	2
	100	100

Quelle: Pfeil, S. 78-79

Bei den früh Verheirateten ist die Tendenz deutlich: Zwischen Kennenlernen und Heiraten lagen im Durchschnitt drei Jahre. Die mit 23 Jahren Verheirateten kannten ihre Partner bereits, seit sie 18 oder 19 (Männer) beziehungsweise seit sie 16 oder 17 (Frauen) waren. Auf Nachfrage ergab sich, dass der Termin der Eheschließung insbesondere abhängig ist vom Beruf (Mindesteinkommen und Dauerstellung) und stark im Zusammenhang mit dem Ziel steht, eine Wohnung zu bekommen (38 Prozent).<sup>348</sup>

Die Intimsphäre bleibt meist das am schwersten zugängliche Terrain der Umfrageforschung: Die wenigen Zahlen zum Sexualverhalten und sexuellen Einstellungen ergeben ein facettenreiches, doch fast widersprüchliches Bild. Helmut Schelsky stellte schon bei der Jugend der 50er Jahre einen „Abbau an Schamkonventionen“ fest.<sup>349</sup> Retrospektiv glaubte Fuchs in den 80er Jahren rekonstruieren zu können, dass die Jugend der 50er Jahre im Allgemeinen nach Schulzeit und Berufsausbildung mit ca. 18 Jahren die ersten sexuellen Erfahrungen gesammelt hatte.<sup>350</sup> Und frühe Umfragen zeigen überraschende Ergebnisse zu sexuellem Verhalten und Vorstellungen. Ludwig von Friedeburgs Erhebung von 1949 deutete immerhin an, dass sich öffentliche Moral und private Praxis möglicherweise stark widersprachen. Demnach hatten 89 Prozent der männlichen und 69 Prozent der weiblichen Befragten vorehelichen Geschlechtsverkehr.<sup>351</sup> Auf die Frage „Halten Sie intime Beziehungen zwischen unverheirateten Menschen für notwendig, zulässig oder verwerflich?“ antworteten mit „verwerflich“ 41 Prozent der Über-65-Jährigen und lediglich 6 Pro-

<sup>347</sup> Kmiecik, Wertstrukturen, Tab. X, 16a (Allensbach-Umfrage von 1954).

<sup>348</sup> Pfeil, S. 73.

<sup>349</sup> Schelsky, Soziologie, S. 111.

<sup>350</sup> Fischer/Stein, Tabellenteil, S. 169-170.

<sup>351</sup> Von Friedeburg, Umfrage, S. 89.

zent der Twens.<sup>352</sup> Ein Bruch vielleicht nicht unbedingt im Sexualverhalten, aber doch in der der öffentlichen Behandlung dieses Themas muss sehr schnell Anfang der 50er Jahre eingesetzt haben.<sup>353</sup> Eine Facette des trotz anderer Fragestellung fast widersprüchlichen Bildes zeigte sich aber bereits in der Darmstadt-Studie von 1950. Dort billigten 52 Prozent der Stadtbewohner und 62 Prozent der Bewohner des ländlichen Umlands „das freie Zusammenleben von Mann und Frau“ „überhaupt nicht“ und 34 Prozent (Stadt) sowie 28 Prozent (Land) „unter besonderen Umständen“. Ein schwer einzuordnendes Ergebnis, das wohl auf der Schwelle steht zwischen der Freizügigkeit der in Bewegung geratenen Verhältnisse in der unmittelbaren Nachkriegszeit und der „schrittweise Wiederherstellung einer domestizierten Heterosexualität“, wie sie häufig als für die 50er Jahre als typisch beschrieben worden ist.<sup>354</sup> Ein Fund aus der DIVO-Studie von 1962 unterstreicht die Doppelbödigkeit von Antworten auf diesem Gebiet – und die Schwierigkeiten, diese zu dechiffrieren. So wurde als eigene Meinung zum vorehelichen Sex zurückhaltender geantwortet (1/3 pro), als man dies in der Einstellung der eigenen Freunde zu diesem Thema vermutete (1/2 pro).<sup>355</sup>

Gleichzeitig galten für Jungen und Mädchen immer höchst unterschiedliche Normen, nicht nur, was die Akzeptanz sexueller Erfahrungen vor der Ehe betrifft. Für das Benimmbuch „Das Einmaleins des guten Tons“, ein Bestseller in Millionenaufgabe, galt als sicher, dass der „anständige und ritterliche Mann“ vor dem zurückhaltenden Mädchen mehr Achtung hat als vor dem leicht zu erobernden, das ja „so oder so dafür bezahlen muß, wenn einmal die letzte Schranke gefallen ist“.<sup>356</sup> Dies ist Teil des Klimas, in dem diskutiert wurde und das sich phasenweise auch in der Gesetzgebung niederschlug. Auf den „Schmutz- und Schundparagraf“ und die Sexualerziehung wurde bereits hingewiesen. Der sogenannte „Kuppeleiparagraf“ (§180 StGB) basierte auf verschiedenen Vorläufern aus Kaiserreich, Weimar und Nationalsozialismus – hinzu kam aber nun die Haftung der Eltern. Auf den teuren und teilweise lebensgefährlichen Schwangerschaftsabbruch standen fünf Jahre Gefängnis. Angst vor ungewollter Schwangerschaft, Unkenntnis in Aufklärungsfragen, Gerüchte über die negativen Folgen von Selbstbefriedigung – die Untersuchungen auf diesem Gebiet, zumal in der Oral History, sind zahlreich. Empfängnisverhütung war tabuisiert und – mit Ausnahme der Kalendermethode – kirchlich untersagt. Die Pille kam zwar 1961 in Westdeutschland auf den Markt, eine Verschreibung für nicht verheiratete Frauen war aber nicht vorge-

---

<sup>352</sup> Friedeburg, Umfrage, Tab. 27; Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 589.

<sup>353</sup> Baumert, Familien, S. 176-177. Vgl. Niehuss, Familie, S. 313.

<sup>354</sup> Herzog, Politisierung S. 111.

<sup>355</sup> DIVO 1962, v153, v186. Bei den eigenen Eltern wird von jugendlicher Seite übrigens eine nur 10-prozentige Zustimmung zu vorehelichem Sex vermutet, v178.

<sup>356</sup> Oheim, Einmaleins, S. 124-125.

sehen, Abtreibungen keine Seltenheit. Diese nahmen die jungen Frauen entweder selbst oder mit Hilfe von „Abtreibungsärzten“ vor, die den Abbruch illegal durchführten. Allein 1959 wurden 5.400 Personen deswegen verurteilt.<sup>357</sup> Man schätzt, dass in der Bundesrepublik in den 50ern jährlich ungefähr 500.000 bis eine Millionen Abtreibungen vorgenommen wurden und die Zahl zu Beginn der 60er Jahre noch weiter anstieg, sodass auf eine Geburt jeweils eine illegale Abtreibung kam. Das gesundheitliche Risiko war zu dieser Zeit immer noch enorm hoch: Vermutlich starben jedes Jahr durchschnittlich 10.000 Frauen an den Folgen eines solchen „Eingriffs“.<sup>358</sup> Die Einführung der Pille markiert noch nicht unmittelbar den Wendepunkt für das Sexualverhalten der jungen Westdeutschen, sondern erst die massenweise Verschreibung an Frauen ab dem Ende der 60er Jahre. In der gleichen Zeit nahm die „Aufklärungswelle“ ihren Anfang und die Diskussionen um die Liberalisierung des Abtreibungsparagrafen 218 erst so richtig an Fahrt auf.

Dank Oral History gibt es daneben zahlreiche Hinweise auf deutliche Bruchstellen zwischen den Vorgaben der „Öffentlichen Meinung“ und dem, diese teilweise reproduzierenden Antwortverhalten in Umfragen auf der einen und der tatsächlichen Praxis, hier: dem Sexualverhalten und den moralischen Vorstellungen, auf der anderen Seite. Doch waren Gelegenheiten und Räume zu vorehelichen Sex überhaupt äußerst begrenzt. Im Diskurs um Jugend und Amerikanisierung wurde das „amerikanische Petting“ (Schelsky) zu einem Thema, das für eine Gesamthaltung der Jugendlichen stand. Das Phänomen sei zu erklären als „Kompromiß zwischen grundsätzlicher sexueller Genußsucht, habitueller Risikoablehnung und der Rücksicht auf die nur als äußerliche Konventionen empfundenen moralischen Ansprüche der Gesellschaft“, das Motto „Genuss ohne Reue“ sei typisch für die skeptische Generation.<sup>359</sup> Dass sexuelles Verhalten auch schichtenabhängig war, bewies u.a. der aufsehenerregende Kinsey-Report für die USA. Für Deutschland gab es in dieser Zeit nichts Vergleichbares. Lediglich Heinz Hungers populäre Studie „Das Sexualwissen der Jugend“ von 1954 schien einen relativ unaufgeklärten Kenntnisstand über sexuelle Themen bei den Jugendlichen bewiesen zu haben. Aus sexualpädagogischen Gründen hielt der Autor dies sogar für begrüßenswert: Ein Sexualwissen der Jugend sei grundsätzlich unerwünscht, ja unnötig und „nicht ungefährlich“, denn „je weniger die Jugend vom Sexuellen im eigentlichen Sinne weiß, davon bewegt und umgetrieben wird, desto besser für sie und uns als Erzieher.“<sup>360</sup> Durchaus eine vernehmbare Stimme im Diskurs, ist die Befragung von immerhin 1.000 14-18-Jährigen empirisch nahezu wertlos. Die Hoffnung, es den Amerikanern auf dem schwierigen Feld der Umfragen in der Intimsphäre

---

<sup>357</sup> Delille/Grohn, Blick, S. 123.

<sup>358</sup> Herzog, Coitus, S. 269.

<sup>359</sup> Schelsky, Soziologie, S. 122.

<sup>360</sup> Hunger, Sexualwissen, S. 23.

gleichzutun, scheitert an an sprachlicher Umständlichkeit der Art „Mit welchem Organ bringt der Mann seine Fortpflanzungszellen in den mütterlichen Schoß?“ Zu weiten Teilen sind diese und ähnliche Studien am ehesten der Jugendschutz-Literatur zuzuordnen, als Pamphlete für Zentralisierung und Monopolisierung kirchlich-schulischer Sexualerziehung. Die Frage „Wie nennt man die Vereinigung von Mann und Frau zur Weckung neuen Lebens?“ wurde vorwiegend mit „Ehe“ beantwortet. Immerhin: Eine mangelhafte Aufklärung wird in zahlreichen Zeitzeugeninterviews bestätigt und beklagt. Dabei sind die Jungen offenkundig noch weniger aufgeklärt worden als die Mädchen: 32 Prozent der männlichen und 42 Prozent der weiblichen 23-Jährigen bestätigten 1964, aufgeklärt worden zu sein – und dies ist bei den Mädchen eindeutig abhängig von der sozialen Herkunft (Tab. 28).

Tab. 28: „Aufklärungsquote“ Jahrgang 1941  
Aufgeklärt worden von ... (23-Jährige in Hamburg 1964 nach Vaterberuf)

	Töchter		Söhne	
	von niemandem	von Vater, Mutter o. beiden	von niemandem	von Vater, Mutter o. beiden
Akademiker	13	71	43	28
Gehobene, leitende Angestellte	17	57	30	37
Mittlere /kleine Beamte	29	40	20	39
Angestellte Handwerker;Facharbeiter	33	38	33	33
Selbst. Landwirte, Handwerker, Kaufleute.etc.	30	37	49	23
Sonstige Angestellte	26	36	30	37
An- und ungelernete Arbeiter	48	29	38	32

Quelle: Pfeil, S. 158

Jeder Zweite fand laut derselben Umfrage übrigens Geschlechtsverkehr vor der Ehe dann für gerechtfertigt, wenn man den Partner heiraten will. Demnach konnten sich 81 Prozent der Frauen und 49 Prozent der Männer keinen Sex mit einem Partner vorstellen, den man nicht liebt.<sup>361</sup> Ein knappes Drittel hielt es für richtig, damit bis zur Ehe zu warten und immerhin 16 Prozent (männlich 24, weiblich 7) hielten Sex vor der Ehe auch dann für gerechtfertigt, wenn keine Dauerbeziehung beabsichtigt ist.

Die Variante „Würden es Ihre Altersgenossen in Ihrem Kreis für selbstverständlich halten, daß...“ ergab dann eine deutlichere Zustimmung zu vorehelichem Geschlechtsverkehr auch ohne spätere Heirat oder Dauerbeziehung: weiblich zu 13, männlich zu 38 Prozent. Ledige gaben sich freizügiger als bereits Verheiratete, und eine höhere Schulbildung bedeutete gleichzeitig auch

<sup>361</sup> Von Friedeburg, Umfrage, S. 78.

eine grundsätzlich liberalere Einstellung gegenüber vorehelichem Sexualverhalten.<sup>362</sup> Das wichtigste Ergebnis aber ist: Abstinenz wurde bei den Altersgenossen in der Regel eher nicht vermutet. Bemerkenswert ist deshalb die Allgemein-diagnose, wie sie Schelsky in der „Soziologie der Sexualität“ als „Konsumhaltung im Geschlechtlichen“ aufgeworfen hatte:

„Genuß ohne Reue“, dieser Werbeslogan einer Filterzigarettenfabrik (...) kennzeichnet ohne Zweifel ebenso das allgemeine Wunschbild und weitgehend auch die Praxis des sexuellen Verkehrs in der modernen westlichen Zivilisation. Die Forderung auf Risikolosigkeit und der pure Genußstandpunkt des Verhaltens setzen sich dabei gegenseitig voraus.<sup>363</sup>

Die Indizien deuten zumindest darauf hin, dass hier ein eigener jugendlicher Moralkodex in Entwicklung war, zeitgleich mit sexualfeindlichen Kampagnen engagierter Jugendschützer und einem fast kollektiven Beschweigen von sexuellen Themen bei der Eltern- und der Degradierung des Geschlechtlichen als „Primitivpubertät“ und Bedenken wegen Akzeleration in Teilen der pädagogisch-entwicklungspsychologischen Jugendforschung – ein „Gemisch von moralischer Entrüstung, gutgemeinter Besorgtheit und kultureller Unsicherheit“.<sup>364</sup> Gleichwohl liegen auch auf diesem Gebiet genügend Hinweise auf das „Differenzgeflecht Jugend“<sup>365</sup> vor, das erst inmitten eines „konjunktiven Erfahrungsraums“ im mehrdimensionalen Zusammenspiel von Kategorien wie Milieu, Geschlecht und Alter seine Bedeutung entfaltet.<sup>366</sup> Wenn zu Beginn der Untersuchung in Übereinstimmung mit den meisten Befunden historischer Jugendforschung vermutet wurde, dass als zentrale Kategorien der Unterscheidung Gender, Bildung bzw. soziale Herkunft eine Rolle spielen und dass darüber hinaus altersbinnendifferenzierte Aufschlüsselungen heterogenes Jugendleben nachweisen können, dann wurde dies im bisherigen Verlauf grundsätzlich bestätigt. Dennoch soll dies im Folgenden noch einmal an exemplarischen Determinanten diskutiert werden.

### 3.3.5 Heterogenitäten:

#### *Soziale Disposition, Bildungshintergrund, Geschlecht*

Es ist zwar offensichtlich, dass die faktische sozioökonomische Position ebenso wie der feste Rahmen der in der späteren Forschung herausgearbeiteten sozial-moralischen Milieus zu dieser Zeit schon nicht mehr umfassend sämtliche Lebensumstände bestimmten. Eine umfragebasierte Retrospektion erhärtet aber die Vermutung, dass die soziale Disposition nach wie vor die Einstellungen und Verhaltensweisen der Jugendlichen in einem sehr starken Maße determi-

---

<sup>362</sup> Pfeil, S. 162-163; S. 165-167.

<sup>363</sup> Schelsky, Soziologie, S. 121; Blücher, Generation, S. 152-153; S. 399.

<sup>364</sup> Abels, Jugend, S. 149.

<sup>365</sup> Wimmer, Fremdheit, S. 81-113.

<sup>366</sup> Bohnsack/Schäffer, Generation; S. 255.



nierte. Und dies ganz entgegen der zeitgenössischen These eines Verschwindens sozial determinierter Jugendtypen, wie Schelsky dies exemplarisch am Arbeiterjugendlichen zu zeigen versucht hatte:

In einer Gesellschaft, die immer schichten-unspezifischer und generationsundifferenzierter wird, verliert der Begriff der Arbeiterjugend zunehmend an sozialer Realität. Wenn man heute noch festere Vorstellungen mit dem Begriff ‚Arbeiterjugend‘ verbindet, so liegt das an einer ideologie- und theoriebelasteten Erinnerung.<sup>367</sup>

Nun sollte also der von seinen Bindungen sich loslösende Arbeiterjugendliche – der fern von so etwas wie „Kulturpubertät“ steht – die „strukturleitende und verhaltensbildende“ Figur dieser Jugendgeneration sein.<sup>368</sup> Rein empirisch scheint die Erklärung dafür einfach zu sein; Schüler und Studenten sind in den Umfragestudien eine absolute Minderheit, die überwältigende Mehrheit stellt die Lehr- und Berufsjugend. Und so erscheint es logisch, dass in dem Moment, in dem das öffentliche Jugendbild vom bürgerlichen Bildungsideal entkoppelt wird, andere Merkmale, z.B. kommerzialisierte Lebenswelten, an Bedeutung gewinnen, dass, bleibt man bei einer solchen klassischen Zweiteilung, die sogenannte „Primitivpubertät“ aufgrund von Kommerzialisierung dominant werden kann. Wie Josef Mooser später gezeigt hat, waren es die Arbeiter, die in ihrer subjektiven Wahrnehmung von „Aufstieg“ den größten Sprung machten, der Aspekt des Abschieds von der Proletarität schwang aber schon in Schelskys Analysen mit. Die durch Bildung erworbenen Distinktionspotenziale, verbunden mit studentischen Freiräumen, einer „pädagogischen Provinz“ zum Experimentieren und produktivem Stil-Setzen sind nicht konkurrenzlos. Wenn es nun auf einen Habitus ankommt, bei dem das Ensemble an jugendlichen Accessoires eingekauft werden kann, dann sind all diejenigen dabei, die konsumieren können – und das sind an erster Stelle die jungen Facharbeiter, die dies sicherlich auch mit weniger schlechtem Gewissen tun konnten als ihre bildungsbürgerlich geprägten Altersgenossen. Für Disziplinierungsstrategien sind neue materielle Freiheiten gleichzeitig fatal, so wie es der weitverbreitete Ausspruch, den jungen Leuten gehe „es wohl zu gut“, ausdrückt. Dabei ist auch bekannt, wie unterschiedlich sich die Verdienstmöglichkeiten je nach Region gestalteten. Teile der jungen Arbeiterschaft in bestimmten Branchen und bestimmten Boomregionen – wie im Bergbau und in der Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets – konnten sich mit höherem Verdienst einen expressiveren Freizeitstil leisten. Die altersunabhängige Entlohnung der Arbeiter führte dazu, dass viele junge männliche Arbeiter wesentlich mehr verdienen konnten als gleichaltrige junge Angestellte. Jedoch ist die apostrophierte Leitbildfunktion der Arbeiterjugendlichen zumindest, was die Politisierungstendenzen betrifft, von kurzer Dauer, sind es doch die Studenten/Schüler, die im weiteren Verlauf

---

<sup>367</sup> Schelsky, Arbeiterjugend, S. 11.

<sup>368</sup> Schelsky, Generation, S. 8.

die Agenda bestimmen. Der Zugang zu höherer Bildung blieb weiterhin begrenzt, nur durchschnittlich 4 Prozent der Arbeiterkinder machten in den 50er Jahren Abitur. Andererseits weisen Kohortenanalysen den sinkenden Einfluss sozialer Herkunft auf Bildungschancen und Sozialstatus nach – die Scheidelinie liegt bei den etwa 1940 Geborenen.<sup>369</sup>

Der Wandel des Arbeiterbewusstseins war ein viel diskutiertes Thema der Zeit, ein wichtiger Baustein der Nivellierungsthese und ein Motiv, das stark am Jugendverhalten festgemacht wurde. Schelsky und sein Mitarbeiterteam machten sich im Rahmen des vom DGB geförderten Projekts zur Arbeiterjugend Mitte der 50er an einen Vergleich mit Daten aus den 20er Jahren. Dabei entwickelten sie die These, dass bei der Jugend wie auch beim Arbeiter keine „strukturell bündige soziale und menschliche Daseinsform“ mehr erkennbar sei.<sup>370</sup> Wurzbachers und Jaides Untersuchung „Die junge Arbeiterin“, initiiert vom Reichsverband Evangelischer Weiblicher Jugend und finanziert aus Mitteln des Bundesjugendplans, bestätigte die Entwurzelungsthese. Ein Faktor für das als unzureichend charakterisierte Hineinwachsen der Jugend in den öffentlichen Interessenbereich sei die „egozentrisch kalkulierende Einstellung“, die durch den „Individualisierungsprozess in einer Gesellschaft höchster beruflicher Leistungsanreize gezüchtet wird“.<sup>371</sup> Diese großen Studien prägten einen signifikanten Wandel in der Perception lohnabhängiger Jugend, die sich als neues (vorbildhaftes) Jugendkonzept überhaupt erst „legitimiert“ – ein Konzept, das so wenig zu tun hatte mit traditionellen hegemonialen Vorstellungen vom Bildungsmoratorium in lebensweltlicher Askese, weil es dezidiert und z.T. provokativ kommerziell war. Zu vermuten wäre aber ein ideologischer Bias solcher Spezialumfragen. Auf den ersten Blick erscheint die Bereitschaft, sich zur Arbeiterschaft zu bekennen, tatsächlich gering. So bejahten 1954 bei einer Erhebung an einer Hamburger Berufsschule lediglich 28 Prozent der männlichen und 45 Prozent der weiblichen gewerblichen Lehrlinge die Frage: „Sind Sie ein Arbeiter?“ Plausibel erscheint, dass man sich, solange noch in der Lehre befindlich, noch nicht zugehörig fühlte, zumal eine abgeschlossene Lehre Anfang der 50er noch keineswegs eine Arbeitsstelle garantierte.<sup>372</sup> Ein deutlicher Wechsel vollzog sich immerhin in der familiären Autoritätsstruktur, die eigene Berufs- und Lebensplanung wurde zunehmend in die Verantwortung der Jugendlichen selbst gestellt. Das Postulat der freien Berufswahl (oder wenn man möchte: der Zwang zur individuellen Lebensplanung) fand Eingang in die Fragebögen und wurde unter der Rubrik „Berufsfindung und Zufriedenheit mit dem Beruf“ ein wichtiges Thema auch bei qualitativen Studien.<sup>373</sup>

---

<sup>369</sup> Vgl. Bloßfeld, *Bildungsverläufe*, S. 259-302.

<sup>370</sup> Schelsky, *Arbeiterjugend*, S. 10.

<sup>371</sup> Vgl. Wurzbacher, *Arbeiterin*.

<sup>372</sup> Vgl. auch Mooser, *Arbeiterleben*, S. 214-223.

<sup>373</sup> Scharmann, *Konsumverhalten*, S. 306-307; Grosse-Hartlage, *Zwanzigjährige*, S. 250-284.

Zu erwähnen sei an dieser Stelle außerdem noch einmal die nach wie vor sehr endogame Partnerwahl, d.h. entgegen anderslautender Diagnosen schienen Eheschließungen außerhalb der eigenen sozialen Schicht eher die Ausnahme gewesen zu sein.<sup>374</sup> Die Heiratskreise erweisen sich in den 50er Jahren als noch weitaus geschlossener als heute, soziale Klassen sind nach Wehler eben doch auch „emotionale Klassen“, die über das Konnubium soziale Ungleichheit und Prestigehierarchien reproduzieren. Zeitnah als besonders stark wahrgenommen wurde der Trend, dass Einheimische und Vertriebene untereinander heirateten. So hatten bis 1954 bereits sechzig Prozent der Vertriebenen Einheimische geheiratet.<sup>375</sup> Die konfessionelle Gebundenheit bei der Partnerwahl ist ebenfalls immer noch offenkundig („Könnten Sie sich vorstellen, eine Protestantin zu heiraten?“), wenngleich im Trend von abnehmender Bedeutung. Waren 1911 nur 10 Prozent der Ehen konfessionell gemischt und 1935 noch 15 Prozent, machten diese 1955 bereits ein Viertel aus. Schon wenige Jahre später ist Interkonfessionalität kein Thema mehr in den Umfragen.

Und doch lassen sich auf dem weiten Feld von Freizeit und Kultur die deutlichsten Unterschiede finden, nicht nur, aber besonders offensichtlich, was die Musikpräferenzen betrifft. Die Aufteilung nach Bildungsabschluss weist ebenfalls auf eine Reproduktion von Ungleichheit im Bereich kultureller Distinktion hin: Volksschüler bevorzugten eher „leichte Musik“ und „bunte Sendungen“, Jugendliche mit Abitur bzw. Hochschulabschluss hörten gerne „ernste Musik“ und „politische und kulturelle Wortsendungen“. Und entsprechend verhält es sich bei den 4 Prozent „Kulturinteressierten“, also diejenigen, die 1953 den Punkt „Besuch kultureller Veranstaltungen“ als Freizeitinteresse angaben, wobei zunächst einmal ganz klassisch an Theater und Konzerte gedacht werden kann. Unklar muss dabei leider bleiben, wie weit der jugendliche Kulturbegriff ging, ob er den Besuch von „Bunten Abenden“ oder Jazzkonzerten mit einschloss. Der Zusammenhang mit dem Bildungsgrad ist unübersehbar, besonders deutlich in der starken Überrepräsentation der Hochschüler. Aufgrund des Antwortverhaltens lässt sich aber nicht behaupten, dass die Volksschüler nicht am kulturellen Leben partizipiert hätten. Von den 4 Prozent, die kulturelle Veranstaltungen als Freizeitbeschäftigung angegeben hatten, befinden sich zu gut einem Drittel Jugendliche mit Volksschulbildung, zu einem weiteren Drittel Mittelschüler.<sup>376</sup> Doch auch hier ist ein teilweise statusbedingt vorgegebenes Kulturinteresse anzunehmen. Wenn man nämlich konkret nach einem Theaterbesuch im letzten Jahr fragt und die Antworten nach Vaterberuf und Schulbildung aufschlüsselt, wird der Zusammenhang offensichtlicher. Zu beachten ist die starke Abstinenz von Jugendlichen, die aus dem Bauern- und Arbeitermilieu stammen (Tab. 29).

---

<sup>374</sup> Zusammenfassend: Niehuss, Familie, S. 303-304.

<sup>375</sup> Vgl. Wehler, Emotionen, S. 251-264; Jones, Soziologie, S. 256.

<sup>376</sup> Blücher, Freizeit, S. 65.

Tab. 29: Theatergänger 1953

»Hatten Sie im Laufe des letzten Jahres Gelegenheit, ins Theater zu gehen?« (in %)

	Ja	Nein	K.A.
<b>Beruf des Vaters</b>			
Arbeiter	28	71	1
Angestellter	57	43	-
Beamter	67	33	-
Selbst. u. freie Berufe	58	40	2
Landwirte	34	65	1
Landarbeiter	20	80	-
Rentner, Pensionäre, Invaliden	35	65	-
<b>Schulbildung</b>			
Volksschule	37	62	1
Mittelschule	66	34	-
Oberschule/Abitur	79	20	1

Quelle: EMNID I, S. 257

Verständlicherweise ist diese Freizeittätigkeit nicht nur eine Frage der Bildung, sondern auch eine der Angebote. So war jeder zweite Kulturinteressierte ein Großstädter, bei einem großstädtischen Anteil der Bevölkerung von sonst nur 38 Prozent. In Wohnorten bis zu 2.000 Einwohnern hingegen war fast die Hälfte noch nie im Theater gewesen und hatte zu zwei Dritteln noch überhaupt keine „musikalische Veranstaltung“ besucht.<sup>377</sup> „Bildung und Stadt“ beschreibt die Situation der Studierenden recht gut, und tatsächlich gab ein Drittel der Studenten 1960 an, im Verlaufe des letzten halben Jahres ein- oder zweimal in Oper oder Theater gewesen zu sein, 45 Prozent waren dort noch häufiger.<sup>378</sup> Das etwas höhere Kulturinteresse bzw. die Kulturbeflissenheit der Mädchen und jungen Frauen, die Persistenz der Bildungsprägung wird auch am Beispiel der Abendbeschäftigungen der 23-Jährigen Hamburgs 1964 deutlich (Tab. 30).

Tab. 30: Abendbeschäftigungen 1964

Abendliche Beschäftigungen nach Schulbildung (23-Jährige Hamburger, %)

	Volksschule	Mittl. Reife	Abitur
Lektüre	33	38	48
Basteln, Handarbeit, Hausarbeit	23	13	4
Berufl. Arbeit, Weiterbildung	18	13	51
Musik aktiv	4	7	14
Fernsehen und Radio	27	14	7
„Zu Hause sein“	19	14	7
Unterhaltung, Geselligkeit	36	34	35
Sport, Spaziergang, Tanz	16	15	7
Insg. (Mehrfachnennungen mgl.)	176	174	178

Quelle: Pfeil, S. 121

<sup>377</sup> Als Großstadt gelten sowohl in der EMNID- als auch in der NWDR-Erhebung wie in der Amtlichen Statistik üblich, Städte mit mindestens 100.000 Einwohnern. EMNID II, S. 299.

<sup>378</sup> Stifterrat, Bild, S. 29.

Aus den Untersuchungen unter Federführung von Wollenweber/Planck lassen sich einige komplementäre Einblicke zum Leben der Landjugend finden. „Landjugend“ wird in den von DIVO durchgeführten Umfragen von 1955 und 1968 definiert als die Gruppe der 17-28-Jährigen, die in Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern leben. Eine altersmäßig vergleichsweise weite Definition, bedenkt man zum Beispiel, dass 25 Prozent (1953) bzw. 40 Prozent (1968) von den so Befragten bereits verheiratet waren – und der Ehestatus zweifellos damals der wichtigste war, um in der Gesellschaft als erwachsen akzeptiert zu werden. Zum Vergleich: Auch in der Befragtengruppe von EM-NID sind immerhin schon 7 Prozent verheiratet. Die Motivation, sich überhaupt empirisch mit Verhaltensweisen und Einstellungen der Landjugend zu beschäftigen, lag in der Wahrnehmung eines fulminanten sozialen Wandels begründet: dem historisch schnellen Schrumpfen des primären Sektors und den damit verbundenen Strukturveränderungen auf dem Land, dazu der Wandel der landwirtschaftlichen Arbeits- und Lebensverhältnisse durch Mechanisierung. Aber darüber hinaus wurden auch die ungleich größeren Herausforderungen gesehen, denen sich ländliche Gegenden angesichts der Flüchtlingsströme nach 1945 gegenübersehen, was den Soziologen Ludwig Neundörfer dazu veranlasste, bereits 1948 von einer „Revolution des Dorfes“ zu sprechen.<sup>379</sup> Und auch hier standen die Fragen im Zentrum, ob die Jugend – die auf dem Land einen ursprünglich höheren Anteil an der Gesamtbevölkerung stellte als in der Stadt – den Wandlungsprozessen und neuen Anforderungen (nach Planck: dem Leistungs-, Entscheidungs-, Kooperations- und Mobilitätswang) genügend angepasst ist. Darüber hinaus hatte der Fokus auf die Landjugend auch eine seismografische Komponente für die Gesamtgesellschaft, denn:

Jugend reagiert auf Neues rascher als andere Lebensalter. Sie nimmt regeren und engagierteren Anteil an laufenden Entwicklungen und steht dem Fortschritt unbefangener gegenüber. An der Jugend (...) müssten wir die Fragwürdigkeit der eigenen Errungenschaften und die Grenzen der Wirksamkeit eigenen Wertens und Planens erkennen.<sup>380</sup>

Da traditionelle Formen des dörflichen, besonders kirchenzentrierten Brauchtums zunächst durch NS-Kulturpolitik und dann durch die hinzukommende Teilgesellschaft der Flüchtlinge und auch durch neue Ansätze durch die Militärregierungen im Fluss waren, mussten neue jugendliche Ausdrucksformen auf dem Land umso mehr als besonders kontrastreich zur Tradition empfunden werden. Berichte von Kommunalpolitikern und Kirchenfunktionären über „Verwahrlosung“ im Allgemeinen und „Tanzwut“ im Besonderen sind schon unmittelbar nach 1945 außerordentlich zahlreich.<sup>381</sup>

---

<sup>379</sup> Vgl. Erker, Revolution, S. 367.

<sup>380</sup> Planck, Landjugend, S. 13-14.

<sup>381</sup> Vgl. Erker, Revolution, S. 407-409.

Die Arbeitszeiten der Landjugend überstiegen diejenigen der anderen arbeitstätigen Jugendlichen noch deutlich. Man kann für sogenannte „Familienarbeitskräfte“ in der Landwirtschaft von einem 14-Stunden-Tag ausgehen, „Fremdarbeitskräfte“ hatten etwa eine halbe Stunde früher frei.<sup>382</sup> Dominant standen Hofübernahme bzw. Hauswirtschaftsschule auf dem Programm, freie Berufswahl war eher selten – und dies war nicht auf das landwirtschaftliche Milieu beschränkt, sondern ein Dorfphänomen insgesamt. Auch bei den Kindern von selbstständigen Gewerbetreibenden, Angestellten und v.a. von Arbeitern gab es hohe Anteile unerfüllter Berufswünsche. Waren die Gründe dafür 1953 noch eher externer Art, nämlich der Lehrstellen- und Arbeitsplatzmangel, so sind es 13 Jahre später immer noch „fehlende Erlaubnis der Eltern“ und „Unabkömmlichkeit im Elternhaus“.<sup>383</sup>

Auch auf dem Land wuchs die Ressource Freizeit zwischen den zwei Erhebungszeitpunkten 1955 und 1968 an. Dennoch stieg von 1955 bis 1968 auch der Anteil derer, die mit dem Umfang an Freizeit unzufrieden waren, von 31 auf 41 Prozent. Dies sind in erster Linie die in der Landwirtschaft Beschäftigten, die Hausfrauen und Schüler.<sup>384</sup>

Tab. 31: Abendliche Beschäftigungen Landjugend  
„Landjugend“ – Abendliche Beschäftigungen 1955 und 1968, in %

	1955	1968
Arbeiten	30	15
Lernen	2	2
Lesen	19	10
Fernsehen	-	32
Radiohören	10	2
Ausruhen, Schlafen	9	5
Besuche machen/empfangen	7	9
Gasthaus besuchen	6	6
Unterhalten, Spielen	5	5
Kino/Theater besuchen	4	1
Versammlung besuchen	2	2
Musizieren	2	2
Sport treiben	1	2
Spazierengehen	1	2
Andere Aktivitäten	2	11

Quelle: Planck, S. 137

Dominant waren neben den sportlichen Aktivitäten noch lange Zeit die konfessionellen Jugendgruppen. Der überlagernde Einfluss der sozialmoralischen Milieus schien sich auf dem Land – blickt man allein auf die formale Eingee-

<sup>382</sup> Wollenweber/Planck, Lebenslage, Bd. 1, S. 252.

<sup>383</sup> Planck, Landjugend, S. 92-93.

<sup>384</sup> Planck, S. 131. Wohlge­merkt: Die Befragung fand jeweils im Winter statt, wo die Arbeitsbelastung in der freien Zeit geringer war als im Sommer.

bundenheit – trotz der konfessionellen Durchmischung noch bis weit in die 60er Jahre zu halten. Die Beschäftigung mit dem neuen Medium Fernsehen ging eindeutig auf Kosten von Radio und Kino (Tab. 31). Beim Kino muss hinzugefügt werden, dass sich Leidenschaft für das „Lichtspieltheater“ und der Boom des Motorradfahrens in den 50ern korrelierten. Man muss das Klischee, dass es auf dem Land kein Kinoleben gegeben habe, dahingehend modifizieren, dass es in mittelgroßen Dörfern und Kleinstädten nicht weniger Filmtheater gab als in Mittelstädten.<sup>385</sup> Bei Gemeinden unter 2.000 Einwohnern war die Situation schon deutlich schlechter und das Fortkommen in die nächste Stadt am Sonntagnachmittag nur durch Motorisierung möglich – ein wichtiger Aspekt bei der „Entprovinzialisierung dörflichen Lebens“. Eine weitere infrastrukturelle Verbesserung schufen die sogenannten „Wanderkinos“.

Die Realgeschichte der Jugend beginnt für Mädchen überhaupt erst in den 50er Jahren, in dem Moment nämlich, als das klassische Konzept Jugend als gesellschaftlich kontrollierte Sozialisation zum (männlich-bürgerlichen) Erwachsenen weiter entwickelt wird.<sup>386</sup> Familiäre Kontrollmechanismen begannen sich abzuschwächen, geschlechterspezifische Benachteiligungen und traditionelle Rollenstereotypen blieben bestehen. Die offenkundige Benachteiligung weiblicher Jugendlicher hinsichtlich Bildungschancen und Berufskarriere lässt sich nicht relativieren, eine Differenzierung immerhin scheint angebracht: Interessant ist, dass 1962 die „höheren Töchter“, also Mädchen aus gebildeten Familien, im Vergleich zu ihren Brüdern deutlich seltener Abitur und Hochschulbildung anstrebten (53 Prozent gegenüber 67 Prozent). Bei den Kindern in anderen Bildungsschichten aber waren die Mädchen in diesem Punkt eher etwas im Vorteil. In den Fällen, bei denen die Väter einen geringeren Schulabschluss als Abitur vorzuweisen haben, hatten die Mädchen nämlich bessere Quoten.<sup>387</sup> Eine qualifizierte Berufsausbildung als erstrebenswertes Ziel wurde aber noch keineswegs selbstverständlich vermittelt, die Bildungskarriere endete in der Regel schon vor der Hochschule. Insofern könnte man lediglich von einer sehr langsamen Weiterverschiebung weiblicher Bildungs- und Berufschancen seit 1949 sprechen: von der Partizipation bis zur späteren Überrepräsentation zuerst im Oberschulbereich, später dann in der Hochschulbildung. Doch der Einfluss der Eltern blieb für die Bildungskarriere der Mädchen lange Zeit ein restriktiver: Noch 1965 erklärte jedes fünfte Mädchen, das es nach der Volksschule gerne aber noch eine weiterführende Schule besucht hätte, dies sei aber unter dem Einfluss der Eltern nicht geschehen, während es bei den Jungen

---

<sup>385</sup> Wollenweber/Planck, Lebenslage, S. 310-377.

<sup>386</sup> Vgl. Zinnecker, Jugend, S. 24-45. Nicht übersehen werden darf dabei allerdings die kurze BDM-Phase, als familiäre Auslösung und eine von oben konstituierte Gruppe der „Mädel“ in der Zeit des Nationalsozialismus. Vgl. auch Bilden/Diezinger, Konstitution, S. 135-155.

<sup>387</sup> DIVO 1962, v298 v92 v311. Vgl. auch Allerbeck/Hoag, Jugend, S. 75.

nur 8 Prozent waren.<sup>388</sup> Ähnlich sieht es bei der unterschiedlichen beruflichen Förderung aus. Im Jahr 1960 gingen 23,4 Prozent der weiblichen Volksschulabgänger direkt in ungelernte Arbeit, jedoch nur 8 Prozent der männlichen.<sup>389</sup>

Für eine große Zahl der weiblichen Jugendlichen bedeutete Jugendphase tatsächlich noch eine „soziale Wartephase“. Die ihnen primär zugeschriebene Rolle als Hausfrau und Mutter konnten sie noch nicht ausfüllen, verzichteten aber gerade deshalb auf langfristige Berufsplanung, bis der „Richtige kommt“. Edith Göbel konnte jedoch nach der Analyse von Selbstzeugnissen feststellen, dass sich Lebensstile, auch ausgedrückt in Mode oder Freizeitverhalten, zum Teil von denen ihrer Eltern völlig unterschieden, insbesondere im Hinblick auf das neue Selbstverständnis privilegierter junger Teenager-Mädchen. Bemerkenswert an Göbels Studie ist der dort konstatierte Einstellungswechsel bei den jungen Mädchen, bei denen Anfang der 60er Jahre schon nicht mehr nur das Warten auf die Hochzeit, sondern auch rationale Berufsplanung eine Rolle spielte. Das mütterliche Ideal trat zurück, ein neues Selbstbewusstsein als jugendlicher Teenager mit einem unspezifischen Generationsbewusstsein hervor und wurde durch die kommerziellen Teenagerprodukte und -foren oder selbst geknüpfte Netzwerke verstärkt. Einer stillen Revolution, fast im Inglehartschen Sinne:

Vergleicht man jedoch allgemein das Verhalten der heutigen Mädchengeneration mit derjenigen früherer Epochen, so kann wohl zweifellos von einer ‚Revolution‘ gesprochen werden, einer Revolution, die weniger durch laute Proteste und Opposition hervorgerufen wurde als vielmehr durch das Aufgreifen der Möglichkeiten, die die veränderten Umweltverhältnisse den Mädchen heute bieten.<sup>390</sup>

Dass aber die realen Unterschiede mehr als nur „gradueller Natur“<sup>391</sup> und Chancen geschlechtsspezifisch ungleich verteilt waren, macht nicht nur der Blick auf Bildungskarrieren deutlich. In mehrerlei Hinsicht war die Jugendzeit nicht nur reglementierter, sondern auch deutlich kürzer, wenn man nur zwei wichtige Einschnitte, nämlich den Auszug aus dem Elternhaus und die Heirat, die bei Frauen durchschnittlich zwei Jahre früher geschlossen wurde, betrachtet. Nicht selten fielen beide Einschnitte in eins, sodass die im Vergleich autonomste Phase des Jugendalters, nämlich Nicht-Schüler und nicht-mehr-zu-Hause-wohnend, lediglich für wenige, wie Studentinnen und weibliche Lehrlinge in Wohnheimen, besonders ausgeprägt war. Daneben waren auch weniger finanzielle Mittel vorhanden, v.a. wegen des Sparens für die Aussteuer. Außerdem wurden Mädchen weniger gesellschaftlich akzeptierte Hobbies zugestanden und weniger Entfaltungsmöglichkeiten, grundsätzlich „raus“ zu dürfen.

---

<sup>388</sup> EMNID V, S. 305.

<sup>389</sup> Carola Möller auf Basis von Zahlen des Statistischen Bundesamtes. Möller, Einführung.

<sup>390</sup> Göbel, Mädchen, S. 20; S. 401.

<sup>391</sup> Blücher, Generation, S. 114; S. 116.



Ganz entscheidend bleibt aber, dass sie unter ungleich stärkerer familiärer und gesellschaftlicher Kontrolle standen – das Mädchen wurde im Familienrahmen auf ihr späteres Dasein als Hausfrau und Mutter vorbereitet. Und das heißt auch, dass sie sich einem viel höheren Druck eines moralischen Normensystems ausgesetzt sahen, wie es sich auch in Sätzen wie „Komm mir nicht mit einem Kind nach Hause“ ausdrückt. Der sichtbare Ausbruch weiblicher Teenagerkultur aus der „Kultur der eigenen vier Wände“ kommt zwar erst später. Doch das ehemals exklusiv männliche jugendliche Sozialverhalten – außerhäuslich verbrachte Freizeit in Peer-Groups – wird ganz langsam auch für weibliche Jugendliche eine Variante. Den Status, den sie innerhalb dieser Gruppen einnahmen, muss man freilich separat betrachten: So war ihnen zum Beispiel im System der Halbstarke-Gruppen die Rolle von „Puppen“ und „Bräuten“ zugeordnet. Dennoch waren gemischtgeschlechtliche informelle Gruppen auch für damalige Beobachter das eigentlich Neue im Jugendleben der frühen Bundesrepublik, es nahm in Ansätzen vorweg, was erst in den 60er und 70er Jahren Normalität wird: ein gemeinsames Aufwachsen unter schwindender direkter Kontrolle. Doch hier ist noch kaum sichtbar, was sich in den nachfolgenden Jahrzehnten entwickelte, der noch deutliche Geschlechtsunterschied verringert sich sukzessive in diversen Variablen wie Teilnahme an formellen und informellen Gruppen oder Meinungsäußerung zu Fragen nach politischer Einstellung, wie in den Studien der 60er/70er zu beobachten. So gibt es zweifellos im Verlauf der letzten 50 Jahre eine deutlich messbare Annäherung der weiblichen und männlichen Jugendbiografie, was die neuesten Shell-Studien erneut bestätigen. Hier hat also ein Angleichungsprozess stattgefunden, während sich Jugendleben durch die Vervielfältigung der Lebensstiloptionen auf vielen anderen Ebenen ausdifferenzierte. Damit verglichen stellt sich die Situation in den 50er und frühen 60er Jahren auf den ersten Blick viel standardisierter dar. Die Typen aber, unter denen Jugend propagiert wurde, wandelten sich immer schneller – und sie wurden femininer. Das *Generationenbild* prägten die Mädchen nun deutlicher mit als jede Jugendgeneration zuvor.

Um noch ein wenig mehr zu diesem Thema sagen zu können, bietet sich an dieser Stelle ein Exkurs zu einer Hamburger Studie aus dem Jahr 1964 an. Diese wurde nun schon einige Male erwähnt und kann – zwar ebenfalls nicht computerlesbar, aber bemerkenswert differenziert in ihren Fragestellungen – vielleicht noch weitere Hinweise speziell auf weibliche Jugendsozialisation geben. Es handelt sich um Elisabeth Pfeils Untersuchung „Die 23 Jährigen“, die in dieser Zeit eine Sonderstellung auf dem Feld der quantitativ-empirischen Jugendforschung einnimmt, nicht nur, weil sie Fragen, wie die nach der weiblichen Sozialisation, aber auch einzelne Aspekte zur Wertefragen und Medienkonsum sehr gut abbildet und somit die bisherigen Ausführungen ergänzen kann. Sie stellt einen singulären Versuch dar, einen einzelnen Jahrgang zu analysieren, der gerade im Begriff ist, den Status des Jugendlichen gegen den des Erwachsenen einzutauschen: den Geburtsjahrgang von 1941.

### 3.3.6 Die 41er

Der Jahrgang der „41er“ hat es zwar, obwohl einige seiner Vertreter in der Studentenbewegung eine zentrale Rolle spielten, nie zu einer in den Medien bekannten Generation geschafft. Aber dieser Querschnitt ist deshalb aufschlussreich, weil er den Panoramablick – und damit den Gesamtanspruch, Jugend als Ganzes beschreiben zu wollen – verlässt und sich auf einen Jahrgang und eine Stadt (Hamburg) beschränkt. Die Untersuchung bietet hier die Chance, einen Blick auf eine Gruppe zu richten, die am Endpunkt unseres erweiterten Untersuchungszeitraums der langen 50er Jahre steht und die einen Teil ihrer Jugendphase in den 50er Jahren verlebt hat. Desweiteren wurde im bisherigen Verlauf mehrfach festgestellt, dass sich ab den Anfang 1940er Jahrgängen neue Möglichkeitsräume für „Jugend“ aufgetan haben. Der gemeinsame historisch-biografische Erfahrungszusammenhang eines einzigen Jahrgangs ist in Grundzügen außerdem verbindlicher, als dies bei gruppierten Jahrgängen der Fall sein kann. Die frühkindliche Sozialisation des 41er Jahrgangs ist durch Bombenangriffe, Evakuierung, Flucht und Vertreibung gekennzeichnet. Man wächst in Trümmern auf, mitunter in Notquartieren und unvollständigen Familien, wird zu Notzeiten eingeschult und startet ins Berufsleben, als sich langsam eine Wende zum Besseren abzeichnet. Ein Drittel des Jahrgangs wächst ohne Vater auf, sei es durch dessen Tod (23 Prozent), durch Scheidung (9 Prozent) oder durch eine temporäre Abwesenheit der Väter in Kriegsgefangenschaft.<sup>392</sup> Zwei Prozent wachsen bei Pflegeeltern oder in Heimen auf. 37 Prozent müssen wegen Ausbombung, Flucht und Vertreibung ihre Kindheit in Notunterkünften verbringen. Mehrfacher Orts- und Wohnungswechsel ist die Regel – 57 Prozent der Befragten sind gebürtige Hamburger, aber nur 40 haben dort ununterbrochen dort gelebt.

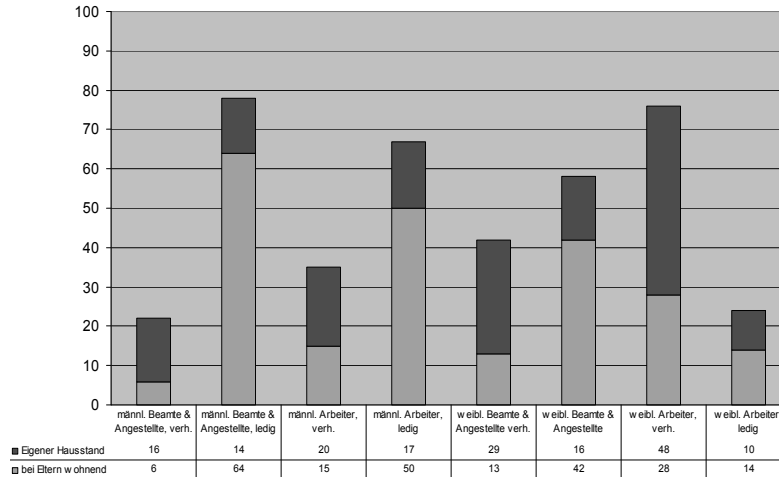
Das Heiratsverhalten gestaltet sich ähnlich wie bei anderen Gemeindegrößen, sodass Frauen hier knapp zur Hälfte, die männlichen Befragten zum Zeitpunkt der Befragung zu einem Viertel bereits verheiratet sind, was sich dann auch auf die weibliche Erwerbstätigkeit auswirkt, denn diese geht mit der Hochzeit, wie vielfach belegt, schlagartig zurück.<sup>393</sup> Insofern erscheint es erneut problematisch, wenn ein großer Teil der Altersgruppe, die in der Definition der Umfragen noch als jugendlich gilt, für damalige und heutige Begriffe zwei gesellschaftlich als wesentlich angesehene Stufen bereits erreicht hat: Einstieg ins Berufsleben und/oder Eheschließung. Dagegen steht die Beobachtung, dass selbst verheiratete Paare die erste Phase ihrer Ehe oft noch unter dem Dach ihrer (Schwieger-)Eltern verbrachten (Grafik 6).

---

<sup>392</sup> Pfeil, S. 22-24.

<sup>393</sup> Pfeil, S. 16.

Grafik 6: Auszug aus dem Elternhaus Jahrgang 1941  
Verlassen des Elternhauses nach Geschlecht, Familienstand, Berufsgruppe  
(23-Jährige, in Hamburg 1964)



Quelle: Pfeil, S. 47

Zwischen Kennenlernen und Heirat liegen bei den bereits verheirateten 23-Jährigen im Schnitt drei Jahre, wobei die Paare, die sich „beim Tanzen“ kennengelernt haben (und dies ist jedes dritte Paar), am schnellsten eine Ehe schlossen (71 Prozent in weniger als 2 Jahren nach dem ersten Treffen). Überraschenderweise lernten sich nur wenige über Familiengeselligkeiten und gemeinsame Bekannte (12 Prozent) oder, wie heute üblich, während der Ausbildung und am Arbeitsplatz kennen (12 Prozent). Eine Ausnahme bilden hier allerdings die Studierenden. Die Hälfte aller Studentenpaare kennt sich aus dem Studium. Nur 6 Prozent aller verlobten und verheirateten 23-Jährigen kennen sich noch aus der Kindheit.<sup>394</sup>

Deutlicher noch als in den EMNID-Umfragen bilden sich in der Hamburger Umfrage Bildungsspezifikationen in der abendlichen Freizeitgestaltung ab (Tab. 32). Hier findet sich bei den weiblichen eine etwa doppelt so häufige Nennung häuslicher Beschäftigungen wie bei den männlichen Befragten. Dies deckt sich mit Ergebnissen aus Re-Analysen zur Frage der Stabilität von Freizeitstilen. Demnach sind die drei Kategorien zwischen den 50er und 80er Jahren relativ stabil: 1. innenorientierte Familienfreizeit, 2. aktive, sportliche Freizeit, 3. kulturelle bzw. Bildungsfreizeit. Geschlecht (mehr Männer) und Alter

<sup>394</sup> Vgl. Pfeil, S. 56; S. 74.

(mehr Jüngere) determinieren die aktive, sportliche Freizeit sehr deutlich. Das Überraschende daran ist, dass die Bildung lediglich bei der kulturellen Freizeit einen entscheidenden Einflussfaktor darstellt.<sup>395</sup>

Tab. 32: Abendbeschäftigung nach Schulbildung 1964  
(Hamburger 23-Jährige, in %, Mehrfachnennungen mgl.)

	Volksschule	Mittl. Reife	Abitur
Lektüre	33	38	48
Basteln, Handarbeit, Hausarbeit	23	13	4
Berufl. Arbeit; Weiterbildung	18	39	51
Fernsehen und Radio	27	14	7
„zu Hause sein“	19	14	11
Unterhaltung; Geselligkeit	36	34	35
Sport; Spaziergang; Tanz	16	15	7
Insges.	176	174	178

Quelle: Pfeil, S. 121

Bei den Rollenerwartungen an den Partner gibt es nach wie vor erhebliche Anteile eher traditionell-patriarchalischer Auffassungen vom Geschlechterverhältnis in Partnerschaft und Ehe. Dies bestätigt die EMNID-Studie 1964 und widerspricht der Erwartungshaltung, es gebe zu diesem Zeitpunkt bei den Großstadt-Twens bereits eine deutlich „modernere“ Auffassung. Einzig die Gruppe der Studierenden weicht stark vom Mainstream ab, auch, was andere Fragen betrifft, so bezüglich der Auffassungen zur Berufstätigkeit der Frau und zur kollegialen Arbeitsverteilung im Haushalt. Grundsätzlich sind aber – gerade im Vergleich mit den Studien der 50er Jahre – Vorstellungen eines partnerschaftlich-diskursiven Umgangs als Wertorientierung auf dem Vormarsch: Verständnis, Vertrauen „Toleranz, Rücksicht, Verzeihen“ (Tab. 33).<sup>396</sup>

Tab. 33: Eherezepte Jahrgang 1941  
Wichtig für die Haltbarkeit der Ehe (Hamburger 23-Jährige, 1964, in %)

	Männl.	Weibl.
Liebe, Vertrauen, Sichausprechen, Verständnis	88	67
Gleiches Interesse, gleiches Niveau	23	34
Sexuelles Zusammensein	3	2
Kinder	38	35
Toleranz, Rücksicht, Verzeihen	24	20
Glaube	5	5
Gewohnheit, Konvention	5	5
Finanzielle Sicherheit	19	13
Insges.	205	181

Quelle: Pfeil, S. 78

<sup>395</sup> Vgl. Uttitz, Determinanten, S. 22-39.

<sup>396</sup> Pfeil, S. 77-85.

Konstant hält sich bei männlichen und bei weiblichen Befragten die Vorstellung von einer regulären Kleinfamilie: „Der Mann im Beruf, die Frau zu Hause, zwei Kinder“, wobei beide Geschlechter die Berufstätigkeit der Frau in befristeten Rahmen (in Phase der Kinderlosigkeit) akzeptieren. Danach ist es die Beteiligung des Mannes an der Kinderbetreuung durchweg noch niedriger als die Teilnahme an der Hausarbeit.<sup>397</sup> Die Frage nach den zentralen Lebenswerten fällt dementsprechend aus (Tab. 34). Die unpräzise Variablenbildung („Hoffnung“) und fragwürdige Gruppierung (Weiterbildung, Konsum und Gesundheit bilden eine Kategorie) schmälert die Aussagekraft dieser Werte. Immerhin zeigt eine Aufschlüsselung nach Berufsgruppen eine Differenzierung dergestalt, dass Studierende, Beamte und z.T. auch Angestellte Werte offenbaren, die im „personorientierten“ Bereich liegen. Die Akzeptanz der Familie als Lebensziel ist aber für alle dominant.

Tab. 34: Lebenswerte Jahrgang 1941

»Was ist es, das Ihnen das Leben lebenswert macht?« (Hamburger 23-Jährige, 1964, in %)

	Männl.	Weibl.
Familie, Ehe, Partner, Kinder, harmonisches Familienleben	24	45
Beruf	36	24
Hoffnung (berufl. und privat)	8	4
Interessen für und Umgang mit Menschen, Freundschaft	5	9
Persönliche Interessen (Ferien, Wochenende, Privatleben)	6	3
Anderes (Weiterbildung, Kultur, Konsum, Sport, Gesundheit)	21	14
Alles	13	18
Nichts	2	1
Mehrfachnennungen mgl.(Anzahl Ø 1,2)	115	117

Quelle: Pfeil, S. 95

Die Großstädter offenbaren bei einem relativ positiven Gesamtrückblick auf das Elternhaus doch eine zunehmend abweichende Haltung gegenüber dem Erziehungsstil der Eltern: Davon distanzieren sich 58 Prozent, während es bei EMNID 1964 in der gleichen Altersgruppe drei Viertel sind, die es „genauso oder ähnlich“ wie ihre Eltern halten wollten. Genauer als dies bei den Panorama-Studien der Fall war, kann aber (nur Verlobte und Verheiratete gefiltert) gezeigt werden, dass die „von den eigenen Kindern verlangten Eigenschaften“ im Rahmen schon liberalere Tendenzen zeigen (Tab. 35).

Aufschlussreich sind bei dieser großstädtischen Gruppe gegen Ende der frühen Bundesrepublik, einer Gruppe zudem, die sich nach gängiger Definition am Ende der Jugendphase befand, auch die Befunde zum Thema „Politisches

<sup>397</sup> Pfeil, S. 86. Dies deckt sich mit der Studie über junge Mütter 1957: Pfeil, Berufstätigkeit. Der Kommentar von Pfeil: „Ein gewisser Vorrang des Mannes in der familialen Ebene, basierend teils auf einer gewünschten Überlegenheit, teils auf praktischer Lebensklugheit, wird weithin anerkannt.“

Interesse“. Die Antworten dieser 23-Jährigen bestätigen frühere Befunde aus den 50er Jahren, nämlich, dass sich intensiveres politisches Interesse deutlich auf männliche Jugendliche mit höherer Bildung konzentriert. Das Bild vom Zeitung lesenden Studenten bestätigt auch eine Allensbach-Studie von 1960, die die „geistigen Bilder der Studenten“ näher untersuchte und beispielsweise herausfand, dass 69 Prozent der Studenten wochentags eine Zeitung lesen.<sup>398</sup>

Tab. 35: Erziehungswerte Jahrgang 1941  
Von den Kindern erwartete Eigenschaften (Hamburger 23-Jährige, 1964, in %, nur Verlobte und Verheiratete, n=433)

Eigenschaften	Unbedingt	Nicht so sehr	Nicht
Höflich gegen ältere Menschen sein	95	3	-
Nicht lügen	94	4	1
Gute Tischmanieren haben	91	8	-
Überlegen, bevor sie handeln	87	11	1
Anderen helfen, auch wenn es unbequem ist	86	12	-
Ihren Standpunkt sachlich vertreten	85	14	-
Sich zu helfen wissen	80	17	1
Sich durchsetzen können unter ihren Kameraden	73	25	2
Nicht Widerworte geben, wenn man eine Arbeit von ihnen verlangt	66	25	2
Nicht sprechen, wenn ältere Leute reden	64	30	3
Sport treiben	62	32	4
Nicht mürrisch sein	57	34	2
Sich überall einfügen und anpassen	57	37	2
Sich nicht anstellen, wenn einem etwas wehtut	39	51	5
Andere in der Schule gute Noten bekommen	36	52	3

Quelle: Pfeil, S. 147

Anders als in den EMNID-Studien wurden bei Pfeil sogenannte „Informationsmedien“ genauer betrachtet.<sup>399</sup> Nur ein Viertel der weiblichen und lediglich 11 Prozent der männlichen 23-Jährigen lasen demnach überhaupt keine Tageszeitung. Wie vermutet, variiert die Auswahl der Zeitung je nach Bildungsgrad. In einer Stadt mit großer Auswahl und Verfügbarkeit an Medien wurde gruppiert in „seriöse“ Blätter (SZ, FAZ, Welt etc.) in „Massenblätter“ (Bild, Morgenpost) und „Sonstige“ (Abendblatt etc.). Volksschüler lasen demnach fast ausschließlich Sonstige (32 Prozent) und Boulevard (42 Prozent) während von den Befragten mit Mittlerer Reife schon jeder Dritte regelmäßig zur Gruppe der seriösen Zeitungen griff, unter den Abiturienten sogar zwei Drittel. Wochenzeitungen bzw. -magazine (Spiegel, Zeit) fallen demgegenüber etwas ab: Von den weiblichen Jugendlichen nutzte dieses Medium jede zehnte, von den männli-

<sup>398</sup> Stifterrat, Bild, S. 7.

<sup>399</sup> Zum Folgenden: Pfeil, S. 298-303.

chen jeder fünfte, von den Studenten jedoch jeder zweite. Das Fernsehen als noch junges Unterhaltungs- und Informationsmedium hat zu diesem Zeitpunkt das Radio gerade erst eingeholt. Auf die Frage, ob man sich über Tages- und Wochenzeitung hinaus noch auf andere Weise über politische Dinge informiere, ergab sich, dass das Radio von 46 Prozent genutzt wird – ebenso wie das Fernsehen. Die Leser seriöser Zeitungen neigten eher dazu, das Radio dem Fernsehen vorzuziehen. Die Studie bestätigt darüber hinaus auch ein latentes Nicht-Eingebunden-Sein in politische Sachverhalte und mehr als die Hälfte ist der Überzeugung, dass Einflussmöglichkeiten für den Einzelnen nicht vorhanden sind. In Anschluss an Schelskys Diktum der jugendlichen Verbraucherhaltung gegenüber dem Staat kommentiert Jürgen Friedrichs, eine der entscheidenden Mängel der Demokratie sei eben deren „Sprödigkeit gegen affektive Bindungen, wie sie für die Familie konstitutiv ist“.<sup>400</sup> Und wie fragt man familiären Wertetransfer ab? Selten so plastisch wie in Pfeils Studie, in der der Gebrauch von Sprichwörtern als Indikator dient (Tab. 36). Die Befragten sollten zu den zu Hause gehörten und selbst verwendeten Sprichwörtern Stellung nehmen.

Tab. 36: Lebensweisheiten Jahrgang 1941  
Zu Hause gehörte und verwendete Sprichwörter  
(Hamburger 23-Jährige, 1964, in %)

	Zu Hause zu hören bekommen	Als eigenen Erziehungsgrundsatz übernommen	
		m	w
Was man verspricht, muss man auch halten.	54	24	24
Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.	51	20	17
Wenn man etwas tut, muss man es auch ordentlich tun.	48	18	15
Was man anfängt, muss man auch zu Ende führen.	43	24	18
Wer nicht hören will, muss fühlen.	40	9	11
Was man nicht im Kopf hat, muss man in den Beinen haben.	39	5	5
Ehrlich währt am längsten.	21	41	46
Wie man in kleinen Dingen ist, so ist man auch in großen.	21	9	8

Quelle: Pfeil, S. 151

Demnach werden Sparsamkeit, Zuverlässigkeit und Solidität ausdrückende Sprüche deutlich unpopulärer, während Ehrlichkeit zum zentralsten Wert für die eigenen Erziehungsideale – gerade in Abgrenzung zum Elternhaus – avan-

<sup>400</sup>Demnach verneinen 55 Prozent die suggestive Frage, ob der „Einzelne Einfluss auf politisches Geschehen üben könne.“ Pfeil, S. 304; S. 307.

ciert. So kann der Rückgang von verwendeten Sprichwörtern im Alltag auch als Verlust von Tradition und als Resultat ihrer zunehmenden semantischen Entleerung gesehen werden. Aber auch in dem Fall wäre umgekehrt davon auszugehen, dass diese Phrasenhaftigkeit erst dann entstand bzw. als solche empfunden wurde, wenn derlei allgemeingültige Grundüberzeugungen nicht mehr dem common sense entsprachen und sich die dahinter liegenden Werte bereits im Wandel befanden.

Eine interessante und vermutlich durch die Tatsache evozierte Frage, dass man es hier mit einem Alter zu tun hatte, das laut gängiger Jugenddefinition am Rande der Alterseingrenzung lag, ist die nach der Selbstwahrnehmung. In anderen Studien ist die Frage, ob man sich als „fertiger Mensch“ fühle, so nicht vorhanden. Dass sich Facharbeiter zu 35, Arbeiter zu 40, Studierende dagegen nur zu 2 Prozent als fertige Menschen bezeichneten, beleuchtet dabei erneut die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“, die Tatsache, dass Statuspassagen, die gemeinhin zum Erwachsensein gehören, in sehr verschiedenen Altersstufen erreicht werden und dass dies den Befragten auch bewusst ist. Gleichzeitig fühlten sich nur 4 Prozent der männlichen 23-jährigen Befragten nicht als „erwachsen wahrgenommen“, jedoch 16 Prozent der weiblichen:<sup>401</sup> Je höher die Bildungsstufe, desto länger währte die Phase des subjektiv empfundenen Jugendstatus. Dagegen ist die weiblichen Selbstwahrnehmung eine andere: Ihre große Präferenz für einen älteren Ehemann (mind. 25 Jahre) begründen sie nicht mit dessen beruflicher Festigung, sondern mit dessen verspäteter „menschlicher Reifung“. Mit höherer Bildung vertrat man außerdem liberalere Grundwerte, auch was Erziehungsfragen betrifft, und hatte höheres Interesse an Politik und sozialem Engagement. Die selten verwendete Frage, die es in dieser Form in vergleichbaren Umfragen nicht gab, öffnet kurzzeitig den Blick in Fremd- und Eigenwahrnehmung als „Jugendlicher“ bzw. „Erwachsener“. Sie liefert jedoch kein eindeutiges Bild und bestärkt die Skepsis bezüglich der üblichen Alterseingrenzung in den großen Jugendstudien. Demzufolge würde man sich früher von den Eltern als Erwachsener behandelt fühlen, als man selbst glaubt, erwachsen zu sein, wobei die Anerkennung durch die Eltern bei den Söhnen stärker vom Beruf, bei den Töchtern stärker vom Verheiratenstatus abhängig war (vgl. Tab. 37).

Pfeils Studie, die ja neben den standardisierten auch längere qualitative Interviews enthält, betont im Gegensatz zu anderen, dass die dramatischen Kindheitserlebnisse der 1941er durch Krieg, Vertreibung und Nachkriegselend keineswegs zu einer kollektiven Traumatisierung einer ganzen Kohorte geführt habe. Das viel beschworene Problem der „Vaterlosigkeit“ wird hier nur am Rande überprüft. Die positive und optimistische Lebenseinstellung der meisten Befragten lässt sich hauptsächlich aus der wirtschaftlichen Aufwärtentwick-

---

<sup>401</sup> Pfeil, S. 363; S. 65.



lung, deren Nachhaltigkeit 1964 evidenter war als noch 1954, erklären. Ängste angesichts ökonomisch stabiler Zeiten konnten demzufolge höchstens allgemein auf „Krieg, atomare Bedrohung“ abzielen.<sup>402</sup> Fast die Hälfte derjenigen, die angab, von „Gefühlen der Angst und Unsicherheit gegenüber unserer Zeit heimgesucht zu werden“, konnte diese Angst nicht konkretisieren.

Tab. 37: Erwachsenenstatus 1964  
Seit wann von den Eltern als erwachsen genommen/sich selbst als erwachsen fühlend  
(Hamburger 23-Jährige, 1964, genaue Fragestellung unbek.)

	Männl. Befragte		Weibl. Befragte	
	im Urteil Eltern	im eigenen Urteil	im Urteil Eltern	im eigenen Urteil
Vor 18 Jahren	17	7	26	17
Mit 18	23	14	17	17
Mit 19-20	33	29	17	26
Mit 21-23	16	27	15	13
Noch nicht	4	18	16	23
Weiß nicht	7	5	9	4
Insges.	100	100	100	100

Quelle: Pfeil, S. 109

Bei aller Vorsicht, den Jahrgang 1941 als generationstypisch zu nehmen, bezeichnete Elisabeth Pfeil ihre Gruppe dennoch zusammenfassend als „zuversichtliche, konkretistische Generation“.<sup>403</sup> Etwas näher am zeitgleich publizierenden Blücher als an Schelsky, wurde auch hier die Unauffälligkeit eines Geburtsjahrgangs herausgestellt, der vollständig in die Gesellschaft integriert schien und der deren Werte mit leichten Varianten, z.B. mit liberaleren Erziehungsmaßstäben, übernommen hat, der hoffnungsvoll in die Zukunft blickt und dabei „an die Determination von Chancen durch die Herkunftsfamilie und anderen gesellschaftlichen Barrieren vorbeisieht“.<sup>404</sup> Es existierte Ende 1964 auch bei diesen Großstädtern keine „revolutionäre Haltung“ gegenüber den Eltern, es beständen keine Generationenspannungen.<sup>405</sup>

Dass politisches Interesse mit der Gemeindegröße und Bildungsschicht steigt, ist bekannt. Dies zeigt neben der Hamburger Untersuchung auch eine Berliner Studie von 1962.<sup>406</sup> Wenn man bei der Hansestadt einschränkend auf gewisse wirkende Traditionen bürgerlich-liberaler Art verweisen muss, spielte

<sup>402</sup> Pfeil, S. 355; S. 367.

<sup>403</sup> Pfeil, S. 354.

<sup>404</sup> Friedrichs, Konsequenzen, S. 367.

<sup>405</sup> Friedrichs in Pfeil, S. 369. Friedrichs kommentiert zu diesen 41ern, dieser Jahrgang sei sich zum größten Teil des allgemeinen Anspruchs nach politischer Aktivität bewusst. Und auch für Blücher sind es die mittleren Jahrgänge der 18-21-Jährigen, die er im Vergleich als politisch ansah. Blücher, Generation, S. 327.

<sup>406</sup> Institut für angewandte Sozialwissenschaft, Berliner Jugend.

bei West-Berlin Politik im öffentlichen Diskurs als „Front- und Mauerstadt“ eine größere Rolle als anderswo. Dennoch erscheinen einige Umfrageergebnisse auch aus dieser Studie bemerkenswert. Dazu gehört die Rubrik „Jugend über Jugend von heute“. Demnach war das Selbstbild sehr positiv, wenngleich die negativen Attribute in ihrer pauschalen Formulierung nicht zur Zustimmung einladen und die Frageformulierung („nennen Sie nur die Wichtigsten“) einen weiteren Filter setzt. Allerdings indizieren Fragestellung und Antwortmöglichkeiten, dass es im Jahre 1962 nicht mehr so sehr um die vermuteten Attribute der skeptischen Generation, sondern schon um ganz andere Diskussionen ging, viel deutlicher um Konsumverhalten, jugendliches Selbstbewusstsein und Unangepasstheit. So erscheint in Bezug auf das Generationenverhältnis der Vergleich mit der Beurteilung „der Erwachsenen“ frappant (Tab. 38). Besonders auffällig ist das Gegenbild, das über Unmodernität, mangelnde Offenheit und Aufgeschlossenheit sowie die Arbeitseinstellung ausgedrückt wird.<sup>407</sup> Dieses Ergebnis entspreche auch weitestgehend dem Stereotyp, das bei einer „außen-geleiteten jungen Generation im Blick auf ihre innengeleitete Elterngeneration zu erwarten ist“, so der Kommentar von 1962.

Tab. 38: Urteil über die Jugend/die Erwachsenen 1962

*»Versuchen Sie doch bitte einmal, anhand der folgenden Eigenschaften (Karte) die Jugendlichen von heute zu kennzeichnen. Nennen Sie so viele Eigenschaften, wie Sie wollen, aber nennen Sie nur die wichtigsten.«* Sowie *»Mit den Erwachsenen haben Sie sicher Ihre eigenen Erfahrungen gemacht. Wie sind nun nach ihrem Urteil die meisten Erwachsenen?«* (West-Berliner 16-25-Jährige, in %)

Eigenschaften	Über die Jugend	Über die Erwachsenen
Sagen ehrlich, was sie denken	52	16
Modern	48	5
Lassen sich nichts vormachen	47	28
Aufgeschlossen	46	17
Politisch interessiert	33	42
Oberflächlich	17	11
Nur auf's Vergnügen aus	14	2
Keine Ideale	13	13
Arbeiten viel	13	56
Hemmungslos	10	1
Eingebildet	5	7
Langweilig	3	13

Quelle: IFAS, Berliner Jugend, S. 45

Noch interessanter ist das Ergebnis der Anschlussfrage, in der ermittelt werden sollte, welches Bild die Erwachsenen mutmaßlich von den Jugendlichen haben. Das vermutete Urteil ähnelte dem, was später Freddy Quinn in seinem Song „Wir“ von 1966 als kollektive Anklage an eine neue Gammler-Jugend besang.

<sup>407</sup> IfaS, Jugend, S. 47.

Man glaubte, als „Jugend von heute“ für oberflächlich, vergnügungssüchtig, ohne Ideale und hemmungslos gehalten zu werden. Interessant dabei: Auch die Jugendlichen (oder genauer: die höher gebildeten Jugendlichen) selbst sehen das pauschal so, dass die Jugend „zu sehr auf Vergnügen aus ist“. Insgesamt stimmen 52 Prozent der Befragten der Aussage zu, dass „die heutige Jugend zuviel auf Vergnügen aus ist“. Immerhin 31 Prozent der 16-17-, und 36 Prozent der 18-29-Jährigen sieht dies aber genauso.<sup>408</sup> Die genaue Frageformulierung lautete: „Sie haben sicher die Erfahrung gemacht, dass die Erwachsenen über die Jugend von heute eine ganz bestimmte Meinung haben. Wie würden die Erwachsenen vermutlich über die Jugend von heute urteilen?“ 50 Prozent meinten „nur aufs Vergnügen aus“, 48 Prozent „oberflächlich“, 38 Prozent „ohne Ideale“ und 38 Prozent „Hemmungslos“. Niedrigster Wert war mit nur 3 Prozent „arbeiten viel“ – der einzige Wert aber, der sich mit der Selbsteinschätzung ungefähr deckt. Wenn nicht unbedingt ein Generationengegensatz, so ist dies doch zumindest ein Anzeichen für ein grundsätzliches Gefühl zu werten, missverstanden zu werden.

Ein messbares Jugendbild, so wie ganz allgemein von Allensbach gefragt: „Haben Sie von den jungen Menschen, die heute zwischen 16 und 25 sind, einen überwiegend günstigen oder ungünstigen Eindruck?“, hatten im Jahr 1950 lediglich 24 Prozent einen günstigen Eindruck, 40 Prozent einen ungünstigen, unentschieden waren 25, kein Urteil hatten 11 Prozent. Im Zeitvergleich zeigt sich, wie innerhalb kürzester Zeit die Skepsis gegenüber den Jüngeren, trotz des, wie man vermuten könnte, negativen Bildes durch die rebellische Studentengeneration 1967/68 im Grundsätzlichen wich: 1956 waren es bereits 38 Prozent, die einen positiven Eindruck von der jungen Generation hatten, 1960 schon 40, um dann bis 1975 auf 62 Prozent zu steigen.<sup>409</sup> Daran lässt sich ein Befund aus der 1962er-Studie von DIVO anschließen: Demnach ist die Zustimmung zum Satz „Den meisten Jugendlichen geht es heute zu gut: es ist höchste Zeit, dass sie wieder straffe Disziplin lernen“ bei den Älteren der Gruppe (über 20) deutlich höher als bei den Jüngeren – ein Indiz dafür, dass die Identifikation mit der Gruppe Jugend nachließ bzw. schon gar nicht mehr vorhanden war.<sup>410</sup> Man konzidierte auch, dass die ermittelten Lebensziele der 23-Jährigen deutlich bildungsabhängig und nicht auf einen Nenner zu bringen waren: Es gab diejenigen, die sich mit Vorstellungen vom „platten Genuss“ zufriedengaben – als Beispiele wurden „Leben genießen, Ausgehen, Zeug kaufen, Reisen machen“ genannt. Es gab diejenigen, die die „schlichten Ziele der Existenzsicherung und der häuslichen Harmonie“ verfolgten. Und es gab

---

<sup>408</sup> IfaS, Jugend, S. 48-49; ähnlich: IfD, Pressedienst, 28.12.1960, Allensbach 1960. Tab.1.

<sup>409</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch, (1947-1955), S. 114; Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 200; Noelle-Neumann, Germans, S. 45.

<sup>410</sup> DIVO 1962, v142 v313.

schließlich diejenigen, die „bewusste Sinngebung und Eigengestaltung des Lebens“ suchten.<sup>411</sup>

### 3.4 Ein Ausblick in die frühen 60er Jahre

Die bis zum diesem Punkt vorgenommene Retrospektion der historischen Umfragen zeigt, dass diese – zumindest wenn man sich nicht auf die Hauptstudien beschränkt und die verstreuten Einzelergebnisse aus den zahlreichen Spezialstudien miteinbezieht – tatsächlich Potenzial haben, Jugend in der frühen Bundesrepublik deutlicher zu konturieren. Mit Hilfe der empirischen Daten lassen sich der Blick auf Jugend und Jugendbilder schärfen, an der einen oder anderen Stelle Klischees revidieren oder den Fokus auf bestimmte Fragestellungen neu einstellen. Die vorliegenden Daten reichen aber offensichtlich nicht aus, um eine reguläre Sekundäranalyse zur Jugend in der frühen Bundesrepublik durchzuführen. Das liegt zum einen daran, dass die „Panoramastudien“ selbst ein zwar breites, aber eben nicht besonders tiefes Analysepotenzial bereithalten, und zum anderen daran, dass der aus methodischer und statistischer Sicht unbefriedigende Überlieferungszustand der Daten buchstäblich wenig Spielraum für alternative Fragestellungen bietet.

Aus diesem Grund soll nun ein genuin umfragebasierter Schritt in die 60er Jahre gesetzt werden, so wie dies im Hinblick auf die „41er“ schon ansatzweise begonnen wurde. Dieser empirische Ausblick wird nicht zuletzt deshalb vorgenommen, weil für diese Zeit zwei für die Bundesrepublik repräsentative Datensätze vorliegen, die mit Hilfe statistischer Standardsoftware auswertbar sind. Es handelt sich dabei um die DIVO-Jugendstudie von 1962<sup>412</sup> und die EMNID-Studie von 1965, die als dritte Shell- (und fünfte EMNID-Jugendstudie) unter dem Titel „Jugend, Bildung und Freizeit“ bekannt wurde.<sup>413</sup> Diese Datensätze eröffnen gute Möglichkeiten für sekundäranalytische Zugriffe. Da jedoch die 60er Jahre in der vorliegenden Untersuchung lediglich den erweiterten Beobachtungsraum darstellen, soll nicht das ganze analytische Potenzial der Datensätze ausgeschöpft werden. Der Blick richtet sich lediglich auf drei synthetisierende Themengebiete. Dafür wird der für die Arbeit zentrale Kulturbegriff in drei Teilbereiche zerlegt: Erstens in die politische Kultur, hier geht es konkret um die Fragen nach politischem Interesse, Demokratiefestigkeit und einer autoritär oder liberal orientierten Einstellung; zweitens die ökonomische Kultur, i.S. der Einstellung zur Arbeit und Aufstiegsorientierung und schließlich drittens die Freizeit- und Kommunikationskultur. Im ersten Auswertungsschritt wird es jeweils darum gehen, deskriptiv die allgemeinen Trends der beiden Studien in Hinblick auf die bisher herausgearbeiteten Ergebnisse zu untersu-

---

<sup>411</sup> Pfeil, S. 356.

<sup>412</sup> ZA-Studie 0156.

<sup>413</sup> ZA-Studie 0246.

chen, auch um möglicherweise Anhaltspunkte für Einstellungsveränderungen im Zeitverlauf zu finden. Multivariate Analysen werden dann tieferliegende Analysen liefern und versuchen, spezifische Einstellungsbilder der jugendlichen Kohorten unter der Kontrolle weiterer konfundierender Einflussgrößen ursächlich zu erklären. Die nach ursächlicher Erklärung suchenden, multivariaten Analysen sind hier rein querschnittsbasiert und liefern Anhaltspunkte für die Erklärung von Einstellungen und Orientierungen zum Befragungszeitpunkt, können aber keine Ansätze zur Erklärung von Veränderungen liefern. Da maschinenlesbaren Umfragen ab Mitte der 60er Jahre harren ausführlichen zeithistorischen Kontextanalysen.

Die in 3.1 und im Verlaufe der bisherigen Untersuchung aufgeführten quellenkritischen Vorbehalte nicht außer Acht lassend, soll hier gleichwohl einmal en bloc „simuliert“ werden, was passiert, wenn zeithistorische Fragestellungen auf eine gute Datenbasis treffen – eine selektive Sekundäranalyse als Ausblick.

### *3.4.1 Politische Kultur*

„Politische Kultur“ hat sich in den Politikwissenschaften und angelehnten sozialwissenschaftlichen Forschungsbereichen als zentraler Begriff etabliert, wegweisend waren hier die ersten empirischen Arbeiten von Almond und Verba aus den 50er Jahren. Die Etablierung dieses Begriffs ist dabei in Deutschland eng mit der Frage verknüpft, wie sicher und stabil das System der Demokratie nach dem Zweiten Weltkrieg war, ob die Deutschen mit diesem System zufrieden waren oder aber, ob sich aufgrund breiter Kritik und Unzufriedenheit, Instabilitäten im Politischen und damit im Gesamtgesellschaftlichen ableiten lassen konnten.

Auch die Jugendlichen waren dabei als Teil der „civic culture“ auch stolz auf „Volkseigenschaften“ wie Fleiß und Sparsamkeit, vielleicht waren sie auch Teil eines „psychischen Immobilismus“, wie es Alexander Mitscherlich genannt hat. Der enge Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und politischem Interesse bzw. politischer Informiertheit ist tatsächlich international. Man hat aber gezeigt, dass bis in die 60er Jahre die „politische Kompetenz“ in Westdeutschland eine vergleichsweise „passive“ war.<sup>414</sup> Wenn man sieht, wie stark das politische Interesse bildungsbasiert, also indirekt sozial bestimmt ist, wirken Zahlen aus den 50er Jahren tatsächlich als ein gewichtiges Argument für die Bildungsexpansion. Weiterhin ist ein enger Zusammenhang zwischen politischem Interesse bzw. Kenntnis der politischen Situation mit dem Bildungsniveau von Befragten festgestellt worden.

---

<sup>414</sup>Vgl. Almond/Verba, *culture*, S. 54; S. 57, S. 173. Bestätigend: DIVO, *Umfragen*, Bd. 3-4, S. 122.

Dies passt noch zur Diagnose einer „Anpassung der Unbelasteten“<sup>415</sup> (von Friedeburg), doch schon kurze Zeit später ergeben sich auch empirisch völlig andere Verhältnisse, wie Max Kaase gezeigt hat.<sup>416</sup> Doch beginnt „Fundamentalliberalisierung“ in dieser Hinsicht schon ab dem Ende der 50er Jahre? Immerhin liegen zwischen der EMNID 1955 und der DIVO-Befragung 1962 politische Ereignisse, von denen man vermuten könnte, dass sie eine Politisierung positiv beeinflusst haben könnten: Die Debatten um Wiederbewaffnung und atomare Aufrüstung der Bundeswehr, aber auch die antisemitische Welle liegt lediglich zwei Jahre zurück; ein Jahr nach dem Mauerbau fällt die Feldphase mit der SPIEGEL-Affäre zusammen – laut Zeitgeschichtsforschung eine der wichtigsten Politisierungsschübe in der Bundesrepublik überhaupt.

Hinsichtlich einer Untersuchung des Leseverhaltens unterschiedlicher Zeitungsteile – eine gängige Strategie zur Operationalisierung des politischen Interesses – lässt sich erkennen, dass 1962 der Blick der Leser primär auf „Lokales“ und „Unfälle“ gerichtet ist (v236-v242). Für Politik und für Wirtschaft ist hingegen das Interesse ähnlich gering wie in den Umfragen der 50er Jahre. Zur umfangreichen Fragebatterie in der DIVO-Befragung zur politischen Kultur sei hier als ein weiterer Indikator die Frage nach dem Wunsch nach einer „einzigen starken nationalen Partei“ herausgegriffen. Im Durchschnitt befürwortete jeder dritte Befragte dieses Konzept, was stark mit der Frage nach der „Führung durch eine einzige starke Person“ korreliert.<sup>417</sup> Die Haltung zum Einparteienprinzip scheint dabei sehr stark von der eigenen Bildung wie auch der sozialen Herkunft, hier abgebildet durch die Bildung des Vaters, abzuhängen.

Betrachtet man zunächst den Einfluss der eigenen Bildung, zeigen sich vor allem drei zentrale Tendenzen (Grafik 7). Erstens scheint der Effekt des formalen Bildungsgrades bei den weiblichen linearer zu verlaufen als bei den männlichen Befragten. Befürworten 49 Prozent der jungen Frauen mit einem Volksschulabschluss ohne Lehre und ohne abgeschlossene Berufsausbildung das Prinzip einer einzigen nationalen und starken Partei, so sind es bei den weiblichen Befragten mit Hochschulausbildung nur noch 26 Prozent. Neben der deutlichen Kraft, die ohnehin von der Bildung auszugehen scheint, ist aber insbesondere die von Bildungsstufe zu Bildungsstufe abnehmende Haltung gegenüber einer einzigen nationalen Partei ausschlaggebend dafür, von einem

---

<sup>415</sup> Von Friedeburg, Verhältnis, S. 185.

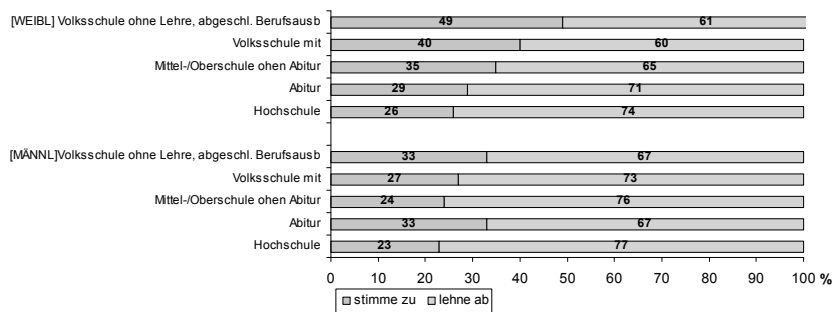
<sup>416</sup> Vgl. Kaase, Einstellungen, S. 119-326.

<sup>417</sup> V126, F56 mit Vorlage Karte, im Wortlaut: „Hier sind einige Ansichten, wie sie oft von Leuten ausgesprochen werden. Stimmen Sie dieser Ansicht zu oder lehnen sie sie ab? ‚Wir sollten wieder eine einzige starke nationale Partei haben, die wirklich die Interessen aller Schichten unseres Volkes vertritt.‘“ Die Deutlichkeit der Frageformulierung lässt hier nichts zu wünschen übrig: V126, F57 im Wortlaut: „Wir sollten, wie es früher war, wieder eine nationale Führerpersönlichkeit haben, die Deutschland zum Wohle aller mit starker Hand regiert.“

linear verlaufenden Bildungseffekt auszugehen. Dass bei den Männern der Bildungseffekt nicht so deutlich linear verläuft, liegt an den männlichen Befragten mit Abiturabschluss. 33 Prozent von ihnen sprechen sich für eine starke Einheitspartei aus. Damit liegen sie auf demselben Niveau wie die Befragten ohne Berufsausbildung und lediglich zehn Prozentpunkte über den hochgebildeten jungen Befragten.

Grafik 7: Eine nationale Partei nach Bildung und Geschlecht 1962

Zustimmung zur Aussage »Wir sollten wieder eine einzige starke nationale Partei haben, die wirklich die Interessen aller Schichten unseres Volkes vertritt.« (16-24-Jährige)



Quelle : DIVO 1962, v126 v311

Der zweite Befund bezieht sich auf eine insgesamt festzustellende Differenz der Geschlechter. In der Gesamtbetrachtung zeigt sich, dass sich die männlichen in der Breite, unabhängig vom Bildungsgrad, deutlicher gegen eine zentrale Partei aussprechen, und sie bewegen sich insgesamt auf einem kritischeren Einstellungsniveau als weibliche Befragte, bei denen – vor allem auch in den niederen Bildungsklassen – autoritäre Konzepte noch sehr deutlich positiv bewertet werden. Der Einfluss der Variable Vaterbildung (als ein wichtiger Indikator für „Milieu“) scheint ebenfalls deutliche Spuren in den Einstellungen zu hinterlassen. Kinder aus den „gebildeteren Kreisen“ weisen deutlich eine stärkere Distanz zu undemokratischen Vorstellungen auf als Kinder aus niederen Bildungsschichten. So sprechen sich knapp 76 Prozent der Befragten, deren Vater eine Hochschulbildung aufweist, gegen das einheitsparteiliche Konzept aus. Hingegen sind es nur knapp 58 Prozent aus dem Milieu des niedrigsten Bildungsniveaus. Ganz ähnlich verhält es sich mit verwandten Fragen zur politischen Einstellung und zum Nationalsozialismus.

Auch hier gibt es eine Art männliche Bildungselite, die nicht nur politisch interessierter war, sondern auch nicht-demokratische Perspektiven deutlich kritischer beurteilte. Die Ablehnung der weiblichen Befragten zu autoritären Sichtweisen ist hingegen auch hier geringer und wohl nicht allein durch niedrigere Bildung zu erklären, sondern auch durch Erziehungsdispositionen in El-

ternhaus und Schule. Unter Kontrolle weiterer konfundierender Einflussgrößen zeigt sich im Rahmen der Logit-Analyse aber noch Einiges mehr (Tab. 39).

Tab. 39: Eine einzige nationale Partei 1962

Ablehnung zur Aussage »Wir sollten wieder eine einzige starke nationale Partei haben, die wirklich die Interessen aller Schichten unseres Volkes vertritt.« (16-24-Jährige)

	Koeff.
Schulbildung Vater (Ref.: Volksschulbildung ohne Lehre/abgeschl. Berufsausbildung)	.13**
Geschlecht (Ref.: männl)	-.43***
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Einwohner)	
2.000-19.999	-.26*
20.000-99.999	.05
100.000-499.999	.11
>500.000	-.91
Alter (Ref.: 16-Jährige)	.02*
Haushaltseinkommen (Ref.: bis 150 DM)	.00
Familienstand (Ref.: verheiratet)	
verw./geschieden	1.31*
ledig	.80
Kinder (Ref.: Kinder)	.11
Politisch interessiert (Ref.: nicht interessiert)	.10**
Einstellung zu Hitler (Ref.: starke Ablehnung)	-.09***
N	2715
Pseudo R <sup>2</sup>	0.03

Quelle: DIVO 1962, v126 recodiert mit v311, v308, v313, v297, v276, v285r, v116, v151

Obgleich die Robustheit der Aussagen aufgrund des niedrigen Pseudo-R-Werts unter Vorbehalt steht, kann aufgrund der Ergebnisse, die mit Hilfe dieses Logit-Modells erzielt wurden, Folgendes festgehalten werden: Bildung, das Geschlecht, das Alter, der Familienstand, das politische Interesse und auch die Einstellung zu Hitler zeigen im Rahmen des Modells signifikante Einflüsse. Am stärksten ausgeprägt sind die Effekte des Geschlechts und die Einstellung zu Hitler ( $p < 0,001$ ). Aber auch der Grad der formalen Bildung und das politische Interesse zeigen durchaus Einflüsse darauf, ob die Befragten undemokratische Sichtweisen befürworten oder ablehnen. Nur auf einem schwach signifikanten Niveau nachweisbar sind schließlich die Effekte der Wohnortgröße, des Familienstandes und des Alters.

Inhaltlich bestätigen sich im Logit-Modell die bisherigen deskriptiven Analysen. So zeigt sich, dass Frauen deutlicher zu autoritären Konzepten tendieren. Auch die Schulbildung wirkt, wie die vorher gemachten Befunde bereits angedeutet haben, allerdings lediglich auf einem „normalen“ Signifikanzniveau. Je höher die Bildung der Befragten ausfällt, umso eher sprechen sie sich gegen ein Einparteiensystem aus ( $p < 0,01$ ). Weiterhin kann mit Hilfe der multivariaten



Analyse bestätigt werden, dass eine kritische Einstellung zu Hitler ebenfalls eine kritischere Einstellung einem autoritären System gegenüber nach sich zieht. Dieses Ergebnis liegt sogar auf einem hochsignifikanten Niveau vor. Weiterhin ist festzuhalten, dass sich Befragte in Abhängigkeit der Stärke ihres eigenen politischen Interesses ebenfalls in zunehmendem Maße von einem Einparteiensystem distanzieren. Ein weiteres Resultat ist, dass sich die jüngeren Befragten ebenfalls leicht liberaler zeigen. Das negative Vorzeichen des Beta-Koeffizienten der Altersvariablen weist darauf hin, dass Befragte sich umso mehr von autoritären Staatskonzepten entfernen, je jünger sie sind. Ein weiteres Ergebnis ist, in der Tendenz auch Befunde aus den 1950er Jahren bestätigend, der zwar nicht signifikante, aber dennoch bemerkenswerte Effekt, der sich hinter der Variable Wohnortgröße verbirgt. Städter distanzieren sich im Vergleich zur Referenzkategorie vom Einparteienprinzip. Ohne Einfluss bleiben in diesem Modell das Haushaltseinkommen und die Anzahl der eigenen Kinder.

Das politische Bewusstsein der jungen Westdeutschen scheint dem Zeitgeist angepasst. Es ist nicht besonders liberal, doch im Vergleich zu den Befunden, wie man sie noch in der ersten Hälfte der 50er Jahre findet, schon demokratischer orientiert. Es erscheint keine spezielle Gruppe, die generell für ein Angekommensein in der Demokratie bzw. für reine Rückwärtsgerandtheit steht, weibliche Befragte und weniger Gebildete sind tendenziell autoritärer, der Zusammenhang mit politischer Interessiertheit ist deutlich und wird teilweise durch Bildung erklärt. Ein weiteres, hier nicht abgebildetes Stufenmodell bestätigt dies: So sinkt die Wahrscheinlichkeit, dem Nationalsozialismus positive Attribute zuzuschreiben, mit steigendem Bildungshintergrund des Elternhauses. Markantestes Ergebnis ist aber: Das politische Interesse bleibt entscheidender Konsolidator demokratischen Grundverständnisses. Unberührt bleibt nach wie vor das Bildungsmilieu aus dem Elternhaus, der Fraueneffekt verliert in einer solchen schrittweisen Analyse an Signifikanzniveau.

Wenn weibliche Jugendliche also partizipieren oder gefördert werden, so hätte man aus bildungspolitischer Sicht schlussfolgern können, entfernen sie sich von der eher unkritischen Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus – Ergebnisse, die die wirksame Zielrichtung amerikanischer Re-orientation-Politik sowie politisch gesteuerte Bildungsexpansion im Nachhinein eindrucksvoll unterstreichen. So ganz ist man auch 1962 noch nicht drin in der anvisierten kommunikationsintensiven Verhandlungskultur. Das Diskutieren steht für eine demokratische Kulturtechnik, doch knapp zwei Drittel stimmen dem Satz „Es wird bei uns zuviel geredet und diskutiert, damit kommt man nicht weiter“ zu.<sup>418</sup>

---

<sup>418</sup> DIVO 1962, v144 v311.

Ergänzend, weil mit der politischen Kultur eng verbunden, sei hier noch auf die in der EMNID-Umfrage aufgeworfene Schlusstrich-Thematik hingewiesen. Drei Jahre vor der Studentenrevolte, bei der die Frage nach deutscher Schuld ein wichtiger Bestandteil war, erstaunt die hohe Zustimmung in der Studie zum Statement: „Wir sollten unter unsere Vergangenheit einen Schlusstrich ziehen, bei den anderen sind genauso schlimme Dinge vorgekommen.“ Drei Viertel der Befragten stimmen zu, davon 36,5 Prozent stark, Oberschüler und Studenten zeigen ein deutlich höheres Ablehnungspotenzial gegenüber dem Schlusstrich-Item.<sup>419</sup> Und insofern erscheint die DIVO-Studie im Vergleich zu anderen Umfragen auch „direkter“: Hier werden Dinge thematisiert, die man sich vorher in dieser Deutlichkeit nicht zu fragen traute, vielleicht, weil man die Ergebnisse fürchtete. Noch ein Thema, das vorher nicht „fraglich“ war, ist die Einstellung zur Bundesrepublik als Ganzes. Eine neue Frage, deren Ergebnisse aufgrund unscharfer Antwortkategorien wenig aussagen außer, dass das Modell Bundesrepublik oder genauer: seiner Eliten nun von Jugendlichen evaluiert werden dürfen und sollen (v117). Selbstverständlich befinden sich die Jugendlichen im Diskursklima der Zeit, wenngleich die Ergebnisse allerdings nicht dem Idealresultat erfolgreicher Re-education Politik entsprechen.

Tab. 40: Disziplin als Erziehungsziel 1962

Zustimmung zur Aussage »Den meisten Jugendlichen geht es heute zu gut; es wird höchste Zeit, daß sie wieder straffe Disziplin lernen.« (16-24-Jährige)

	Koeff.
Schulbildung Vater (Ref.: Volksschulbildung ohne Lehre/abgeschl. Berufsausbildung)	.00
Geschlecht (Ref.: männl)	.03
Alter (Ref.: 16-Jährige)	.04*
Haushaltseinkommen (Ref.: bis 150 DM)	.02
Familienstand (Ref.: verheiratet)	
verw./geschieden	-.59
ledig	-.49**
Kinder (Ref.: Kinder)	-.24
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Einwohner)	-.19***
Selbst erzogen worden (Ref.: Sehr streng)	-.20***
N	2765
Pseudo R <sup>2</sup>	4,6

Quelle: DIVO 1962, v142 mit v298 v311 v 313 v297 v276 v285r v308 v53

Die Regressionsanalyse in Tab. 40 widmet sich einer wichtigen Frage, in der es schon um einen zentralen Indikator für Wertewandel geht: Wie streng sollte die

<sup>419</sup>DIVO 1962, v145.

Jugend erzogen werden? Im Durchschnitt aller Befragten ergibt sich hier eine 50prozentige Zustimmung zu strenger Disziplin – und eine 50prozentige Ablehnung. Dabei ist der Einfluss des Elternhauses deutlich: Je höher der Bildungshintergrund ist, desto geringer die Zustimmung zu strenger Erziehung. Frauen stehen tendenziell ebenso für eine harte Haltung wie Männer, und erneut ist ein signifikanter Alterseffekt nachzuweisen. Womöglich sehen sich die Älteren schon gar nicht mehr als Jugendliche, ordnen sich also in den restriktiven Zeitgeist ein. In einer hier nicht abgebildeten gestuften Einführung der interessierenden Variablen zeigt sich, dass der Elternhaus-Effekt ein Stück weit über die Frage des eigenen Zivilstandes statistisch erklärt wird. Sobald man verheiratet ist, offenbart sich demnach eine signifikant härtere Gangart bezüglich des Erziehungsstils von Jugendlichen. Ohne eigene Kinder (13 Prozent haben schließlich schon welche) ist man nur leicht liberaler. Die Stadt/Land-Variable ist hier in ihrer metrischen Anwendung im Vergleich zum vorangegangenen Modell hoch signifikant. Das bedeutet: Je ländlicher man wohnt, desto strenger gibt man sich, und je mehr Menschen im Lebensmittelpunkt des Befragten wohnen, umso liberaler äußert man sich über Erziehungsfragen. Wichtig ist auch der Erziehungsstil der eigenen Eltern, also die persönlichen Erfahrungen: Je weniger streng der selbst erfahrene Erziehungsstil bewertet wird, umso großzügiger ist auch der Umgang mit der nachrückenden Jugend. Auch die Älteren, die selbst weniger streng erzogen wurden, tendieren dazu, dies so fortzuführen, im Gegensatz zu den anderen aus der ältesten Befragtengruppe.<sup>420</sup> Und die meisten gaben 1962 an, zu Hause relativ streng erzogen worden zu sein, 35 Prozent hatten selbst Schläge in der Schule bekommen, oder (15 Prozent) dies bei Klassenkameraden miterlebt.

Tab. 41: Politisches Interesse 1962/1965

»*Interessieren Sie sich für Politik?*« (Jahrgänge 1944/45 1962 und 16/17-Jährige 1965, in %)

	Sehr stark	Stark	Etwas	Kaum	Gar nicht
1962 (nur *1944/45)	7,35	18,53	36,91	16,23	20,98
1965 (nur *1944/45)	8,44	17,26	35,08	20,26	18,95
Höher Gebildete (*1944/45) 1962	16,82	36,45	33,64	3,74	9,35
Höher Gebildete (*1944/5) 1965	15,93	30,09	34,51	12,39	7,08
16-17-Jährige 1965	4,32	9,19	38,65	20,45	27,39

Quelle: EMNID V, v446 v53 v430; DIVO 1962, v92 v116 v313

Politisches Interesse erscheint als eine wichtige Variable, die vieles erklärt. Da diese Variable in beiden Datensätzen (also DIVO und EMNID) in gleichem

<sup>420</sup> DIVO 1962, v109, v53.

Fragewortlaut vorliegt, kann hier ansatzweise ein kleiner Längsschnitt-Vergleich gewagt werden. Unter der Betrachtung der Kategorie „Politisches Interesse“ werden die Jahrgänge 1944/1945 in ihren Umfragewerten 1962 und 1965 miteinander verglichen. Sie sind zum Befragungszeitpunkt 1962 17 bzw. 18 Jahre und zum Befragungszeitpunkt 1965 20 bzw. 21 Jahre alt (Tab. 41).

Da die Abhängigkeit von politischem Interesse und Bildung bereits mehrfach angesprochen wurde, findet der Vergleich der Jahrgänge deskriptiv „unter der Kontrolle“ der Bildungsvariable statt. Überraschend ist, dass die letzten beiden Kriegsjahrgänge, obwohl diese innerhalb dieser drei Jahre, die zwischen den beiden Befragungszeitpunkten liegen, ihre Volljährigkeit erlangen oder kurz davor sind, ein kaum größeres Interesse an der Politik haben. Eventuell schließt dieses Alter die politische Sensibilisierung schon ab. In der „Breite“ lässt sich jedenfalls vom vielfach beschriebenen Politisierungsschub in der ersten Hälfte der 60er Jahre wenig sehen. Im Gegenteil. Man hätte doch, auch aufgrund von etwas höherer Gesamtbildung, evtl. auch Gesamtpolitisierung von einem höheren Interesse ausgehen können, doch die 16- und 17-jährigen Befragten erscheinen 1962 im Vergleich zu den 16- und 17-Jährigen 1965 (\*1948/49) sogar noch etwas interessierter. Was bei dieser Frage aber sicher auch mit dem genauen Zeitpunkt der Erhebung zusammenhängen kann. Ein Vergleich mit den Ergebnissen aus den 50ern bleibt recht fruchtlos, da die Antwortmöglichkeiten dort nicht skaliert, und lediglich „Ja“ (37 Prozent) oder „Nein“ (62 Prozent) möglich waren. Gleichzeitig irritiert, dass 1962 nicht entscheidend ist, ob man 16, 18 oder 20 ist, während 1965 tendenziell die nachrückenden Jüngsten etwas unpolitischer zu sein scheinen, als es noch drei Jahre zuvor die 16-17-Jährigen sind (1948/49). Genuin könnte man also von einem leicht höheren Interesse bei den Anfang/Mitte 40er Jahrgängen ausgehen. Wie aber sieht es aus mit der Bereitschaft zum Einmischen am Vorabend der Revolte?

Die klassische Aussage der skeptischen Generation („Politik anderen überlassen“ bzw. „Zur Kenntnis nehmen, aber sich die Politik vom Leibe halten“) sei hier einmal kontrastiert mit denjenigen 15 Prozent, für die ein politisches Engagement in Parteien, Verbänden, Schule und Beruf grundsätzlich infrage kommt.<sup>421</sup> Wer sind diese potenziell politisch Aktiven, wenn man nach dem Logit-Modell durchrechnet? (Tab. 42).

Zunächst ist zu sagen, dass das Geschlecht durchgängig eine hochsignifikante Rolle spielt. Sein Einfluss bleibt auch unter der statistischen Kontrolle einer Reihe von Einfluss nehmenden Variablen in allen sechs Modellstufen konstant.

---

<sup>421</sup> Die genaue Fragestellung lautete: „Gegenüber der Politik kann man sich ja verschieden verhalten. Was kommt für Sie in Frage 1. Politik anderen überlassen, die davon mehr verstehen; 2. Zur Kenntnis nehmen, was in der Politik geschieht, aber sich im übrigen die Politik vom Leibe halten, 3. Politik in Parteien, Verbänden, Schule oder Beruf praktisch anwenden“ (v75). Hier interessiert die dritte Gruppe.

Die Vorzeichen belegen, dass Frauen sich hoch signifikant seltener politisch engagieren. „Politische Aktivisten“ waren laut diesen Umfragedaten in erster Linie Männer. Weiterhin ist mit Blick auf die Modellstufe VI festzuhalten, dass die eigene Schulbildung der Befragten ebenfalls einen hoch signifikanten Einfluss auf das politische Engagement der Befragten nimmt und dabei gleichzeitig eine Reihe vorher signifikanter Einflüsse aufklärt. Zu den Einflüssen, die durch die Bildung der Befragten aufgeklärt werden, zählt die Variable „Eigener Verdienst“ wie auch die in den Modellstufen IV und V nachweisbaren Kohorteneffekte. Deutete ohne die Kontrolle durch die Bildungsvariable noch alles darauf hin, dass sich die älteren Befragten deutlich häufiger politisch engagieren, so ist dieser Befund unter der Hinzunahme der Bildungsvariablen offensichtlich nicht mehr haltbar. Demnach erklärt sich also die politische Beteiligung nicht über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kohorte, sondern ausschließlich über den eigenen Bildungsstand.

Tab. 42: „Politische Avantgarde“ 1965  
Erklärungsmodell für die Gruppe der Befragten 14-21-Jährigen, die sich für ein politisches Engagement aussprechen.

	I	II	III	IV	V	VI
Geschlecht (Ref.: männl)	-.78***	-.80***	-.80***	-.82***	-.81***	-.78***
Alter (Ref.: 14/15-Jährige)						
16/17-Jährige		.44	.45	.55*	.57*	.33
18/19-Jährige		.49	.39	.82**	.75**	.35
20/21-Jährige		.50	.50	1.2***	1.1***	.49
Haushaltseinkommen (Ref.: <400DM)			-.02	.00	-.12	-.20*
Eigener Verdienst (Ref.: kein)				.00***	-.00**	-.00
Vaterberuf (Ref.: Arbeiter)						
Angestellter					.24	-.10
Beamter/Behördenangestellter					.36	-.05
Selbst./Freie Berufe					.81**	.59*
Landwirt/Gärtner					-.90	-.87
Rentner/Pensionär					-.49	-.74
Schulbildung (Ref.: Volksschüler)						.36***
N	1058	1058	1058	1058	1058	1058
Pseudo R <sup>2</sup>	0.02	0.03	0.03	0.04	0.06	0.09

Quelle: EMNID V, v75recodiert mit v429 v430 v434 v471 v436 v446

Auf zwei weitere interessante Ergebnisse hinsichtlich einer „politischen Avantgarde“ bleibt noch zu verweisen. Zum einen scheint es einen Interaktionseffekt zwischen dem Haushaltseinkommen und der Schulbildung der Befragten zu geben. Es scheint so zu sein, dass eine höhere Bildung bei gleichzeitig geringeren Einkommensverhältnissen politischem Engagement zuträglich ist. Als letztes Ergebnis ist außerdem noch ein interessanter milieuspezifischer Befund bemerkenswert: Befragte, deren Väter in freien Berufen tätig sind, also Archi-

tekten, Ärzte oder Rechtsanwälte sind, zeigen ebenfalls in der Tendenz mehr politisches Engagement als die Referenzgruppe der Arbeiterkinder.

### 3.4.2 *Ökonomische Kultur*

Der vermutete Verlust von traditionellem Arbeitsethos konnte als einer von mehreren zentralen Verhandlungstopoi im Jugenddiskurs der 50er Jahre herausgearbeitet werden. Verknüpft war dieser mit dem latenten Unbehagen, was die wachsenden Konsummöglichkeiten betrifft. Was kann man dazu Anfang der 60er, nach kollektiver Aufstiegserfahrung und kurz vor dem ersten kleinen Rezessionsknick, sagen? Die untersuchten Jahrgänge der DIVO- und der EMNID-Untersuchung wuchsen im Gegensatz zur skeptischen Generation – als die in den 1930er Jahren Geborenen – schon direkt in eine „Wohlstandsgesellschaft“ hinein. Wie bereits gezeigt, gab es unter den Jüngeren eine Tendenz zu einer größeren Unbefangenheit zum Zentralbegriff Arbeit, auch wenn man von hedonistischen Einstellungsdimensionen noch weit entfernt war. Doch zumindest scheint die Basis dafür anzuwachsen, zumal sich in der Frage nach der Einstellung zur Arbeit alles auf die mittleren Dimensionen verteilt: „Auch ohne Arbeit könnte man ein glückliches Leben führen.“ (5,5 Prozent), „Etwas Arbeit gehört mit zu einem glücklichen Leben.“ (38,4), „Ohne Arbeit ist ein glückliches Leben kaum möglich.“ (43,7) „Nur durch Arbeit wird man wirklich glücklich.“ (11,9).<sup>422</sup>

In der Regression der hier ausnahmsweise metrisch genommenen Variable „Arbeit & Glück“ findet sich zunächst die Frage nach dem konfessionellen Einfluss, der vorhanden ist, und zwar in die vielfach beschriebene Richtung der protestantischen Ethik (Tab. 43). Als signifikant erweist sich der Einfluss des Elternhauses, in dessen Ethos man erzogen wurde: Je bildungsbürgerlicher das Elternhaus, desto eher stimmt man dem Eigenwert Arbeit zu. Auch Geschlecht ist hier enorm wichtig: Männer haben ein höheres Arbeitsethos als die zum größeren Teil zu Hause arbeitenden Frauen, das defizitäre Image von Hausarbeit wurde bereits erwähnt – „Arbeit ist männlich“. Alter hat – und das war episodisch in den 70er und 80er Jahren nicht so, heute jedoch wieder – erneut keinerlei Effekt. Schon ab 16 ist man demnach Teil der Arbeitsgesellschaft und hat deren Werte internalisiert. Das Haushaltseinkommen ist ohne Einfluss, der Zivilstand ebenso wenig. Ein signifikant positiver Effekt auf die Befürwortung von Glück bringender Arbeit findet sich bei der Gruppe derer, die aus Heimat- und Vertriebenfamilien stammen – und als solche gelten 1962 immerhin 20,69 Prozent. Offenbar zeugt der „Flüchtlingshintergrund“ ein besonders intensives Verhältnis zur Arbeit. Außerdem bestätigt sich die Vermutung, dass das Bei-sein Dritter für die Befragungsergebnisse meist Folgen hat – in diesem Fall führt dies überraschenderweise zu einer gewissen Zurückhaltung gegenüber der

---

<sup>422</sup> DIVO 1962, v90.

Glück versprechenden Arbeit, ebenso verhält es sich bei den auf dem Dorf Sozialisierten. Solche überraschenden Befunde, wie die Tendenz, dass mit bildungsbürgerlichem Hintergrund die Verbindung von Arbeit und Glück deutlicher, diese im Beisein Dritter weniger herausgestellt wird, lassen aufhorchen und fragen: Sind die gängigen Hypothesen defizitär oder die Daten? Neben der oben angesprochenen etwas „forschen“ Empirie dieses Kapitels verweist dies erneut auf das Basissatz-Problem.

Tab. 43 Einstellung zur Arbeit 1962

»Jeder Mensch hat seine eigene Auffassung darüber, was die Arbeit für sein Leben bedeutet. Können Sie mir sagen, welche von diesen Antworten Ihrer Auffassung von Arbeit am nächsten kommt?« (vorausgesetzt wird die Einstellung, dass nur mit Arbeit ein glückliches Leben geführt werden könne, 16-24-Jährige)

	Koeff.
Konfession (Ref.: protest.)	
kath.	-.08**
Andere	.23
Keine	.00
Schulbildung Vater (Ref.: Volksschulbildung ohne Lehre/abgeschl. Berufsausbildung)	.05**
Geschlecht (Ref.: männl.)	-.26***
Alter (Ref.: 16-Jährige)	.00
Haushaltseinkommen (Ref.: bis 150 DM)	.00
Familienstand (Ref.: verheiratet)	
verw./geschieden	-.50
ledig	-.05
Neubürger, gruppiert: Heimatvertriebene & Flüchtlinge (Ref.: in BRD-Geborene)	.10**
Anwesenheit Dritter beim Interview (Ref.: allein)	-.13***
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Einwohner)	
2.000-19.999	-.24***
20.000-99.999	.07
100.000-499.999	.10*
>500.000	.10
N	2751
R2	0.06

Quelle. DIVO 1962, v90 mit v92 v 297 v311 v276 vNeubuerger v21 v 310 v308

Interessanter noch erscheint eine andere Variable, die die Einstellung zum Verdienst messen soll, im Grunde aber darüber hinaus auch die Frage nach der richtigen Balance zwischen Sicherheit und materiellem Streben stellt: „Nehmen wir einmal an, Sie könnten in Ihrem Berufsleben eine Stellung erhalten mit verhältnismäßig hohem Einkommen, jedoch mit ungesicherter Zukunft, oder aber eine Stellung, die weniger einbringt, aber gesichert ist, welche würden Sie vorziehen?“ Mehr als vier Fünftel ziehen (in Zeiten der Vollbeschäftigung) die gesicherte Stellung vor und erweisen sich als wahre Kinder der Bundesrepublik – Wohlstand ja, aber Sicherheit bleibt prioritär. Nun wäre zu fragen, wodurch sich die kleine Gruppe der „materialistischen Risikobereiten“ von 16 % auszeichnen, die trotz der leicht suggestiven Fragestellung das Risiko vorziehen.

Die Logit-Regression (Tab. 44) deutet auf Folgendes hin: Mit steigender Bildung ergibt sich ein hochsignifikanter Zusammenhang mit dem Streben nach höherem Einkommen bzw. dem Inkauf-Nehmen von (für diese Gruppe auch eher unrealistischer) Arbeitsplatzunsicherheit. Je höher das Haushaltseinkommen, desto eher ist man bereit, gegen eine gesicherte Stellung zu optionieren, aber nicht signifikant. Junge Männer und Frauen sind hier ausnahmsweise einer Meinung, bei den Jahrgängen gibt es erneut keine Unterschiede, im Zivilstand Ehe tendiert man eher in Richtung Sicherheit. Jetzt kommen erneut die „Neubürger“ als gruppierte Kategorie aus Heimatvertriebenen und DDR-Flüchtlingen hinzu, die sich zunehmend als eine Schlüsselkategorie erweist. Zu vermuten ist, dass die Kategorie „Mitglied einer Flüchtlingsfamilie“ auch für die Umfrageergebnisse in den 50er Jahren ein große, vermutlich sogar eine noch größere Rolle gespielt hat. Helmut Schelsky hatte dies jedenfalls so gesehen, als er wenige Jahre zuvor der Flüchtlingsjugend eine Avantgardefunktion in jugendlicher Anpassung zuschrieb, die sich ihm zufolge vor allem durch ein hohes Aufstiegsstreben äußerte. Hier zeigen sich die Flüchtlingskinder jedoch hochsignifikant sicherheitsorientierter. Zusammen mit dem eben beobachteten hohen Arbeitsethos steht diese Gruppe wie keine andere für zwei der zentralsten Maximen der frühen Bundesrepublik: harte Arbeit im Verbund mit einem auch im internationalen Vergleich hohen Sicherheitsbedürfnis.

Tab. 44: Einstellung zum Verdienst 1962

»Nehmen wir einmal an, Sie könnten in Ihrem Berufsleben eine Stellung erhalten mit verhältnismäßig hohem Einkommen, jedoch mit ungesicherter Zukunft, oder aber eine Stellung, die weniger einbringt, aber gesichert ist, welche würden Sie vorziehen?« (vorausgesagt wird Sicherheit, 16-24-J., k.A. kassiert)

	Koeff.
Schulbildung (Ref.: Volksschulbildung)	-.30***
Haushaltseinkommen (Ref.: <150 DM)	-.03
Geschlecht (Ref.: männl.)	-.04
Alter (Ref.: 16-Jährige)	.04
Familienstand (Ref.: verheiratet)	
verw./geschieden	-1.72*
ledig	-.29
Neubürger, gruppiert: Heimatv. & Flüchtl. (Ref.: in BRD-Geborene)	.49***
Vollständigkeit der Familien (Ref. beide Eltern leben)	
Vater tot	.06
Stiefvater	-.04
Pflegevater	1.1
beide tot	.77
nur Vater lebt	.07
Kirchenbindung (Ref.: starke Bindung)	-.28***
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Einwohner)	-.15**
N	2725
Pseudo R <sup>2</sup>	0.04

Quelle: DIVO 1962, v91r ecodiert mit v92 v 297 v311 v276 vNeubuerger v21 v 310 v308



Eine andere, häufig als wichtige beschriebene Deprivationserfahrung und Variable „Vater gestorben“ hat keinerlei Einfluss auf die Ergebnisse. Die exzeptionelle Rolle der viel besprochenen Gruppe der Vaterlosen wäre hier wie in anderen Fragestellungen weiter zu überprüfen. Dem Diskurs nach wäre zu vermuten gewesen, dass dem ein ähnlicher psychologischer Effekt innewohnt wie dem Heiraten, nämlich eine frühere Erwachsenenrolle indizieren. Doch die Vaterlosen sind weder die besonders „Vernünftigen“ und Sicherheitsorientierten noch verkörpern sie das Gegenteil. Je kirchengebundener aber die Jugendlichen sind, desto sicherheitsorientierter sind sie, und zwar hochsignifikant, auch sind die in der Stadt Sozialisierten risikofreudiger oder: materialistischer als die auf dem Land Aufgewachsenen.

### 3.4.3 Freizeitkultur

Anknüpfend an die in Kapitel 2.6 nachgezeichnete Phänomenologie jugendlicher Freizeittypen und an das erarbeitete Freizeitprofil, wie es sich in den Umfragen Mitte der 50er Jahre darstellt, könnte man mit vorliegender Datenbasis für die erste Hälfte der 60er Jahre nach markanten Tendenzen in der Freizeit-, Medien- und Gesellungskultur der Jugendlichen fragen.

Allgemein sind im Vergleich zu den Ergebnissen der 50er Jahre keine besonders auffälligen Verschiebungen in den Proportionen der einzelnen Freizeitaktivitäten zu verzeichnen, eher in der Bandbreite, was die Erweiterung der Möglichkeiten indiziert. Der Anteil moderner Tänze hat zugenommen, der Twist bekommt eine Bedeutung, die der Rock ‘n’ Roll oder Boogie Woogie in den 50er Jahren nie hatte, der Musikgeschmack erscheint noch deutlicher nach Bildungsschicht differenziert. Die Aufschlüsselung der Freizeitwünsche wie auch der einzelnen Tätigkeiten zeigt, dass sich Möglichkeiten vervielfältigen.<sup>423</sup> Außerdem wird bestätigt, dass gewisse Jugendprofile (verheiratet sein, bereits Kinder haben) dazu beitragen, dass man sich deutlich von anderen Jugendlichen unterscheidet. Besonders interessant ist die Variable „Mitglied einer Clique“ und die dabei immer noch etwas geringere Beteiligung der Mädchen; man kann davon ausgehen, dass mit dieser Form der Gesellung eine größere Identifikation mit der eigenen Altersgruppe verbunden ist – eine wesentliche Entwicklung in den darauf folgenden Jahrzehnten und das vielleicht wichtigste Ergebnis der Wiederholungsstudie.<sup>424</sup> Nicht beweisen lässt sich die Vermutung, dass unvollständige Familien zu überdurchschnittlicher Cliquentätigkeit führten.<sup>425</sup>

Ein Randaspekt im Diskurs von Amerikanisierung und dem klassischen Antagonismus „Kultur“ vs. „Zivilisation“ kristallisiert sich in der DIVO-Studie

---

<sup>423</sup> Dies bei EMNID V, v3-v52.

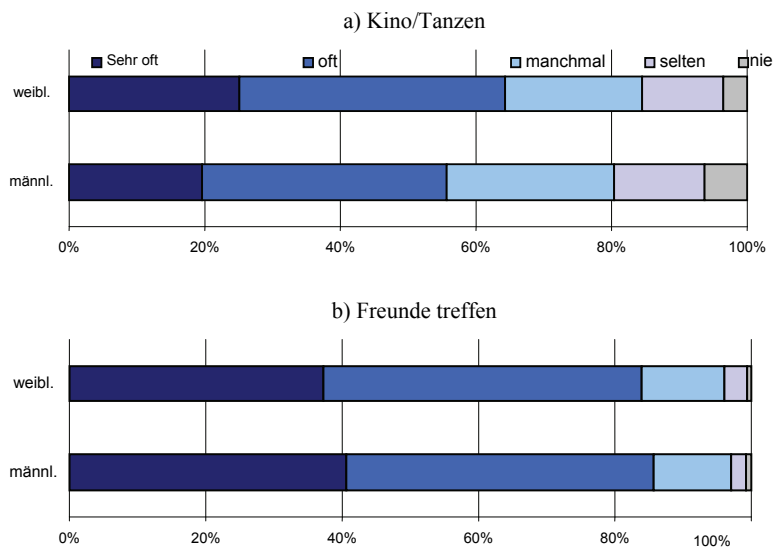
<sup>424</sup> Allerbeck/Hoeg, Jugend, S. 40.

<sup>425</sup> EMNID 1965, v26 v432.

1962 heraus. Zwar höchst suggestiv gestellt, trifft die Frage dennoch auf Widerstandspotenzial bei den Jugendlichen: Mehr als die Hälfte weigert sich, folgenden Satz zu unterschreiben: „Die Amerikaner mögen noch so zivilisiert sein, wirkliche Kultur haben sie nicht.“ Erstaunlicherweise gibt es bei den höher Gebildeten mehr „Pro-Amerikanismus“ als bei den Volksschülern, Mädchen sind noch vorsichtiger in ihren Äußerungen, Alter hat keinen Effekt (was man in der Binnenbetrachtung dieser Kohorte 1938-1946 hätte vermuten können). Amerika ist in der Lebenswelt eines städtischen Jugendlichen offenbar präsenter, hier ist der Einfluss ein hochsignifikanter, zugleich hat politisches Interesse erneut die Kraft, andere Einflussfaktoren zu überlagern: Wer sich nicht interessiert, sollte dieser Plattitüde eher zustimmen.<sup>426</sup>

Eine interessante retrospektive Frage an den 1965er Datensatz könnte jetzt lauten: Gibt es eine „Avantgarde“ in Sachen kommerzieller, außerhäuslicher und damals als neu apostrophierter jugendlicher Freizeitkultur – und wenn ja, wodurch zeichnet sich diese aus?

Grafik 8: Freunde treffen und ins Kino/ zum Tanzen gehen 1965 (14-21-Jährige)



Quelle. EMNID V, v30 v 38 v 26

<sup>426</sup> Wobei nicht gemeint ist, dass man als politisch Interessierter nicht auch anti-amerikanisch sein konnte. Modell nach DIVO 1962 mit v149 und v92, v311, v313, v297, v312, v116 – vorbehaltlich schlechter R<sup>2</sup>-Werte. Dass höherer Pro-Amerika-Einstellung ein Merkmal Jüngerer war, bestätigt Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 547.

Tab. 45 „Teenagerkultur-AktivistInnen“ 1965  
(14-21-Jährige, nur mit Top-Nennungen in v30, v26, v38)

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX
Geschlecht (Ref.: männl.)	.42*	.44*	.44*	.43*	.38*	.38*	.38*	.43*	.48**
Alter (Ref.: 14/15-Jährige)									
16/17-Jährige		-.08	-.08	-.07	.09	.09	.09	.02	.02
18/19-Jährige		.42	.42	.45	.59*	.59*	.60*	.27	.27
20/21-Jährige		.01	.01	.01	.15	.15	.16	-.30	-.30
Haushaltseinkommen (Ref.: < 400DM)			-.10	.04	.06	.07	.07	.03	.27
Vaterberuf (Ref.: Arbeiter)									
Angestellter				-.55*	-.24	-.24	-.24	-.20	-.21
Beamter/Behördenangestellter				-.43	-.11	-.11	-.11	-.09	-.05
Selbst./Freie Berufe				-.35	-.11	-.11	-.11	-.05	-.00
Landwirt/Gärtner				.25	.03	.29	.29	.31	.45
Rentner/Pensionär				-.11	.05	.05	.05	.05	.10
Schulbildung (Ref.: Volksschüler)									
Schulentlassener mit VS					-.33	-.35	-.35	-.37	-.40
Realschüler/Mittelschüler					-.116*	-.116*	-.120*	-.108*	-.109*
Schulentlassener Mittlere R.					-.193***	-.193***	-.193***	-.189***	-.201***
Oberschüler					-.104**	-.104*	-.104**	-.81*	-.93*
Student					-.168	-.168	-.168	-.137	-.150
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Ew.)						-.01	-.01	-.02	-.02
Anwesenheit Dritter (Ref.: allein)							-.03	-.04	-.04
Eigener Verdienst (Ref.: keine)								.00**	.01*
Verfügbare Freizeit Sa (Ref.: keine)									.01*
N	1202	1202	1202	1202	1176	1176	1176	1176	1176
Pseudo R <sup>2</sup>	0,06	0,013	0,013	0,02	0,05	0,05	0,05	0,06	0,06

Quelle: EMNID V, v429 v 430 v 434 v436 v446 v475 v474 v471 v457

Zunächst geht der Blick auf die nach Geschlecht getrennte Unterteilung außerhäuslicher Freizeitgestaltung in Form von Kino, Tanzen gehen und Freunde treffen. Die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Ausgehverhalten erscheinen zwar vorhanden, aber nicht groß (Grafik 8). Dass es aber doch deutliche und signifikante Unterschiede zwischen ihnen gibt, zeigt anschließend eine multivariate Kontrolle.

Zunächst wurden diejenigen Befragten herausgefiltert, die angaben, sich „sehr oft“ mit Freunden zu treffen („Gesellungs-Komponente“, v26), „sehr oft“ ins Kino oder zum Tanzen zu gehen (außerhäusliche konsumorientierte Komponente, v38) und „sehr gerne“ Tanzmusik zu hören (Stil-Komponente, v30). Damit wurde eine Gruppe generiert, die man dann als Avantgarde im Sinne der oben beschriebenen „Teenagerkultur“ bezeichnen könnte. Zu dieser Gruppe gehören bei den Geburtsjahrgängen 1944 bis 1951 immerhin 12,1 Prozent. Hinsichtlich dieses zusammengefassten „Avantgarde-Index“ kann man ein Logit-Modell durch, indem die Wahrscheinlichkeit für die so gebildete „Teenagerkultur“ datenbereinigt voraussagt wird (Tab. 45).

Mit Blick auf das umfangreiche Modell ist zunächst ein signifikanter Geschlechtereffekt evident, der sich unter Hinzunahme von Verdienst und verfügbarer Freizeit sogar noch verstärkt. Demnach zeigen sich die jungen Frauen überproportional der Teenagerkultur zugehörig. Während die Bildungsherkunft bezüglich der hier verhandelten „Spaßkultur“ der 1960er Jahre keinen oder nur einen sehr geringen Einfluss zu haben scheint, offenbart die eigene Schulbildung einen um so deutlicheren: Dieser Effekt ist dabei weit davon entfernt, eine „lineare“ Wirkung zu zeigen. Es lässt sich demnach nicht sagen, dass eine höhere Bildung der Zugehörigkeit zur Teenager-Kultur förderlich sei. Hingegen wird mit Hilfe der eingeführten Dummy-Bildungsvariablen deutlich, welche Bildungsschichten unter welchen Randbedingungen überproportional in dieser „Kulturschicht“ vertreten sind. Zeigten sich in den Modellschritten V, VI und VII vor allem die Volksschüler der so konstruierten Teenager-Kultur verschrieben, offenbart die Hinzunahme der Variablen Verdienst (Modell VIII) und verfügbare Freizeit (Modell IX), dass es die Oberschülerinnen sind, die überproportional in dieser Gruppe aktiv sind – vorausgesetzt, sie haben Geld und – was ebenfalls eine sehr wichtige Komponente darstellt – ihnen steht am Samstag freie Zeit zur Verfügung. Damit sind es deutlich die mittleren Gebildeten, die dem Typus des neuen Jugendlichen entsprechen, wobei hier nicht zu vergessen ist, dass auch ein Teil von ihnen in ihrem weiteren Bildungsverlauf Hochschulen besuchen und damit auch dort die Kultur beeinflussen werden. Im Modell erweist sich übrigens ebenso die Ortsgröße als genauso einflusslose Variable wie der vermutete und an anderer Stelle erwiesene Effekt durch das Beisein erwachsener Dritter.

Aus empirischer Sicht bleibt auch in diesem zugegeben reichlich „forschen“ Ausblick in die frühen 60er Jahre die Behauptung, dass die 50er als jugendkulturelle Sattelzeit für eine sichtbare Teilkultur in den 60ern zu sehen ist, auf

wenige Indizien beschränkt – gerade dann, wenn man bedenkt, dass für die Gesamtgesellschaft nachgewiesen ist, dass sich wichtige Dimensionen für Wertewandel (Kirchgang, Arbeitsethos, politisches Interesse, Erziehungsideale) in diesem Zeitraum kaum und erst ab Mitte der 60er Jahre deutlich verändern, was auch in Vergleichen in den Shell-Studien zwischen den 60er und 80er Jahren offenkundig wird.<sup>864</sup> Hier erscheint ein Vergleich schwieriger, wenngleich einige Indikatoren dafür sprechen. Insofern ließe sich die These nach der enormen Altersbinnendifferenzierung nur bedingt halten: Was die Freizeitaktivitäten betrifft ja (zusammen mit Zivilstand), was grundsätzliche Einstellungen betrifft, lassen sich (außer bei Erziehungsmethoden) kaum Unterschiede in den Einstellungen eines 14- oder 21-Jährigen finden. Mit der erweiterten Partizipation an höherer Bildung ging in den folgenden zwei Jahrzehnten auch das politische Desinteresse der weiblichen Jugendlichen zurück, Bildung erweist sich als insgesamt zentrale, Geschlecht als schon leicht schwindende Erklärungsvariable.

### 3.5 Zusammenfassung

Der empirisch fundierte Ausblick in 3.4 konnte nicht nur zeigen, dass statistische Auswertungen, wie sie mit den Umfragen ab den 60er Jahren möglich sind, um einiges exakter sind. Die Studien bieten in dieser Form auch deutlich mehr Möglichkeiten, zeithistorisch wichtige Fragen an die Daten zu stellen, die zum damaligen Zeitpunkt noch nicht „fraglich“ waren oder Zusammenhänge zu prüfen, die man erst im Rückblick und in einer „longue dureé“ als bedeutsam erachtet.

Demgegenüber erscheint bei den Studien, die nicht computergestützt auswertbar sind, die Metaebene – was und wie gefragt wird, in welchem Kontext die Ergebnisse diskutiert werden – fast aufschlussreicher als die empirischen Befunde selbst. Eine Re-Analyse konnte hier eher Tendenzen andeuten, als dass sie ein differenziertes Gesamtprofil anbieten kann. Markante Inkonsistenzen ergeben sich nicht allein aufgrund des vorgenommenen Quellen- und Methodenmixes, sie stehen hier auch für etwas anderes, nämlich für eine historische Zeit des Umbruchs, die stark von Gleichzeitigkeiten geprägt ist: Familienidyll und Halbstarckenrebellion, Normierungsversuche und Ausdifferenzierung von Geschmack, politisches Desinteresse und erwachendes jungendliches Selbstverständnis.

Für die „Fragen an die skeptische Generation“ scheint die Analyse in weiten Teilen die zeitgenössische Lesart zu bestätigen: Tatsächlich deuten die Zahlen auf geringes politisches Interesse und Engagement hin, die politische Einstellung ist konservativ, in Teilen auch autoritär. Sozialer Aufstieg und materieller Erfolg, aber auch Familie sind unbestritten wichtige Werte, Vorbilder rekrutiert

---

<sup>864</sup> Vgl. Meulemann, Wertewandel, kulturelle Teilhabe.

man aus dem engsten Umkreis. Brav ist, wenn nicht der Jugendliche selbst, so doch sein, und besonders *ihr* Antwortverhalten in den Umfragen. Sicherheit nicht nur in der politischen, sondern auch in der ökonomischen persönlichen Lebenslage ist ein knappes Gut, das den – nicht als generationsspezifisch zu interpretierenden – Erwartungshorizont der Gesellschaft in der ersten Hälfte der 50er Jahre stark bestimmt. Die Geschlechterrollen werden noch traditionell definiert. Die Lebens- und Wertewelt wird weitestgehend gerahmt von sozio-kulturellen Milieus, von den als kollektiv gesetzten Werten der Wiederaufbau-gesellschaft (Fleiß, Tüchtigkeit, Aufstiegsstreben) und von einigen neuen, liberaleren Elementen, die sich am ehesten in den Vorstellungen im Bereich Kultur bzw. Medien und unter Vorbehalt bei Gesellung und Partnerschaft ma-nifestieren.

Tatsächlich scheint im Freizeitbereich am meisten in Bewegung, ein Feld, auf dem vielfach die Frage nach Teil-/Subkultur, nach Integration und Ähn-lichkeit festgemacht wurde. Auf den ersten Blick sind aber auch hier die un-spektakulären Ergebnisse zu den Einstellungen und Verhaltensweisen aus heutiger Sicht nicht als besonders „jugendlich“ zu bezeichnen. Die Ergebnisse deuten im Gegenteil eher auf konventionelle Weltbilder hin. Parallel lassen sich aber Indizien für eine wachsende „habituelle Eigenständigkeit“ der Jugend finden, was das Austreten an Freiheiten, eine latente Unzufriedenheit mit er-wachsener Intoleranz sowie neuen Ausdrucksformen, zum Beispiel Jugend-mode oder Tanz betrifft – ohne deshalb „autonom“ zu sein.

„Juvenilität“ als einheitliche Idealform ist demgegenüber mehr eine phäno-menologische Entdeckung, als dies in den Studien markant herauszulesen ist. Definitiv gibt es aber einen Schub durch die Anfang der 1940er und noch stärker durch die Mitte der 1940er geborenen Jahrgänge, die ab Mitte der 50er Jahre in die von den Experten definierte Lebensphase Jugend kommen und die diese Gruppe zahlenmäßig ab Anfang der 60er Jahre dominieren. Deren „Er-wartungshorizont“ hatte sich schon deutlich ausgedehnt. Indizien dafür gibt es auch jenseits der Umfragen. So erwähnt auch Schildt die große Aufsatz-Erhebung unter 14-jährigen Volksschülern, die 1956 unter dem Titel „Wie ich mir mein späteres Leben vorstelle“ vor allem erlebnisorientierte Freizeitwün-sche (Reisen, Sport, Film) artikulieren.<sup>865</sup> Dabei wandeln sich auch die Begriff-lichkeiten und deren Implikationen: Weg von „Jugend“, hin zur „jugendlichen“ Verhaltensform, die eine nicht unbedingt an eine Altersstufe geknüpfte Rolle darstellt. Sicherlich ist im längerfristigen Vergleich auch eine Annäherung im Habitus der Geschlechter zu konstatieren; Gender ist gleichwohl in den 50er Jahren neben der Variable Bildung in Verbindung mit sozialer Herkunft die wichtigste Unterscheidungskategorie. Und deshalb verwundert es, wie in den zeitgenössischen Analysen über diese zentrale Variable hinweggegangen wird.

---

<sup>865</sup> Vgl. Schildt, *Zeiten*, S. 166 nach Oblinger, *Zukunftsvorstellung*.

Die formalen und unsichtbaren Kontrollmechanismen sind für Heranwachsende zunächst enorm. Ablesbar ist dies unter anderem in der patriarchalischen Entscheidungsgewalt in den Familien und in den Erziehungsmethoden. Die Möglichkeiten und Räume zur „Netzwerkbildung“ waren eingeschränkt und reglementiert – und nicht zuletzt bestimmt durch die Tatsache, dass in Alltag und Freizeit Erwachsene zahlreichen „Zugriff“ auf das Verhalten der Jugendlichen hatten. Dies dokumentieren die vorwiegend abhängige Wohnsituation, die – allerdings schwindende – Dominanz altersheterogener Gruppen und die eingeschränkte Mobilität. Vor allem aber ist entscheidend, dass für die meisten der Über-14-Jährigen der Einstieg in die Berufstätigkeit im Mittelpunkt ihrer Lebenswelt stand. Mehr als drei Viertel verließen ja bereits zu diesem Zeitpunkt die Schule und fanden meist als Lehrling den Einstieg in die Berufswelt. Viel Zeit wird also in altersheterogenen Gruppen, in den Betrieben und Familien verbracht. Eine vergleichsweise exklusiv ausgedehnte Jugendphase im Sinne von altershomogen dominierten Schutzräumen war den Oberschülern und Studenten vorbehalten, und man kann zurecht fragen, wo eigentlich die Schnittpunkte zwischen diesen, in Alltag und Habitus doch sehr unterschiedlichen Jugendtypen eines 17-jährigen Gymnasiasten und seines gleichaltrigen Schlossergesellen liegen sollen. Sozialisation im altersheterogenen Betrieb läuft jedenfalls gänzlich anders ab als in der Schule in der Gruppe von Gleichaltrigen. Damit sind soziale Prädispositionen, sind aber auch die Jugendkonzepte mit Zinnecker als „ideologische Mittler klassenbezogener Reproduktionsstrategien und Jugendhabitus“ zu begreifen.<sup>866</sup>

Die „Eigengruppe Jugendliche“ als von der Gesellschaft noch nicht endgültig aus dem Erziehungs- und Bildungssystem entlassene und „fertige“ Bürger wird auch dementsprechend behandelt. Erst durch den Verschulungsprozess ändert sich später das Profil der jüngeren Jugendlichen, die dann nicht mehr exklusiv männliche Gymnasiasten sind. Daneben scheinen aber auch schon das frühere Mitprägen eines kulturellen Koordinatensystems und der Einbezug in den Markt durch. Und die viel diskutierte Amerikanisierung? Die Erzeugnisse der US-Populärkultur schlagen augenscheinlich unterschiedlich stark ein, sind in den Umfragen aber nur in Ansätzen als Wunschbild nachweisbar. Die Ergebnisse entsprechen jedenfalls nicht den Thesen der Jugendschützer. Hinsichtlich der Frage einer auf neuen *Freizeitformen* basierenden Jugendkultur könnte man nach der Auswertung der Umfragedaten folgende Struktur sehen:

- 1) Die *körperorientierte, sportliche Freizeit* wurde dominant von männlichen Jugendlichen frequentiert und war in erster Linie auf den Sonntag festgelegt.
- 2) Der Wert der *kulturellen bzw. Bildungsfreizeit* war allgemein anerkannt, tatsächlich aber ein Beschäftigungsfeld für Minderheiten aus dem bildungsbürgerlichen Milieu.

---

<sup>866</sup> Zinnecker, *Jugend im Raum*, S. 112.

- 3) *Sozialkontakte und Vergnügungen* stellten, im Kontext informeller Geselligkeit (Kino, Tanzen), einen zunehmend wichtigen Freizeitbereich für Jugendliche dar.
- 4) Die *Familienfreizeit* (hier v.a. das Radiohören) war die übliche Form, den kurzen werktäglichen Feierabend zu verbringen. Insgesamt zeigt sich im Bereich der familiären, häuslichen Freizeit eine starke Überrepräsentation der weiblichen Jugendlichen.

Alternativ könnte man auch andere Kategorien bilden:

- 1) Sozialkontakte und Vergnügen (geselliges Moment: Ausgehen, Tanzen, Musikhören, „Bummeln“)
- 2) Produktion subjektiver Schreib- und Musikkultur (Tagebuch, Briefe, Instrumente spielen)
- 3) Kulturkonsum und Informationsaneignung (kulturelle, politische oder wissenschaftliche Lektüre, berufliche Weiterbildung, Museen/Theater besuchen)
- 4) Technik, Sport (Motorrad fahren, aktiv Sport treiben)
- 5) Familienzentrierte und häusliche Freizeit.

Nach einer solchen Aufteilung müsste man feststellen, dass aufgrund eingeschränkter zeitlicher und finanzieller Möglichkeiten die familienzentrierte, häusliche Freizeit für die überwiegende Zahl gerade der Jüngeren und der Mädchen lange Zeit dominierte, Sozialkontakte und Vergnügen in unterschiedlicher Privilegierung und Gestaltung ein zentrales Element für „Jugendkultur“ darstellten und gerade im Kultur- und Medienkonsum bildungsabhängige Präferenzsysteme voll durchschlugen. Und das ist noch lange nicht individualitätsbezogen. Auch der Begriff Subkultur erscheint hier unpassend, da die angedeuteten neuartigen Lebensstile ja von ihrem Herkunftsmilieu meist nicht zu trennen sind.

Der Fokus auf mögliche Binnendifferenzierungen hat ergeben, dass es so etwas wie *Postadoleszenz* als Pufferzone im Lebenslauf in Ansätzen auch damals schon gab – nur eben früher. Die 21-24-Jährigen, in den Umfragen als Jugendliche befragt, waren rechtlich erwachsen und standen auch zumeist „mit beiden Beinen im Leben“, wie man damals wahrscheinlich gesagt hätte. Sie waren integriert in die Erwachsenenengesellschaft, weil zumeist verheiratet und fest berufstätig. Was man heute „Mündigkeit ohne wirtschaftliche Grundlage“<sup>867</sup> nennt, könnte man für damalige Verhältnisse als eine „teilweise wirtschaftliche Grundlage ohne Mündigkeit“ bezeichnen. Die Alterseingrenzung 15-24 weitet also formal die Jugendphase schon aus, bevor diese ab den 60er Jahren vor allem durch Bildungsreformen und Ausweitung juveniler Lebensstile tatsächlich in das ganze dritte Lebensjahrzehnt ausgedehnt wurde.

---

<sup>867</sup> Gillis, Geschichte, S. 206.



So kann man in den 50er Jahren weniger von einer Homogenisierung von Lebensläufen und Lebensstilen, eher im Gegenteil von einer *Pluralisierung* von Lebensstilen und Jugendkulturen sprechen. Wie in den anderen westlichen Industrieländern auch, scheint es aber genügend Platz und Stilmittel für die Existenz pluraler Jugendkulturen gegeben zu haben – die Phänomene der Halbstarren und Jazzer kündigen es an, ohne dass zunächst von „nachbürgerlichen Kulturverhältnissen“ die Rede sein könnte. Entscheidend ist dabei: Die Verkörperung von Jugend bleibt nicht mehr dem männlichen Oberschüler oder Studenten vorbehalten. Dieser ist zunächst noch die Vergleichsgröße schlechthin – mit Überraschung wird aber zur Kenntnis genommen, dass auch Arbeiterjugendliche Trendsetter sein können. In jedem Fall ist eine Erweiterung der Möglichkeiten für diejenigen zu konstatieren, die vorher am Freiraum Jugend weniger oder gar nicht partizipiert hatten. Man könnte also sagen, dass Jugend als „ideologische Behauptung“ ab den 50er Jahren zunehmend auch Realität wird.<sup>868</sup> Sodann erweitert sich auch die Perspektive, die all das untersucht, was zur Jugend gehört, wenngleich einige Elemente vom ursprünglichen, exklusiven Jugendbild sich in der Folge in der erweiterten Phase der Postadoleszenz im Konzept der freien Persönlichkeitsentfaltung unter entschärften Bedingungen wiederfinden. Und die Zahlen sprechen für Maases Beobachtung, dass, deutlicher als beim Rock ‘n’ Roll und bei der Teenagemusik, mit dem Beat ab Anfang der 60er Jahre die (proletarisch geprägte) „Populärkultur ihren Einfluss auf die künftigen Vertreter der tonangebenden gebildeten Mittelschichten und akademischen Eliten erweiterte.“<sup>869</sup> In den 50er Jahren ist der Graben zwischen Hoch- und Popkultur, mithin auch zwischen den Lebenswelten der Bürgertöchter und Arbeitersöhne, noch nachweisbar größer. Die neuen Tendenzen erscheinen am deutlichsten in der *Mediennutzung* ablesbar:

- Es gibt einen signifikanten Zuwachs an Auswahlmöglichkeiten zwischen Medienformen und hinsichtlich der angebotenen Inhalte, diese werden zielgruppengenaue. Dennoch gibt es, da behielt Blücher recht, in den folgenden Jahrzehnten eine Kontinuität in der Struktur des jugendlichen Freizeitverhaltens; bei unübersehbarer Vervielfältigung und Ausdifferenzierung der Freizeitoptionen, denen die Umfragetechnik Tribut zollt – indem sie ihrerseits auf die Pluralisierung von Medien- und Freizeitformen eingeht.
- Es gibt zunehmend kommerzielle Medienangebote ohne Bildungsauftrag bzw. Bildungssignal und zunehmend auch die finanzielle Möglichkeit, diese spielerisch zu nutzen. Später wird es dann heißen: vom psychosozialen Moratorium zum „psychosozialen Laboratorium“.<sup>870</sup>

---

<sup>868</sup> Vgl. Zinnecker, Jugend, S. 99-132.

<sup>869</sup> Maase, Körper, S. 11.

<sup>870</sup> Vogelgesang, Zukunft, S. 12.

- Daneben wird die Nutzung von mehreren Medien immer selbstverständlicher, die Auswahl zunehmend selbstbestimmter, die „Medienhoheit“ der Eltern wird zwar nicht gebrochen, aber sie beginnt zu bröckeln.
- Zu beobachten sind zunächst steigende, v.a. staatliche und kirchliche, Anstrengungen zur Restriktion von Mediennutzung (Gesetzgebung, FSK, Jugendschutzkampagnen etc.), später dann abnehmende Kontrollmöglichkeiten. Das hängt unter anderem mit der von Zinnecker beschriebenen Entwicklung zusammen, dass sich der Modus der Konstruktion von Jugend ändert: von einer autoritär ‚verordneten‘ Zuschreibung durch Institutionen, die direkte Verfügungsgewalt über die Jugend haben, „in Richtung eines marktgenerierten Wettbewerbs um die zugkräftigste (...) Definition des Jungseins.“<sup>871</sup>
- Eine Erweiterung der Räume macht unorganisierte Großveranstaltungen im Freizeitbereich ausführbarer: Kinopaläste und die Entwicklung einer nicht örtlich gebundenen Musikszene bieten Möglichkeiten einer Medien-Inszenierung, wie erstmals bei den Halbstarken-Krawallen 1956-58 geschehen, sowie Möglichkeiten zu „imagined communities“ via Öffentlichkeit (Jugendzeitschriften) und damit: entpädagogisierte Nischen im pädagogisierten Moratorium mittels neuer Medien und Peers, außerdem eine Internationalisierung von Jugendkultur.

Dies alles ist wohlgermerkt jeweils nur als Tendenz zu verstehen, als „Farbtupfer im Freizeitalltag“, der im Großen und Ganzen durch Turnverein, Schmöcker und gelegentliche Fahrradtouren gekennzeichnet ist. Medien und Mediennutzung können dann, allerdings in ihrer langfristigen Entwicklung, zu etwas „Drittem“, zu einem „Feld vielfacher Optionen und Aufmerksamkeitsobjekte“ werden, was wie eine Art Pufferzone im Umgang der Generationen miteinander entschärfend wirkt und Hierarchien ausdünn.<sup>872</sup>

Zu konstatieren wäre hier also eine *Modernisierung* auf dem Gebiet des Alltags, zunehmende Teilnahme am Massenkonsum, eine Pionierstellung der Jüngeren in der Entdeckung neuer (Medien-)Technologien, mit Ausnahme des Fernsehens; jedoch alles im bescheidenen Maßstab und wichtiger noch als ein Möglichkeitsraum, der sich aufatet. In den Konsumhoffnungen, so Adelheid von Saldern, tat sich jedoch schon ein „generationsbezogener alltagskultureller Nonkonformismus“ als eine Chance auf, die sich dann in den 60er Jahren materialisierte – „und in den Jeans seinen symbolischen Ausdruck fand.“<sup>873</sup> Nicht nur in diesem Symbol kann Modernisierung auch als *Informalisierung* verstanden werden. Traditionelle Bindungen, verstanden als Verhaftet-Sein in identitätsstiftenden und sozialdisziplinierenden Instanzen, lösen sich nicht gänzlich

---

<sup>871</sup> Zinnecker, Forschung, S. 11.

<sup>872</sup> Kerlen, Jugend, S. 165.

<sup>873</sup> von Saldern, Kulturdebatte, S. 108.

auf, wenn, dann gilt das für die traditionellen sozio-moralischen Milieus eher als für die familiären Bindungen. Aber neue informelle Bindungen kommen für eine große Anzahl Jugendlicher hinzu oder werden stärker.

Was generationelle Gemeinsamkeit betrifft, haben sich immerhin einzelne Elemente finden lassen. Über die objektiv erweiterten Lebensmöglichkeiten und ökonomischen Spielräume hinaus lassen sich genügend Hinweise auf Gemeinsamkeiten von Erfahrungen, Handlungsweisen und Grundeinstellungen finden, die eine hier neu abgesteckte Jugend von 16-18-Jährigen Anfang/Mitte der 50er von denjenigen, die Anfang/Mitte der 60er in diesem Alter waren, unterscheidet, die wir mit den Umfragen der 60er Jahre erfassen können. Und davor wäre die skeptische Generation zu setzen: Das sind dann die 1930-1935 Geborenen, die als Kinder noch nationalsozialistisch indoktriniert wurden und, allen Unkenrufen zum Trotz, die erste „tüchtige“ Arbeitsgeneration der jungen Bundesrepublik wurde.

## **Supplement No. 22**

### **4. SCHLUSSBETRACHTUNG: JUGENDFORSCHUNG ALS GESAMTGESELLSCHAFTLICHE FUTUROLOGIE**

**HSR Supplement 22 (2010)**

#### 4. Schlussbetrachtung: Jugendforschung als gesamtgesellschaftliche Futurologie

Durch eine retrospektive Beschäftigung mit einem vergangenen Zukunftsprojekt, das Jugend immer ist, handelt man sich viele Beobachtungsdimensionen ein. Jugend als Altersgruppe, als vermeintlich (teil)kulturelle Gruppe, als Wertideal oder Negativfolie bleibt letztlich schwer zu fassen. Jugend befindet sich in einer Gesellschaft, die sich angeblich das Credo „Keine Experimente“ auf die Fahnen geschrieben hatte, in erstaunlicher Bewegung. Und „Jugendbilder“ erweisen sich als wichtige Vehikel gesellschaftlicher Selbstthematization. Insofern ist auch der Geschichte der Jugend immer die Geschichte der Gesellschaftsbeobachtung. Gerade diese Interdependenzen sowie die Inkongruenzen von historischen Kontexten, diskursiver Verhandlung innerhalb der Jugendforschung und Umfragedaten sind aber ein ganz wesentliches Ergebnis dieser Analyse. Unter Bezugnahme auf die anfangs formulierten vier Leit motive ließe sich dieses Ergebnis abschließend folgendermaßen ausdifferenzieren.

*1) Reales Jugendleben in der frühen Bundesrepublik ist nicht widersprüchlich, sondern buchstäblich „vielschichtig“.*

Selbst die verhältnismäßig unterkomplexen Studien der 50er Jahre haben deutlich gemacht, dass die Lebensbedingungen, Einstellungen und Verhaltensweisen sich je nach Alter, Geschlecht, Stadt/Land, Bildung oder sozialer Herkunft so eklatant unterscheiden, dass der Forschungsgegenstand Jugend zu einem „virtuellen“ wird – genauso wie man davon ausgehen kann, dass die Fremddefini tion zur „sozialen Gruppe“ als „Gemeinschaft“ nur imaginiert ist. Dazu erscheinen die Versuche, objektive Merkmale zu definieren, zu unscharf. Das Vorhandensein eines Zusammengehörigkeitsgefühls kann nur vermutet werden, ist empirisch aber nicht belegbar. Jugend findet parallel und versetzt statt: Bei männlichen Arbeiterjugendlichen kurz und kräftig zwischen der Entlassung aus der Volksschule mit 14 und dem Berufsabschluss bzw. den Heiratsvorbereitungen; bei Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten ist dies strukturell ähnlich, nur mit weniger Geld und Zeit zur Verfügung – und noch etwas kürzer (vgl. niedrigeres Heiratsalter). Bei männlichen Oberschülern ist die Jugendphase länger und bei Studenten bis in die 20er hinein ausgedehnt. Dafür stehen sie länger unter dem Regiment der Familie. Die kontroll-freieste Phase erreichen sie erst mit Anfang 20, das gilt noch stärker für die wenigen Studentinnen. Die Landjugend ist schließlich die unterprivilegierteste Gruppe, wenn es darum ging, Jugend als Zwischenphase vor den Pflichten des Erwachsenseins auszunutzen.

Am Ende scheint sich ein Grundwiderspruch in der modernen Jugendforschung wie auch in dieser Studie zu bestätigen: Man redet ständig von einer

Jugend, von der man behauptet, dass es sie nicht gebe. Doch Jugend ist eben doch mehr als „nur ein Wort“ (Bourdieu), sie ist eine historisch jeweils unterschiedlich fassbare Analyseeinheit. Parallel zur Historizität des Untersuchungsobjekts selbst steht auch das geschichtliche Gewachsensein der Vorstellungen vom Objekt, was als „Beobachtung zweiter Ordnung“ noch aufschlussreicher ist: Jugend als Untersuchungsobjekt der Erwachsenengesellschaft, hier in erster Linie der Expertengruppen und Institutionen, sowie als gesellschaftlich definiertes „Problem“, das schon dadurch an Brisanz gewinnt, dass man zunehmend das Gefühl hat, in „dynamischen“ Zeiten zu leben, dass also der traditionelle Kultur- und Wertetransfer nicht so umstandslos funktioniert wie gewünscht – was aber im Grunde schon vorher, durch den Aufbau einer Staatsjugend im Nationalsozialismus radikal infrage gestellt worden war. Gleichzeitig ist in der Jugendforschung die Verwissenschaftlichung des Sozialen ablesbar, in der popularisierte wissenschaftliche Erkenntnis für die Beschreibung gesellschaftlicher Problemfelder ebenso dient wie zu deren sozial-technologischer Überwindung. Und außerdem macht die Erforschung von Jugend – ungeachtet des Realitätsgehalts von Begriffen wie Jugend oder Generation – diese dem Thomas-Theorem gemäß zur realen Größe. Insofern ist Peter Dudek zuzustimmen, wenn er sagt, dass die Frage, was Jugend eigentlich sei, letztlich nicht zu beantworten bzw. falsch gestellt sei. Das jedoch gilt für viele Begriffe, die soziale Wirklichkeit zu beschreiben versuchen und dabei nur Annäherungen erreichen, sodass die Frage genauer lauten müsste: Was gilt zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Gebiet in definierten Diskursgrenzen als Jugend, und in welchen konkreten Rahmenbedingungen agiert diese so definierte Gruppe?

Vielleicht ist ja schon die länger beobachtete „Entstrukturierung der Jugendphase“ bzw. „Zerfaserung des Selbst“ angesichts multipler Alternativen und konturlos werdender Rollen auch ein Grund dafür, dass Jugend bzw. Alter im Gegensatz zu Kategorien wie Klasse und Geschlecht weniger in historischen Analysen vorkommt, obwohl es doch in ihrer Zeitkomponente das historischste sein sollte.<sup>1</sup> Das erwartete „Mutationspotenzial der Gesellschaft“ ist aber am wenigsten feststellbar. Die Untersuchungselemente selbst, aber auch die Vorstellungen darüber, wann jemand als „jung“ und wann als „alt“ zu gelten hat, ändern sich ständig. Im Zusammenhang mit Juvenilierungsdebatten sollte man nicht nur auf die mitunter sehr augenfälligen Jugendlichkeitsrepräsentationen in den letzten Jahrzehnten hinweisen (Turnschuhe, MP3-Player, Kickboard), sondern auch auf die schlichte Tatsache, dass entgegen aller Diskurse über die überalterte Gesellschaft die potenzielle Jugendzeit u.a. durch zwei Faktoren immer länger geworden ist: erstens durch die längeren Ausbildungszeiten. Während sich zum Beispiel 1952 nur 3,5 Prozent der 21-26-

---

<sup>1</sup> Olk, Jugend, S. 73; Tenbruck, Jugend, S. 45.

Jährigen im Bildungssystem befanden, sind dies 1975 bereits 14,4 Prozent der Schüler und Studenten und heute mindestens ein Viertel. Und zweitens durch die Single-Gesellschaft. Eheschließung und Gründung einer eigenen Familie werden von der Gesellschaft immer noch als eine wichtige Zäsur zum Eintritt in die Erwachsenenwelt betrachtet. Den oft beschriebenen Großstadtsingles gelingt es aber, einen als typisch jugendlich angesehenen Lebensstil bis über das 30. Lebensjahr hinaus zu bewahren.

Es ging hier auch schon um tief greifende Veränderungen zwischen den frühen 50ern und den frühen 70er Jahren als Vorspiel und als erste Stufe der sogenannten „Fundamentalliberalisierung“ Westdeutschlands. Fundamentale Veränderungen wurden gerade von den Jüngeren in der Gesellschaft miterzeugt und nutzbar gemacht. Vielleicht ist es gar nicht primär diese neue Generation, von der die Anstöße zu gesellschaftlichen Reformen ursprünglich ausgehen. Aber diese Anstöße für Liberalisierungs- und Informalisierungsprozesse fallen doch auf fruchtbaren Boden bei den im Untersuchungszeitraum Sozialisierten und erweisen sich als kompatibel mit deren partiell entwickelter „Teilkultur“ als einer sichtbar gewordenen Andersartigkeit. Eine Andersartigkeit, die sich, wie gezeigt, in Ansätzen vor allem im Kultur- und Medienkonsum sowie der „Gesellung“ und liberaleren Wertemustern schon in den 50er Jahren manifestiert.

Die im Diskurs analysierte „Skepsis“ – das ist hier auffällige Unauffälligkeit. Die politische „Entladung“ des vor 1945 aufgeladenen Jugendbegriffs wird von Teilen der Jugendforschung geflissentlich kritisch, von einem ähnlich großen Teil allerdings eher mit Beruhigung beobachtet – und in Teilen mitgeprägt. Entgegen dem schon klassischen Axiom, dass Jugend zyklisch die radikale Infragestellung des Bestehenden ist, werden hier beruhigende Signale ausgesendet: Die skeptische Generation stabilisiert die Verhältnisse eher, als dass sie diese infrage stellt. Ihr „geschärfter Wirklichkeitssinn“ und ihr „unerbittliches Realitätsverlangen“ sind systemfunktional. Mehr noch: Ihre Avantgardefunktion liegt gerade im Grad ihrer funktional-instrumentellen Anpassung begründet. Wenn man schließlich die selbstbewusste Abschottung der 68er in „Trau keinem über Dreißig!“ nicht als Argwohn gegenüber einer älteren Lebensphase, sondern als Vorbehalt gegen in ihren Augen suspekten Kohorten begreifen würde – die „Generationengrenze“ läge etwa bei 1938. Dass die Altersgrenze dieses Slogans so hoch liegt, hatte zunächst damit zu tun, dass er auf die Nazivergangenheit der Elterngeneration abzielte. Der Spruch ist dann aber auch unpolitisch verwendet worden im Sinne einer selbstbewussten Abgrenzung des eigenständigen jungen, oft auch hedonistischen Lebensstils, der die postadoleszente Phase des zweiten Lebensjahrzehnts mit einschließt. Schelsky selbst geht diesem Rechenpiel in seinem Vorwort zur Taschenbuch-

auflage der skeptischen Generation von 1975 nach.<sup>2</sup> Die Andersartigkeit der 30er und 40er Jahrgänge erscheint aber nicht nur im Hinblick auf Politik und „ideologische Weltansichten“ offensichtlich, sondern auch auf dem Gebiet der Kulturpraxis, was in erster Linie durch sich schnell verändernde Lebensbedingungen erklärt werden kann. Die Veränderungen der Rahmenbedingungen und auch des Verhaltens in den Bereichen Freizeit, Konsum und Sexualität sind dabei sicherlich die offensichtlichsten. Gleichzeitig – das würde in einem „richtigen“ Längsschnittvergleich vermutlich noch deutlicher – gewinnt (Selbst-)Initiation der Jugendlichen qua Konsum eine immer größere Bedeutung. Jugendlichkeit beginnt äußerlich immer sichtbarer zu werden. In zweiter Linie ist dies, wie in Kapitel 2 gezeigt, rückgekoppelt an vielschichtige Jugendskizzen zwischen Prohibition und Projektion, die aber insgesamt den Weg vom ideologischen zum kulturellen Erklärungsparadigma, von funktional-nüchternen Anpassung zum expressiveren Selbstentwurf mitgehen, ihn vielleicht sogar katalysieren. Selektive Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der Jugendforschung also, von denen man, wie oben gezeigt, vermuten kann, dass sie in den meisten Fällen intentional konstruiert sind.

Dennoch bleibt Generation aus geschichtswissenschaftlicher Sicht ein „Problembegriff“, wenn man damit gesamtgesellschaftlich gültige Generationen meint. Dies hatte unter anderem mit dem sozial begrenzten, elitären Fokus der Beschreibenden zu tun und war damit die Illusion einer Generalisierbarkeit von eigentlich partikularen Generationenerfahrungen. Wenn es sich bei Generationenerfahrungen um Erfahrungen handelt, die in der Regel nicht mit den Deutungsmustern der älteren oder einer anderen Generation bewältigt werden können, dann sind Generationen nur als Idealtypen greifbar.<sup>3</sup> Ein einzelner Idealtypus konnte aufgrund der vorgenommenen Beobachtungen aus den Umfragen und Kontexten, wie eben beschrieben, jedoch nicht konstruiert werden, was Ergebnisse aus der Oral History bestätigt. Die Probleme von Zeitzeugeninterviews sind zwar hinlänglich bekannt, so auch die Tatsache, dass individuelle Erinnerung immer schon verarbeitete und gefilterte Erfahrung ist. Trotzdem kann das nicht über die Irritation hinwegtäuschen, dass sich retrospektiv erzählte Lebensgeschichte und kollektive „Generationsgeschichte“ in vielen Fällen widersprechen. Und dies ist nicht nur ein Problem der Methode der Oral History mit all ihren bekannten Problemen des „falschen Erinnerens“. In späteren Erhebungen zur individuellen und kollektiven Erinnerung zeigt sich, dass die 50er Jahre für alle Altersstufen, auch für die Jahrgänge 1930-1940, als ruhige Jahre abgespeichert wurden, in denen die persönliche Lebenssituation von zeitgeschichtlichen Ereignissen scheinbar wenig berührt wurde, politische

---

<sup>2</sup> Schelsky im Vorwort der Neuauflage seiner skeptischen Generation 1975. Schelsky, Rückblick, S. IX.

<sup>3</sup> So Giesen, Generation, S. 59-72.



Ereignisse werden kaum erinnert, Brüche retrospektiv nicht gesehen.<sup>4</sup> Bei den zeithistorischen Zäsuren 1945 oder auch 1948 darf man immerhin davon ausgehen, dass diese gesamtgesellschaftlich gemachten Erfahrungen generationsübergreifend wahrgenommen und verarbeitet worden sind. Demnach würde sich, wenn schon die altersspezifische Prägung durch herausragende gesellschaftliche und politische Ereignisse in den 50er Jahren nicht gegeben ist, die Generation zunehmend über die Perzeption kultureller Phänomene konstituieren.

„Eine neue Generation?“ Diese Frage verneint Walter Jaide in seiner Abhandlung nach einer Befragung von 400 Jugendlichen von 1961.<sup>5</sup> Statt eines Generationenmantels stellt er die Vielgestaltigkeit heraus und entwickelt eine Typologie von sechs möglichen Werthaltungen: 1. Mädchen und Konservative, 2. Naive, 3. Desinteressierte, 4. Distanzierte, 5. Suchende, 6. Entschiedene. Jaide stellt hier, ähnlich wie Schelsky, die Tüchtigkeit, die Solidität, die Normalität und den Realitätssinn der untersuchten Gruppe insgesamt außer Frage. Konservative und Desinteressierte seien die größten Gruppen, ein Drittel gehöre zu den „Suchenden“. Diese Jugend zeichne aus, dass sie „nicht ihrer Zeit hinterdrein oder vorneweg, sondern präsentisch in temperierter Zuwendung mitten in ihr lebt und denkt“.<sup>6</sup> Und dies verbindet Jaide mit dem später immer wieder auftauchenden Topos, Medien würden auffällige Minderheitenphänomene bei den Jugendlichen hochspielen, wie dies bei den „Anschlagsäulen-Typen“ der Fall sei, jenen „fotogenen, storyhaften, schlagergängigen, Schlagzeilen liefernden Frühlingserwacher, Selbstmörder, Tristesse-Quatscher, Halbstarke und Snobs“.

Sie gehören zu den Randprovinzen der Gesellschaft und Randgruppen der Generation (z.B. jugendliche Arbeiterinnen, Playboys), die man doch nur ihrer tatsächlichen Bedeutung nach einbeziehen darf. Die Wirkungen, die z.B. von den Showtypen der heutigen Jugendgeneration auf ihre Altersgenossen ausgehen, dürfte sehr viel geringer sein, als man es in Anbetracht der Unterhaltungsindustrie, die von solchen Randfiguren zu leben scheint, annehmen sollte.<sup>7</sup>

Jaide selbst hatte bei EMNID eine eigene Jugendstudie in Auftrag gegeben, mit dem Resultat, das so viele auch quantitativ arbeitende Jugendforscher mit Verve vertraten: Verhaltensstabilität im Alltag und eine dem Zeitgeist angepasste Normalität sowohl in der Politik als auch in den Auffassungen von Beruf, Familie und Freizeit. Eine vielsagende Aussage nach der ersten EMNID-Studie findet sich bei Eugen Kogon in den Frankfurter Heften. In Bezug auf die Tatsache, dass repräsentative Befragungen eben Durchschnittswerte produzieren,

---

<sup>4</sup> Fuchs/Heinritz, *Erinnerungen*, S. 43-96.

<sup>5</sup> Vgl. Jaide, *Generation*.

<sup>6</sup> Jaide, *Generation*, S. 133.

<sup>7</sup> Jaide, *Generation*, S. 11.

fragt Kogon: „Sind es jedoch nicht die Minderheiten, die auf allen Gebieten der Kultur deren Entwicklung bestimmen, durch Einfall, Tat und Versagen?“ Was diese Minderheiten aber entscheiden, führt er fort, „lebt und stirbt durch die Reaktion des Durchschnitts, ganz besonders in demokratischen Gesellschaften“.<sup>8</sup>

Das Übereinanderlegen von Diskurs und gesellschaftlicher Realität, wie es sich empirisch darstellt, zeigt auch: Es gibt einen interessanten, umgekehrten Time-Lag, die Diskussion v.a. kultureller Phänomene findet zum Teil noch vor deren realer Verbreitung statt, beispielsweise Konsumhoffnung statt Konsumrealität, Familienorientierung statt Peers, das Aufzeichnen einer „Freizeitgesellschaft“ – noch bevor diese für weite Teile tatsächlich existierte, was zumindest teilweise mit einem hellsichtigen Erkennen von neuen Trends, zum Teil mit Übertreibung und Alarmismus bei sich gerade entwickelnden Phänomenen erklärt werden kann. Zum Beispiel, was Segregationstendenzen auf dem jugendkulturellen Gebiet betrifft. Offenbar ist dies bereits anhand von Trägergruppen sichtbar, bei den Trendsettern bzw., nach Karl Mannheim, den führenden „Generationstypen“. Dies kommt aber in den Umfragen nicht vor, ist bei den Mittelwerten des „Durchschnittsjugendlichen“ nicht nachweisbar – und wird erst später zum massenwirksamen Habitus. In dem Sinne stehen die Shell-Studien auch in den folgenden Jahrzehnten in der Regel für eine „Problemneutralisierung“<sup>9</sup> von Jugend, für eine Entwarnung von öffentlich wahrgenommenen oder medial thematisierten Problemen.

*2) Der Untersuchungszeitraum ist breiter als er scheint. Jugend und Jugendbilder ändern sich innerhalb weniger Jahre fundamental.*

Wenn Friedrich Tenbruck in einer Zwischenbilanz „25 Jahre Bundesrepublik“ 1974 rückblickend schreibt, dass aus dem Schock der Nachkriegszeit eine Generation herangewachsen sei, für die frühe Selbstständigkeit, Erwerb der nötigen Berufskennntnisse und realistische Einfügung in Gegebenheiten eine pragmatische Selbstverständlichkeit war<sup>10</sup> – die jedoch im Gegensatz zu ihren Eltern gegenüber allen Ideologien Skepsis und Distanz und „eine verschlossene, zweifelnde und gebrochene Haltung gegenüber aller Normativität“ habe, so synthetisierte er bereits damals mehrere Zeiten des Aufwachsens; Aufstiegsorientiertheit und Skepsis wurden mit der gesellschaftskritischen Attitüde der 68er kompatibel gemacht. In späteren Bewertungen hingegen findet man eine klare, wohl zu ideale Trennung der Generationen. Auf der einen Seite stehen dann die in den 50er Jahren Aufwachsenden, deren Angepasstheit in konservativen Zeiten heraus- und den Rebellen in den bewegten Zeiten der späten 60er ge-

---

<sup>8</sup> Kogon, Charakterzüge, S. 269.

<sup>9</sup> Vgl. Griese, Jugendforschung, S. 8.

<sup>10</sup> Tenbruck, Alltagsnormen, S. 289-310.

genübertgestellt wird. Und in der Tat erscheint die frühe Bundesrepublik nicht nur als Transmissionsphase für viele gesellschaftliche Entwicklungen, sondern auch als Inkubationszeit einer „neuen Jugend“, die das Eigenrecht auf spezifisch junge Lebensstile und Alltagsnormen betonte. Dieses hatte sie entwickelt, zunächst zaghaft, dann immer lauter. Zuweilen extrovertiert bis aggressiv (Halbstarke), zum Teil mit geliehenen Stimmen in Jugendzeitschriften (BRAVO), schließlich in einem Gemisch aus internationaler Popkultur sowie Prägnungen aus konfessionellen und jugendpolitischen Gruppen. Auf die Tatsache, dass solche Entwicklungen mit zahlreichen Inkonsistenzen und Schwenks verbunden sind, wurde mehrfach hingewiesen; ebenso auf die Tatsache, dass retrospektive Bewertungen viel mit der „Zeit danach“ als Folie zu tun haben und zeitgenössische Einschätzungen nicht ohne die jeweilige Vorgeschichte (gedacht als „Sattelzeit“) denkbar sind. Außerdem sei erneut auf die Probleme hingewiesen, wenn man die Einstellungen von auffälligen Sondergruppen als gesamtjugendlich einstuft und beispielsweise angesichts der Halbstarke für die 50er Jahre eine konsumistische Jugend sieht oder die antikapitalistische Attitüde der 68er für allgemein vorherrschend annimmt. Dass diese Stile und Normvorgaben heute dominant sind und in der Richtung von Jung nach Alt vermittelt werden, erscheint ebenso übertrieben und ist zudem eine andere, außerdem eine Geschichte der letzten 30 Jahre.

Bemerkenswert ist aber, wie Jugend nach dem Zweiten Weltkrieg überhaupt erst breite gesellschaftliche Möglichkeit wird, als lebensgeschichtliche Phase gesellschaftlich und individuell auch eine fulminante Aufwertung erfährt. Zuvor war jung sein entweder eine extrem kurze Phase oder ein exklusives Privileg der bürgerlichen Männer. Nun aber wird diese Jugendphase in einem vergleichsweise kurzen Zeitraum für die einen stark ausgeweitet und für die anderen überhaupt erst existent. Die Staatsjugend im Nationalsozialismus sei hier einmal ausgenommen: Die Tatsache, dass Partei und Staat Jugend als wesentlichsten Bestandteil ihrer Ideologie und als wertvollsten, wenngleich zu indoktrinierenden und lenkenden Teil des „Volkskörpers“ ansah, dass dieses System Jugendliche ganz offensiv privilegierte und gegen die Älteren ausspielte, hätte eine forcierte Segregation zur Folge haben können und genau dies war ja auch eine Hauptbefürchtung der Jugendforschung nach 1945. Nach 1945 hatte dies für ein mögliches jugendliches Eigenleben aber kaum die erwarteten Folgen. Eher im Gegenteil: In der letzten Kriegsphase waren Altersunterschiede eingeebnet worden, es gab kaum noch Schutz- oder Privilegräume aufgrund des Alters. Soldat oder Kriegshelfer war man zum Schluss als 14-Jähriger genauso wie als 40- und 64-Jähriger. In der unmittelbaren Nachkriegszeit entfiel Jugend aufgrund der akuten Not und gemeinsamen Überlebensanstrengung („Wir mussten sehr schnell erwachsen werden“). Wenn, dann profitierten die Kinder (in der Stadt) vom Spielplatz Trümmerlandschaft und dem „Kontrollloch“ der ersten Nachkriegsjahre. Nachträglich hatten die Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Jugendpolitik, der Schock, wie Jugend sich (unter Füh-

rung) verselbstständigen kann, doch eher zur Folge, die Heranwachsenden in möglichst engem Rahmen klein zu halten, genau zu beobachten und zu kontrollieren. Und so stand der „Patient Jugend“ unter noch sorgfältigerer öffentlicher Beobachtung als ohnehin schon. Es galt, die Angst vor dem Vakuum zu füllen. Es galt für die Jugendforscher auch zu demonstrieren, welche Mächte die prinzipiell offene Jugend beeinflussen können, denn diese sei ja bereit, sich von der Welt „formen, ja normen zu lassen – von den Blauhemden der östlichen zu bis zu den Bluejeans der westlichen Jugend.“ Der Zusammenhang zwischen Jugendforschung, gesellschaftlicher Zukunftsgestaltung und konsumkritischer Haltung ist hier besonders deutlich: Man leiste sich jeden Luxus, nur nicht den, „für Jahrzehnte vor auszudenken und um die Zukunft des Volkes und unserer Kultur besorgt zu sein.“<sup>11</sup> Überhaupt ist gerade in dieser Phase der Verweis auf die Systemkonkurrenz nicht nur in den Debatten des Deutschen Bundestages ein gewichtiges Argument, wenn es darum ging, Jugend und ihre Zukunft zu beschreiben. In jedem Fall ging es in der ersten Phase des Untersuchungszeitraums primär immer um die gesellschaftliche Integration der Jugend und um den Nachweis ihrer politischen Harmlosigkeit, später dann verstärkt um die Dauerbeobachtung kultureller Normen, Freizeit und Bildung. Schließlich verschiebt sich in den 70er und frühen 80er Jahren der Schwerpunkt in der Jugendforschung in Richtung Protestbewegungen, dann in Richtung „Jugendstile“. Nach 1990 widmet man sich dem deutsch-deutschen Vergleich Jugend Ost/Jugend West. Verstärkt kommen nun auch psychologische Herangehensweisen wieder ins Spiel, verbunden mit einer (Re-)Integration qualitativer Methoden und einer Ausweitung der Themenpalette, so wie wir sie heute von den Shell-Studien kennen.

Die frühe Umfrageforschung konnte in den 50er Jahren – trotz auffälliger Minderheitengruppen – mit der Diagnose einer „Normalisierung“ des Durchschnittsjugendlichen beruhigen, die Zahlen von 1955 wurden 1956 unter dem Titel „Wie stark sind die Halbstarken?“ veröffentlicht, während gleichzeitig die Medien – schon hier wie später auch – das „Agenda-Setting“ für generationelle Trägergruppen katalysierten. Jugend ist aber auch sichtbar die Gruppe, die am frühesten die neuen Möglichkeiten in der Kultur erkannte und den klassenspezifischen Lebensstil abzulegen bereit war. Auf die Frage nach Standardisierung oder Individualisierung von Lebensläufen müsste man sagen: beides. Einerseits ist die Standardisierung und Normierung von Lebensläufen und Bildungslaufbahnen zu beobachten. Auf der anderen Seite die beschriebenen Anfänge von Modernisierung, verstanden als Loslösung von traditionellen Lebenswelten und Milieus, Entstehung einer ersten Basis für subkulturelle Eigenwege. Auf lange Sicht lässt sich dann ab Mitte der 60er Jahre eine Destandardisierung von Normalbiografien beobachten und im Vergleich eine deutlich höhere soziale Mobi-

---

<sup>11</sup> Beer, Miterzieher; S. 68.

lität, die insgesamt mit einem „erweiterten Jugendbegriff“ einhergehen. Die Exklusivität einer Jugendphase für Jungen aus „gutem Hause“, i.S. einer gewissen Freistellung von Verantwortung, verbunden mit einer wachsenden Autonomie in der Lebensgestaltung, die auch peerorientiert und vor-ehelecht ist, war gebrochen, und dies in erster Linie aus drei Gründen. Wegen der materiellen Entwicklung, der Ausweitung von Bildungsphasen und der zunehmenden Möglichkeiten für jugendkulturelle Selbstentwürfe im Freizeitbereich. Hier wurde die Basis für das gelegt, was noch folgen sollte. Der Liberalisierungsprozess der 60er Jahre war, wie Ulrich Herbert beschrieben hat, ursprünglich keine jugendkulturell geprägte Bewegung.<sup>12</sup> Doch er begann sich schon bald damit zu verbinden. Gleichwohl reagierte auch die Jugendforschung auf die Erkenntnis schichtspezifischer Sozialisation, dass die Voraussetzungen für Schüler/Studenten und bereits Berufstätige so unterschiedlich sind, dass sie fortan von der „bevorzugten Pubertät‘ der Schüler“ und der „benachteiligten Pubertät‘ der berufstätigen Jugend“ sprach.<sup>13</sup> Pluralität von Jugend erschien als Resultat von sozialstrukturellen Ungleichheiten und in ihrer Folge auch Wertorientierungen also schon vor über 50 Jahren evident.

Aus dieser spezifischen Perspektive muss man auch die ursprünglich angeordnete Periodisierung überdenken: Was die wirtschaftliche Entwicklung anbetrifft, mag es angemessen erscheinen, von den „langen fünfziger Jahren“ zu sprechen. Dies gilt umso mehr für die politischen Einteilungen. Hier spricht trotz wichtiger Zäsuren innerhalb des Zeitraums einiges für die altbekannte Titulierung einer „Adenauer-Ära“. Für unser Thema jedoch wäre es angemessener, von den „kurzen fünfziger Jahren“ zu sprechen. Um die Diversität der frühen Bundesrepublik mit Axel Schildt plakativ zu machen: Die letzten Lebensmittelkarten, die 1950 noch in Hamburg ausgegeben wurden, scheinen einer viel früheren und das erste Beatles-Konzert 1960 bereits einer ganz anderen Zeit anzugehören. So konnte auch hier gezeigt werden, dass die Voraussetzungen für Jugend zu Beginn der Bundesrepublik noch sehr stark von den Umständen und Diskursen der Nachkriegszeit geprägt waren, während sich nicht nur die realen Möglichkeitsräume, sondern auch die generationellen Hintergründe um 1957/58 stark ändern: Man kann die etwa ab 1938 Geborenen von den früheren Jahrgängen abgrenzen, die Lebensbedingungen und die Ausbildungs- und Arbeitsverhältnisse wandelten sich grundlegend. Sie waren auch die Ersten, die an wirtschaftlicher Prosperität teilhaben konnten, an neuen Freiräumen in Freizeit, Konsum und neuen Medien, am kooperativen Aufbau dessen, was man dann „Jugendkultur“ nennt. Diese hatte bereits eine internationale Färbung und war erstmalig für viele – und nicht nur für privilegierte Teilgruppen – auch lebbar. Ein Paradigmenwechsel in Richtung Konsum- und

---

<sup>12</sup> Herbert, Liberalisierung, S. 43.

<sup>13</sup> Neidhardt, Generation, S. 56. Eine Parallele also zur frühen Jugendforschung, als Paul Lazarsfeld von der „verkürzten Pubertät“ des Proletariats sprach.

Kulturfokus ist in der seit 1956 stark expandierenden öffentlichen Jugenddebatte ebenfalls spürbar. Die materielle Not, soziale Isolation, zerrüttete Familienverhältnisse treten als Themen in den Hintergrund. Für die Kohorten änderten sich die „Erfahrungsräume“ innerhalb weniger Jahre grundlegend, und somit entstanden auch erweiterte „Erwartungshorizonte“ bei den Jugendlichen selbst. Die veränderten Kontexte und auch die Indizien aus den 1962er- und 1965er-Umfragen deuten die neuen Rahmenbedingungen an.

3) *„Jugend“ ist eine Schlüsselkategorie für das Selbstverständnis der frühen Bundesrepublik. Und der Diskurs über sie ist auch als Stellvertreterdiskurs zu lesen.*

Wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Kristallisationspunkt für die Jugendbilder in der frühen Bundesrepublik war Schelskys Beschreibung der skeptischen Generation von 1957. Darauf läuft es zu, daran arbeitet man sich ab. „Skepsis“ – das war aber zunächst vor allem die Einstellung der Jugendforschung gegenüber ihrem eigenen Objekt. Eine misstrauische Grundeinstellung zunächst hinsichtlich der Verarbeitung dessen, was diese Jugendlichen in Hitlerjugend, Krieg und Nachkriegsnot mitgemacht hatten (bis ca. 1956/57), eine misstrauische Attitüde dann später hinsichtlich kultureller Abweichung und eines sich abzeichnenden Wertewandels. Die Semantik der Jugendforschung entwickelte sich von Bildern aus, die der Realität nach 1945 kaum noch entsprachen. Die popularisierten quantitativ-empirischen Ergebnisse sorgten mit dafür, dass einige dieser überholten Bilder relativ schnell verschwanden (z.B. die Metapher der „Pflanze“ Jugend). Insofern kann man sagen, dass die Empirisierung gleichzeitig beides ist: Zum einen dient sie der Korrektur bestehender Jugendbilder, zum anderen lassen sich mit ihrer Hilfe neue konstruieren – wenngleich weniger spektakuläre, aber auch weniger spekulative.

Die Soziologie reüssiert im Untersuchungszeitraum als neue primäre Deutungsinstanz des „Seismografen“ Jugend. Und Helmut Schelsky ist dabei zweifellos der Hauptprotagonist des neuen konservativen Typus eines nicht mehr nur kulturkritischen Gesellschaftsanalytikers, welcher sich schnell als wichtigster Agenda-Setter im öffentlichen Rasonieren über „Gesellschaft“ profiliert. Dies zum einen mit Hilfe der empirischen Sozialforschung und zum anderen über die Besetzung des Jugendthemas, wodurch schließlich höchste öffentliche Aufmerksamkeit garantiert war. Ein wichtiger Aspekt der eigenen „Anpassungsleistung“ bzw. „Versöhnung“ mit der modernen, technisch-industriellen Massengesellschaft und Demokratie ist zweifellos die dem eigenen Forschungsprogramm analoge Konturierung einer angepassten, nüchternen, anti-ideologischen und aufstiegsorientierten Jugend, und zwar in der Form, dass es auch zum Komplex der Nivellierten Mittelstandsgesellschaft passte (Einebnung von Klassen- und Generationsunterschieden). Und darüber hinaus gab es eine Analogie für die Abkehr von der kulturphilosophischen und die Hinwendung zur „nüchternen“, empirisch orientierten Form der Gesellschaftsbeobachtung:

Das gefundene anti-ideologische Realitäts- und Orientierungsbedürfnis der Jugendlichen ist gleichzeitig zentraler Bestandteil wissenschaftsimmanenter Selbstpositionierung.

Im Verständnis von Jugend als „Sauerteig für neues Beginnen“<sup>14</sup> finden sich Zukunftsentwürfe einer Gesellschaft wieder und ebenso deren Bilder von der eigenen Vergangenheit. Nicht nur, aber auch in den 50er Jahren wird Jugend ein Passepartout für kursierende, vor allem kulturelle Orientierungsversuche in neuen Formen gesellschaftlicher Selbstbeobachtung. Die Tatsache, dass die Forscher in ihrem Bemühen um eine Rekonstruktion ihres Gegenstandes gleichzeitig an seiner Konstruktion beteiligt sind, ist kein neues Problem von Wissenschaft. Aber es ist eben nicht nur ein Problem, sondern ein möglicher Ausgangspunkt für die Frage nach der Motivation und Intention dieser Projekte. Metaphorizität von Jugend ist retrospektiv nicht einfach nur amüsant, sondern wichtig im wissenschaftlichen Terminus. Metaphorische Konzepte stützen bzw. strukturieren diskursive Formationen.

Das Streben nach Verhaltenssicherheit, zunehmend als eine zentrale Kategorie in der Sozialisation betrachtet, entspricht zeitgleich den Maximen bundesdeutscher Politik und der Sehnsucht einer Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung nach Sicherheit und Normalität. Rationalisierung, Sachlichkeit und Konsum sind Kennzeichen der modernen Zeit und eben auch Signum „zeitgemäßen“ jugendlichen Verhaltens. Jugend steht für eine Gegenwart, die „schwanger von der Zukunft“<sup>15</sup> ist. Und sie ist immer auch, selbst in den sachlichen Analysen und Studien, ein relationales Konzept, das in Beziehung zur „Nicht-Jugend“ steht. Konkreter: Sie steht für den Status quo und die Entwicklungsperspektiven der Bundesrepublik und einer Gesellschaft, die sich nach der sogenannten „Stunde Null“ mitten im Orientierungsprozess befindet, als wichtiges Untersuchungselement eines soziologischen Projekts der „skeptische[n] Versöhnung mit dem Tatsächlichen“.<sup>16</sup>

Die Beschreibung von Jugend deckt sich bei einigen Forschern aber auch mit dem eigenen wissenschaftlichen Programm und dem spezifischen Stil. Neue Vertreter der Soziologie und einer ihrer Hauptuntersuchungsgegenstände verschmelzen miteinander. Die „Modernen Zeiten“ werden ebenso wie die Verhaltensweisen der Jugend als sachlich und rational beschrieben und für Teile der westdeutschen Soziologie gilt die ausdrückliche Absage an Ideologie und Spekulation sowohl marxistischer als auch bürgerlicher, geschichtsphilosophischer Art als wichtigster Selbstanspruch: Die „Gegenwartswissenschaft“

---

<sup>14</sup> Ebersbach, Jugend, S. 37.

<sup>15</sup> So das berühmte Diktum Leibniz', das auch für utopisches Denken der Moderne von so großer Bedeutung wurde – und das auch die gängigen Vorstellungen von der „Utopie Jugend“ treffend ins Bild fasst: Jugend ist Zukunft, die in der Gegenwart bereits konkret existent, beobachtbar und messbar – aber eben auch noch veränderbar ist.

<sup>16</sup> Bude, Charismatiker, S. 409.

(König) will „Tatsachenbestandsaufnahmen“ (Schelsky) liefern. Die Tradition einer stark kulturpessimistisch orientierten nationalen Gesellschaftswissenschaft bricht, wie oben gezeigt, zwar nicht völlig ab – wird aber in einem zwei Jahrzehnte dauernden Prozess marginalisiert. Die Empirie entwickelt für viele Forschungsfelder eine neue Dynamik, Soziologie etabliert sich als Bezugsdisziplin für pädagogische und jugendpolitische Konzepte – ein wissenschaftlicher Paradigmenwechsel. So wird diese anwendungsbezogene Richtung innerhalb der heterogenen Soziologie zur „idealen Begleiterin eines offenen, provisorischen und komplexen Prozesses ohne philosophisches Fundament“ bzw. ohne die Orientierung an einen historischen Überlieferungszusammenhang.<sup>17</sup> Sie versucht, ein hohes Maß an Legitimation aus dem Charakter der Verhältnisse zu beziehen, die sie beschreibt. Und auch wenn sie Jugend beschreibt, macht sie implizit deutlich, wie dringend diese Gesellschaft der „Beobachtung“ bedarf. Die Ergebnisse empirischer Sozialforschung, das ist bekannt und kann im Kontext der empirischen Jugendforschung hier bestätigt werden, bildeten nicht nur Wirklichkeit ab, sondern wirkten zunehmend auf den Prozess öffentlicher Meinungsbildung.

Die Analogie der Jugendanalysen zu Gegenwartsdiagnosen und Zukunftsvisionen der jungen Bundesrepublik erscheint so offenkundig wie Jugendkultur als Analogie zu Amerika und allem, was die „industrialisierte Massengesellschaft“ mit sich brachte: Transistorradios und Lichtspielhäuser, Anglizismen und Supermärkte, Rockmusik und Bildergeschichten – Dinge, die nicht nur für Jugendliche gemacht sind, zu denen diese aber einen unkomplizierteren Zugang finden konnten. Viel wesentlicher als neue Gebrauchsgegenstände und Medienumbrüche waren aber neue Formen der Gesellung, ein Neuaushandeln von Geschlechterverhältnissen und Werten.

Die Geschichte der Jugendforschung ist eben auch eine Geschichte von Projektionen, und Jugend Stellvertreter für etwas anderes. Denn „was im Wachsen und Entwickeln der Jugend heute vertan wird“, so Ebersbach 1957, „läßt sich später nicht mehr zum Leben erwecken, durch keinen Scheck, durch keine human relations“.<sup>18</sup> Jugend wird später dann noch deutlicher als in den Forschungen und Kommentaren der frühen Bundesrepublik auch ein stark relationales Konzept. Seine Beschreibung definiert dann negativ vor allem das, was „Nicht-Jugend“ ist. Und es ist ein komparatives Konzept, in Abgrenzung davon, was Jugend war – das Problem der Vergleichbarkeit angesichts defizitärer Quellen wurde aufgezeigt. Es ist drittens ein substitutives Konzept, in dem Sinne, dass Jugend instrumentell als Wunschbild erhalten muss. Unübersehbar zeigt sich, dass dabei der Verweis auf Umfragedaten der eigenen Argumentation (und der dann als positiv gedeuteten „Modernität“ eigener Forschungstätigkeit als Ganzes) eine größere Autorität verleiht, und umgekehrt wurde deutlich,

---

<sup>17</sup> Bude, Charismatiker, S. 409.

<sup>18</sup> Ebersbach, Gesellschaft, S. 34.



dass die Machart der Umfragen bereits durch den Diskurs kontaminiert ist. Um erneut auf Helmut Schelsky zu kommen: An Stellen, an denen Schelsky über den neuen Empirie-Bezug in den Sozialwissenschaften reflektiert, wird ein ganz spezifischer Bedeutungsgehalt seines Skepsis-Begriffs deutlicher. So liest sich die Analyse seines Untersuchungsgegenstandes fast wie ein Kommentar zur Forschungsrichtung – und umgekehrt:

Diese eigentümliche Mischung von Realitätsbedürfnissen und Skepsis oder – um das vieldeutige Wort ‚Skepsis‘ nicht weiterhin unnötig zu strapazieren – dieses Verlangen nach Wirklichkeiten, die dem Feuer des sozialen Wirklichkeitsverlustes standgehalten haben, in Verbindung mit einem popularisierten und universal gewordenen Ideologieverdacht (...), ist der eigentümliche konstellationssoziologische Hintergrund für die Wirksamkeit der sozialwissenschaftlichen Empirie in der deutschen Nachkriegsgesellschaft.<sup>19</sup>

Dies sei etwas, das weder die ausländischen Förderer empirischer Sozialforschung in Deutschland noch die aus der Emigration Zurückgekehrten verstehen könnten. Als „missing link“ zwischen ihm (Schelsky) und dem Gegenstand (der skeptischen Generation) wäre dann zu finden:

Die tiefe soziale Desorientiertheit, die das Selbstbewußtsein und die Denkipulse der in Deutschland verbliebenen Wissenschaftler, aber auch der aus dem Chaos aufwachsenden jüngeren Generation bestimmen, blieben ihnen, die ja in ihrer sozialen und politischen Orientierung recht behalten haben, (...) erspart.<sup>20</sup>

Und so bekommt die Beschäftigung mit Jugend via Umfrage eine ganz besondere zeitgeschichtliche Pointe: Die Kongruenz in Sachen Rationalisierung, Gegenwartsfixierung, Ideologiefeme und zumindest formale Demokratisierung wird für die eigene Forscherbiografie behauptet und am Beispiel der Jugendlichen exemplarisch „gefunden“.

Zudem bleibt diese Kongruenz nie nur wissenschaftsimmanent. Jugenddiskurse sind also nicht nur Selbstgespräche der Gesellschaft über sich selbst (die Funktion Selbstbeschreibung trafe nach Luhmann ohnehin auf alle Gegenstände der Soziologie zu), sondern haben viel mit den individuellen Forscherbiografien zu tun – und noch mehr mit dem interdisziplinären Kampf um Deutungshoheit im öffentlichen Raum. Hier zumindest ist in den 50er Jahren eine Entmystifizierung des tradierten Jugendideals vor allem mit dem Mittel der Umfrageforschung zu beobachten. Wenn aber Jugend analysiert und kritisiert wird, wenn über sie diskutiert und an sie appelliert wird, dann immer von Seiten der Erwachsenen. Die Jugendlichen selbst kommen als Diskursteilnehmer so gut wie gar nicht vor. Die Versicherung, dass ihnen qua Umfrage repräsentativ und quasi hochhoffiziell-demokratisch die Möglichkeit zur Beteiligung gegeben würde, dass sie offen und dennoch anonym ihre Meinung sagen könnten,

---

<sup>19</sup> Schelsky, Ortsbestimmung, S. 56.

<sup>20</sup> Schelsky, Ortsbestimmung, S. 58-59.

erweist sich als Suggestion. Es konnte angedeutet werden, dass den Jugendforschern durch vielfältige methodische Vorgaben, durch Frageauswahl und -technik und durch Datenzugriff alle Möglichkeiten an die Hand gegeben waren, ein genau bestimmtes Bild zu finden. Die damit zusammenhängenden Debatten finden ohnehin ohne die Jugendlichen selbst statt, und „herrschaftsfrei“ ist auch Umfrageforschung nie. Ein ernüchterndes Ergebnis eröffnet gleichzeitig interessante andere Fokussierungen, nämlich die Metaebene von inner- und außenwissenschaftlichen Diskursen, wie hier gesehen: Als viel aufschlussreicher als die retrospektiv mit Skepsis zu analysierenden historischen Umfragedaten (deren Zustand, wie gezeigt, rein deduktiv-nomologische Zugänge erschwert) erweisen sich die Methode und Tonalität, in denen Jugendforschung Wissen und Bilder generierte.

Umfragen versprachen dem Experten wie dem interessierten nicht-fachlichen Publikum den professionellen objektiven Blick, der exakt über Kognition, Affekt und Verhalten einer sozialen Gruppe Aufschluss gibt. Die Tatsache, dass Umfrageforschung sich damals in der Terminologie vom „Denken, Handeln und Fühlen“ bewegte, zeigt, dass hier noch andere Traditionen wirksam waren. Insofern ist dies eine Methode, die man problemlos dem Zeitalter des technischen Fortschritts, eines naiven Wissenschaftsglaubens und der Rationalisierung aller Lebensbereiche zuschlagen könnte. Indes markiert sie eher den Beginn eines langfristigen Trends. Das Messbarmachen von gesellschaftlichen Tatbeständen und ihre statistische Auswertung erstrecken sich heute auf sämtliche wissenschaftliche Disziplinen. Die Bedeutung der Demoskopie für politisches Handeln und ihre Legitimierung sind evident. Für die Jugendforschung ergab sich nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Verdrängen der bevorzugten Innenansicht entwicklungspsychologischer Provenienz ein einschneidender Paradigmenwechsel. Die Zeiten, als primär versucht wurde, über Selbstaussagen literarischer Art in Tagebüchern, Aufsätzen und Briefen Einblicke in die Innenwelt der Jugendlichen zu bekommen, waren vorbei. Die objektivierete Außenansicht und ihre breiten empirischen Erkenntnisse ergänzten den hermeneutischen Zugang, und die Umfragen standen damals für eine Demokratisierung des analytischen Blicks, für eine Versachlichung von Jugendbildern. Dass dies freilich um den Preis der Einebnung von Besonderheiten und Minderheitenperspektiven geschah, kam einigen Theoretikern der „Massengesellschaft“, „rationalen Moderne“ und „Nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ nur zupass. Dennoch kann man sagen, dass die neuen Methoden für einen Bruch mit der normativ-idealistischen Tradition standen, indem dieser die spektakuläre Realität der Zahlen entgegengesetzt wurde. Die nüchterne Neuorientierung barg, wie gezeigt, freilich wieder neue Normen in sich, das bis in die 50er Jahre noch vorherrschende pädagogische Jugendideal des Bürgertums war allerdings nachhaltig entzaubert. Die Hochphase währte bis Mitte der 70er Jahre. Heute haben sich die dann folgenden heftigen Methodendiskussionen

über die Frage „Qualitativ oder quantitativ?“ mit einem gut begründeten „sowohl – als auch“ erübrigt.

*4) Die Versozialwissenschaftlichung von Jugendforschung generiert Umfragedaten als wertvolle zeithistorische Quelle.*

Neigen wir nicht – abgesehen von den Fällen, in denen wir für bestimmte Auftraggeber arbeiten – zu Fragestellungen, die interessanten Lesestoff für die nächste Ausgabe der Zeitungen liefern werden? Und übersehen wir nicht die Tatsache, dass der Meinungsforscher gewissermaßen die zeitgenössische Geschichte aufzeichnet? Könnte uns nicht der Geschichtsforscher von 1984 vorwerfen, dass wir nicht genug an das gedacht haben, was er über das Jahr 1950 wissen wollen wird?<sup>21</sup>

Auch von 2010 aus betrachtet sollte man den Meinungsforschern von 1950 nicht den Vorwurf machen, dass die wenigsten von ihnen die historische Relevanz der Umfragen so emphatisch erkannten wie der Pionier empirischer Sozialforschung Paul F. Lazarsfeld. Höchstens könnte man der Geschichtswissenschaft vorwerfen, dass sie solche Quellentypen lange Zeit ignoriert hat und der Soziologie unterstellen, dass diese zu wenig Interesse an ihrer eigenen Historizität hat.

Trotz gänzlich anderer Methode ging quantitativ-empirische Jugendforschung im Habitus häufig als „innergesellschaftliche Ethnologie“ an die Gruppe der Jugendlichen heran, um die fachlichen Ergebnisse für die Allgemeinheit zu übersetzen, maß sich also immer auch einen hohen Grad an gesellschaftlicher Relevanz zu. Es ist die Methode, die die traditionellen, etwas diffusen Jugendideale entmystifiziert und neue, schärfere Bilder produziert. Eine Methode, die vor allem Gruppen mit einbezieht, die vorher weniger Beachtung gefunden hatten: Die Mädchen bekommen einen Platz (wenngleich noch keine eigenständige Kontur), Arbeiterjugendliche werden dank numerischer Größe und finanzieller Ausstattung zum ersten Mal als Leitfiguren und Trendsetter ausgemacht. Im gleichen Augenblick wird die hegemoniale Stellung eines Oberschichten-Ideals von Jugend gebrochen. Der „bürgerliche Jüngling“ tritt nicht zuletzt dadurch in der öffentlichen und wissenschaftlichen Betrachtung in den Hintergrund, weil er in der Gesamtschau der repräsentativen Umfrage zu einer zahlenmäßigen Marginalie wird. Bisher übersehene Gruppen erhalten Aufmerksamkeit. Das gilt für die Landjugend, die Arbeiterjugend, der eigene Untersuchungen gewidmet sind, und in viel geringerem Maße, wie gezeigt, auch für die weibliche Jugend. Noelle und Neumann definieren, Umfrageforschung sei die „statistisch-psychologische Untersuchungsmethode, mit der gesellschaftliche Massenerscheinungen beobachtet und analysiert“ werden

---

<sup>21</sup> Lazarsfeld, *Verpflichtung*, S. 29-30.

können.<sup>22</sup> Und im Ergebnis erzeugt die Methode über Durchschnittswerte auch die weniger spektakuläre, wenn man so will: die „nivellierte“ Version des Jugendlichen, die innerhalb kürzester Zeit den Jugendbegriff von einigem Pathos befreite und deutlich entmythologisierte. Nicht das Ideal des pädagogisch auszufüllenden Schon- und Bildungsraums kommt an sein Ende, aber die Emphase der gerade in Deutschland durch die Tradition von Sturm und Drang, Romantik und Jugendbewegung geprägten Jugendbilder und ihrer Implikationen. Insofern bietet die Erhebungsmethode der repräsentativen Umfrage denjenigen Forschern, die einer „normalen Jugend“ das Wort redeten, reichlich Argumentationsmaterial, auch hinsichtlich des Unbehagens, das man zwischen den Zeilen äußert: dass diese unpolitische, aufs persönliche Vorwärtskommen fixierte, nüchterne Persönlichkeit es ist, die unsere Gesellschaft verlangt, „provokiert und prämiert“.<sup>23</sup>

Parallel findet aber ein nahezu gegensätzlicher Prozess statt, der viel mit der Medialisierung von öffentlichem Diskurs zu tun hat: Die „Aufmerksamkeitswerte“ für außergewöhnliche, kulturell unangepasste oder international orientierte Jugendgestalten sind erheblich höher als die für die Durchschnittsjugendlichen. Dabei muss man allerdings bedenken, dass die Erregungsanlässe und Definitionen von „Aufbegehren“ im Alltag der frühen Bundesrepublik aus heutiger Sicht vergleichsweise nichtig erscheinen. Das Tragen von Jeans gehörte ebenso schon dazu wie das Küssen in der Öffentlichkeit. Und gegen die „Ordnung“ rebellierten höchstens die Halbstarke, wobei deren Wut bzw. ostentative Ignoranz sich nicht gegen das politische System richtete und schon gar nicht gegen die Wirtschaftsordnung, deren Möglichkeiten man durchaus in Anspruch nahm. Vielleicht sind die Krawalle und Provokationen eher als Ausdruck des Unbehagens an der selbstzufriedenen Konformität der Wirtschaftswundergesellschaft zu deuten, ein Unbehagen an deren strikte Orientierung an Ordnung und Sicherheit, an deren Kardinaltugenden Fleiß und Sparsamkeit, am meisten vielleicht an den strikten christlich-konservativen Moralvorstellungen und einer Familienidylle und Häuslichkeit, denen man eine Ahnung von Hedonismus entgegensetzte.

Im Grunde gilt also für Umfragen das, was für andere historische Quellen auch gilt: Sie sind kein „Spiegel“, der die Realität eins zu eins reflektiert, auf dass man diese retrospektiv herauszulesen, zu ordnen und aufzuschreiben habe. Es ist eher ein Konglomerat aus Realitäts-, Ideologie- und Fantasiepartikeln, das auf der anderen Seite sogar selbst realitäts-, gesellschafts- und meinungs-

---

<sup>22</sup> Elisabeth Noelle und Erich Peter Neumann im Vorwort zu Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. IX, S. XIII. „Für die Massengesellschaft ist Demoskopie ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden, weil man sich über die so groß und abstrakt gewordene Gesellschaft, die der unmittelbaren Beobachtung entrückt ist, anders nicht zuverlässig informieren kann.“

<sup>23</sup> Schelsky, Generation, S. 125.

bildendes Potenzial beinhaltet. Historiografie ist immer Annäherung, und auch die Quelle Umfrageforschung wird retrospektive Fehlkonstruktionen nicht verhindern können, „aber Quellenkritik, Quellenvielfalt und Quellenvergleich sind der Mörtel, ohne den das Haus garantiert einstürzt“.<sup>24</sup> Und nicht zuletzt: Die Umfrage gilt es auch als textliche Quelle zu analysieren, unter anderem um Wertewandel oder Wandel politischer Kultur abzulesen. In anderen Feldern, so zum Beispiel in der Oral History ist mittlerweile common sense, dass nichts so erzählt wird, „wie es wirklich gewesen ist“ – und demzufolge beispielsweise die Art der Konstruktion von kohärenten Lebensgeschichten die eigentlich interessantere Forschungsfrage ist. Analog konnte für die Quelle Umfrage im Rahmen dieser Abhandlung angedeutet werden, dass die Konstruktion, die ermittelten Zahlen, der Interpretationszusammenhang dieser Zahlen viel eher zeithistorisch eingrenzbar gesellschaftliche Erwartungen andeuten als irgendeine Form von Wirklichkeit. Mehr noch als in ihrem Beitrag zur Rekonstruktion einer Realgeschichte von Jugend erscheint eine Beschäftigung mit historischen Umfragen für die Erforschung einer Metageschichte des Redens über Jugend von Bedeutung, nicht nur, aber vor allem wegen der schlechten Quellsituation und der Vielzahl methodischer Vorbehalte. Somit hat ein Methoden- und Quellenmix die zentrale kompensatorische Funktion im komplexen Spiel von Indizien und Verweisen, das aus zeithistorischer Sicht empirisch-analytisch und hermeneutisch-phänomenologisch zugleich sein muss.

Ein Teil der Fragen klärt sich über die produktive Verwertung bereits vorhandener historiografischer und benachbarter Forschungsergebnisse. Ein weiterer läuft über die Definition zentraler Begrifflichkeiten sowie der zielgerichteten historischen Rahmung mit Hilfe von offiziellen Statistiken und anderer konvergenter Quellen. Dazu kommt die Profilierung, historische Einordnung in ihren Forschungszusammenhang und der Datenkritik, die zunächst immer Vorstufe zur eigentlichen Kontextanalyse sein muss. Der umgekehrte Weg, also zuerst die quellenkritische Auswertung und erst danach deren Einbindung in einen theoretischen Bezugsrahmen, ist grundsätzlich nur dann zielführend, wenn die Auswertung nicht „kontextblind“ bleibt und nicht auf die Evaluierung im Rahmen von zum Beispiel zeitgenössischen Diskursen verzichtet. Dass Zeitdiagnosen wie die „Nivellierte Mittelstandsgesellschaft“, die „Freizeitgesellschaft“ oder die „skeptische Generation“ mehr mit diskursiven Kontexten und sozialen Befindlichkeiten als mit auffindbarer und nachvollziehbarer Empirie zu tun haben, ließ sich eben nur im Zusammenspiel der diversen Quellentypen aufzeigen. Dabei im Bemühen um ein doppeltes Quellenverständnis: erstens retrospektiv und zweitens introspektiv, „aus der Zeit heraus“, wobei die Aussagekraft von historisch gewordenen Daten immer davon abhängt, in wel-

---

<sup>24</sup> Meyen, Quelle, S. 56.

chem Umfang und welcher Zielgenauigkeit zusätzliche Quellen zum Vergleich oder Kontrast hinzugezogen werden können.

Eine weitere Erkenntnis: Daten generieren Daten. Der Forschungskontext besteht auch in der Frühphase der Umfrageforschung aus zahlreichen weiteren Studien über Sonderfragen oder Spezialgruppen wie Land- oder Arbeiterjugend, die komparativ, zum Teil vertiefend mit in die Analyse einzubeziehen sind. Insofern ist die Kombination „quantitativ & qualitativ“ für eine Historische Kontextanalyse konstitutiv, sicher auch einem generellen Misstrauen geschuldet, dass eine einzelne Quelle oder ein Quellentyp allein schon sämtliche Aspekte eines Forschungsproblems erhellen könne. Dies gilt besonders dann, wenn wie im Fall der Umfragedaten zur Jugend in der frühen Bundesrepublik, Rekonstruierbarkeit und Aufbereitung nur bedingt möglich sind und selbst Quellenkritik noch einige Fragen offen lässt. Gerade im „Dialog zwischen den Daten“ ist ein ständiger Koppelungs- und Rückkoppelungsprozess zwischen Umfragen und Diskurs notwendig. Dies ist zumal dann notwendig, wenn der Verdacht besteht, dass in einigen Fällen die empirischen Befunde zur Steigerung der Glaubwürdigkeit bereits fertiger Meinungen und Theorien instrumentalisiert worden sind. Die zweite Einschränkung ergibt sich nicht zuletzt als Resultat der vorliegenden Untersuchung. Die Aussagekraft von Re-Analysen hängt stark davon ab, welche parallelen Umfragen und zusätzliche Quellen erschlossen werden können. Und gleichzeitig ist auch klar, dass dann die notwendige eigene Quellenauswahl und -gewichtung Ergebnisse zumindest teilweise präjudiziert. Daten sprechen nicht für sich. Der Sinn liegt in ihrem „Gewordensein“, in ihrem Kontext.

Abschließend noch folgendes Fundstück:

Die latenten Ängste führen bei den jungen Menschen im Alltag nicht zu Renitenz und Auflehnung, sondern vor allem zu Anpassung und extremer Leistungsorientierung. Fleiß, Zuverlässigkeit, Höflichkeit und Pünktlichkeit, das weiß man (...) stehen bei ihnen hoch im Kurs.<sup>25</sup>

Die Beschreibung der „pragmatischen Generation unter Druck“ aus dem Jahre 2006 kommt einem passagenweise sehr bekannt vor. Die 15. Shell-Jugendstudie bescheinigt den zwischen 1980 und 1993 Geborenen Nüchternheit, Familienorientierung, Fleiß, Streben nach Sicherheit, Anpassungsbereitschaft sowie Aufstiegsorientierung und ein geringes Interesse an Politik – und wiederholt damit die Zuschreibungen an die „skeptische Generation“. In der dann folgenden Studie „Jugend 2010“ sieht man diese pragmatische Grundeinstellung sowie „Leistungsorientierung und das Suchen nach individuellen Aufstiegsmöglichkeiten“ bestätigt.<sup>26</sup>

Die Jugendforscher zeigen auch die aus den 50er Jahren bekannte Irritation, dass die klassischen Kennzeichen Unbeschwertheit und Unangepasstheit bei

---

<sup>25</sup> Gaschke, Mensch.

<sup>26</sup> Shell, Jugend 2010, S. 15.

der Jugend von heute kaum noch zu finden seien, und erklären dies ebenfalls als Signum der Zeit und als quasi natürlicher Prozess einer Anpassung. Man stellt aber ebenfalls die weiterführende Frage nach den Implikationen für die Gesellschaft als Ganzer und ihren Erneuerungspotenzialen: „Was sind die Konsequenzen für die Gesellschaft? Zunächst lässt sich fragen, ob eine so angepasste Generation tatsächlich Motor für Innovation sein kann. Aber wo sollen die Jugendlichen lernen, ihre Ideen durch- und umsetzen?“<sup>27</sup>

Nun scheint es aber nicht nur so zu sein, dass aufmüpfiges Jugendverhalten ein Privileg in wirtschaftlich gesicherten Zeiten und in Phasen ökonomischer Unsicherheit eine größere Angepasstheit zu beobachten ist. Ein Wandel der Einstellungen geht auch Hand in Hand mit einem Wandel der Erwartungen an Jugend, die wiederum abhängig sind vom Erfahrungshintergrund der Jugendforscher selbst. Eine Jugend, die sich nicht auflehnt, sondern „vor allem zur Anpassung und extremer Leistungsorientierung“ tendiert, steht der Vorstellung vieler Jugendforscher von einer unbekümmerten-renitenten Lebenseinstellung entgegen.

Und in dieser Hinsicht schließt sich hier fast ein Kreis Jugendforschungsgeschichte: Da war zunächst eine Forschergeneration mit einem wie auch immer gearteten idealistischen biografischen Hintergrund, die den jugendlichen Pragmatismus irritiert zur Kenntnis nahm und als systemkonform bewertete. Auffälligere Jugendgestalten und ihr rebellisches Potenzial für Generation und Gesellschaft seit den späten 60ern wurden besorgt beobachtet, was der klassischen Sichtweise auf eine „gefährliche und gefährdete Jugend“ entsprach, wie sie seit der Antike bekannt sind. Und nun ist man – unterstellt man erneut einen in der Tendenz idealistischen biografischen Hintergrund – fast ein wenig enttäuscht vom rationalen Pragmatismus der Jüngeren, wenn man feststellt, „dass sich Jugendliche heute hauptsächlich um ihre konkreten und praktischen persönlichen Probleme sorgen, statt wie früher für die übergreifenden Ziele der Gesellschaft zu kämpfen.“<sup>28</sup>

„Wie früher“, das müsste man dann zunächst einschränkend dazu sagen, ist dann, wie oben beschrieben, auf bestimmte kurze historische Zeiten beschränkt und zudem sozial bedingt. Der Unterschied zu Schelsky et al. liegt nun allerdings auch darin, dass diese Form von „Konkretismus“ von den Kommentatoren nicht unbedingt beruhigt zur Kenntnis genommen wird, dass Heranwachsende, „die zielstrebig ihren Platz im Leben suchen“, durch ihren mangelnden Sinn für gesamtgesellschaftliches Veränderungspotenzial enttäuschen. Es sei eben „wichtig zu erfahren, wie die Jugend sich selbst und ihre Zukunft sieht, um Denk- und Diskussionsanstöße für Politik und Gesellschaft zu geben“, wie ein Shell-Repräsentant im Zusammenhang mit der Studie 2006 ausführte. Unabhängig davon, dass es sich hier auch um gut gemeinte Rhetorik handelt:

---

<sup>27</sup> Picot/Willert, Jugend, S. 302.

<sup>28</sup> Von Billerbeck, Deutschland, S. 32.

Jugendliche werden heute doch in stärkerem Maße ernst und weniger als Objekt, gar als Patient und Orakel analysiert als in der frühen Bundesrepublik. Dies – Jugend als Anamnese der Gesamtgesellschaft – war das Ziel der frühen Studien.

„Jugend ist die Zukunft unserer Gesellschaft“ – mit diesem Axiom beginnt auch das Geleitwort zur 15. Shell Jugendstudie 2006, und es steht zu vermuten, dass dieser Satz auch weiterhin als primäre Begründung für Jugendforschung erhalten muss.



## Supplement No. 22

### 5. APPENDIX

HSR Supplement 22 (2010)

## 5. Appendix

### 5.1 References

- Abels, Heinz: Jugend vor der Moderne. Soziologische und psychologische Theorien des 20. Jahrhunderts, Opladen 1993.
- Abels, Heinz: Die Jugend der Soziologie, in: Sander/Vollbrecht, Jugend, S. 75-100.
- Abelshauer, Werner: Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, 1945-1980, Frankfurt a.M. 1983.
- Abendroth, Walter: Das große Kopfschütteln über die Jugend. Der moderne Aberglaube der Film- und Jazzfans, in: DIE ZEIT vom 27.9.1956, S. 15.
- Adamski, Jens: Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946-1969, Essen 2009.
- Adorno, Theodor W.: Zur gegenwärtigen Stellung der empirischen Sozialforschung in Deutschland, in: Institut, Sozialforschung, S. 27-39.
- Adorno, Theodor W.: Stichworte. Kritische Modelle 2, Frankfurt a.M. 1969.
- Adorno, Theodor W.: Freizeit, in: ders., Stichworte, S. 57-67.
- Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften 8: Soziologische Schriften 1, Frankfurt a.M. 1972.
- Adorno, Theodor W.: Soziologie und empirische Forschung, in: ders., Schriften, S. 196-216.
- Allerbeck, Klaus R.: Demokratisierung und sozialer Wandel in der Bundesrepublik Deutschland. Sekundäranalyse von Umfragedaten 1953-1974, Opladen 1976.
- Allerbeck, Klaus R./Leopold Rosenmayr: Einführung in die Jugendsoziologie. Theorien, Methoden und empirische Materialien, Heidelberg 1976.
- Allerbeck, Klaus R./Wendy J. Hoag: Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven, München 1985.
- Almond, Gabriel A./Sidney Verba: The civic culture. Political attitudes and democracy in five nations, Princeton 1963.
- Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen, München 1956.
- Arbeitsgemeinschaft Leseranalyse (Hrsg.): Die Zeitschriftenleser 1954, Frankfurt a.M. o.J. [1954].
- Archiv der Jugendkulturen e.V. (Hrsg.): 50 Jahre BRAVO, Bad Tölz 2005.
- Baacke, Dieter: Beat, die sprachlose Opposition? München 1970<sup>2</sup>.
- Baacke, Dieter: Die 13-18-Jährigen. Einführung in die Probleme des Jugendalters, Weinheim/München 1983<sup>3</sup>.
- Baacke, Dieter/Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): Neue Widersprüche, Jugendliche in den 80er Jahren, Weinheim/München 1985.
- Baacke, Dieter/Wilhelm Heitmeyer: Neue Widersprüche. Zur Notwendigkeit einer integrierten Jugendtheorie, in: dies., Widersprüche, S. 7-23.
- Bals, Christel: Halbstarke unter sich. Soziologische Probleme in einem Heim der Offenen Tür (= Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie Bd. 9, hrsg. von René König), Köln/Berlin 1962.
- Bänsch, Dieter (Hrsg.): Die fünfziger Jahre. Beiträge zur Politik und Kultur, Tübingen 1985.

- Bartram, Christine/Heinz-Herrmann Krüger: Vom Backfisch zum Teenager – Mädchensozialisation in den 50er Jahren, in: Krüger, Elvis-Tolle, S. 84-102.
- Baumert, Gerhard: Deutsche Familien nach dem Kriege, Darmstadt 1954.
- Baumert, Gerhard: Bemerkungen zur Entwicklung und gegenwärtigen Stellung der sogenannten Meinungsforschung in Deutschland, in: KZfSS 10 (1958), S. 379-400.
- Baur, Nina: Was kann die Soziologie methodisch von den Geschichtswissenschaften lernen?, in: Historical Social Research 33 (2008), No. 3, S. 217-248.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986.
- Beckenrath, Erwin von (Hrsg.): Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 7, Stuttgart 1961.
- Becker, Howard: German Youth. Bound or free, London, 1946.
- Becker, Walter: Die Bewältigung der freien Zeit, in: Ruf ins Volk 9 (1957), S. 81-82.
- Becker, Walter: Jugendschutz in neuen Gesetzen, in: Unsere Jugend 12 (1960), S. 406-416.
- Bednarik, Karl: Der junge Arbeiter von heute – ein neuer Typ, Stuttgart 1953.
- Beer, Ulrich: Geheime Miterzieher der Jugend, Düsseldorf 1960.
- Beer, Ulrich: Jugend zwischen Waren und Werten. Konsumerziehung gegen Konsumzwang, Stuttgart 1964.
- Beirat für Jugendfragen: Erhebung über Lage, Tätigkeiten und Freizeitwünsche der Jugend zwischen 14–21 Jahren. Eine Repräsentativ-Umfrage für das Land Hessen im Sommer 1950, o.O. o.J. [1951].
- Beiträge zum Jugendbüchereiwesen und Jugendlesen. Leser- und büchereikundliche Untersuchungen des Deutschen Büchereiverbandes im Auftrage des Studienbüros für Jugendfragen, Manuskript, Berlin 1960.
- Benninghaus, Christina/Kerstin Kohtz (Hrsg.): „Sag’ mir, wo die Mädchen sind ...“ Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999.
- Benner, Dietrich: Hauptströmungen der Erziehungswissenschaft. Eine Systematik traditioneller und moderner Theorien, Weinheim 1991<sup>3</sup>.
- Berger, Peter A./Stefan Hradil (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (= Soziale Welt, Sonderband 7), Göttingen 1990.
- Bergler, Reinhold: Dimensionen der Wunsch- und Erlebniswelt Jugendlicher, in: von Friedeburg, Jugend, S. 513-523.
- Bertlein, Hermann: Das Selbstverständnis der Jugend heute. Eine empirische Untersuchung über ihre geistigen Probleme, ihre Leitbilder und ihr Verhältnis zu den Erwachsenen, Berlin/Hannover 1960.
- Best, Heinrich: Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte, in: KZfSS 1 (1988), S. 1-14.
- Bick, Wolfgang/Reinhard Mann/Paul J. Müller (Hrsg.): Sozialforschung und Verwaltungsdaten (= Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 17), Stuttgart 1984.
- Bietau, Alfred: Vom Pütt auf’n Platz? Die Veränderung jugendlicher proletarischer Lebenswelten im Ruhrgebiet seit 1945, in: Breyvogel/Krüger, Land, S. 186-199.

- Bilden, Helga/Angelika Diezinger: Historische Konstitution und besondere Gestaltung weiblicher Jugend – Mädchen im Blick der Jugendforschung, in: Krüger, Handbuch (1988), S. 135-155.
- Billerbeck, Liane von: Wie man in Deutschland erwachsen wird, in: DIE ZEIT 46 vom 6.11.2003, S. 32.
- Bloßfeld, Hans-Peter: Bildungsverläufe im historischen Wandel. Eine Längsschnittanalyse über die Veränderung der Bildungsbeteiligung im Lebenslauf dreier Geburtskohorten, in: Bodenhöfer, Bildung, S. 259-302.
- Blücher, Viggo Graf: Freizeit in der industriellen Gesellschaft, dargestellt an der jüngeren Generation, Stuttgart 1956.
- Blücher, Viggo Graf: Freizeit – wofür?, in: Zeitwende – die neue Furche, 33 (1962), H. 4, S. 225-237.
- Blücher, Viggo Graf: Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute, Düsseldorf/Köln 1966.
- Blücher, Viggo Graf: Junge Menschen 1964. Lebensbereiche, Denkweisen, Gestaltungsformen; tabellarischer Bericht zur Untersuchung „Die Generation der Unbefangenen“, Bielefeld 1966.
- Bodenhöfer, Hans-Joachim (Hrsg.): Bildung, Beruf, Arbeitsmarkt, Berlin 1988.
- Böse, Georg (Hrsg.): Unsere Freiheit morgen. Gefahren und Chancen der modernen Gesellschaft, Düsseldorf/Köln 1963.
- Bohnsack, Ralf/Burkhard Schäffer: Generation als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine empirische Analyse generationsspezifischer Medienpraxiskulturen, in: Burkart/Wolf, Lebenszeiten, S. 249-274.
- Bohnsack, Ralf: Jugendliche als Täter und Opfer – Das Fehlen der Jugend in der Forschung zur Jugendkriminalität, in: Sander/Vollbrecht, Jugend, S. 316-336.
- Bollenbeck, Georg/Gerhard Kaiser: Die janusköpfigen 50er Jahre, Wiesbaden 2000.
- Bolte, Karl Martin/Stefan Hradil: Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1999<sup>7</sup>.
- Bondy, Curt/Jan Braden/Rudolf Cohen/Klaus Eyferth: Jugendliche stören die Ordnung. Bericht und Stellungnahme zu den Halbstarckenkrawallen, München 1957.
- Bondy, Curt/Klaus Eyferth: Bindungslose Jugend. Eine sozialpädagogische Studie über Arbeits- und Heimatlosigkeit, München/Düsseldorf 1952.
- Bonß, Wolfgang/Heinz Hartmann (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung (= Soziale Welt, Sonderband 3), Göttingen 1985.
- Bonß, Wolfgang/Heinz Hartmann: Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse, in: dies., Wissenschaft, S. 9-48.
- Bornemann, Ernst/Hans Böttcher: Der Jugendliche und seine Freizeit. Chancen und Gefährdungen, Göttingen 1964.
- Bornemann, Ernst: Jugendprobleme unserer Zeit, Göttingen o.J. [1958].
- Bourdieu, Pierre (Hrsg.): Homo Academicus, Frankfurt a.M. 1992.
- Bourdieu, Pierre: Meinungsforschung. Eine „Wissenschaft“ ohne Wissenschaftler, in: ders., Homo, S. 208-216.
- Bourdieu, Pierre: Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, hrsg. von Elke Ohnacker und Franz Schultheis, Münster 2004.
- Brake, Mike: The sociology of youth culture and youth subcultures, London 1980.

- Bracken, Helmut von: Meinungsforschung und Jugendarbeit. Zu der EMNID-Erhebung „Jugend zwischen 15 und 24“, in: deutsche jugend 3 (1953), S. 115-121.
- Bracken, Helmut von: Die deutsche Jugend 1953 im Spiegel der Meinungsforschung. Zu der EMNID-Erhebung „Die Jugend zwischen 15 und 24“, in: deutsche jugend 4 (1954), S. 155-158.
- Braun, Hans: Wandlungen des Begriffs „Öffentliche Meinung“ in Deutschland, in: Publizistik, H. 1 (1957), S. 3-9.
- Braun, Hans: Das Streben nach „Sicherheit“ in den 50er Jahren. Soziale und politische Ursachen und Erscheinungsweisen, in: Archiv für Sozialgeschichte 18 (1978), S. 290-306.
- Braun, Hans: Helmut Schelskys Konzept der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ und die Bundesrepublik der 50er Jahre, in: Archiv für Sozialgeschichte 29 (1989), S. 198-223.
- Braun, Hans/Stephan Articus: Sozialwissenschaftliche Forschung im Rahmen der amerikanischen Besatzungspolitik 1945-1949, in: KZfSS 36 (1984), S. 667-702.
- Breyvogel, Wilfried/Heinz-Hermann Krüger: Land der Hoffnung – Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900-1987, Berlin/Bonn 1987.
- Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität, Bonn 1998.
- Brodil, Alfred von (Hrsg.): Jugend in Not (= Schriften zur Volksbildung des Bundesministeriums für Unterricht; Bd. 6), Wien 1957.
- Broszat, Martin/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hrsg.): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988.
- Brusten, Manfred/Peter Malinowski (Hrsg.): „Jugend“ – ein soziales Problem? Opladen 1983.
- Bucher, Wolfgang/Klaus Pohl (Hrsg.): Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Darmstadt/Neuwied 1986, S. 254-258.
- Buchhofer, Bernd/Jürgen Friedrichs/Hartmut Lütke: Alter, Generationsdynamik und soziale Differenzierung, in: KZfSS 22 (1970), S. 300-33.
- Bude, Heinz: Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation, Frankfurt a.M. 1997.
- Bude, Heinz: Die 50er Jahre im Spiegel der Flakhelfer- und der 68er-Generation, in: Reulecke u.a., Generationen, S. 145-158.
- Bude, Heinz: Die Charismatiker des Anfangs: Helmut Plessner, René König, Theodor W. Adorno und Helmut Schelsky als Gründer einer Soziologie in Deutschland, in: Burkard/Wolf, Lebenszeiten, S. 407-420.
- Bühler, Charlotte: Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät, Stuttgart 1967<sup>6</sup>.
- Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände: Die junge Generation in unserer sozialen Ordnung. Ein Wort der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände zu den Problemen der jungen Generation, o.O. [Köln] o.J. [1955].
- Büntrop, Robert: Sozialpsychologische Probleme des Jugendschutzes, in: Beiträge zum Jugendschutz: Grundfragen des Jugendschutzes 1, S. 6-22, Hamm o.J.
- Burkard, Günter/Jürgen Wolf (Hrsg.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen (= Festschrift für Martin Kohli), Opladen 2002.
- C.F. Siemens Stiftung (Hrsg.): Jugend in der Gesellschaft, München 1975.

- Camping und Trampen wieder im Blickfeld, in: Ruf ins Volk 8 (1956), S. 7-10.
- Coleman, James S.: The Adolescent Society, Glencoe 1961.
- Conrad, Christoph: Bericht über die Tagung Meinungsforschung in der Geschichte moderner Demokratien – Methoden, Anwendungen, Wirkungen; auf <http://hsozkult.geschichte.huberlin.de/tagungsberichte/id=1940&sort=datum&zorder=down&search=meinungsforschung/>.
- Conze, Eckart: Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009.
- Crespi, Leo P.: America's interest in German survey research, in: Institut, Sozialforschung, S. 215-217.
- Croon, Helmut/Kurt Utermann: Zeche und Gemeinde. Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet, Tübingen 1958.
- Dahrendorf, Ralf: Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft, Stuttgart 1957.
- Dahrendorf, Ralf: Arbeiterkinder an deutschen Universitäten, Tübingen 1965.
- Damm, Diethelm: Freizeit – ein Hauch von Freiheit, in: Jugendinstitut, Jugend, S. 25-36.
- Delille, Angela/Andrea Grohn: Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Frauenpolitik in den 50er Jahren, Berlin 1985.
- Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik 1945 bis heute, München 1985.
- Die Zeitungsleser 1966. Leseranalyse der deutschen Tageszeitungen, hrsg. vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger, Bad Godesberg 1966.
- Dilthey, Wilhelm: Ueber das Studium der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat, in: Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften, Bd. V, Stuttgart/Göttingen 1957.
- Dirks, Walter: Der restaurative Charakter der Epoche, Frankfurter Hefte 5 (1950), S. 942-954.
- DIVO-Institut: Zur ideologischen und politischen Orientierung der westdeutschen Jugend und ihrer Führer. Materialien einer Untersuchung in der Bundesrepublik, Frankfurt a.M. 1957.
- DIVO-Institut: Umfragen. Ereignisse und Probleme der Zeit im Urteil der Bevölkerung, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1959.
- DIVO-Institut: Umfragen. Ereignisse und Probleme der Zeit im Urteil der Bevölkerung, Bd. 3-4, Frankfurt a.M. 1962.
- DIVO-Institut: Erhebungen über Tourismus. Ein Bericht über Urlaub und Reisen der westdeutschen Bevölkerung 1954-1961, Frankfurt a.M. 1962.
- Doderer, Klaus (Hrsg.): Zwischen Trümmern und Wohlstand. Literatur der Jugend 1945-1960, Weinheim/Basel 1988.
- Doering-Manteuffel, Anselm: Dimensionen von Amerikanisierung in der deutschen Gesellschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 1-34.
- Doering-Manteuffel, Anselm: Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999.
- Doering-Manteuffel, Anselm (Hrsg.): Strukturmerkmale der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, München 2006.
- Dorrosch, Heiner: Meinungsmacher-Report. Wie Umfrageergebnisse entstehen, Göttingen 1994.

- Dowe, Dieter (Hrsg.): Jugendprotest und Generationskonflikt im 20. Jahrhundert: Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich, Düsseldorf 1986.
- Dressel, Karlheinz: Die Jugend und die Welt des Schlagers (= Beiträge zum Jugendschutz, H. 11), Hamm 1961.
- Dudek, Peter: Jugend als Objekt der Wissenschaften. Geschichte der Jugendforschung in Deutschland und Österreich 1890-1933, Opladen 1990.
- Ebersbach, Georg: Jugend von heute – Gesellschaft von morgen, in: Gesellschaft für sozialen Fortschritt (Hrsg.), Jugend von heute – Gesellschaft von morgen, Berlin 1957, S. 16-37.
- Ecarius, Jutta (Hrsg.): Was will die jüngere mit der älteren Generation? Generationsbeziehungen in der Erziehungswissenschaft, Opladen 1998.
- Eckert, Roland: Orientierung oder Desinformation? Eine Kritik jugendsoziologischer Erklärungsroutinen, in: Griese/Scherr, Theoriedefizite, S. 41-48.
- Ehrmann, Helmut/Klaus Landgrebe (Hrsg.): Bravo-Leser stellen sich vor, München 1961.
- Eisenstadt, Samuel N.: Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur, München 1966.
- EMNID-Informationen 8 (1959), 12 (1960).
- Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, Frankfurt a.M. 1966.
- Erikson, Erik H.: Jugend und Krise, Stuttgart 1970.
- Erker, Paul: Zeitgeschichte als Sozialgeschichte. Forschungsstand und Forschungsdefizite, in: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993), S. 202-238.
- Erker, Paul: Revolution des Dorfes? Ländliche Bevölkerung zwischen Flüchtlingszustrom und landwirtschaftlichem Strukturwandel, in: Broszat u.a., Stalingrad, S. 367-425.
- Ernst, Wolfgang: Zweck und Aufgaben der Hörerforschung, in: Institut, Sozialforschung, S. 70-75.
- Esser, Hartmut: Der Befragte, in: van Koolwijk/Wieken-Mayser, Techniken, S. 107-145.
- Fack, Dietmar: Jugend, Motorrad und Stadterfahrung. Die Kontinuität subkultureller motorsportlicher Milieus in der modernen Industriegesellschaft, in: Merken/Zinnecker, Jahrbuch 5, S. 95-120.
- Fairchild, Henry Pratt (Hrsg.): Dictionary of Sociology, Aimes 1944.
- Faltermaier, Martin: Die unauffindbare Generation, in: deutsche jugend 6 (1958), S. 73-78.
- Faltermaier, Martin: Das unerschöpfliche Fragespiel, in: deutsche jugend 11 (1962), S. 521-522.
- Faltermaier, Martin (Hrsg.): Nachdenken über Jugendarbeit. Zwischen den fünfziger und achtziger Jahren. Eine kommentierte Dokumentation mit Beiträgen aus der Zeitschrift „deutsche jugend“, München 1983.
- Faulstich, Werner (Hrsg.): Die Kultur der 50er Jahre, München 2002.
- Fend, Helmut: Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1988.
- Fenimore, Mark: Sex, Thugs and Rock `n` Roll. Teenage Rebels in Cold War East Germany, New York 2007.
- Ferchhoff, Wilfried/Uwe Sander/Ralf Vollbrecht (Hrsg.): Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten (= Festschrift für Dieter Baacke), Weinheim/München 1995.

- Ferchhoff, Wilfried: Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile, Frankfurt a.M. 2007<sup>3</sup>.
- Film und Jugend. Vorträge der Section Film des International de la presse, de la cinématographe et de la radio pour enfants unter dem Patronat der UNESCO, Mailand 19.-23. März 1952 (= Mitteilungen des Deutschen Instituts für Filmkunde 12-14, hrsg. von Hanns-Wilhelm Lavies), Wiesbaden 1952.
- Fischer, Arthur/Werner Fuchs/Jürgen Zinnecker: Jugendliche und Erwachsene '85, Bd. 1: Biografien – Orientierungsmuster – Perspektiven, Leverkusen 1985.
- Fischer, Arthur/Werner Fuchs/Jürgen Zinnecker: Jugendliche und Erwachsene '85, Bd. 3: Jugend der fünfziger Jahre – heute, Leverkusen 1985.
- Fischer, Arthur/Werner Fuchs/Jürgen Zinnecker: Jugendliche und Erwachsene '85, Bd. 5: Arbeitsbericht und Dokumentation, Leverkusen 1985.
- Fischer, Heinz H./Franz Bauske: Die Anfänge der Empirischen Sozialforschung nach dem Kriege. Die OMGUS-, HICOG- und EMBASSY-Studien, in: ZA-Information 14 (1984), S. 28-32.
- Fischer-Kowalski, Marina: Halbstarke 1958, Studenten 1968: Eine Generation und zwei Rebellionen, in: Preuss-Lausitz, Kriegskinder, S. 53-69.
- Flage, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999.
- Flitner, Andreas/Günther Bittner: Jugend und die überlieferten Erziehungsmächte (= Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 2), München 1965.
- Flitner, Andreas: Schelsky und die Pädagogik, in: Neue Sammlung 1 (1961), H. 4, S. 278-287.
- Flitner, Andreas: Soziologische Jugendforschung. Darstellung und Kritik aus pädagogischer Sicht, Heidelberg 1963.
- Fogt, Helmut: Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell, Opladen 1982.
- Freyer, Hans: Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955.
- Freyer, Hans: Das soziale Ganze und die Freiheit des Einzelnen unter den Bedingungen des industriellen Zeitalters, in: Historische Zeitschrift 183 (1957), S. 97-115.
- Friedeburg, Ludwig von: Zur Frage der Verweigerungen bei Umfragen mit Quoten-Stichproben, in: Institut, Sozialforschung, S. 190-197.
- Friedeburg, Ludwig von: Die Umfrage in der Intimsphäre, Stuttgart 1953.
- Friedeburg, Ludwig von (Hrsg.): Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln/Berlin 1965.
- Friedeburg, Ludwig von: Das Verhältnis von Jugend und Gesellschaft, in: ders., Jugend, S. 176-190.
- Friedrich, Walter/Adolf Kossakowski: Zur Psychologie des Jugendalters, Berlin Ost 1962.
- Friedrich, Walter/Hartmut M. Gries: Jugend und Jugendforschung in der DDR. Gesellschaftspolitische Situationen, Sozialisation und Mentalitätsentwicklung in den achtziger Jahren, Weinheim/München 1991.
- Friedrichs, Jürgen: Theoretische Konsequenzen: Generationsproblem und Subkultur-These, in: Pfeil, S. 367-372.
- Fröhner, Rolf: Die Rolle der Meinungsforschung in der deutschen Politik, in: Gazette 3 (1957), S. 65-87.



- Fröhner, Rolf: Zur Problematik der Meinungsforschung, in: Zeitschrift für Politik 4 (1957), H. 1, S. 39-61.
- Fröhner, Rolf: Das Buch in der Gegenwart. Eine empirisch-sozialwissenschaftliche Untersuchung, Gütersloh 1961.
- Fuchs, Marek: Kinder und Jugendliche als Befragte. Feldexperimente zum Antwortverhalten Jugendlicher, in: ZUMA-Nachrichten 54 (2004), S. 60-88.
- Fuchs, Werner/Christine Heinritz: Erinnerungen an die Fünfziger Jahre, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 43-96.
- Fuchs, Werner: Soziale Orientierungsmuster: Bilder vom Ich in der sozialen Welt, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 1, S. 133-194.
- Fuchs, Werner/Jürgen Zinnecker: Nachkriegsjugend und Jugend heute, in: Hurrelmann, Lebenslage, S. 80-103.
- Fuchs, Werner: Konfessionelle Milieus und Religiosität, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 1, S. 265-304.
- Gabriel, Karl: Von der „vordergründigen“ zur „hintergründigen“ Religiosität: Zur Entwicklung von Religion und Kirche in der Geschichte der Bundesrepublik, in: Hettlage, Bundesrepublik, S. 255-279.
- Gaschke, Susanne: Mensch, Alter. Die neue Shell-Jugendstudie zeigt eine Generation, die Gründe hat, zu rebellieren – aber nicht will, in: DIE ZEIT 39 (2006), online unter <[http://zeus.zeit.de/text/2006/39/Shell\\_Studie/](http://zeus.zeit.de/text/2006/39/Shell_Studie/)>.
- Gauger, Kurt: Dämon Stadt. Ein anthropologisch-ärztlicher Beitrag zum Zeitgeschehen, Düsseldorf 1957.
- Gehlen, Arnold: Einblicke, Gesamtausgabe, Bd. 7, Frankfurt a.M. 1978.
- Gehlen, Arnold: Konsum und Kultur (1955), in: ders., Einblicke, S. 3-14.
- Geiger, Theodor: Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln/Hagen 1949.
- Geiger, Theodor: Die Legende von der Massengesellschaft, in: ARSP 39 (1950/51), S. 305-323.
- Gerhardt, Uta: Soziologie der Stunde Null. Zur Gesellschaftskonzeption des amerikanischen Besatzungsregimes in Deutschland 1944-1945/46, Frankfurt a.M. 2005.
- Gerhardt, Uta: Denken der Demokratie. Die Soziologie im atlantischen Transfer des Besatzungsregimes, Stuttgart 2007.
- Giesen, Bernhard, Generation und Trauma, in: Reulecke u.a., Generationalität, S. 59-72.
- Gillis, John R.: Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel der Altersgruppen und Generationen in Europa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Weinheim/Basel 1980.
- Göbel, Edith: Mädchen zwischen 14 und 18. Ihre Probleme und Interessen, ihre Vorbilder, Leitbilder und Ideale, und ihr Verhältnis zu den Erwachsenen, Hannover 1964.
- Görtemaker, Manfred: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 1999.
- Gorny, Dieter/Jürgen Stark: Popkultur 2002/2003. Das Jahrbuch für die Musikkultur, Musikmedien und Musikindustrie, Reinbek 2002.
- Götte, Petra/Wolfgang Gippert: Historische Pädagogik am Beginn des 21. Jahrhunderts. Bilanzen und Perspektiven, Essen 2000.
- Graßl, Anton: Jugendtourismus: zeitgeschichtliche Betrachtungen, in: deutsche jugend 1 (1953), H. 2, S. 16-22.

- Greis, Tina Andrea: Der bundesdeutsche Heimatfilm der 50er Jahre, Univ., Diss., Frankfurt a.M. 1991.
- Griese, Hartmut M.: Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung, Weinheim 1977.
- Griese, Hartmut M.: Probleme Jugendlicher oder „Jugend als soziales Problem“? – Thesen zur Vermittlung von Jugendtheorie und Theorie sozialer Probleme, in: Brusten/Malinkowski, Jugend, S. 2-16.
- Griese, Hartmut M.: „Jugend(sub)kultur(en): Facetten, Probleme und Diskurse, in: Roth/Rucht, Jugendkulturen, S. 37-47.
- Griese, Hartmut M.: Jugend(sub)kultur(en) und Gewalt. Analysen, Materialien, Kritik. Soziologische und pädagogikkritische Beiträge, Münster 2000.
- Griese, Hartmut M.: Personale Orientierungen im Jugendalter – Vorbilder und Idole, in: Sander, Jugend, S. 211-253.
- Griese, Hartmut M.: Aktuelle Jugendforschung und klassische Jugendtheorien. Ein Modul für erziehungs- und sozialwissenschaftliche Studiengänge, Berlin 2007.
- Griese, Hartmut M./Jürgen Mansel: Sozialwissenschaftliche Jugendforschung, in: Soziologie 2 (2003), S. 23-54.
- Großbölting, Thomas: Bundesdeutsche Jugendkulturen zwischen Milieu und Lebensstil. Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 31 (2004), S. 59-80.
- Grosse-Hartlage, Walter/Karl Rauch (Hrsg.): Zwanzigjährige haben das Wort. Selbstaussagen junger Menschen, München 1959.
- Grotum, Thomas: Die Halbstarke. Zur Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre, Frankfurt a.M./New York 1994.
- Grundmann, Matthias: Generationenbeziehungen in der Jugend sozialisationstheoretisch beleuchtet, in: Merckens/Zinnecker, Jahrbuch Jugendforschung 2004, S. 109-128.
- Grunert, Cathleen/Heinz-Hermann Krüger: Jugendforschung in Deutschland von der Nachkriegszeit bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts, in: Götte/Gippert, Pädagogik, S. 181-200.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Modern, Moderne, Modernität, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hrsg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 93-131.
- Habermas, Jürgen: Notizen zum Missverhältnis von Kultur und Konsum, in: Merkur 10 (1956), S. 212-228.
- Habermas, Jürgen/Ludwig von Friedeburg/Christoph Oehler/Friedrich Welz: Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum Bewußtsein Frankfurter Studenten, Neuwied/Berlin 1961.
- Habermas, Jürgen: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt a.M. 1985.
- Habermas, Jürgen: Die neue Unübersichtlichkeit (Kleine Politische Schriften, V), Frankfurt a.M. 1985.
- Hafeneger, Benno: Jugendbilder. Zwischen Hoffnung, Kontrolle, Erziehung und Dialog, Opladen 1995.
- Haseloff, Otto Walter: Das Buch im Erleben unserer Jugendlichen, in: Bertelsmann-Briefe 2/1960, S. 1-15.
- Havighurst, Robert J.: Schule und Jugend, in: Heintz, Soziologie, S. 80-90.

- Hechinger, Grace/Fred M. Hechinger: Die Herrschaft der Teenager, Gütersloh 1963.
- Hegele, Günter: Die Welt des Schlagers, in: Solidarität. Monatsschrift für gewerkschaftliche Jugendarbeit, H. 9 (1962), S. 168-179.
- Hehlmann, Wilhelm: Wörterbuch der Pädagogik, Stuttgart 1960<sup>6</sup>.
- Heid, Helmut/Wolfgang Klafki (Hrsg.): Arbeit – Bildung – Arbeitslosigkeit. Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 19 (1985).
- Heigert, Hans: Ein neuer Typ wird produziert: der Teenager, in: deutsche jugend 7 (1959), H. 3, S. 117-121.
- Heinrich, Horst-Alfred: Zeithistorische Ereignisse als Kristallisationspunkte von Generationen. Replikation eines Messinstruments, in: ZUMA-Nachrichten 39 (1996), S. 69-94.
- Heinritz, Charlotte: „Bedrohte Jugend – drohende Jugend“? Jugend der Fünfziger Jahre im Blick des Jugendschutzes, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 293-320.
- Heintz, Peter (Hrsg.): Soziologie der Schule (= KZfSS, Sonderheft 4), Köln / Opladen 1959.
- Hellmer, Joachim: Jugendkriminalität in unserer Zeit, Frankfurt a.M. 1966.
- Helsper, Werner (Hrsg.): Jugend zwischen Moderne und Postmoderne, Opladen 1991.
- Hennis, Wilhelm: Meinungsforschung und repräsentative Demokratie. Zur Kritik politischer Umfragen, Tübingen 1957.
- Herbert, Ulrich (Hrsg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-1980, Göttingen 2002.
- Herbert, Ulrich: Liberalisierung als Lernprozess. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte, in: ders., Wandlungsprozesse, S. 7-49.
- Hermann, Ulrich (Hrsg.): Jugendpolitik in der Nachkriegszeit. Zeitzeugen – Forschungsberichte – Dokumente, Weinheim 1993.
- Hermann, Ulrich: Das Konzept der „Generation“. Ein Forschungs- und Erklärungsansatz für die Erziehungs- und Bildungssoziologie und die Historische Sozialisationsforschung, in: ders., Jugendpolitik, S. 99-117.
- Herrmann, Ulrich: ‚Ungenau in diese Welt‘ kein Krawall, kein Protest: Der unaufhaltsame Aufstieg um 1940 Geborener in einer „Generationen“-Lücke, in: Reulecke u.a., Generationalität, S. 159-186.
- Herrwerth, Thommi: Itsy Bitsy Teenie Weenie. Die deutschen Hits der Sixties, Marburg 1995.
- Herzog, Dagmar: Between Coitus and Commodification. Young West German Women and the Impact of the Pill, in: Schildt/Siegfried, Marx, S. 261-286.
- Herzog, Dagmar: Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, München 2005.
- Hettlage, Robert (Hrsg.): Die Bundesrepublik. Eine kritische Bilanz. München 1990.
- HICOG-Reports No. 40, 113, 167, Gesis-Datenarchiv für Sozialwissenschaften, Köln.
- Hirzel, Hans: Zum gegenwärtigen Stand der westdeutschen Jugendsoziologie, Manuskript o.O. o.J. [ca. 1960].
- Hoag, Wendy J.: Der Bekanntenkreis als Universum: Das Quotaverfahren der Shell-Studie, in: KZfSS 38 (1986), S. 123-132.

- Hoag, Wendy J./Klaus R. Allerbeck: Interviewer- und Situationseffekte in Umfragen: Eine log-lineare Analyse, in: Zeitschrift für Soziologie 10 (1981), H. 4, S. 413-426.
- Hockerts, Hans-Günther (Hrsg.): Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, München 2004.
- Hoffmann-Lange, Ursula: Der fragwürdige Beitrag von Jugendstudien zur Analyse von Trends in der politischen Kultur, in: Merckens/Zinnecker, Jahrbuch 3, S. 187-210.
- Höffner, Joseph: Industrielle Revolution und religiöse Krise, Schwund und Wandel des religiösen Verhaltens in der modernen Gesellschaft, Köln/Opladen 1961.
- Hollenbach, Johannes Michael: Jugendliche Verbrecher? Erziehungsprobleme im technischen Zeitalter, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. März 1956.
- Hollingshead, August B.: Elmtown's Youth. The Impact of Social Classes on Adolescents, New York 1949.
- Hörisch, Jochen (Hrsg.): Mediengenerationen, Frankfurt a.M. 1997.
- Hunger, Heinz: Das Sexualwissen der Jugend, München/Basel 1960<sup>2</sup>.
- Hurrelmann, Klaus (Hrsg.): Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit. Ausgewählte Beiträge aus fünf Jahrgängen der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“, Weinheim/Basel 1986.
- Hurrelmann, Klaus: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim/München 1994.
- Hussong, Martin: Jugendzeitschriften von 1945 bis 1960. Phasen, Typen, Tendenzen, in: Doderer, Trümmern, S. 521-585.
- Institut für angewandte Sozialwissenschaft: Berliner Jugend 1962, Bad Godesberg o.J. [1962].
- Institut für Demoskopie: Die Jugendbefragungen 1947/48. Ein Inhaltsverzeichnis, Allensbach o.J. [1949].
- Institut für Demoskopie: Junge Rundfunkhörer 1956. Eine Umfrage für den Süddeutschen Rundfunk, Allensbach o. J. [1957].
- Institut für Demoskopie: Die Freizeit. Eine Studie unter Arbeitern und Angestellten, 2 Bde., Allensbach 1958.
- Institut für Demoskopie: Pressedienst, 28.12.1960, Allensbach 1960.
- Institut für Demoskopie/Süddeutscher Rundfunk: Der Rundfunkhörer 1953/54, Allensbach 1954.
- Institut für Demoskopie: Demokratieverankerung in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Untersuchung zum 30-jährigen Bestehen der Bundesrepublik, Allensbach 1979.
- Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten (Hrsg.): Empirische Sozialforschung. Meinungs- und Marktforschung. Methoden und Probleme, Frankfurt a.M. 1952 (= Wissenschaftliche Schriftenreihe des Instituts zur Förderung Öffentlicher Angelegenheiten e.V. Bd. 13).
- Italiaander, Rolf/Eric Godal (Hrsg.): Teenagers, Hamburg 1958.
- Jäger, Wolfgang: Jugend im Spiegel. Versuch eines Vergleichs der beiden repräsentativen Jugendumfragen, in: deutsche jugend 2 (1955), S. 7-15.
- Jaide, Walter: Eine neue Generation? Eine Untersuchung über Werthaltungen und Leitbilder der Jugendlichen, München 1961.

- Jaide, Walter: Das Verhältnis der Jugend zur Politik. Empirische Untersuchungen zur politischen Anteilnahme und Meinungsbildung junger Menschen der Geburtsjahrgänge 1940-1946, Berlin-Spandau 1963.
- Jaide, Walter: Generationen eines Jahrhunderts, Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Sozialgeschichte der Jugend in Deutschland 1871-1985, Opladen 1988.
- Janssen, Philip Jost: Umfragen der Jugendforschung in der frühen Bundesrepublik als Quellen für die zeithistorische Forschung. Methodische Überlegungen zu ihrer historisch-kontextuellen Sekundäranalyse, in: Historical Social Research 27 (2002), No. 2-3, S. 253-265.
- Janssen, Philip Jost: Jugend und Jugendbilder in der frühen Bundesrepublik. Kontexte – Diskurse – Umfragen, Univ., Diss., Köln 2010. Online-Version auf <<http://www.hsr-trans.de/volumes/volume23.htm>>.
- Jarusch, Konrad H./Hannes Siegrist (Hrsg.): Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970. Frankfurt a.M./New York 1997.
- Joachim-Jungius-Gesellschaft (Hrsg.): Die Jugend in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit. Vorträge gehalten auf der Tagung der der Wissenschaften, Hamburg, am 30. und 31 Oktober 1961, Göttingen 1962.
- Jones, Hiddo M.: Zur Soziologie der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, Köln 1965.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend. Bildung und Freizeit, o.O. o.J. [1966].
- Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.): Jugend zwischen 13 und 24. Vergleich über 20 Jahre (Sechste Untersuchung zur Situation der Deutschen Jugend im Bundesgebiet), 3 Bde., o.O. [Hamburg] 1975.
- Jureit, Ulrike/Michael Wildt (Hrsg.): Generationen: zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005.
- Kaase, Max: Demokratische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Sozialwissenschaftliches Jahrbuch für Politik, Bd. 2, München/Wien 1971, S. 119-326.
- Kaiser, Günther: Randalierende Jugend. Eine soziologische und kriminologische Studie über die so genannten „Halbstarken“, Heidelberg 1959.
- Kaufmann, Franz-Xaver: Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat, in: Lüscher/Schultheis, Generationenbeziehungen, S. 95-108.
- Keilhacker, Martin/Erich Wasem: Jugend im Kraftfeld der Massenmedien, München 1965.
- Kellerer, Hans: Wesen, Wert und Grenzen des Stichprobenverfahrens für die empirische Sozialforschung, in: Institut, Sozialforschung, S. 103-116.
- Kellerer, Hans: Theorie und Technik des Stichprobenverfahrens, München 1953.
- Kentler, Helmut: „Subkulturen“ von Jugendlichen, in: deutsche jugend 8 (1964), S. 403-412.
- Kerlen, Dietrich: Jugend und Medien in Deutschland. Eine kulturhistorische Studie, hrsg. von Matthias Rath und Gudrun Marci-Boehnke, Weinheim/Basel 2005.
- Kern, Horst: Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien, München 1982.
- Kersting, Franz-Werner: Helmut Schelskys „Skeptische Generation“. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte eines Standardwerkes, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 50 (2002), S. 465-495.

- Kieslich, Günther: Freizeitgestaltung in einer Industriestadt. Ergebnisse einer Befragung in Marl, Dortmund 1956.
- Klages, Helmut: Werte und Wertwandel, in: Schäfers/Zapf, Handwörterbuch, S. 698-709.
- Kleßmann, Christoph: Ein stolzes Schiff und krächzende Möwen. Die Geschichte der Bundesrepublik und ihre Kritiker, in: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), S. 476-494.
- Kluth, Heinz: Arbeiterjugend – Begriff und Wirklichkeit, in: Schelsky u.a., Arbeiterjugend, S. 16-174.
- Kluth, Heinz: Die „Halbstarke“ – Legende oder Wirklichkeit?, in: deutsche jugend 4 (1956), S. 495-503.
- Kluth, Heinz: Die Stellung der Jugend in der industriellen Gesellschaft, in: Joachim-Jungius-Gesellschaft, Jugend, S. 43-55.
- Kmiecniak, Peter: Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland. Grundlagen einer interdisziplinären empirischen Wertforschung mit einer Sekundäranalyse von Umfragedaten, Göttingen 1976.
- Köcher, Renate: Religiös in einer säkularisierten Welt, in: Noelle-Neumann/Köcher, Nation, S. 164-281.
- Köcher, Renate: Wandel des religiösen Bewusstseins in der Bundesrepublik Deutschland, in: Gegenwartskunde. Sonderheft 5: Religion, Kirche und Gesellschaft, Opladen 1988, S. 145-161.
- Koch, Lars (Hrsg.): Modernisierung als Amerikanisierung? Entwicklungslinien der westdeutschen Kultur 1945-1960, Bielefeld 2007.
- Kogon, Eugen: Charakterzüge der jungen Generation Deutschlands, in: Frankfurter Hefte 4 (1954), S. 268-280.
- Kogon, Eugen: Jugend in der modernen Arbeitswelt, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 8 (1957), H. 5, S. 266-273.
- Kogon, Eugen: Die restaurative Republik. Zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (= Gesammelte Schriften, Bd. 6), Weinheim/Berlin 1996.
- Köhler, Thomas/Jörg Gapski: Studentische Lebenswelt. Analysen zum Alltag und Milieu, zu Bildungs- und Studienstilen, zur Lebensphase Studium bei Studierenden der Universität Hannover, Hannover 1997.
- Költringer, Richard: Gültigkeit von Umfragedaten, Wien/Köln/Weimar 1983.
- König, René: Familie und Gesellschaft, Zürich 1951.
- König, René: Vorbemerkung zu KZfSS 7 (1955).
- König, René: Einige Bemerkungen zur Stellung des Problems der Jugendkriminalität in der allgemeinen Soziologie, in: ders./Heinz, Soziologie, S. 1-11.
- König, René (Hrsg.): Fischer-Lexikon Soziologie, Frankfurt a.M. 1958.
- König, René: Das Interview. Formen, Technik, Auswertung, Köln 1962<sup>3</sup>.
- König, René (Hrsg.): Praktische Sozialforschung. Köln 1964<sup>4</sup>.
- König, René: Praktische Sozialforschung, in: ders., Sozialforschung, S. 13-33.
- König, René (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 2, Stuttgart 1969.
- König, René (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 6, Stuttgart 1976.
- König, René/Peter Heinz (Hrsg.): Soziologie der Jugendkriminalität (= KZfSS, Sonderheft 2), Köln/Opladen 1957.

- Koolwijk, Jürgen van: Unangenehme Fragen – Paradigma für die Reaktionen des Befragten im Interview, in: KZfSS 21 (1969), S. 864-875.
- Koolwijk, Jürgen van/Maria Wieken-Mayser (Hrsg.): Techniken der Empirischen Sozialforschung, Bd. 4, München 1984.
- Koselleck, Reinhart: Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a.M. 2000.
- Kossakowski, Adolf: Über die psychischen Veränderungen in der Pubertät, Berlin Ost 1967.
- Kraushaar, Wolfgang: Die Protest-Chronik 1949-1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie, 4 Bde., Hamburg 1996.
- Kreimeier, Klaus: Der westdeutsche Film in den fünfziger Jahren, in: Bänsch, fünfziger Jahre, S. 283-305.
- Kreutz, Henrik: Soziologie der Jugend, München 1974.
- Kröher, Michael O.R.: Fünfzig Jahre nach dem Urknall: Das verpasste Rock ‘n’ Roll Jubiläum, in: Gorny/Stark, Popkultur, S. 34-40.
- Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): „Die Elvis-Tolle hatte ich mir unauffällig wachsen lassen“. Lebensgeschichte und jugendliche Alltagskultur in den 50er Jahren, Opladen 1985.
- Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1988.
- Krüger, Heinz-Herrmann/Cathleen Grunert (Hrsg.): Handbuch der Kindheits- und Jugendforschung, Opladen 2002.
- Krüger, Heinz-Herrmann: „Exis habe ich keine gesehen“ – Auf der Suche nach einer jugendlichen Gegenkultur in den 50er Jahren, in: ders., Elvis-Tolle, S. 129-151.
- Kruke, Anja/Benjamin Ziemann: Meinungsumfragen in der Konkurrenzdemokratie. Auswirkungen der Demoskopie auf die Volksparteien und den politischen Massenmarkt 1945/49-1990, in: Historical Social Research 26 (2001), No. 1, S. 171-186.
- Kruke, Anke: Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland – Meinungsforschung, Parteien und Medien 1949-1990, Düsseldorf 2007.
- Küpper, Heinz: Zur Sprache der Jugend, in: Sprachwart 10 (1961), S. 186-188.
- Küppers, Waltraut: Mädchentagebücher in der Nachkriegszeit. Ein kritischer Beitrag zum sogenannten Wandel der Jugend, Stuttgart 1964.
- Kurme, Sebastian: Halbstarke: Jugendprotest in den 50er Jahren in Deutschland und den USA, Frankfurt a.M. 2006.
- Lamprecht, Helmut: Teenager und Manager, München 1965<sup>2</sup>.
- Lassahn, Rudolf: Einführung in die Pädagogik, Heidelberg 1974.
- Lazarsfeld, Paul F.: Die Verpflichtung des Meinungsforschers gegenüber dem Geschichtsforscher von 1984, in: ders., Puls, S. 29-40.
- Lazarsfeld, Paul F.: Am Puls der Gesellschaft. Zur Methodik der empirischen Soziologie, Wien 1968.
- Lenz, Friedrich: Meinungsforschung in Deutschland. Eine kurze Darstellung von Ergebnissen, Methoden und Erkenntniswert wissenschaftlicher Erforschung der öffentlichen Meinung, Stuttgart 1950.
- Lenz, Otto: Die soziale Wirklichkeit, o.O. o.J. (= Allensbacher Schriften 3).
- Lenzen, Dieter: Moderne Jugendforschung und postmoderne Jugend: Was leistet noch das Identitätskonzept?, in: Helsper, Jugend, S. 41-56.
- Lepsius, M. Rainer: Zum Wandel der Gesellschaftsbilder in der Gegenwart, in: KZfSS 14 (1962), S. 449-458.

- Lepsius, M. Rainer: Sozialstruktur und soziale Schichtung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Löwental/Schwarz, Republik, S. 263-288.
- Lepsius, M. Rainer: Die Entwicklung der Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg 1945-1967, in: KZfSS, Sonderband 21 (1979), S. 25-70.
- Limbert, Paul M.: Youth Activities in Germany, in: The Educational Record 28 (1947), S. 33-44.
- Lindner, Werner: Krawall – Protest – Randalen. Zur Rekonstruktion der neueren Jugendgeschichte im Spannungsfeld von Dissidenz, Gewaltdebatten und kulturellem Eigensinn, Opladen 1996.
- Loeffler, Lothar (Hrsg.): Arbeit, Freizeit und Familie. Im Hinblick auf die Ehe, das Alter und die Jugend. Referate und Ergebnisse der Arbeitstagung der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung 1955, Stuttgart 1955.
- Lohmar, Ulrich: Die arbeitende Jugend im Spannungsfeld der Organisation in Gesellschaft und Staat, in: Schelsky u.a., Arbeiterjugend, S. 175-262.
- Löwental, Richard/Hans-Peter Schwarz (Hrsg.): Die zweite Republik: 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – eine Bilanz, Stuttgart 1974.
- Lüdtke, Alf/Inge Marbolek/Adelheid von Saldern (Hrsg.): Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996.
- Luetkens, Charlotte: Bemerkungen zu Helmut Schelsky: Die skeptische Generation, in: KZfSS 13 (1961), S. 126-140.
- Luhmann, Niklas: Die Realität der Massenmedien, Wiesbaden 1996<sup>2</sup>.
- Lüscher, Kurt/Franz Schultheis (Hrsg.): Generationenbeziehungen in ‚postmodernen‘ Gesellschaften (= Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Bd. 7), Konstanz 1993.
- Maase, Kaspar: Vergebliche Kriminalisierung. Zum Platz der Halbstarke in der Geschichte des Alltags, in: Kriminologisches Journal 23 (1991), S. 189-203.
- Maase, Kaspar: BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Hamburg 1992.
- Maase, Kaspar: Körper, Konsum, Genuss – Jugendkultur und mentaler Wandel in den beiden deutschen Gesellschaften, in: APuZ 45 (2003), S. 9-16.
- Maase, Kaspar: Farbige Bescheidenheit. Anmerkungen zum postheroischen Generationsverständnis, in: Jureit/Wildt (Hrsg.), Generationen, S. 220-242.
- Maase, Kaspar: Medium jugendlicher Emanzipation. BRAVO in den 50ern, in: Archiv, 50 Jahre, S. 13-34.
- MacDonald, J. Fred: Don't touch that dial! Chicago 1979.
- Maletzke, Gerhard: Fernsehen im Leben der Jugend, Hamburg 1959.
- Man, Hendrik de: Vermassung und Kulturverfall. Eine Diagnose unserer Zeit, Bern 1952.
- Mannheim, Karl: Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 7 (1928/29), S. 157-185 und S. 329-330.
- Mansel, Jürgen/Hartmut M. Griese/Albert Scherr (Hrsg.): Theoriedefizite in der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven, Weinheim 2003.
- Matthes, Joachim: Karl Mannheims ‚Das Problem der Generationen‘, neu gelesen, in: Zeitschrift für Soziologie 5 (1985), S. 363-372.
- Mayer, Karl Ulrich/Hans-Peter Bloßfeld: Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf, in: Berger/Hradil, Lebenslagen, S. 153-188.
- Mayntz, Renate: Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Eine soziologische Untersuchung der Stadt Euskirchen, Stuttgart 1958.



- Mergel, Thomas: Geschichte und Soziologie, in: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), Geschichte. Ein Grundkurs, Reinbek 1998, S. 699-717.
- Merkens, Hans/Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 1, Opladen 2001.
- Merkens, Hans/Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 2, Opladen 2002.
- Merkens, Hans/Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 3, Opladen 2003.
- Merkens, Hans/Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 4, Opladen 2004.
- Merritt, Anna J./Richard L. Merritt: Public Opinion in Occupied Germany: The OMGUS-Surveys, 1949-1955, Urbana 1970.
- Merritt, Anna J./Richard L. Merritt: Public Opinion in Semisovereign Germany: The OMGUS-Surveys, 1945-1949, Urbana 1980.
- Metzger, Wolfgang: Was ist jugendgefährdend? In: Jugendliteratur 3 (1957), H. 10, S. 443-458.
- Meulemann, Heiner: Wertewandel, kulturelle Teilhabe und sozialer Wandel, Köln 1981.
- Meulemann, Heiner: Wertewandel, in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1950 und 1980: Versuch einer zusammenfassenden Deutung vorliegender Zeitreihen, in: Oberndörfer/Rattinger/Schmidt, Wandel, S. 391-411.
- Meulemann, Heiner/Karl-Heinz Reuband (Hrsg.): Soziale Realität im Interview. Empirische Analysen methodischer Probleme, Frankfurt/New York 1984.
- Meyen, Michael: Die Quelle Meinungsforschung: Historische Datenanalyse als Weg zu einer Geschichte der Mediennutzung, in: ZA-Information 46 (2000), S. 39-57.
- Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie, München 1963.
- Mitterauer, Michael: Sozialgeschichte der Jugend in Europa, Frankfurt a.M. 1986.
- Möller, Carola: Die Einfügung der ungelerten Jungarbeiterin in den industriellen Arbeitsprozeß, Meisenheim am Glan 1966.
- Möller, Kurt: Jugend(lichkeits)kulturen und (Erlebnis)politik, in: Ferchhoff/Sander/Vollbrecht, Jugendkulturen, S. 172-185.
- Moltke, Johannes von: No Place Like Home. Locations of Heimat in German Cinema, Berkeley 2005.
- Mooser, Josef: Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt a.M. 1984.
- Muchow, Hans-Heinrich: Flegeljahre: Beiträge zur Psychologie und Pädagogik der ‚Vorphubertät‘, Ravensburg 1953<sup>2</sup>.
- Muchow, Hans-Heinrich: Jugend im Wandel. Die anthropologische Situation der heutigen Jugend, Schleswig 1953.
- Muchow, Hans-Heinrich: Zur Psychologie und Pädagogik der „Halbstarken“, in: Unsere Jugend 8 (1956), H. 9, S. 388-394.
- Muchow, Hans-Heinrich: Zur Psychologie und Pädagogik der Halbstarken, in: Unsere Jugend (1956), H. 11, S. 486-491.
- Muchow, Hans-Heinrich: Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend, Reinbek 1959.
- Muchow, Hans-Heinrich: Jugend und Zeitgeist. Morphologie der Kulturpubertät, Reinbek 1961.

- Müller, Carl Wolfgang/Peter Nimmermann: In Jugendclubs und Tanzlokalen, München 1968.
- Münster, Ruth: Das Geld in Nietenhosen. Jugendliche als Verbraucher, Stuttgart 1961.
- Nave-Herz, Rosemarie: Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik seit 1950, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1 (1984), S. 45-63.
- Neidhardt, Friedhelm: Die junge Generation. Jugend und Gesellschaft in der Bundesrepublik, Opladen 1967.
- Neidhardt, Friedhelm u.a. (Hrsg.): Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters, München 1970.
- Neidhardt, Friedhelm: Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend, in: ders./u.a., Jugend, S. 11-48.
- Neuloh, Otto: Sozialforschung – eine öffentliche Angelegenheit, in: Soziale Welt 1 (1950) H. 2, S. 10-24.
- Neumann-Braun, Klaus: Jugendliche und ihre Peer-Group-Kommunikationen. Einführung in den Themenschwerpunkt, in: Merckens/Zinnecker, Jahrbuch 3, S. 15-24.
- Niehus, Merith: Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960, Göttingen 2001.
- Noelle, Elisabeth/Erich Peter Neumann (Hrsg.): Jahrbuch der Öffentlichen Meinung 1947-1955, Allensbach 1956.
- Noelle, Elisabeth/Erich Peter Neumann (Hrsg.): Jahrbuch der Öffentlichen Meinung 1957, Allensbach 1957.
- Noelle, Elisabeth/Erich Peter Neumann (Hrsg.): Jahrbuch der Öffentlichen Meinung 1958-1964, Allensbach 1965.
- Noelle, Elisabeth: Umfragen in der Massengesellschaft. Einführung in die Methoden der Demoskopie, Reinbek 1963.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (Hrsg.): The Germans. Public Opinion Polls, 1967-1980, London 1980.
- Noelle-Neumann, Elisabeth: Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut, München 1980.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Edgar Piel (Hrsg.): Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953-1979, München 1983.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Edgar Piel (Hrsg.): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1978-1983, München / Wien 1983.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Burkhard Strümpel: Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse, München/Zürich 1984.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Renate Köcher: Die verletzte Nation, Stuttgart 1987.
- Nolte, Paul: Die Ordnung der Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000.
- Oberndörfer, Dieter/Hans Rattinger/Karl Schmidt (Hrsg.): Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertewandel. Folgen für das politische Verhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin/München 1985.
- Oberwittler, Dietrich/Thomas Naplava: Auswirkungen des Erhebungsverfahrens bei Jugendbefragungen zu ‚heiklen‘ Themen. Schulbasierte schriftliche Befragung und haushaltsbasierte mündliche Befragung im Vergleich, in: ZUMA-Nachrichten 51 (2002), S. 49-77.

- Oblinger, Herrmann: Über die Zukunftsvorstellung des Volksschulkindes. Ein Beitrag zur pädagogischen Tatsachenforschung, München 1956.
- Oertler, Rolf/Leo Montada (Hrsg.): Entwicklungspsychologie, München 1987<sup>2</sup>.
- Oertler, Rolf: Das Jugendalter, in: ders./Montada, Entwicklungspsychologie, S. 265-338.
- Oheim, Gertrud: Einmaleins des guten Tons, Gütersloh 1962<sup>35</sup>.
- Olk, Thomas: Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – Zur Entstrukturierung der Jugendphase, in: Heid/Klafki, Arbeit, S. 290-301.
- Osterland, Martin (Hrsg.): Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der Industriearbeiter in der BRD, Frankfurt a.M. 1973<sup>3</sup>.
- Ott, Hanns: Freizeitgestaltung oder Freizeitbildung, in: deutsche jugend 5 (1957), H. 3, S. 107-113.
- Packard, Vance: Die geheimen Verführer. Der Griff nach dem Unbewussten in Jedermann, Düsseldorf 1958.
- Payne, Stanley L.: The Art of Asking Questions, Princeton 1951.
- Petzold, Hartmut: Die Geschichte des Transistors und die Veränderung einer Medienkultur, in: Studienkreis Rundfunk und Geschichte. Mitteilungen, 14 (1988), H. 4, S. 331-338.
- Peukert, Detlev: Die „Halbstarke“. Protestverhalten von Arbeiterjugendlichen zwischen Wilhelminischem Kaiserreich und Ära Adenauer, in: Zeitschrift für Pädagogik, 30 (1984), S. 533-548.
- Pfaff, Konrad: Die Welt der neuen Jugend, Freiburg 1962.
- Pfeil, Elisabeth: Die Berufstätigkeit von Müttern, Tübingen 1961.
- Picot, Sibylle/Michaela Willert: Jugend in einer alternden Gesellschaft. Die Qualitative Studie: Analyse und Portraits, in: Shell, Jugend 2006, S. 241-302.
- Pinder, Wilhelm: Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas, Leipzig 1926.
- Planck, Ulrich: Landjugend im sozialen Wandel. Ergebnisse einer Trenduntersuchung über die Lebenslage der westdeutschen Landjugend, München 1970.
- Poiger, Uta G.: Jazz, Rock and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany, Berkeley / Los Angeles / London 2000.
- Poiger, Uta G.: Amerikanisierung oder Internationalisierung? Populärkultur in beiden deutschen Staaten, in: APuZ 45 (2003), S. 17-24.
- Pollock, Friedrich (Bearb.): Gruppenexperiment. Ein Studienbericht, Frankfurt a.M. 1955.
- Popitz, Heinz/Hans Paul Bahrdt/Ernst August Jüres/Hanno Kersting (Hrsg.): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, Tübingen 1957.
- Preuss-Lausitz, Ulf: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, Weinheim 1983.
- Pross, Harry: Die Flucht in die Bande. Moped-Jugend und die Frage der Autorität, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. September 1956.
- Rahden, Till van: Wie Vati die Demokratie lernte. Zur Frage der Autorität in der frühen Bundesrepublik, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 1 (2007), S. 113-126.
- Raphael, Lutz: Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 135-193.

- Raphael, Lutz: Das Ende des Deutschen Reiches als Zäsur nationaler Expertenkulturen? Überlegungen zu den Folgen des politischen Umbruchs 1945 für Technik und Wissenschaften in Deutschland, in: Doering-Manteuffel, Strukturmerkmale, S. 181-196.
- Rauch, Karl: Junge Menschen heute. Probleme und Lösungen, München 1956.
- Regnet, Rudolf: Das Arbeiterlebnis des Jugendlichen in der industriellen Großstadt, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie 39 (1931), S. 326-391.
- Reichel, Peter: Politische Kultur der Bundesrepublik, Opladen 1981.
- Reimann, Georg: Verderbt – Verdammt – Verraten? Jugend in Licht und Schatten, Schmiden 1955.
- Reinders, Heinz: Jugendtypen. Ansätze zu einer differenziellen Theorie der Adoleszenz, Opladen 2003.
- Reuband, Karl-Heinz: Dritte Personen beim Interview. Zuhörer, Adressaten oder Katalysatoren der Kommunikation?, in: Meulemann/Reuband, Realität, S. 117-156.
- Reulecke, Jürgen/Elisabeth Müller-Luckner (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert (= Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien; 58), München 2003.
- Rezzori, Gregor von: Wer sind die Halbstarke?, in: Italiaander/Godal, Teenagers, S. 97-102.
- Riesman, David: Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky, Hamburg 1958.
- Roche Lexikon der Medizin, München 2003<sup>5</sup>.
- Roeßler, Wilhelm: Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart, Düsseldorf 1957.
- Rosenmayr, Leopold: Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter, Wien 1963.
- Rosenmayr, Leopold: Hauptgebiete der Jugendsoziologie, in: König, Handbuch, Bd. 2.
- Rosenmayr, Leopold: Jugend, in: König, Handbuch, Bd. 6.
- Rosenmayr, Leopold: Zwischen Sippe und Modernität, in: Martin Kohli/Marc Szydlík (Hrsg.), Generationen, Familie und Gesellschaft, Opladen 2000, S. 179-202.
- Rosenmayr, Leopold/Eva Köckeis/Henrik Kreuz (Hrsg.): Kulturelle Interessen von Jugendlichen, Wien/München 1966, S. XLVII.
- Rösler, Jutta (Hrsg.): MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien, Wiesbaden 2007.
- Roth, Heinrich: Jugend und Schule zwischen Reform und Restauration, Hannover 1961.
- Roth, Heinrich/Hans Thiersch/Hans Tütke: Erziehungswissenschaft, Erziehungsfeld und Lehrerbildung. Gesammelte Abhandlungen 1957-1967, Hannover 1967.
- Roth, Lutz: Der Jüngling und der Jugendliche. Jugendkonzepte in Deutschland zwischen 1750 und 1920, Tübingen 1983.
- Roth, Roland/Dieter Rucht (Hrsg.): Jugendkulturen, Politik und Protest: Vom Widerstand zum Protest? Opladen 2000.

- Sander, Uwe/Ralf Vollbrecht (Hrsg.): Jugend im 20. Jahrhundert. Sichtweisen, Orientierungen, Risiken, München 2000.
- Sarasin, Philipp: Geschichtswissenschaft und Diskurstheorie, Frankfurt a.M. 2003.
- Savage, Jon: Teenage. Die Erfindung der Jugend (1875-1945), Frankfurt a.M. 2008.
- Schaefer, Wolfgang/Mungo Miller: Schwierigkeiten in der Umfrageforschung in den fünfziger Jahren in Deutschland: Erinnerungen und Beobachtungen, in: ZUMA-Nachrichten 43 (1998), S. 8-35.
- Schäfer, Gerhard: Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft – Strategien der Soziologie in den 50er Jahren, in Bollenbeck/Kaiser, 50er Jahre, S. 115-142.
- Schäfers, Bernhard: Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung, Opladen 1995<sup>5</sup>.
- Schäfers, Bernhard: Helmut Schelsky – ein Soziologe der Bundesrepublik. Eine Erinnerung aus Anlass seines 25. Todestages, in: Soziologie 38 (2009), H. 1, S. 48-59.
- Schäfers, Bernhard: Die „Skeptische Generation“ von Helmut Schelsky – revisited nach 45 Jahren, in: Mansel u.a., Theoriedefizite, S. 31-40.
- Schäfers, Bernhard/Wolfgang Zapf (Hrsg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Opladen 1998, S. 352-361.
- Schalk, Helge: Diskurs. Zwischen Allerweltswort und philosophischem Begriff, in: Archiv für Begriffsgeschichte 40 (1997/98), S. 56-104.
- Schallück, Paul: Von deutscher Tüchtigkeit, in: ders., Zum Beispiel. Essays, Frankfurt a.M. 1962.
- Scharmann, Dorothea-Luise: Konsumverhalten von Jugendlichen (= Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde; Bd. 12), München 1965.
- Schaub, Horst/Karl G. Zenke (Hrsg.): Handwörterbuch der Pädagogik, München 1995.
- Schelsky, Helmut: Lage und Aufgaben der angewandten Soziologie in Deutschland, in: Soziale Welt (1950/1951), H. 1, S. 3-14.
- Schelsky, Helmut (Hrsg.): Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend. Erarb. von der Sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung von Jugendfragen im Deutschen Gewerkschaftsbund, 2 Bde., Köln 1952
- Schelsky, Helmut: Die Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme, Dortmund 1953.
- Schelsky, Helmut: Zukunftsaspekte der industriellen Gesellschaft, in: Merkur 8 (1954), S. 13-28.
- Schelsky, Helmut: Beruf und Freizeit als Erziehungsziele der modernen Gesellschaft, in: Die Deutsche Schule 48 (1956), S. 246-261.
- Schelsky, Helmut: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf 1957.
- Schelsky, Helmut: Die Stellung der Jugend in der Gesellschaft, in: Brodil, Jugend, S. 19-27.
- Schelsky, Helmut: Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft, Reinbek 1957.
- Schelsky, Helmut: Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Düsseldorf 1959.
- Schelsky, Helmut: Anpassung oder Widerstand? Soziologische Bedenken zur Schulreform, Heidelberg 1961.
- Schelsky, Helmut: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965.
- Schelsky, Helmut: Gesellschaftlicher Wandel, in: ders., Suche, S. 337-351.

- Schelsky, Helmut: Rückblick auf die ‚skeptische Generation‘, in: ders., Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Neuaufgabe, Frankfurt a.M./ Berlin/Wien 1975.
- Schelsky, Helmut/Heinz Kluth/Ulrich Lohmar/Rudolf Tartler: Arbeiterjugend gestern und heute. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen, Heidelberg 1955.
- Scheuch, Erwin K.: Ein Interview über das Interview, 2 Bde, geb. Diplomarbeit, Köln 1952/53.
- Scheuch, Erwin K.: Umfragen über die deutsche Jugend, in: KZfSS 9 (1956), S. 643-658.
- Scheuch, Erwin K.: Untersuchungen über die heutige Situation der deutschen Jugend, in: KZfSS 8, 1956, S. 124-142; S. 329-346.
- Scheuch, Erwin K.: Meinungsforschung, in: von Beckenrath, Handwörterbuch, S. 277-285
- Scheuch, Erwin K.: Das Interview in der empirischen Sozialforschung, in: König, Handbuch, Bd. 2, S. 66-190.
- Scheuch, Erwin K.: Die Jugend gibt es nicht. Zur Differenzierung der Jugend in heutigen Industriegesellschaften, in: C.F. Siemens, Jugend, S. 54-78.
- Scheuch, Erwin K.: Von der deutschen Soziologie zur Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 16 (1990), H. 1, S. 30-50.
- Schiefer, Albert: Deutschlands vorsichtige junge Männer. Die junge Generation im Spiegel empirischer Untersuchungen, in: Die neue Gesellschaft 5 (1958), S. 127-134.
- Schildt, Axel: Hegemon häuslicher Freizeit – Rundfunk in den 50er Jahren, in: ders./Sywottek, Modernisierung, S. 458-476.
- Schildt, Axel: Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995.
- Schildt, Axel: Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998.
- Schildt, Axel: Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre, München 1999.
- Schildt, Axel: Die Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland bis 1989/90 (= Enzyklopädie deutscher Geschichte 80), München 2007.
- Schildt, Axel/Arnold Sywottek: „Wiederaufbau“ und „Modernisierung“. Zur westdeutschen Gesellschaftsgeschichte in den fünfziger Jahren, in: APuZ 6/7 (1989), S. 18-32.
- Schildt, Axel/Arnold Sywottek (Hrsg.): Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993.
- Schildt, Axel/Detlef Siegfried (Hrsg.): Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960-1980, New York/Oxford 2006.
- Schimetschke, Heinz: Der jugendliche Mopedfahrer. Eine verkehrspsychologische Untersuchung der Verhaltensmotivation männlicher Jugendlicher, München 1958.
- Schissler, Hanna: „Normalization“ as Project. Some thoughts on gender relations in West Germany during the 1950s, in: dies., Years, S. 359-375.
- Schissler, Hanna (Hrsg.): The Miracle Years. A Cultural History of West Germany 1949 to 1968, Princeton 2001.

- Schmidtchen, Gerhard: Die befragte Nation. Über den Einfluss der Meinungsforschung auf die Politik, Freiburg 1959.
- Schmidtchen, Gerhard: Die repräsentative Quoten-Auswahl. Bericht über ein Quota-Random-Experiment des Instituts für Demoskopie Allensbach, Allensbach 1961.
- Schörken, Rudolf: Die Niederlage als Generationserfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft, Weinheim/München 2004.
- Schückler, Georg: Irrwege moderner Meinungsforschung. Zu „Umfragen in der Intim-Sphäre“, Köln 1956.
- Schultz, Clemens: Die Halbstarke (= Psychologische Studien über die Jugend zwischen 14-25, H. 2), Leipzig 1912.
- Schulz, Klaus Peter: Die Wurzeln des sozialen Defaitismus, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 2 (1951), H. 1, S. 2-7.
- Schwarz, Karl: Analyse der räumlichen Bevölkerungsbewegung, Hannover 1969.
- Schwarz, Norbert/Hans-Jürgen Hippler/Elisabeth Noelle-Neumann: Einflüsse der Reihenfolge von Antwortvorgaben bei geschlossenen Fragen, in: ZUMA-Nachrichten 25 (1989), S. 24-38.
- Schwarz, Peter: Die Ära Adenauer. 1949-1957, Stuttgart 1981 (= Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2).
- Schwendter, Rolf: Theorie der Subkultur, Frankfurt a.M. 1971.
- Seibt, Gustav: Aussortieren, was falsch ist. Wo wenig Klasse ist, da ist viel Generation: Eine Jugend erfindet sich, in: DIE ZEIT vom 02.03.2000, S. 38.
- Seidelmann, Karl: Bund und Gruppe als Lebensformen deutscher Jugend. Versuch einer Erscheinungskunde des deutschen Jugendlebens in der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts, München 1955.
- Seidelmann, Karl: Rezension zu Wilhelm Roeblers Jugend im Erziehungsfeld, in: deutsche jugend 5 (1957), H. 12, S. 434-435.
- Sethe, Paul: Die Herrschaft der 2000, in: Die Welt vom 19.01.1957.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.): Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, Frankfurt a.M. 2006.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.): Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich, Frankfurt a.M. 2010.
- Sieburg, Friedrich: Die Lust am Untergang: Selbstgespräch auf Bundesebene, Hamburg 1961.
- Siegfried, Detlef: „Trau keinem über 30“? Konsens und Konflikt der Generationen in der Bundesrepublik der langen sechziger Jahre, in: APuZ 45 (2003), S. 25-32.
- Siegrist, Hannes/Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka (Hrsg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a.M./New York 1997.
- Sohn, Karl-Heinz: Jugend, Betriebsvertretungen, Gewerkschaften. Eine Untersuchung über das Verhältnis schulentlassener Jugendlicher zu Betriebsvertretungen, Gewerkschaften und politischen Parteien, Köln 1956.
- Speitkamp, Wilhelm: Jugend in der Neuzeit. Deutschland vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, Göttingen 1998.
- Spranger, Eduard: Psychologie des Jugendalters, Heidelberg 1949<sup>20</sup>.
- Spranger, Eduard: Kulturfragen der Gegenwart, Heidelberg 1953.
- Spranger, Eduard: Gibt es in Westdeutschland eine Jugendideologie? In: ders., Kulturfragen, S. 66-86.

- Spranger, Eduard: Jugend zwischen Sport, Film und Technik, in: Die Leibeserziehung. Monatszeitschrift für Lehrer und Ärzte, Jugend und Jugendleiter, 6 (1956), S. 161-165.
- Stackelberg, Karl-Georg von: Souffleur auf politischer Bühne. Von der Macht der Meinungen und den Meinungen der Mächtigen, München 1975.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1950ff.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wirtschaft und Statistik, Wiesbaden 1953ff.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Die Jugend im wirtschaftlichen und sozialen Leben der Bundesrepublik Deutschland (= Statistik der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 220), Stuttgart/Mainz 1959.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Preise Löhne Wirtschaftsrechnung. Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, Stuttgart 1964.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972, Stuttgart/Mainz 1972.
- Stiebler, Wolfgang: „Sind Sie der Meinung, daß...?“ Empirische Sozialforschung in Deutschland, in: Der Monat 6 (1954), S. 123-139.
- Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hrsg.): Das geistige Bild der Studenten. Ihre Einstellung zur Politik, Kultur und Hochschulfragen. Eine Umfrage unter Studenten 1960, Bonn 1962.
- Strzelewicz, Willy: Jugend in ihrer freien Zeit (= Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 11), München 1965.
- Stückrath, Fritz/Georg Schottmeyer: Psychologie des Filmerlebens in Kindheit und Jugend, Hamburg 1955.
- Stückrath, Fritz/Georg Schottmeyer: Fernsehen und Großstadtjugend, Braunschweig 1967.
- Szöllösi-Janze, Margit: „Aussuchen und Abschießen!“ – Der Heimatfilm in den Fünfziger Jahren als historische Quelle, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44 (1993), S. 308-321.
- Szöllösi-Janze, Margit: Wissensgesellschaft – ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte?, in: Hockerts, Koordinaten, S. 277-305.
- Tartler, Rudolf: Die soziale Gestalt der heutigen Jugend und das Generationsverhältnis der Gegenwart, in: Schelsky u.a., Arbeiterjugend, S. 263-349.
- Tartler, Rudolf: Die soziale Generationsgestalt und das Generationsverhältnis in der Gegenwart, Univ., Diss., Hamburg 1954.
- Tenbruck, Friedrich H.: Jugend und Gesellschaft: Soziologische Perspektiven, Freiburg 1962.
- Tenbruck, Friedrich H.: Väter und Söhne. Das Generationenproblem in neuer Perspektive, in: Böse, Freiheit, S. 125-139.
- Tenbruck, Friedrich H.: Alltagsnormen und Lebensgefühle in der Bundesrepublik, in: Löwenthal/Schwarz, Republik, S. 289-310.
- Thomae, Hans: Das Verhältnis von Arbeit, Freizeit, Familie im Hinblick auf die Jugend, in: Loeffler, Arbeit.
- Thomae, Hans: Gegenwartsjugend und Gegenwartsgesellschaft. Empirische Beiträge zu einer Charakteristik der jungen Generation, in: Zeitschrift für Politik 3 (1956), H. 2, S. 166-175.



- Thomae, Hans (Hrsg.): Entwicklungspsychologie (= Handbuch der Psychologie, Bd. 3), Göttingen 1959.
- Thomae, Hans: Forschungsmethoden der Entwicklungspsychologie, in: ders., Entwicklungspsychologie, S. 46-77.
- Thomae, Hans: Probleme der seelischen Reifung bei Jugendlichen in dieser Zeit, in: Joachim-Jungius-Gesellschaft, Jugend, S. 29-42.
- Thomae, Hans: Vorbilder und Leitbilder der Jugend (= Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 6), München 1965.
- Trotha, Trutz von: Zur Entstehung der Jugend, in: KZfSS 34 (1982), S. 254-277.
- Ubbelohde, Julia: Der Umgang mit jugendlichen Normverstößen, in: Herbert, Wandlungsprozesse, S. 402-435.
- Undeutsch, Udo: Die psychische Entwicklung der heutigen Jugend, München 1966.
- Utermann, Karl: Freizeitprobleme bei den männlichen Jugendlichen einer Zechengemeinde, Köln/Opladen 1957.
- Uttitz, Pavel: Determinanten des Freizeitverhaltens in den letzten 30 Jahren, in: ZA-Information 16 (1985), S. 22-39.
- Verhandlungen des Deutschen Bundestages/Stenographische Berichte, Bonn 1949ff.
- Verheyen, Nina: Diskutieren in der Frühen Bundesrepublik. Zur Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ zwischen Re-education und Studentenbewegung. Veröffentlichung der Arbeitsgruppe Zivilgesellschaft: Historisch-Sozialwissenschaftliche Perspektiven des Forschungsschwerpunkts Zivilgesellschaft, Konflikte und Demokratie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, Berlin 2003.
- Vogelgesang, Waldemar: „Meine Zukunft bin ich!“ Alltag und Lebensplanung Jugendlicher, Frankfurt a.M./New York 2001.
- Volkmer, Ingrid/Dieter Baacke/Heinrich Lienker/Ralf Schmölders (Hrsg.): Jugend 1900-1970. Zwischen Selbstverfügung und Deutung, Opladen 1991.
- Volkmer, Ingrid: Teenager – Ausgangspunkt medialer und ästhetischer Kommerzialisierung der Jugendphase, in: dies. u.a., Jugend, S. 142-154.
- Wagner, Ernst/Ulrich Plank: Jugend auf dem Land. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Erhebung über die Lebenslage der westdeutschen Landjugend, München 1958<sup>2</sup>.
- Wasmund, Klaus: Leitbilder und Aktionsformen Jugendlicher nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland bis zu den 60er Jahren, in: Dowe, Jugendprotest, S. 211-231.
- Weber, Heike: Vom Ausflugs- zum Alltagsbegleiter. Tragbare Radios und mobiles Radiohören 1950-1970, in: Rösler, MedienAlltag, S. 129-138.
- Wehler, Hans-Ulrich: Modernisierungstheorie und Geschichte, Göttingen 1975.
- Wehler, Hans-Ulrich: Umbruch und Kontinuität. Essays zum 20. Jahrhundert, München 2000.
- Wehler, Hans-Ulrich: Emotionen in der Geschichte: Sind soziale Klassen auch emotionale Klassen?, in: ders., Umbruch, S. 251-264.
- Weisbrod, Bernd: Generation und Generationalität in der Neueren Geschichte, in: APuZ 8 (2005).
- Weischer, Christoph: Das Unternehmen ‚Empirische Sozialforschung‘. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, München 2004.

- Wenke, Hans: Die Jugend und die Welt, in: *Studium Generale* 4 (1951), H. 10, S. 587-609.
- Wensierski, Hans-Jürgen: Vom unreifen Befehlsempfänger zum selbstbewußten Argumentationsakrobaten. Eine Analyse jugendlicher Verselbständigungskonzepte anhand der Leserbriefberatung der Jugendzeitschrift BRAVO 1966-1986, in: Abels u.a., Weg, S. 497-685.
- Wettach, Sven: Was denkt das Volk? Eine Geschichte der Umfrageforschung 1930-1980, Marburg 2007.
- Whyte, William Foote: *Street Corner Society. The social structure of an Italian slum*, Chicago 1943.
- Wildt, Michael: Die Kunst der Wahl. Zur Entwicklung des Konsums in Westdeutschland in den 50er Jahren, in: Siegrist u.a., *Konsumgeschichte*, S. 307-325.
- Wilke, Reinhard: *Die Volkshochschule in der Bundesrepublik und Berlin/Bonn* 1956.
- Wimmer, Michael: Fremdheit zwischen den Generationen. Generative Differenz, Generationsdifferenz, Kulturdifferenz, in: Ecarius, *Generation*, S. 81-113.
- Winkler, Heinrich-August: *Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte, Bd. 2: Vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung*, München 2000.
- Wölber, Hans-Otto: *Religion ohne Entscheidung. Volkskirche am Beispiel der jungen Generation*, Göttingen 1959.
- Wollenweber, Hellmut/Ulrich Planck (Hrsg.): *Die Lebenslage der westdeutschen Land-Jugend*, 2 Bde., München 1956.
- Wuermeling, Franz-Joseph: *Demokratie und Jugendschutz*, Köln-Klettenberg o.J. [1959].
- Wurdack, Ernst: Film und Landjugend, in: *Jugend Film Fernsehen* 6 (1962), H. 3, S. 71-180.
- Wurzbacher, Gerhard: *Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Untersuchung an den 45 Dörfern und Weilern einer westdeutschen ländlichen Gemeinde. Unter Mitarbeit von Renate Pflaum*, Stuttgart 1954.
- Wurzbacher, Gerhard/Dieter Kappe (Hrsg.): *Gruppe, Führung, Gesellschaft. Begriffskritik und Strukturanalysen am Beispiel der Christlichen Pfadfinderschaft Deutschlands*, München 1961.
- Wurzbacher, Gerhard/Walter Jaide/Renate Wald/Hasso von Recum/Marlis Cremer: *Die junge Arbeiterin. Beiträge zur Sozialkunde und Jugendarbeit*, München 1958.
- Zapf, Wolfgang: *Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919-1961*, München 1965.
- Zbinden, Hans: *Über Jugend und Alter in der Gesellschaft von heute*, Stuttgart-Degerloch 1962.
- Ziehe, Thomas: Die alltägliche Verteidigung der Korrektheit, in: Bucher/Pohl, Schock, S. 254-258.
- Ziemann, Benjamin: Das Ende der Milieukonstellation. Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945, in: *Comparativ* 9 (1999), H. 2, S. 89-101.
- Ziemann, Benjamin: *Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945-1975 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 175)*, Göttingen 2007.
- Zinnecker, Jürgen: „Das Problem der Generationen“. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text, in: Reulecke u.a., *Generationalität*, S. 33-58.

- Zinnecker, Jürgen: Die Jugendstudien von EMNID/Shell 1953-1955. Zur Archäologie repräsentativer Jugendforschung im Nachkriegsdeutschland und zugleich zu einigen Schwierigkeiten der Wiederholung solcher Studien, in: Fischer u.a., Jugendliche Bd. 3, S. 409-480.
- Zinnecker, Jürgen: Kindheit, Erziehung, Familie, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 97-292
- Zinnecker, Jürgen: Politik. Parteien. Nationalsozialismus, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 321-408.
- Zinnecker, Jürgen: Jugend in der Gegenwart – Beginn oder Ende einer historischen Epoche, in: Baacke/Heitmeyer, Widersprüche, S. 24-45.
- Zinnecker, Jürgen: Jugendkultur 1940-1985, Opladen 1987.
- Zinnecker, Jürgen: Fünf Jahrzehnte öffentliche Jugend-Befragung in Deutschland. Die Shell-Jugendstudien, in: Merks/ders., Jahrbuch 2001, S. 243-274.
- Zinnecker, Jürgen: Das Deutungsmuster Jugendgeneration. Fragen an Karl Mannheim, in: Merks/ders., Jahrbuch 2002, S. 61-98.
- Zinnecker, Jürgen: Forschung im sozialen Feld „Jugend“. Deutsche Jugendforschung zwischen Nachkriegszeit und beschleunigter Moderne, in: Diskurs 1 (2003), S. 7-18.

## 5.2 Synopse: Jugendumfragen

### EMNID I

*Befragungszeitraum:* November 1953  
*Alterstufen:* 15-24-Jährige  
*Befragte:* 1.498  
*Befragungsgebiet:* BRD (ohne West Berlin, Saarland)  
*Schwerpunkte:* Jugend u. Gemeinschaft, seelische Probleme, Einstellung zum Beruf, politische und religiöse Einstellung  
*Primärpublikation:* EMNID-Institut für Meinungsforschung: Jugend zwischen 15 und 24, Bielefeld 1954.

### EMNID II

*Befragungszeitraum:* November 1954  
*Alterstufen:* 15-24-Jährige  
*Befragte:* 1.493  
*Befragungsgebiet:* BRD (ohne West Berlin, Saarland)  
*Schwerpunkte:* Jugend u. Gemeinschaft, seelische Probleme, Einstellung zum Beruf, politische und religiöse Einstellung  
*Primärpublikation:* EMNID-Institut für Meinungsforschung: Jugend zwischen 15 und 24, Bielefeld 1955.

### EMNID III

*Befragungszeitraum:* Dezember 1955  
*Alterstufen:* 15-24-Jährige  
*Befragte:* 1.464  
*Befragungsgebiet:* BRD (ohne West Berlin, Saarland)  
*Schwerpunkte:* Jugend u. Gemeinschaft, seelische Probleme, Einstellung zum Beruf, politische und religiöse Einstellung, Freizeit  
*Primärpublikation:* Fröhner, Rolf/Wolfgang Eser/Karl Friedrich Flockenhaus: Wie stark sind die Halbstarke? Bielefeld 1956.

### EMNID 1961

*Befragungszeitraum:* Juni-Juli 1961  
*Alterstufen:* Jahrgänge 1941-1946  
*Befragte:* 2.063  
*Befragungsgebiet:* BRD (ohne West Berlin, Saarland)  
*Schwerpunkte:* Vorbilder, Werte, politische Meinung, Freizeit  
*Primärpublikation:* EMNID: Grundeinstellungen und Orientierungsmaßstäbe der Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren in der Bundesrepublik, o.O. o.J. [1961].

### EMNID IV

*Befragungszeitraum:* Jan-Feb 1964  
*Alterstufen:* Jahrgänge 1940-1949  
*Befragte:* 2.380  
*Befragungsgebiet:* BRD (ohne West Berlin)  
*Schwerpunkte:* Schule, Beruf, Erziehung, Vereine, Freizeit- und Konsumverhalten  
*Primärpublikation:* Viggo Graf Blücher: Junge Menschen 1964. Lebensbereiche, Denkweisen, Gesellungsformen, Bielefeld 1966.

**EMNID V**

*Befragungszeitraum:* Juli-September 1965  
*Alterstufen:* Jahrgänge 1944-1951  
*Befragte:* 2.057  
*Befragungsgebiet:* BRD (ohne West Berlin)  
*Schwerpunkte:* Mediennutzung  
*Primärpublikation:* Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend. Bildung und Freizeit, o.O. o.J. [1966].  
*Datensatz:* ZA-Studiennr. 0246

**NWDR**

*Befragungszeitraum:* Frühjahr 1953  
*Alterstufen:* 15-24-Jährige  
*Befragte:* 959  
*Befragungsgebiet:* Sendegebiet NWDR (Schleswig-Holstein, Hamburg, Niedersachsen und NRW)  
*Schwerpunkte:* Mediennutzung; Einstellung zu Glauben, Politik und Beruf; Freizeitinteressen und -beschäftigungen  
*Primärpublikation:* Nordwestdeutscher Rundfunk (Hrsg.): Jugendliche heute. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der Hörerforschung des NWDR, München 1955.

**DIVO 1956**

*Befragungszeitraum:* Frühjahr 1956  
*Alterstufen:* 16-24-Jährige  
*Befragte:* 1.579  
*Befragungsgebiet:* BRD  
*Schwerpunkte:* politische Einstellung, Informationsmedien  
*Primärpublikation:* DIVO: Zur ideologischen und politischen Orientierung der westdeutschen Jugend und ihrer Führer. Materialien einer Untersuchung in der Bundesrepublik, Frankfurt a.M. 1957.

**DIVO 1962**

*Befragungszeitraum:* Sept.-Nov. 1962  
*Befragte:* 3.398  
*Befragungsgebiet:* BRD  
*Alterstufen:* 16-24-Jährige  
*Schwerpunkte:* Politische Orientierung, Erziehung  
*Datensatz:* ZA-Studiennr. 0156

**Baumert**

*Befragungszeitraum:* 1949-1951  
*Alterstufen:* 10-11 J. / 13-15 J. / 17-20 J.  
*Befragte:* 1.600 Schüler und Lehrlinge  
*Befragungsgebiet:* Darmstadt  
*Schwerpunkte:* Lebensverhältnisse in „German Middletown“, v. a. Wohnverhältnisse, familiale Umwelt, Erziehung, Alltag  
*Primärpublikation:* Baumert, Gerhard: Jugend in der Nachkriegszeit. Lebensverhältnisse und Reaktionsweisen, Darmstadt 1952.  
*Datensatz:* ZA-Studiennr. 1574

#### Pipping

*Befragungszeitraum:* Aug. 1950 - Jan. 1951

*Alterstufen:* 17-22 Jährige

*Befragte:* 444

*Befragungsgebiet:* BRD

*Schwerpunkte:* „Autoritätsproblem“, Frage nach dem westdeutschen Sozialcharakter, Weltanschauung, politisches Interesse

*Primärpublikation:* Pipping, Knut/Rudolf Abshagen/Anne-Eva Brauneck: Gespräche mit der deutschen Jugend. Ein Beitrag zum Autoritätsproblem, Helsingfors 1954.

*Datensatz:* ZA-Studiennr. 0254

#### Reigrotzki

*Befragungszeitraum:* Juli/August 1953

*Alterstufen:* 18-79 Jahre

*Befragte:* 3.246

*Befragungsgebiet:* BRD

*Schwerpunkte:* Formen kirchlicher Bindung und politischer Teilnahme, Mitgliedschaft in Organisationen, Nutzung von Massenkommunikationsmitteln

*Primärpublikation:* Reigrotzki, Erich: Soziale Verflechtungen in der Bundesrepublik. Elemente der sozialen Teilnahme an Kirche, Politik, Organisationen und Freizeit, Tübingen 1956.

#### Fröhner

*Befragungszeitraum:* Juli-Oktober 1954

*Alterstufen:* <25J.(3%); 25-30J.(10%); 30-50J.(51%); 50-65J.(30%); >65J.(6%)

*Befragte:* 1757 Verheiratete, zu 68% mit Kindern unter 21 Jahren

*Befragungsgebiet:* BRD

*Schwerpunkte:* Familie; Gemeinsamkeit; Vereinzelung; Autorität und Gleichrangigkeit; Erziehungsprobleme

*Primärpublikation:* Fröhner, Rolf / Maria von Stackelberg / Wolfgang Eser: Familie und Ehe. Probleme in der deutschen Familie der Gegenwart, Bielefeld 1956.

#### Planck 1955

*Befragungszeitraum:* Jan-Feb 1955

*Alterstufen:* 17-28-Jährige

*Befragte:* 1.154

*Befragungsgebiet:* BRD, Orte < 5.000 Einwohner

*Schwerpunkte:* Landjugend und Bildung, Beruf, Familie, Freizeit

*Primärpublikation:* Wollenweber, Hellmut/Ulrich Planck (Hrsg.): Die Lebenslage der westdeutschen Land-Jugend, 2 Bde., München 1956.

*Datensatz:* ZA-Studiennr. 0477

#### Pfeil

*Befragungszeitraum:* 1964

*Alterstufen:* Jahrgang 1941

*Befragte:* 800

*Befragungsgebiet:* Hamburg

*Schwerpunkte:* Familie, Beruf, Gesellschaft, Geschlechterbeziehungen, Werte

*Primärpublikation:* Pfeil, Elisabeth: Die 23-Jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtenjahrgang 1941, Hamburg 1968.

### 5.3 Tabellen- und Abbildungsverzeichnis

Tabelle	Bezeichnung	Seite
01	Geburtskohorten	53
02	Geburtsjahrgänge und formative Phase	55
03	Soziale Zusammensetzung Befragtengruppe EMNID III 1955	169
04	Übereinstimmung Freizeitverhalten & Interessengebiet 1953	176
05	Politische Einstellung 1953	178
06	Ausprägung des Nationalempfindens 1961	179
07	Merkmale zum Nationalsozialismus, k.A. 1954/1955	186
08	Urteil der Altersgenossen nach Geschlecht 1964	188
09	Grundsätzliche Einstellung zur Politik 1961	200
10	Verhalten gegenüber Politik 1965	203
11	Verhalten gegenüber Politik 1965 nach Berufsgruppen	204
12	Begründungen für die Vorbildwahl 1954	208
13	Einstellung Berufstätiger zur Arbeit, Vergleich 1955 und 1984	215
14	Arbeit und glückliches Leben 1962 und 1983	216
15	Kirchenbesuch, aufgeteilt nach Alter und Geschlecht 1964	222
16	Freizeitaktivitäten werktags / Wochenende 1954/55	228
17	Verreist nach Schulform, Dauer 1957	230
18	Mediennutzung - NWDR und EMNID im Vergleich	237
19	Lieblingssendungen im Hörfunk 1953	240
20	Häufigkeit Kinobesuch 1953	247
21	Ausgehen 1957	248
22	Kinobesuch, November 1956	250
23	Lesen 1953	252
24	Organisationsgrad 1953	258
25	Informale Bindung 1953	260
26	Vorstellungen über den Ehepartner 1953	262
27	Entscheidungsstrukturen bei Familienentscheidungen 1964	263
28	„Aufklärungsquote“ Jahrgang 1941	266
29	Theatergänger 1953	271
30	Abendbeschäftigungen 1964	271
31	Abendliche Beschäftigungen Landjugend 1955/68	273
32	Abendbeschäftigung nach Schulbildung 1964	279
33	Eherezepte Jahrgang 1941	279
34	Lebenswerte Jahrgang 1941	280
35	Erziehungswerte Jahrgang 1941	281
36	Lebensweisheiten Jahrgang 1941	282
37	Erwachsenenstatus 1964	284
38	Urteil über die Jugend/die Erwachsenen 1962	285
39	Eine einzige nationale Partei 1962	291
40	Disziplin als Erziehungsziel 1962	293
41	Politisches Interesse 1962/1965	294
42	„Politische Avantgarde“ 1965	296
43	Einstellung zur Arbeit 1962	298

44	Einstellung zum Verdienst 1962	299
45	„Teenagerkultur-Aktivist“ 1965	302

Grafik	Bezeichnung	Seite
01	Interesse an Politik 1984-2010	201
02	Interesse an Politik 1965	202
03	Leben als Aufgabe vs. Leben genießen 1956-173	219
04	Auswahl des Radioprogramms 1954	238
05	Häufigkeit jugendl. Kinobesuch nach Berufsgruppen 1953	246
06	Auszug aus dem Elternhaus Jahrgang 1941	278
07	Eine nationale Partei nach Bildung und Geschlecht 1962	290
08	Freunde treffen und ins Kino/ zum Tanzen gehen 1965	301



- QUANTUM** (Association for Quantification and Methods in Historical and Social Research – Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung e.V; founded in 1975) is devoted to the promotion of formal methods, especially of quantitative methods in historical social research. Address: QUANTUM, Liliencronstr. 6, D-50931 Köln, e-mail: zhsf@gesis.org.
- INTERQUANT** (International Commission of the application of Quantitative Methods in History; founded in 1980 within the International Congress of Historical Sciences) is devoted to the promotion of quantitative methods in the historical sciences on an international level. Address: INTERQUANT, c/o ZHSF, Liliencronstr. 6, 50931 Köln, Germany; e-mail: wilhelm.schroeder@gesis.org.
- H-SOZ-U-KULT** (H-Net mailing list for diverse subjects of social and cultural history / Sozial- und Kulturgeschichte; founded in 1996) offers a platform for scholarly discussions, announcements and reports on conferences and research projects, reviews, bibliographical information, special inquiries on historiographical subjects etc. Address: H-Soz-u-Kult, c/o Humboldt-Universität Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, Germany; e-mail: hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de; web: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>.
- AFC** (Association Française de Cliométrie; founded in 2001) is aimed at re-launching cliometrics in France and abroad, that is to say international research on quantitative history structured by economic theory and using statistical and econometric methods. Address: Claude Diebolt, CNRS, BETA (UMR 7522 du CNRS), Université Louis Pasteur, 61 avenue de la Forêt Noire, 67085 STRASBOURG Cedex, France; e-mail: cdiebolt@cournot.u-strasbg.fr; web: <http://www.cliometrie.org/>.
- AGE** (Arbeitsgemeinschaft Geschichte und EDV; founded in 1993) is the German branch of the International AHC. Address: Kai Ruffing, Seminar für Alte Geschichte, Universität Marburg, Wilhelm-Röpke-Str. 6C, 35032 Marburg, Germany; e-mail: ruffing@staff.uni-marburg.de; web: <http://www.age-net.de>.
- AHC** (International Association for History and Computing; founded in 1986) exists to encourage and maintain interest in the use of computers in all types of historical studies at all levels, in both teaching and research. Address: Hans Jørgen Marker, Danish Data Archive, Islandsgade 10, 5000 Odense C, Denmark; e-mail: hjm@dda.dk; web: <http://odur.let.rug.nl/ahc/>.
- FQS** (Forum Qualitative Sozialforschung – Forum Qualitative Social Research; founded in 1999) is a multilingual online journal for qualitative research. Address: Katja Mruck, FQS; FU Berlin, FB 12, WE 09, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin, Germany; e-mail: mruck@zedat.fu-berlin.de; web: <http://www.qualitative-research.net/fqs/>.

### The Journal: Cooperating Associations / Networks / Journals

**HISTORICUM.NET** is a scholarly electronic network for history and arts (i.a. thematic portals, electronic journals, reviews). Address: Gudrun Gersmann, Universität zu Köln, Historisches Seminar, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln, Germany; e-mail: [gudrun.gersmann@uni-koeln.de](mailto:gudrun.gersmann@uni-koeln.de); web: <http://www.historicum.net/>.

**ZOL** (Zeitgeschichte-online, founded in 2004) is a central online-portal and gateway which offers resources related to contemporary history. Address: Jürgen Danyel, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Neuen Markt 1, 14467 Potsdam, Germany; e-mail: [danyel@zeitgeschichte-online.de](mailto:danyel@zeitgeschichte-online.de); web: <http://www.zeitgeschichte-online.de/>.

**PERSPECTIVIA.NET**, founded in 2008, is an international platform for humanities studies. It publishes new texts and book reviews originally online; publications by the institutes abroad so far only available in print will also be retro-digitalised and presented in electronic form with a relevant full-text search capability. Michael Kaiser, c/o Stiftung DGIA, Kronprinzenstrasse 24, 53173 Bonn, Germany, e-mail: [Michael.Kaiser@stiftung-dgia.de](mailto:Michael.Kaiser@stiftung-dgia.de); web: <http://www.perspectivia.net>.

### The Journal: Archiving by Information Services

**JSTOR (ITHAKA)** is a non-profit organization dedicated to preserving and increasing access to scholarly journal literature. JSTOR has created a high-quality, interdisciplinary “trusted digital archive for scholarship”. The JSTOR archives include scholarship published in the highest-quality academic journals (incl. the HSR-Journal and the HSR-Supplement, *moving wall*: two years) across the humanities, social sciences, and sciences, as well as monographs and other materials valuable for academic work. JSTOR has created an electronic archive of the complete back runs of over 1,000 journals in 50 disciplines. More than 6,000 academic institutions and over 700 scholarly publishing organizations around the world participate in this endeavor (since 1995).  
Online: <http://www.jstor.org/>

**SSOAR (Social Science Open Access Repository / GESIS)** offers scholars and scientists from the social sciences and neighbouring disciplines an organisational and technical framework in which they can make their documents electronically available. SSOAR includes HSR-articles from back issues (*moving wall*: two years). SSOAR is an open-access full-text server, SSOAR’s goal is to implement the “green road” to open access by providing users with free electronic access to journal article preprints and postprints and also to other document types. SSOAR saves, catalogues and archives scholarly and scientific electronic documents from the social sciences. These documents can be either born-digital publications or digitised versions of print works (since 2007).  
Online: <http://www.ssoar.info/en.html>

## The Journal: Coverager by Information Services

In recognition of “the high quality and relevance to the scientific community” our journal “*Historical Social Research / Historische Sozialforschung*” has been selected for coverage / archiving in the following databases:

**Social Science Citation Index (Thomson Scientific)** provides access to current and retrospective bibliographic information, author abstracts, and cited references found in over 2,470 of the world’s leading peer-reviewed scholarly social sciences journals covering more than 50 disciplines (since 1956).

Online: <http://scientific.thomson.com/products/ssci/>

**SCOPUS (Elsevier)** is the largest abstract and citation database of research literature and quality web sources. It covers peer-reviewed journals from international publishers (Social Sciences: 2,850 titles), including coverage of Open Access journals, Conference Proceedings, Trade Publications and Book Series (since 2004).

Online: <http://www.scopus.com/>

**SocINDEX with FULL TEXT (EBSCO)** is the world’s most comprehensive and highest quality sociology research database. It contains *abstracts* for more than 1,260 “core” (incl. HSR), 500 “priority” and 2,950 “selective” coverage journals. Further, extensive indexing for books/monographs, conference papers, and other nonperiodical content sources is included. Searchable cited references are also provided. It contains *full text* for 820 journals (incl. HSR, no *moving wall*).

Online: <http://www.epnet.com/>

**Sociological Abstracts (Cambridge Scientific Abstracts)** abstracts and indexes the international literature in sociology and related disciplines in the social and behavioral sciences. Covers journal articles, book reviews, books, book chapters, dissertations, and conference papers (since 1963).

Online: <http://www.csa.com/>

**Historical Abstracts (ABC-CLIO)** covers the history of the world (excluding the United States and Canada) from 1450 to the present, featuring coverage of academic historical journals in over 40 languages (since 1955).

Online: <http://www.abc-clio.com/>

**International Political Science Abstracts (SAGE)** provides non-evaluative abstracts of articles in the field of political science published in journals (and yearbooks) all over the world (since 1951).

Print: <http://www.sagepub.co.uk>

**Social Research Methodology Database (SAGE / NIWI)** provides references to literature on social and behavioral research methodology, statistical analysis, and computer software. Covers international periodicals, readers, research reports, congress proceedings, and books (since 1970).

Online: <http://www.srm-online.nl/index.htm>

**SOLIS (Social Science Literature Information System / GESIS)** provides references to German social science literature – journal articles, contributions in compilations, monographs, and grey literature (since 1977).

Online: <http://www.gesis.org/en/services/specialized-information/>